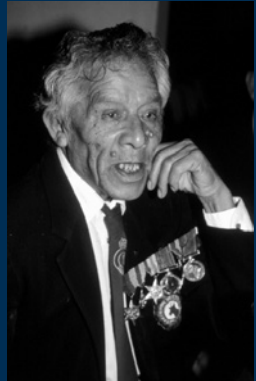


»UNSERE OPFER ZÄHLEN NICHT«



DIE DRITTE WELT IM ZWEITEN WELTKRIEG

DIE DRITTE WELT IM ZWEITEN WELTKRIEG

Rheinisches JournalistInnenbüro

»Unsere Opfer zählen nicht«

DIE DRITTE WELT IM ZWEITEN WELTKRIEG

Fotos Buchumschlag v.l.n.r.:

Frank David Kyzer, Veteran des südafrikanischen *Cape Corps* (Privatarchiv der Autoren)

Britische Kolonialsoldaten aus Ostafrika (Imperial War Museum)

Chamorro-Frau auf der mikronesischen Insel Guam nach der Befreiung von den japanischen Besatzern (National Archives U.S. Marine Corps)

Hilfsarbeiter der Alliierten in Neuguinea (National Archives, U.S. Army Signal Corps)

Musa O. Ami, muslimischer Partisan der antijapanischen Guerilla auf der südphilippinischen Insel Mindanao (Privatarchiv der Autoren)

Gegenüberliegende Seite:

Indischer Soldat vor einem zerstörten italienischen Flugzeug, Afrika 1941 (George Rodger, Magnum)

Rheinisches JournalistInnenbüro

»Unsere Opfer zählen nicht«

DIE DRITTE WELT IM ZWEITEN WELTKRIEG

Herausgegeben von Recherche International e.V.



Assoziation A

Dieses Buch wurde gefördert von:



Nordrhein-Westfälische Stiftung für Umwelt und Entwicklung | Evangelischer Entwicklungsdienst (EED) | Brigitte und Fritz Bilz | Stiftung Umverteilen

Herausgegeben von Recherche International e.V.

Recherche, Redaktion und Text: Birgit Morgenrath und Karl Rössel

Unter Mitarbeit von: Jürgen Clemens (Burma/Ostindien) | Gert Eisenbürger (Lateinamerika und Karibik) | Albrecht Kieser (Nahe Osten, Schwarze im Nationalsozialismus) | Gerhard Klas (Tansania) | Ko Tim-Keung (Hongkong) | Roland Platz (Thailand) | Venant Adoville Saague (Frankophones Afrika) | Nora Sausmikak (China) | Monika Schlicher (Osttimor) | Rainer Werning (Asien)

Fotorecherche: Werner Morgenrath und kv | Lektorat: Theo Bruns | Umschlaggestaltung und Layout: kv | Satz: kv und Holger Deilke | Druck: Winddruck Siegen

ISBN 3-935936-26-5

© Berlin/Hamburg, April 2005:

Assoziation A | Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin | Tel.: 030-69582971 | assoziation-a@t-online.de | hamburg@assoziation-a.de | www.assoziation-a.de

INHALT

- 9** **VORWORT**
von Kum'a Ndumbe III. | Universität Jaunde (Kamerun)
- 13** **Einleitung**
Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg | Zur Auseinandersetzung mit einem verschwiegenen Thema
- 25** **Veteranen aus vier Kontinenten**
»Unserer Opfer zählen nicht!« | Augenzeugen berichten
- 25 »Sie brüllten wie die Wilden«
Wie Edouard Kouka Ouédraogo aus Obervolta unter die Deutschen fiel
- 27 »Wir hatten nur die Pistole meines Vaters«
Wie Remedios Gomez-Paraisa aus den Philippinen gegen die Japaner kämpfte
- 29 »Ohne uns hätten die Amerikaner den Krieg nie gewonnen«
Wie Alfred Alusasa Bisili von den Salomon-Inseln für die Alliierten spionierte
- 31 »Noch im Schlaf kämpfte ich gegen die verdammten Deutschen«
Wie Reg Saunders als erster Aborigine Offizier der australischen Armee wurde
- 35** **Kolonialpläne der Nazis**
»Auch hier liegt unser Lebensraum!« | Ein deutsches Reich in Afrika
- 41** **Spanischer Bürgerkrieg**
Mit einem Tauglichkeitsstempel auf der Brust | Kolonialsoldaten und Interbrigadisten
- 47** **Afrika**
»Unsere Kolonien militärisch voll ausnutzen« | Zwangsrekrutierungen und Zwangsarbeiter
- 47** **Zur Geschichte der afrikanischen Kolonialsoldaten**
- 49 Waffen des Königs | Afrikanische Soldaten unter britischem Kommando
- 51 »Gestern nützlich, heute notwendig und morgen unentbehrlich« | Afrikaner in Frankreichs »Grande Guerre«
- 55** **Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Äthiopien**
- 56 »Terror und Vernichtung« | Die italienische Besatzung in Äthiopien
- 58 »Ein Patriot muss gewinnen oder sterben« | Der äthiopische Widerstand
- 62 »Lang lebe das freie und unabhängige Äthiopien!« | Das Kriegsende in Ostafrika
- 64** **Die britische Kolonialarmee**
- 69 »Sie warfen mich auf einen LKW« | Die Rekrutierungsmethoden der Briten
- 71 Eine Gruppe von Trägern ersetzt zehn Lastwagen | Afrikanische Hilfsarbeiter in der britischen Armee
- 72 »Warum werden Soldaten des Königs wie Sklaven behandelt?« | Truppen zweiter Klasse
- 75 »Schwarze sind keine Hunde« | Proteste, Meutereien und Repressionen

- 79 Apartheid in der südafrikanischen Armee**
83 Wahlverwandtschaften | Nazideutschland und Südafrika
84 »Man kann dem Feind nicht zurufen: »Schießt nicht auf mich!« | Kriegsdienst ohne Waffen
89 Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit | Proteste weißer und schwarzer Soldaten
- 90 Die französische Kolonialarmee**
96 Deutschlands Statthalter in den Kolonien | Das Vichy-Regime in Afrika
100 »Keine Kindergärten und Schulen für Juden!« | Antisemitismus und Repression in Nordafrika
103 Mit »exemplarischen Strafen« ruhig gestellt | Widerstand und Verfolgung in Madagaskar
105 »Eine neue Armee aus Afrika für die Befreiung Europas« | Die Kolonialtruppen de Gaulles
111 »Feuer frei« auf die »tapferen Tirailleurs« | Die Revolte der Kriegsheimkehrer in Thiaroye
- 113 Almosen statt Renten für die Veteranen**
119 Ein Fahrrad für die Natives | Demobilisierung in Südafrika
121 »Gleiche Opfer – gleiche Rechte!« | Veteranen verklagen die französische Regierung
- 124 Veteranen und Befreiungsbewegungen**
131 Tag der Befreiung in Europa – Tag der Trauer in Afrika | Der 8. Mai 1945 in Algerien
- 133 Die Kriegswirtschaft und ihre Folgen**
135 Bodenschätze für den Krieg
138 Zwangsarbeit: Die moderne Form der Sklaverei
141 Nachschub für die Nazis
142 Die zweite koloniale Besetzung
- 145 SCHWARZE IM NATIONALSOZIALISMUS**
 »Alle Schwarzen sind auf der Stelle zu töten« | Schwarze Kriegsgefangene und schwarze Befreier
150 Zwischen Zwangssterilisation und Deportation | Schwarze Deutsche im Nationalsozialismus
- 155 SCHWARZE IN DER US-ARMEE**
 Heimreise im »Waggon für Farbige« | Afroamerikaner und Native Americans in den US-Streitkräften
- 159 LATEINAMERIKA UND KARIBIK**
 »Die netten Nachbarn aus dem Süden« | Rohstoffe und Soldaten
160 »Wahre Wälder von Hakenkreuzfahnen« | Nazisympathisanten in Lateinamerika
162 »Präsident Roosevelt schaut nervös zur Seite« | Die Lateinamerikapolitik der USA
163 »Aus fast nichts wird nichts« | Billige Rohstoffe für die Alliierten
165 Die meisten Opfer waren Zivilisten | Terror deutscher U-Boote vor der Küste Brasiliens
166 Umgeben von Diesel und Blut | Das brasilianische Expeditionskorps in Italien
169 »Mexiko freut sich auf Sie« | Asyl in Lateinamerika
171 Uruguay: Keine Reparatur des Nazi-Schiffs | Der Untergang der »Graf Spee«
173 »Für manche Angelsachsen waren wir Schafe« | Soldaten aus Lateinamerika und der Karibik in den alliierten Streitkräften
175 Von den Deutschen im KZ ermordet | Das Schicksal des Anton de Kom

179 NAHER OSTEN

»Hochziel: Öl!« | Kolonialsoldaten, Kriegsschauplätze und Kollaborateure

- 181 Palästina vor dem Zweiten Weltkrieg
- 186 Deutsche und britische Propaganda im Nahen Osten
- 188 Die Rolle Ägyptens im Zweiten Weltkrieg
- 193 Der Putsch im Irak 1941
- 196 Der Krieg um die Vichy-Kolonien im Nahen Osten
- 197 Der alliierte Einmarsch in den Iran
- 197 Arabische Kollaborateure und Hilfstruppen der Nazis
- 204 Arabische und jüdische Soldaten auf Seiten der Alliierten
- 207 Die Kriegsheimkehrer im Krieg um Palästina

211 ASIEN

»Wir sind das Kind zu vieler Eltern« | Krieg um die Kolonien

211 Zur Geschichte der asiatischen Kolonialsoldaten

213 Japans Aufstieg zur Kolonialmacht

214 Die Groß-Ostasiatische Wohlstandssphäre | Japans Kriegspropaganda

215 Koreas Bedeutung für die japanische Kriegführung

- 217 Chung Ki-Young | Ein Koreaner sucht nach vergessenen Opfern
- 219 Hwang Kum-Ju | Eine Koreanerin erinnert an verschwiegene Kriegsverbrechen
- 223 Verschleppt, vergewaltigt und verleugnet | Die 200.000 Zwangsprostituierten der kaiserlich-japanischen Armee

225 Japans Vernichtungskrieg gegen China

- 227 Das Massaker von Nanking | Erste Augenzeugenberichte nach sechs Jahrzehnten
- 232 Die Sondereinheit 731 | Menschenversuche und biologische Kriegführung
- 234 Das jüdische Ghetto in Shanghai | Nazipläne für die »Endlösung« im Fernen Osten
- 236 Endstation Hongkong | Die britische Kronkolonie unter japanischer Besatzung

239 Indochina unter dem Vichy-Regime

244 Thailand zwischen Kollaboration und Widerstand

248 Die japanische Herrschaft in Malaya und Singapur

- 250 Disziplin, Gehorsam und Loyalität | Die Umerziehung der malaiischen Bevölkerung
- 251 Rache für Nanking | Die chinesische Minderheit in Malaya

255 Indische Kriegsteilnehmer und Kollaborateure

- 258 Mit der Waffen-SS gegen die Résistance | Die Indische Legion der Nazis
- 261 Mit den Alliierten gegen die Faschisten | Die Soldaten der *Royal Indian Army*
- 264 Von Marseille bis Mandalay | Indische Kriegsteilnehmer erinnern sich
- 268 Die vergessene Hungerkatastrophe in Bengalen | Wirtschaftliche Folgen des Krieges in Indien

269 Der Kampf um Burma

274 415 Kilometer Schienen durch den Dschungel | Die »Todesbahn« von Thailand nach Burma

276 Als Befreier bejubelt: Die Japaner auf den indonesischen Inseln

281 Wie ich Romusha wurde | Augenzeugenbericht des Zwangsarbeiters Samlawi aus Java

283	Kolonialsoldaten in Portugiesisch-Osttimor
285	Als Besatzer bekämpft: Die Japaner auf den Philippinen
291	Die erste Kriegsrente mit 103 Jahren
295	Nach dem Krieg war vor dem Krieg: Asien nach 1945
309	OZEANIEN
	»Mit den Soldaten kommt der Krieg« Schauplatz für die Schlachten anderer
309	Zur Geschichte der Kolonialsoldaten in Ozeanien
313	Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Nauru
315	Rauch über der Mündung des Perlenflusses Der japanische Überfall auf Pearl Harbor aus Sicht der Kanaka Maoli
319	Kriegsschauplatz Südpazifik
320	»Sie haben uns behandelt wie Scheiße!« Bauern und Fischer aus Neuguinea als Hilfsarbeiter im Krieg
326	Mit Lendenschurz statt Uniform Insulaner an der Front
330	»Der große Tod« Der Zweite Weltkrieg auf den Salomon-Inseln
336	»Für kleinste Vergehen wurden wir ausgepeitscht« Streiks und Revolten der Insulaner
338	Von der »Bloody Ridge« zum »Iron Bottom Sound« Kriegstourismus auf Guadalcanal
339	»Ohne mich hätte es nie einen US-Präsidenten John F. Kennedy gegeben« Die vergessene Geschichte von Biuku Gasa
341	»Die beste Entscheidung meines Lebens« Ein Pilot der U.S. Air Force erinnert sich an seine Lebensretter
341	Stützpunkte der Alliierten im Südpazifik
343	»Druck auf die Dorfchefs ausüben!« Lastenträger und Hilfstruppen aus Samoa
345	»Der Tod trägt Samthandschuhe« Zwangsarbeiter und Dschungelkämpfer von den Fidschi-Inseln
347	»Bulldozer stark wie Gott« Die Kriegsetappe auf den Neuen Hebriden
353	Warten auf Amerika Kargo-Kult im Südpazifik
355	Die französischen Pazifikkolonien im Krieg
359	Aus der Südsee in den Afrikafeldzug Das »Bataillon du Pacifique«
361	Australien: Aborigines im Zweiten Weltkrieg
364	»Keine Negertruppen aus den USA« Die australische Form der Apartheid
366	Soldaten zum Nulltarif Die Aborigine-Guerilla in Nordaustralien
370	»Wir konnten ruhig sterben« Das »Eingeborenenbataillon« von den Inseln der Torres-Straße
374	Neuseeland: Maoris im Zweiten Weltkrieg
377	Atolle zwischen den Fronten: Der Krieg im Zentralpazifik
380	»Bist du bereit zu sterben?« Das Massaker von Banaba
381	Deportation ins Ungewisse Die Leidensgeschichte der Bewohner von Nauru
388	Die Bedeutung Mikronesiens für die japanische Kriegführung
390	»Kämpfen bis in den Tod!« Letzte Gefechte und Kriegsverbrechen
394	Die Militarisierung Ozeaniens nach 1945
405	Anmerkungen
422	Abbildungsnachweis
423	Literatur und Filme
433	Register

VORWORT

von Kum'a Ndumbe III.

Universität Jaunde (Kamerun)

Sein Leben lang auf eine Entschuldigung warten, die nie kommen wird. Eine Entschuldigung für ein Unrecht, das einem unverschuldet zugefügt wurde. Aber wenn Recht und Unrecht von der Machtposition des Täters und der Ohnmacht des Opfers abhängen, wie lange wird man dann auf eine solche Entschuldigung warten müssen? Und wenn das Unrecht so weit gereicht hat, dass der Täter nur sich selbst als Menschen betrachtet, und das Opfer nur als Werk- und Spielzeug, als menschlichen Rohstoff, den er bis zum letzten Blutstropfen verschleiben und auspressen kann, bevor er als unnütze leere Schale auf den Müllhaufen einer Geschichte ohne Gedächtnis geworfen wird?

Die Journalisten und Journalistinnen, die diese Arbeit vorgelegt haben, geben den Sprach- und Stimmlosen aus Afrika, Asien, Lateinamerika und Ozeanien nach so vielen Jahrzehnten erstmals eine wahre, echte, sensible und menschliche Stimme.

Die Geschichte des Zweiten Weltkriegs erweist sich, wie jede Geschichte, als die der Sieger, aber auch als die der Besitzenden und Wohlhabenden. Deutschland und Japan gehören trotz ihrer militärischen Niederlage in der Geschichtsschreibung zu den Siegern, denn auch wenn die Historiographie in den beiden Ländern eine kritische Befragung und Korrekturen hinnehmen musste, werden sie doch als Menschen gleichen Ranges wahrgenommen. Diejenigen aber, die nach dem Krieg vergessen wurden, als ob sie während des Krieges gar nicht existiert hätten, die mit ihren eigenen Kindern die

Geschichte neu erlernen müssen, ohne eigene Taten in dieser Geschichtsschreibung wiederzufinden, gehören zu den eigentlichen Verlierern. Verlierer und ohne eigene Stimme, so leben bis heute noch Hunderte Millionen Menschen mit ihren Nachkommen in Afrika, Asien, Lateinamerika, in Australien und in der Pazifikregion.

Macht und Stimme

Wer die Macht hat, der hat das Sagen, auch in der modernen Geschichtsschreibung. Deshalb zählen weder die Taten noch die Opfer der unterdrückten und kolonialisierten Menschen. Deutschland und Japan wurden besiegt, aber als Hauptakteure des Krieges haben ihnen Historiker in aller Welt zahlreiche und detaillierte Untersuchungen gewidmet. Als ich Anfang der siebziger Jahre über Hitler und Afrika forschte, wollte mich so mancher deutsche Historiker mit dem Hinweis entmutigen, ich würde nichts finden. Ich fand aber viel in den Archiven! Dokumente, die von den Forschern bis dahin weder gesichtet noch erschlossen worden waren. In den Archiven der Welt ruhen bis heute Akten, welche die Aussagen der hier vertretenen Zeitzeugen bekräftigen werden. Es geht darum, diese Archivdokumente zu

Prinz
Kum'a Ndumbe III.
Professor an der
Universität Jaunde
in Kamerun,
Mitglied im
»Internationalen
Komitee für die
Geschichte des
Zweiten Weltkriegs«
von 1975-1990



sichten und zu erforschen. Aber da dies in erster Linie im Interesse der betroffenen Länder der Peripherie liegt, die heute zwar unabhängig sind, sich jedoch aus wirtschaftlichen Gründen solche Forschungen und Publikationen nur selten leisten können, kommen Stimmen aus diesen Staaten nur selten zu Wort und fehlen so in der internationalen Diskussion.

Die Forscher aus den wohlhabenden Staaten aber unterliegen bewusst oder unbewusst einem stillen Rassismus, der sie dazu führt, Geschehnisse außerhalb ihres eigenen »Wohlstandszentrums« als wenig relevant für ihre Arbeit zu betrachten. So entsteht eine Literatur über den Zweiten Weltkrieg, die sich hauptsächlich mit den reichen Nationen befasst. Wer die Mittel besitzt, bestimmt auch die Themen, Theorien und Richtungen der Forschung. Opfer aus der Peripherie zählen deshalb nicht. Und die Opfer selbst lesen und lernen die von den Zentren der Wohlhabenden veröffentlichte und weltweit verbreitete Literatur zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs und erkennen ihre eigene Geschichte darin nicht wieder. Das vorliegende Buch bricht mit dieser Tradition und verschafft den Menschen aus dem Süden, die ohne Stimme sind, Gehör in den Metropolen und macht die Belange der Opfer zu einem Thema in der Diskussion über den Zweiten Weltkrieg. Dazu haben die Autorinnen und Autoren nicht nur Veteranen und Bürger aus den ehemals kolonialisierten Ländern als Zeitzeugen interviewt, sondern stellen auch die Beiträge von Historikern und Schriftstellern jener Länder gleichgewichtig neben die europäischer Experten. Sie haben mit der Tradition gebrochen, in der deutsche oder europäische Autoren Bücher über andere Staaten und Geschehnisse in der Welt verfassten und veröffentlichten, ohne einheimische Akteure oder Wissenschaftler einzubeziehen. Ein Kapitel wie »Rauch über der Mündung des Perlenflusses – Der japanische Überfall auf Pearl Harbor aus Sicht der Kanaka Maoli« zeigt das Bestreben der Herausgeber nach Multidimensionalität. Auch Vertreter neuer Institutionen zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs aus den betroffenen Ländern wie das 1998 gegründete Forschungszentrum zum Nanking-Massaker

an der Universität der Stadt kommen zu Wort. Es ist erfreulich, dass Bücher mit hohem wissenschaftlichen Anspruch, die den Ansatz des vorliegenden Bandes teilen, nach und nach in Deutschland erscheinen, wie der unlängst von Peter Martin und Christine Alonzo herausgegebene Band über Afrikaner in Nazi-Deutschland und in den Konzentrationslagern.¹ Eine multidimensionale Geschichtsschreibung wird durch Arbeiten wie diese gefördert.

Wie der Kolonialisierte den Kolonialherren im Weltkrieg unterstützte, seine Macht auszubauen

Mit der Einbeziehung der Unterdrückten und Kolonialisierten in die Armeen und Kriegswirtschaften der Kolonialmächte wird deutlich, dass der Zweite Weltkrieg die gesamte Weltbevölkerung betraf. Dadurch unterstützten die kolonialisierten Nationen ihren Unterdrücker im Kampf gegen andere Kolonialherren und schufen damit eine breitere Basis für seine Herrschaft.

»Für jeden Afrikaner, der sich für die Deutschen ausspricht, ist das ebenso eine Sünde wie eines der zehn Gebote zu brechen ... Jeder Afrikaner sollte dafür beten, dass Großbritannien für immer die Herrschaft über uns behält«, schrieb Erika Fiah, Chefredakteur der Swahili-Zeitung *Kwefu* am 29. Juni 1940.

Wie dieses Buch aufzeigt, zogen die kolonialisierten Afrikaner nicht freiwillig in den Kampf, um das »Mutterland zu verteidigen«. Die Kolonialherren rekrutierten junge Männer durch Zwangsmaßnahmen, oft auch mit Hilfe der traditionellen Könige und »Chiefs«, die damit zu bloßen Befehlsempfängern herabgewürdigt wurden. So wurden die Krieg führenden Armeen immer wieder mit neuen Rekruten, Lastenträgern und Hilfstruppen versorgt. »Sie warfen mich auf einen LKW«, erzählt ein afrikanischer Veteran, und in der britischen Armee ersetzte »eine Gruppe von Trägern zehn Lastwagen«. Aber man entführte nicht nur kräftige junge Menschen an die Front, die Japaner versorgten ihre Soldaten mit etwa 200.000 angeblich »bereitwilligen Dienerinnen des Kaisers« (vgl. Seite 223 ff. in diesem Buch) hauptsächlich aus Korea, aber auch aus China, den Philippinen,

Indonesien, Osttimor und Burma. Die Frauen wurden dutzendfach am Tag vergewaltigt, manchmal bis sie starben.

Ein japanischer Kriegsveteran erinnert sich an das Abschichten der Bevölkerung von Nanking in China im Dezember 1937: »Es war üblich, einer jungen Frau, nachdem sie von der Gruppe vergewaltigt worden war, eine Flasche in die Vagina zu stecken, und sie dann, indem man die Flasche in ihr zerstörte, zu töten« (vgl. Seite 227 ff.).

Die meisten Frauen, die überlebten, schwiegen ihr Leben lang. Das Schweigen durchbrechen? Wiedergutmachung fordern? Die koreanische Zwangsprostituierte Hwang Kum-Ju wartet noch immer auf eine öffentliche Entschuldigung aus Tokio. Aber das im Krieg besiegte Japan gehört zu den Gewinnern der Nachkriegszeit. »Hören wir endlich auf damit, uns zu entschuldigen!« heißt es aus Tokio. Seit wann entschuldigt sich ein Sieger oder ein reiches Land mit Macht und Einfluss?

Der Kolonialisierte diente nicht nur als Kanonenfutter an der Front, er beteiligte sich nicht nur an der Ausrüstung und Finanzierung des Krieges, er sorgte nicht nur für den Nachschub, die Frauen waren noch dazu Opfer sexueller Gewalt.

An den Kämpfen in den französischen Kolonien kann man für die Kolonialisierten die Absurdität ihres Einsatzes in diesem Krieg, der nicht der ihre war, noch besser erkennen. Die afrikanischen Soldaten unter dem pro-faschistischen Vichy-Regime kämpften gegen andere afrikanische Soldaten unter der Führung von General de Gaulle. Langassane Kanaté aus der Elfenbeinküste beispielsweise wurde im Krieg beschuldigt, Propagandamaterial für das Freie Frankreich und ein Photo von de Gaulle bei sich zu tragen. »Sie banden ihm die Arme auf den Rücken und peitschten ihn mit einem Ochsenziemer aus. (...) Dann hefteten sie ihm das Photo von de Gaulle auf den Bauch und trieben ihn durch die Stadt. (...) Zum Schluss, als der Geschundene nicht mehr weiter konnte, fesselten sie ihn mit einem Seil um die Achillesfersen, zogen es durch ein Loch in seinen Wadenmuskeln und schlepten ihn so zum Gefängnis.

Als sie dort ankamen, war er tot« (vgl. Seite 99). Für de Gaulle und Frankreich gestorben? Für die Freiheit des Mutterlandes? Als Paris von Truppen unter de Gaulle befreit wurde und im Herbst 1944 die Truppen feierlich in die Stadt einziehen sollten, wurden die Soldaten, die an den Frontlinien bevorzugt wurden, durch weiße Soldaten ersetzt. De Gaulle hatte den Befehl zum »Blanchissement«, zum »Weißmachen« der Streitkräfte erteilt. Die Ausnutzung des Kolonialisierten gegen sich selbst und zur Stärkung der Macht des Kolonialherren fand nach dem Krieg eine Verlängerung in der Demobilisierung der afrikanischen Soldaten, die ohne Sold und Rente nach Hause geschickt wurden.

Mit Entsetzen stellten die von der Front zurückkommenden afrikanischen Soldaten fest, dass sie, zu Hause angekommen, erneut den Status des Kolonialisierten einnehmen mussten und sich jedem Weißen zu unterwerfen hatten. Diese bittere Erfahrung lieferte den Nährboden für die Unabhängigkeitsbewegungen. Der Film von Sembène Ousmane *Camp de Thiaroye* veranschaulicht diese Entwicklung in hervorragender Weise. Er schildert das Massaker an Dutzenden Kriegsheimkehrern aus dem Senegal, die von französischen Soldaten niedergeschossen wurden, weil sie ihre versprochenen Entlassungsprämien einforderten. In Nairobi verwiesen die Briten die afrikanischen Rückkehrer auf ihre »angestammten Plätze«: »Als Ende 1945 die letzten *Askaris* mit dem Zug in Nairobi ankamen, schien plötzlich alles anders. Flaggen waren auf dem Bahnsteig aufgezogen, heißer Tee und Kuchen standen bereit. Aber die Afrikaner stellten bestürzt fest, dass die Tische nur für die weißen Kriegsheimkehrer gedeckt waren, nicht für sie« (vgl. Seite 116).

In anderen Regionen wie in den Philippinen oder in Nordafrika versuchten die Kolonialisierten, ihren Kriegseinsatz mit dem Versprechen auf Unabhängigkeit nach dem Krieg zu verknüpfen. Hier kämpften die Kolonialisierten schon im eigenen Interesse mit dem Ziel, den Kolonialherren zu schwächen und ihn nach dem Krieg zu Konzessionen im Sinne der Unabhängigkeit zu zwingen.

Macht und Rassismus auf dem Schlachtfeld

Die Teilnahme von kolonialisierten Soldaten sollte sie nicht zu dem Trugschluss verleiten, sie wären ebenbürtige Kameraden ihrer weißen Mitkämpfer. Dies sollte, wo immer es ging, deutlich gezeigt werden: nicht nur in der Militärlieferant, sondern auch auf dem Schlachtfeld, in der Kleidung, in der Verpflegung, in der Unterbringung usw. So war es nicht unüblich, in der französischen Armee barfußige schwarze Soldaten, die so genannten *Tirailleurs*, anzutreffen. Eine französische Kantine war den Weißen vorbehalten, eine afrikanische Feldküche den Schwarzen. Der Veteran Tafolotien Soro erinnert sich: »Die Franzosen erhielten sogar Wein zum Essen. Wenn wir sie um etwas Wein baten, antworteten sie: Ihr seid Sklaven und Sklaven bekommen keinen Wein.« Aber wenn es darum ging, ins offene Feuer zu laufen und die Brust hinzuhalten, hatten die Afrikaner Vorrang, berichten viele afrikanische Veteranen. Der bekannte Schriftsteller und Theoretiker Frantz Fanon, selbst Kriegsteilnehmer auf Seiten des Freien Frankreich, beschreibt diese rassistische Haltung detailliert in Büchern wie *Peau noir, masque blanc* (»Schwarze Haut, weiße Masken«).

Nach der Demobilisierung zeigten die Kolonialherren den Einheimischen unmissverständlich ihren Platz in der Gesellschaft: ganz unten! Ihre Funktion im Krieg bestand darin, zu dienen und die Macht ihrer Herren ohne Widerspruch zu stärken. Nur an der Front herrschte eine andere Logik. Die Kugeln kennen keine Hautfarbe, und hier zerbrach der rassistische Mythos der Überlegenheit der Weißen, zumal wenn Afrikaner gegnerische Weiße töteten oder gefangen nahmen. Nicht zuletzt diese Erfahrungen erschütterten nach dem Zweiten Weltkrieg – vorübergehend – den Rassismus der Europäer und die Herrschaft der Kolonialmächte.

Lernen aus der Geschichte?

Die beiden Weltkriege haben im Großformat gezeigt, wie Menschen durch den Krieg in die Barbarei zurückfallen, moralische Grenzen durchbrochen werden und jede Humanität verloren geht.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs inszenieren Menschen im Kampf um die Macht ständig Kriege auf allen Kontinenten, und im Jahr 2005 fragen wir uns verwundert, warum wir unfähig sind, aus der Geschichte zu lernen. Auch die Geschichte vom »sauberen Krieg« im 21. Jahrhundert erweist sich als große Propagandalüge. Soll es immer so weitergehen?

Die Journalisten aus Deutschland, dem Land, das die unbeschreiblichen Verwüstungen im Zweiten Weltkrieg verursacht hat, bevor sie selbst geboren wurden, verdienen Hochachtung für ihre Arbeit. Sie hätten sich, wie so viele andere ihrer Kollegen aus den Machtzentren der Welt, in Detailfragen der Kriegsgeschichte der Metropolen verlieren und die eindimensionale Geschichtsschreibung fortführen können. Tatsächlich jedoch haben sie mit dieser Dokumentation wesentliches Material zur Entwicklung einer multidimensionalen Geschichtsschreibung zusammengetragen, die auch die Perspektiven der ehemals unterdrückten und bis heute abhängigen Länder der Peripherie berücksichtigt. Sie sollte zur Grundlage des Geschichts- und Politikunterrichtes werden.

Gerade zu Beginn des 21. Jahrhunderts muss sich der Beobachter fragen, ob nicht letztlich brutale Gewalt das Machtgefälle in den Beziehungen zwischen Staaten und Menschengruppen zementiert, die Interpretation der Ereignisse monopolisiert und die Geschichtsschreibung bestimmt. Es scheint, als hätten wir keine Lehren aus der Vergangenheit ziehen können. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Institutionen wie die UNO in der Hoffnung geschaffen, dass Kompromisse zwischen den Staaten einen dauerhaften Frieden in der Welt garantieren könnten. Es scheint, dass sich die Welt heute immer mehr von diesem Ideal der Multilateralität entfernt. Es besteht die Gefahr, dass auch die Kriege der Gegenwart eindimensional aus der Perspektive der Sieger und Wohlhabenden wahrgenommen werden. Dieses Buch ist deshalb nicht nur ein Versuch, bestehende Lücken in der Geschichtsschreibung zu füllen, sondern auch ein Appell, politische Ereignisse der Gegenwart anders und in all ihren Facetten wahrzunehmen.

EINLEITUNG

Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg

Zur Auseinandersetzung mit einem verschwiegenen Thema

Als der Zweite Weltkrieg begann, war Großbritannien die größte Kolonialmacht und verfügte über ein Imperium, das ein Viertel der Erde sowie ein Viertel der Weltbevölkerung umfasste und sich von Jamaika und Lateinamerika über Ostafrika und Indien bis nach Südostasien und in den Zentralpazifik erstreckte. Die französischen Kolonien in der Karibik, Nord- und Westafrika, Indochina, Melanesien und Polynesien waren zusammengenommen zwanzigmal größer als Frankreich und hatten mehr als einhundert Millionen Einwohner. Mit Libyen, Eritrea und Somaliland herrschte auch die faschistische Regierung Italiens bei Kriegsbeginn in Afrika über ein Kolonialgebiet, das um ein Vielfaches größer war als das eigene Land. Die Kolonie Niederländisch-Indien (Indonesien) hatte die Größe Westeuropas. Die USA hielten die Philippinen und militärstrategisch bedeutsame Inseln im Pazifik wie Guam und Hawaii besetzt. Und Japan kontrollierte mit Mikronesien den Nordpazifik sowie die koreanische Halbinsel, Formosa (Taiwan) und die Mandschurei.

Deutschland hatte seine Kolonien in Afrika und der »Südsee« zwar nach dem Ersten Weltkrieg an die Siegermächte abtreten müssen, doch ihre Rückgewinnung und die Eroberung weiterer Kolonialgebiete gehörten zu den erklärten Kriegszielen des NS-Regimes. Schon nach der verheerenden Niederlage Frankreichs im Juni 1940 gewann Nazideutschland Einfluss auf die französischen Kolonien, die unter der Kontrolle der Kollaborationsregierung in Vichy standen, und bezog aus

ihnen Rohstoffe für seine Rüstungsindustrie. Auch die Bündnispartner des NS-Regimes suchten im Zweiten Weltkrieg ihre Kolonialreiche auszubauen. Nach dem italienischen Überfall auf Äthiopien träumte Mussolini von der Wiedergeburt eines *Imperium Romanum* in Ostafrika, und Japan hoffte, mit seinen Feldzügen in China, Südostasien und der Pazifikregion ein »großasiatisches Reich« begründen zu können.

Im Kampf gegen die faschistischen Kriegstreiber¹ bezogen auch die Alliierten ihre Kolonien von Anfang an in den Zweiten Weltkrieg mit ein. Die kolonisierten Länder mussten nicht nur kriegswichtige Rohstoffe zu Spottpreisen abgeben, sondern stellten auch Millionen Soldaten sowie (Zwangs-)Arbeiter und Arbeiterinnen für die alliierten Streitkräfte. Ohne den Beitrag der Kolonialisierten hätte der Zweite Weltkrieg einen anderen Verlauf genommen und die Befreiung der Welt vom deutschen und italienischen Faschismus sowie vom japanischen Großmachtwahn wäre noch schwerer und langwieriger gewesen. Weite Teile der so genannten Dritten Welt² – von der lateinamerikanischen Küste über West- und Nordafrika, den Nahen Osten, China, Indien und Südostasien bis zu zahlreichen Inselgruppen im Stillen Ozean – waren auch Kriegsschauplätze. Dabei geriet die einheimische Bevölkerung nicht selten zwischen die Fronten und sah sich zu Kriegsdiensten aller Art gezwungen. Millionen Opfer und schwere Zerstörungen in den betroffenen Ländern waren die Folge. Allein bei der Befreiung der philippinischen Hauptstadt

Manila von den japanischen Besatzern kamen 100.000 Zivilisten ums Leben, und in China starben im Zweiten Weltkrieg mehr Menschen als in den Ländern der faschistischen Achsenmächte zusammen.

Soldatenfriedhöfe, Kriegsgräber und Denkmäler für Gefallene in allen Kontinenten zeugen von den Opfern des Zweiten Weltkriegs in aller Welt. Sie finden sich rund um den Globus: in Rio de Janeiro wie in Montevideo, in Algier wie in Tunis, in Burkina Faso und in Äthiopien, im Dschungel von Burma und in den philippinischen Bergen, auf den Marianen-Inseln und auf Tahiti. Trotzdem tauchen die Kriegsoffer aus der Dritten Welt in den gängigen Statistiken über die »Menschenverluste« des Zweiten Weltkriegs nicht auf. Denn die Kolonialherren haben sie entweder gar nicht erst gezählt oder den eigenen Verlusten zugeschlagen und damit unkenntlich gemacht.³

Erst nach ihrer Unabhängigkeit konnten die Kolonialisierten ihre Versionen der (Kriegs-)Geschichte aufarbeiten und niederschreiben. Es ist deshalb kein Zufall, dass in vielen Ländern der Dritten Welt erst in den siebziger Jahren historische Werke über den Zweiten Weltkrieg und Memoiren von Kolonialsoldaten erschienen. Nicht wenige davon waren motiviert von der Ignoranz der Kolonialmächte gegenüber den Veteranen und den Hinterbliebenen der Kriegsoffer. Joseph Issoufou Conombo aus dem westafrikanischen Obervolta zum Beispiel kämpfte im Krieg in Europa an der Front, übernahm danach unter der französischen Kolonialverwaltung das Amt des Bürgermeisters von Ouagadougou, der Hauptstadt seines Landes, und amtierte dort nach des-

Ein Infanterist aus Neuguinea, ausgezeichnet für seine Einsätze hinter den feindlichen Linien, demonstriert bei Schießübungen seine Treffsicherheit



sen Unabhängigkeit im Jahre 1960 erst als Außenminister, dann als Premierminister. Ein schwerer Autounfall zwang ihn 1974 zu einem Krankenhausaufenthalt in Frankreich, als dort gerade die Feierlichkeiten zum 30. Jahrestag der alliierten Landung in der Normandie stattfanden. Presse, Rundfunk und Fernsehen berichteten ausführlich über die Truppen des Freien Frankreich und über die Parade, die deren Kommandant, General Charles de Gaulle, mit dem Anführer des französischen Widerstands, General George Bidault, auf den Champs-Élysées abnahm. Joseph Issoufou Conombo verfolgte die Bilder von seinem Krankenbett aus und erkannte darauf einige der französischen Offiziere und Kriegsteilnehmer, die er als Soldat in de Gaulles Kolonialtruppen kennen gelernt und mit denen er für die Befreiung Frankreichs gekämpft hatte. Doch in den Berichten der französischen Medien über den Jahrestag wurden »die schwarzen Soldaten nicht mit einem Wort« erwähnt: »Weder von unseren Einsätzen in Toulon und in der französischen Provinz war die Rede noch von denen bei der Schlacht um Monte Cassino in Italien.« Joseph Issoufou Conombo begann deshalb noch am selben Tag, seine Kriegserlebnisse niederzuschreiben, *Die Erinnerungen des Tirailleur Sénégalais mit der Stammnummer 51084*. Er widmete dieses Buch »seinen Kameraden«, schrieb es »aber auch für die Franzosen«. Allerdings erschien das Buch in Frankreich erst 15 Jahre später.⁴

Als 1995 der 50. Jahrestag des Kriegsendes gefeiert wurde, sah auch Mike Ajevon in Ghana zahlreiche Dokumentationen im Fernsehen über »die Luftschlacht um England« und »die Kämpfe in der Normandie«. Sie basierten auf Interviews »mit Franzosen, Russen, Deutschen und Amerikanern, die am Zweiten Weltkrieg teilgenommen hatten.«⁵ Die Berichte kamen von europäischen TV-Anstalten, und Mike Ajevon wunderte sich darüber, dass kein einziger Afrikaner darin vorkam. Dabei wusste er aus eigener Erfahrung, dass Hunderttausende Afrikaner am Zweiten Weltkrieg teilgenommen hatten. Er selbst hatte mit der *Royal West African Frontier Force* unter britischem Kommando in Burma gegen die japanischen Truppen gekämpft. »Wir hat-

ten erwartet, dass unsere ehemaligen Kolonialherren aus Europa nach Westafrika kommen würden, um mit uns Veteranen aus Nigeria, Ghana und Sierra Leone den 50. Jahrestag des Kriegsendes zu feiern«, erklärte Mike Ajevon. »Aber nichts dergleichen geschah. Die britische Regierung behandelte uns so, als wären ihr unsere Kriegseinsätze nicht gut genug gewesen.« Mike Ajevon bedauerte dies sehr. Denn er hatte gehofft, Offiziere und Freunde wiederzutreffen, die er seit dem Krieg nicht mehr gesehen hatte. »Es scheint, als hätten wir uns für jemanden abgemüht, der unsere Dienste nicht zu schätzen weiß«, sagte Mike Ajevon später dem ghanaischen Filmemacher Barima Adu-Asamoah, der ihn 1995 für den ersten Dokumentarfilm über »Afrikaner im Zweiten Weltkrieg« interviewte.⁶

Der Historiker Ko Tim-Keung aus Hongkong wurde nach dem Zweiten Weltkrieg geboren und kannte das Los der chinesischen Einwohnerschaft der Stadt unter der japanischen Besatzung nur aus Erzählungen von Angehörigen und Freunden. Hunderttausende Chinesen kamen in den Jahren 1942 bis 1945 in Hongkong ums Leben oder mussten auf das chinesische Festland fliehen. Als Ko Tim-Keung in den neunziger Jahren historische Fakten, Fotos und Augenzeugenberichte über den Krieg für ein Buch und eine Ausstellung des Hongkonger Geschichtsmuseums sammelte, stellte er fest, dass kaum Veröffentlichungen über die Folgen des Zweiten Weltkriegs in Hongkong erschienen sind und selbst ein halbes Jahrhundert später nur wenige Zeitzeugen bereit waren, von ihren schrecklichen Erlebnissen unter dem japanischen Besatzungsregime zu berichten. »Chinesen reden nicht gerne über traurige Erinnerungen.«⁷

In den Philippinen demonstrierten Veteranen im April 2000, um an die weitgehend vergessenen Opfer des »Todesmarsches« auf der Halbinsel Bataan zu erinnern. Dabei hatten die Japaner im April 1942 etwa 30.000 alliierte Kriegsgefangene, die meisten davon Filipinos, zu Tode geschunden. 58 Jahre später schritten Überlebende die Strecke ab. Begleitet von ihren Kindern und Enkeln, Priestern und Studenten, Sportlern und Vertre-

tern politischer Organisationen machten sie auf ihrem mehrtägigen Marsch wie bei einem Kreuzzug in ausgewählten Ortschaften Station, um in Reden und Liedern, mit Straßentheater und Gottesdiensten der Opfer des japanischen Besatzungsterrors zu gedenken.⁸

Asesela Ravuvu, Direktor des Instituts für Pazifikstudien an der Universität der Fidschi-Inseln, hält es für einen »Skandal«, dass selbst sechs Jahrzehnte nach Kriegsende eine Kaserne in seiner Heimatstadt Suva immer noch den Namen »Queen Elizabeth« trägt, aber »nichts und niemand« an die Insulaner erinnert, »die für die Briten gekämpft haben und gefallen sind«. Dabei hat Asesela Ravuvu schon in den siebziger Jahren ein Buch über ihre Kriegseinsätze geschrieben: *Fijians at War 1939–1945*.⁹

1942 an der Strecke
der Thailand-
Burma-Bahn.
Dieses größte
Bauprojekt der
japanischen
Militärs im Zweiten
Weltkrieg bezahlten
Zehntausende
asiatische
Zwangsarbeiter mit
ihrem Leben



Ende der achtziger Jahre luden Historiker und Anthropologen aus Ozeanien Veteranen aus der Pazifikregion zu Konferenzen über den Zweiten Weltkrieg ein. Ihre Berichte verwiesen erstmals öffentlich auf die Hunderttausenden Insulaner, die zwischen die Fronten gerieten und den Krieg führenden Mächten als Soldaten, Hilfstruppen und Zwangsarbeiter dienen mussten.¹⁰

Mitte der neunziger Jahre zeigte das Australian War Memorial die Ausstellung *Too Dark for the light horse*. Zum ersten Mal dokumentierte die nationale australische Kriegsgedenkstätte damit die Einsätze von Aborigines in den australischen Streitkräften. Den Anstoß dazu lieferte das Buch *Forgotten Heroes* (Vergessene Helden), in dem Aborigine-Veteranen 1993 erstmals ihre Erlebnisse in den Kriegen des 20. Jahrhunderts »von der Somme bis Vietnam« beschrieben.¹¹

Anlässlich des 50. Jahrestags des Kriegsendes fanden 1995 in vielen Ländern der Dritten Welt Ausstellungen, Veranstaltungen, Paraden, Konferenzen und Symposien statt. Regisseure aus dem Senegal, Ghana und Gabun drehten Spielfilme und Dokumentationen über das Thema, und Schriftsteller aus Afrika und Asien verarbeiteten ihre Kriegserfahrungen in Romanen.

Veteranenverbände aus Ländern der Dritten Welt sorgten mit dafür, dass das Thema in den neunziger Jahren endlich eine bescheidene Öffentlichkeit fand. Danach konnten die Regierungen der ehemaligen Kolonialmächte die Einsätze ihrer Kolonialsoldaten im Krieg nicht länger totschiweigen. So sah sich die britische Regierung im November 2002 (57 Jahre nach Kriegsende!) veranlasst, in London ein erstes Denkmal für die Soldaten aus

Indien, Pakistan, Bangladesch, Sri Lanka, Afrika, der Karibik und dem Königreich Nepal einzuweihen, die für das Empire in den Krieg gezogen waren. Und zum 60. Jahrestag der alliierten Landung in der Provence im August 2004 lud der französische Präsident Jacques Chirac zwanzig Staatschefs und Regierungsvertreter sowie Hunderte Kriegsveteranen aus Afrika ein, eine »symbolische Geste«, zu der Frankreich bis dahin nicht bereit gewesen war.¹²

Den Historikern, Publizisten und Medien in Deutschland dagegen, dem Land, das die Hauptverantwortung für den Zweiten Weltkrieg und damit auch für die Opfer der Dritten Welt trägt, waren die Kolonialisierten weiterhin nicht der Rede wert. Dabei hat auch die deutsche Wehrmacht Hunderttausende Soldaten aus Nordafrika, dem Nahen Osten, Indien und den besetzten Provinzen im Süden der Sowjetunion an der Front eingesetzt. Und die Befreiung Deutschlands vom Faschismus war nicht zuletzt den Millionen Menschen aus der Dritten Welt zu verdanken, die dafür ihr Leben riskierten oder gefallen sind. Unter denen, die 1945 das letzte Aufgebot der faschistischen Wehrmacht niederrangen und dem Naziregime endlich ein Ende bereiteten, waren Soldaten aus Nord-, West-, Ost- und Südafrika, Araber und Juden aus Palästina, Inder und Pazifikinsulaner, Aborigines und Maoris, Mexikaner und Brasilianer, Afroamerikaner und Native Americans. Aber in der deutschen Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg kommen sie kaum vor. Auch der Medienboom zum 60. Jahrestag des Kriegsendes (in Europa) am 8. Mai 2005 hat daran nichts geändert. Inzwischen tritt selbst die ohnehin verspätete Auseinandersetzung über den Holocaust und die Verbrechen der deutschen Wehrmacht in den Hintergrund, weil sich die Deutschen zunehmend selbst zu Opfern des Zweiten Weltkrieges stilisieren. In zahllosen Fernseh- und Rundfunksendungen, Romanen und Sachbüchern, Kinofilmen und Zeitungsbeiträgen aus jüngerer Zeit ging es um »den Bombenterror der Alliierten auf deutsche Städte«, »das Schicksal deutscher Vertriebener« und die Not »deutscher Kriegsheimkehrer und Trümmerfrauen«. Fragwürdige Psychogramme von

Nordafrika:
Kolonialsoldaten der
britischen Armee
in deutscher
Kriegsgefangenschaft



Nazigrößen wie Hitler, Göring und Goebbels präsentierten derweil deutsche Täter von ihrer »menschlichen Seite«.

Für eine Auseinandersetzung mit den Opfern bleibt daneben kaum Raum, schon gar nicht für die aus der Dritten Welt. Die Geschichte wird gegebenenfalls so verdreht, dass die Millionen Soldaten, Zwangsarbeiter und Zwangsprostituierten aus den kolonialisierten Ländern gar nicht erst erwähnt werden müssen. Die Fernsehdokumentation *Von Hawaii nach Iwo Jima – Der Krieg im Pazifik* in der von Guido Knopp betreuten Reihe *ZDF-History*, ausgestrahlt am 4. September 2004, ist ein Beispiel dafür. Darin wurde behauptet, die meisten der im Zweiten Weltkrieg umkämpften pazifischen Inseln seien »unbewohnt« gewesen. Folglich kam in der 45-minütigen Sendung auch kein einziger Insulaner zu Wort. Tatsächlich jedoch fanden die zentralen Schlachten des Pazifikkriegs in Papua-Neuguinea und auf den Salomonen statt. Auf diesen südpazifischen Inseln lebten damals Millionen Menschen, Zehntausende Insulaner mussten als Soldaten und Zwangsarbeiter für die Kriegsparteien erhalten und Tausende kamen dabei um. Auch auf vielen Inseln des Zentralpazifiks und im nordpazifischen Mikronesien hinterließ der Zweite Weltkrieg eine Spur der Zerstörung und viele Opfer. Den ZDF-Historikern waren sie kein Wort und kein Bild wert. Sie beschränkten sich stattdessen auf die sattsam bekannten und immer gleichen Archivaufnahmen von US-amerikanischen Kriegsschiffen und japanischen Flugzeugträgern, US-amerikanischen Marine-Soldaten und japanischen Kamikaze-Piloten, unterlegt mit dramatischer Musik. Kritiker haben diese Machart zurecht als »Geschichtspornographie« bezeichnet.¹³ Die ZDF-Autoren übersprangen einfach die entscheidenden Jahre des Pazifikkrieges (1942 und 1943) und gingen vom japanischen Angriff auf die US-Flotte Ende 1941 gleich zum Vormarsch der US-amerikanischen Streitkräfte auf das japanische Festland in der Schlussphase des Krieges 1944/45 über.

Im Vorfeld des 60. Jahrestages des Kriegsendes sendete der WDR Ende 2004 einmal mehr den Kriegsfilm

Schnellboote von Bataan von John Ford. Darin zeigen US-amerikanische Soldaten eines Schnellbootgeschwaders nach dem japanischen Angriff auf die Philippinen im Dezember 1941, »was in ihnen und ihren Booten steckt«. Zwar kämpften Hunderttausende philippinische Soldaten und Partisanen gegen die japanischen Invasoren, und Zehntausende Filipinos ließen allein auf der Halbinsel Bataan ihr Leben. Doch in dem Film treten Filipinos allenfalls als Barmänner und Messdiener auf.

Die Kolonialisierten blieben in westlichen Kinofilmen über den Zweiten Weltkrieg sogar dann unsichtbar, wenn diese in Ländern der Dritten Welt produziert wurden. So erhielt 1999 mit *Der Schmale Grad* ein US-amerikanischer Kriegsfilm die höchste Auszeichnung bei der Berlinale (den »Goldenen Bären«), der auf den Salomonen entstanden war. In diesem Film geht es um die monatelangen Stellungskämpfe zwischen alliierten und japanischen Truppen auf der Pazifikinsel Guadalcanal. Japaner und Alliierte setzten dort Zehntausende Insulaner als Frontsoldaten, Kundschafter, Küstenwächter, Spione, Führer, Funker, Sanitäter, Träger, Fahrer, Fischer und als Hilfskräfte beim Bau von Straßen, Flughäfen,

Französische
Kolonialsoldaten
mussten als
Kriegsgefangene
Zwangsarbeit leisten



Bougainville im Februar 1944: Hilfsarbeiter besprühen stehende Gewässer mit Insektiziden, um die Malaria-Gefahr für die alliierten Truppen einzudämmen. Die Originalbildunterschrift der US-Marine zu diesem Foto: »Ihre Bezahlung war das Essen, das sie in der Kantine bekamen«



Hafenanlagen, Bunkern und Kasernen ein. Einheimische Frauen dienten ihnen als Köchinnen, Wäscherinnen und Prostituierte. Doch der Spielfilm zeigt nur einen einzigen Insulaner im Lendenschurz, der scheinbar unbeteiligt an einer US-amerikanischen Einheit vorbeigeht, sowie eine kurze Sequenz über ein idyllisches Dorf unter Palmen, in dem der US-amerikanische Protagonist Ruhe sucht. Die Bilder daraus vermitteln den Eindruck, als seien die Inselbewohner vom Krieg völlig verschont geblieben. Tatsächlich waren die Salomonen bei Kriegsende so stark zerstört, dass die Folgen noch sechs Jahrzehnte später unübersehbar sind.

Die Liste der Beispiele für die Ignoranz der hiesigen Medien gegenüber dem Thema ließe sich beliebig verlängern, und sie verlängert sich mit jeder zum 60. Jahrestag des Kriegsendes angekündigten Fernsehdokumentation und mit jedem aus diesem Anlass produzierten neuen Spielfilm im Kino.

Selbst wissenschaftliche Publikationen und Sachbü-

cher über den Zweiten Weltkrieg hierzulande erwähnen die Kolonialisierten kaum. Dabei sind inzwischen einige Berichte von Kolonialsoldaten und Zeitzuginnen aus der Dritten Welt in Französisch, Englisch, Spanisch, Chinesisch und anderen Sprachen erschienen. Aber sie wurden nicht ins Deutsche übersetzt.¹⁴ Deutsche Historiker und Sozialwissenschaftlerinnen haben bislang allenfalls Studien über einzelne Aspekte des Themas veröffentlicht, etwa über »Kriegsveteranen in Nordbenin« oder »Westafrikanische Veteranen der französischen Armee (...) aus Obervolta«.¹⁵

Selbst die Internationalismusbewegung hat die Bedeutung und die weitreichenden Konsequenzen des Zweiten Weltkriegs für die wirtschaftliche und politische Entwicklung der Dritten Welt in der Nachkriegszeit nicht erkannt. Deutschsprachige Publikationen wie die von Kum'a Ndumbe III. über »NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas«, die Untersuchung von Victor Farías über »Die Nazis in Chile« und das Sonderheft der Südostasien Informationsstelle über die Folgen des Zweiten Weltkriegs in einigen asiatischen Ländern anlässlich des 50. Jahrestags des Kriegsendes wurden zwar rezipiert und rezensiert, aber Debatten über die Rolle der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg und die möglichen Schlussfolgerungen für die Solidaritätsarbeit im Land der Kriegsverursacher ergaben sich daraus nicht. Dabei ist schon die zeitliche Begrenzung dieses Krieges auf die Jahre 1939 bis 1945 eurozentristisch. In Afrika begann der Zweite Weltkrieg 1935 mit dem Einmarsch der Italiener in Äthiopien. 1937 hatte Japan neben Korea bereits die Mandschurei besetzt und dehnte seinen Krieg gegen China nach Süden aus.

Als die Achsenmächte 1945 endlich kapitulierten, war der Krieg in vielen Länder der Dritten Welt auch noch nicht zu Ende. In Algerien massakrierten französische Truppen am 8. Mai 1945, der als »Jahrestag der Befreiung« bis heute in Frankreich gefeiert wird, Zehntausende Demonstranten, die für die Unabhängigkeit des Landes demonstrierten. In Hanoi rief Ho Chi Minh zwar schon nach der Kapitulation der japanischen Besatzungsmacht im September 1945 die Unabhängigkeit

Vietnams aus, aber Frankreich und die USA versuchten, sie in einem dreißigjährigen Krieg wieder rückgängig zu machen. Auf den Philippinen setzten Partisanen, die nach dem Abzug der US-amerikanischen Streitkräfte 1942 drei Jahre lang alleine den japanischen Besatzern Widerstand geleistet hatten, ihren Befreiungskampf 1945 nahtlos gegen die alten und neuen Kolonialherren aus den USA fort. Und auch in China endete der Krieg erst 1949 mit dem Sieg der revolutionären Volksarmee Mao Tse-tungs über die Truppen Chiang Kai-sheks.

Allerdings waren die Kolonialisierten im Zweiten Weltkrieg nicht bloß Opfer. Einige nationalistische und antikoloniale Bewegungen in der Dritten Welt sympathisierten offen mit der faschistischen Kriegsallianz, und Hunderttausende Kolonialsoldaten zogen freiwillig für sie an die Front. So dünn die deutschsprachige Literatur zum Thema ansonsten auch ist, so vergleichsweise groß ist die Zahl der Beiträge, in denen das Verhalten von Kollaborateuren aus der Dritten Welt untersucht und nicht selten verteidigt wird.¹⁶ So suchen einige Autoren zum Beispiel zu entschuldigen, warum sich hohe arabische Politiker den Nazis angedient haben. Selbst die Auseinandersetzung mit der aktiven Beteiligung des höchsten palästinensischen Funktionärs jener Zeit, des Großmuftis von Jerusalem Amin al-Husseini, am Holocaust scheint manchen deutschen Islamwissenschaftlern und Teilen der Palästina-Solidarität eher lästig denn notwendig. »Asienexperten« ignorieren den faschistischen Führerkult, den Thailands langjähriger Militärdiktator Phibun in den vierziger Jahren aus Europa importierte, ebenso wie die Unterstützung der japanischen Kriegführung durch hochrangige Funktionäre der indonesischen Befreiungsbewegung. Und selbst der »Indischen Legion« der deutschen Wehrmacht können deutsche Autoren positive antikoloniale Züge abgewinnen, obwohl sich die dafür rekrutierten Inder 1944 in die Waffen-SS eingliedern ließen und für Massaker an der Zivilbevölkerung in Frankreich verantwortlich sind.

Die Verharmlosung der Kollaboration ist so frappierend, weil es in all den genannten Ländern auch antikoloniale Kräfte gab, die jede Kollaboration mit Faschisten

strikt ablehnten und deren rassistische Politik anprangerten. Schließlich setzte das NS-Regime seine antisemitische Hetze und die Verfolgung von Juden auch auf anderen Kontinenten durch. Das reichte vom Verweis jüdischer Kinder von der Schule durch das Vichy-Regime in Algerien über Berufsverbote für jüdische Kolonialbeamte in Indochina bis zur Einrichtung eines jüdischen Ghettos im japanisch besetzten Shanghai und zu konkreten Plänen der deutschen NS-Funktionäre vor Ort, jüdische Flüchtlinge noch in China zu liquidieren.

Wer den politischen Eliten in den kolonialisierten Ländern unterstellt, sie hätten den Charakter des Faschismus nicht erkennen können, nimmt sie nicht ernst. Medien in aller Welt berichteten über den antisemitischen Terror in Deutschland und die mörderischen Folgen der

In der *Arabischen Legion* der Briten dienten seit Kriegsbeginn Araber und Juden. Erst 1941 wurde eine eigene jüdische Einheit, die *Jewish Brigade Group*, gebildet



japanischen Kriegführung. Am 17. Dezember 1942 veröffentlichten die Alliierten eine Erklärung in 23 Sprachen, um den Völkermord des NS-Regimes an den europäischen Juden weltweit bekannt zu machen. Selbst auf abgelegenen Inseln des Pazifik warnten Dorfchefs vor der Politik Hitler-Deutschlands, wie in diesem Buch nachzulesen ist. Antikoloniale Bewegungen, die mit den faschistischen Kriegstreibern kollaborierten und deren Politikmuster zu kopieren versuchten, tendierten auch in der Nachkriegszeit zu autoritären Organisationsformen. Ihre Vorstellungen von nationaler Unabhängigkeit klammerten die soziale und politische Befreiung aus. In Ländern wie dem Irak und Indonesien, Burma und Thailand bereiteten sie vielmehr langjährigen Militärdiktaturen den Weg.

Wenn dieses Buch dazu beiträgt, Diskussionen über Zusammenhänge zwischen Kollaboration und autoritären Nachkriegsregimen in der Dritten Welt anzustoßen, wäre dies ein willkommener Nebeneffekt.

In der Hauptsache geht es uns jedoch darum, das Schweigen über die Opfer der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg zu brechen, das nur den für den Krieg und für die kolonialen Abhängigkeitsverhältnisse Verantwortlichen nutzt. Denn eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema könnte für sie weitreichende Folgen haben: Würden die Opfer der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg anerkannt, könnten ihre Nachfahren die Kriegsverursacher zur Rechenschaft ziehen.

Wie der nigerianische Nobelpreisträger für Literatur, Wole Soyinka, in Bezug auf die Versklavung Afrikas geschrieben hat, ist jede Auseinandersetzung der Kolonialmächte mit ihrer Vergangenheit nur dann glaubwürdig, wenn sie bereit sind, ihre historische Schuld einzugestehen, die Konsequenzen zu tragen und Entschädigungen zu zahlen.¹⁷ Auch die Indienstnahme von Kolonialiserten im Krieg ist eine Form der Versklavung, die Soyinka als »Verweigerung der Freiheit des Handelns« und als »Leibeigenschaft, sei es des Körpers oder des menschlichen Willens« charakterisiert. In diesem Sinne verweigerten die Krieg führenden Staaten Millionen Menschen ihr »Menschsein«, indem sie die Bevölke-

rung in den kolonialisierten und besetzten Ländern als Soldaten, Hilfsarbeiter oder auch Prostituierte zwangsrekrutierten. Der Umgang mit diesen vergessenen Kriegsoffizieren ist ein Beispiel für das, was Soyinka »Kultur der Straflosigkeit« nennt: Hinterbliebenen gefallener Kolonialsoldaten wurden Pensionen verwehrt. Zahllose Zwangsarbeiter und Zwangsprostituierte erhielten nie eine Entschädigung. Kriegsverbrechen wie die Massaker der deutschen Wehrmacht an afrikanischen Kolonialsoldaten in Chasseley, der französischen Streitkräfte an westafrikanischen Kriegsheimkehrern im senegalesischen Thiaroye und der Japaner an der Zivilbevölkerung im chinesischen Nanking blieben ungesühnt. Millionen Opfer von Hungerkatastrophen, die in Folge des Zweiten Weltkriegs in Nordvietnam, Bengalen und Ostafrika ausbrachen, sind vergessen. Für die Schäden, die sie mit ihrem Krieg in vielen Ländern Nordafrikas, Asiens, Ozeaniens und an der Küste Lateinamerikas anrichteten, haben die Verursacher aus den Achsenmächten nie angemessene Reparationszahlungen leisten müssen.

Aber auch die Alliierten verwehrten den kolonialisierten Ländern nach Kriegsende die Unabhängigkeit und rekrutierten weiterhin Kolonialsoldaten für ihre Kriege. Noch 1958 protestierten Vertreter afrikanischer Befreiungsbewegungen bei einer Konferenz in Ghana (der *All-African People's Conference* in Accra) vergeblich dagegen, dass die Kolonialmächte »in ihrem schändlichen Machtpoker« noch immer afrikanische Soldaten »gegen ihre Brüder in Algerien, Kenia, Südafrika, Kamerun, der Elfenbeinküste, Rhodesien und am Suezkanal« einsetzten.¹⁸

»Gewalt gegen ein Mitglied der menschlichen Gemeinschaft (ist) ein Gewaltakt gegen die gesamte Menschheit«, schreibt Wole Soyinka¹⁹ und begründet so, dass den Kolonialmächten nach Einrichtung des Internationalen Strafgerichtshofs nicht länger »globale Amnestie« gewährt werden dürfe. Tatsächlich listet das im Jahr 2002 verabschiedete Statut des Gerichtshofs als »Verbrechen gegen die Menschheit« auf, was Millionen Kolonialisierte im Zweiten Weltkrieg erdulden

mussten: »Nötigung von Kriegsgefangenen oder anderen abhängigen Personen zu Diensten in den Streitkräften«, »rechtswidrige Gefangennahme«, »Vertreibungen«, »zwangsweise Umsiedlungen«, »Entzug von Grundrechten wegen der Zugehörigkeit zu bestimmten Bevölkerungsgruppen«, »Tötung oder Verletzung unbewaffneter oder wehrloser Kombattanten«, »Nötigung zur Prostitution«, »Vergewaltigungen«, »sexuelle Versklavung« und das »Aushungern von Zivilpersonen«.

Würden diese Kriterien rückwirkend auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs angewandt, könnten Millionen Menschen aus Afrika, Asien, Lateinamerika und Ozeanien Entschädigungen verlangen, um, wie es der nigerianische Schriftsteller Chinweizu formuliert, »instand zu setzen«, was durch den Krieg zerstört worden ist, nicht nur »ökonomisch«, »technologisch«, »institutionell« und »politisch«, sondern auch »sozial«, »psychologisch«, »organisatorisch« und »kulturell«.

Würde der Beitrag der Kolonialiserten in der antifaschistischen Kriegsallianz endlich anerkannt, könnte dies zudem weitreichende Konsequenzen für die Politik gegenüber den Ländern der Dritten Welt haben. Schon deshalb wird das Thema von den für den Zweiten Weltkrieg Verantwortlichen und von den Kolonisatoren bis heute gleichermaßen hartnäckig verdrängt und verschwiegen.

Die Autorinnen und Autoren dieses Buches erheben nicht den Anspruch, die Folgen des Krieges für die Kolonialiserten bereits theoretisch einordnen und fertige analytische Schlussfolgerungen anbieten zu können. Vielmehr geht es uns mit diesem Buch darum, dafür zunächst einmal die nötigen Grundlagen zu schaffen und die wichtigsten empirischen Fakten sowie Aussagen von Zeitzeugen über die Kriegsfolgen für die Dritte Welt zur Verfügung zu stellen.

Wir versuchen in diesem Buch, einen ersten Überblick über Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges in Afrika, Asien, Ozeanien, dem Nahen Osten und Lateinamerika zu geben. Vorüberlegungen dazu gab es im Rheinischen JournalistInnenbüro bereits Mitte der neunziger Jahre. Seitdem haben wir recherchiert, wie

und in welchem Umfang Kolonisierte – als Soldaten, (Zwangs-)Arbeiter oder Zwangsprostituierte – von den Krieg führenden Streitkräften eingesetzt und wie sie im Krieg und danach behandelt wurden, welche ökonomischen, sozialen und politischen Folgen die Zurichtung weiter Teile der Dritten Welt auf die Kriegswirtschaft und Kriegführung hatte und welche Schlussfolgerungen die Opfer und ihre politischen Bewegungen daraus gezogen haben.

Wir haben uns bemüht, vor allem Augenzeuginnen, Kriegsveteranen, Sozialwissenschaftlerinnen und Historiker aus der Dritten Welt zu befragen und ihre schriftlichen Zeugnisse auszuwerten. Wir wollten die Geschichte der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg soweit wie möglich aus der Perspektive der Kolonisierten

Burava 1942:
Chinesische
Truppen auf der
Burma Road, ihrer
einzigsten
Nachschubroute
nach Unterbrechung
aller Straßen-
verbindungen im
Grenzgebiet zu Nord-
vietnam durch die
japanischen Invasoren



Fort Umberto,
Äthiopien:
Wachtruppen der
britischen Armee,
darunter Kolonial-
soldaten aus Indien
und dem Sudan,
führen
italienische
Kriegsgefangene ab

beschreiben. Ihre Stimmen zu sammeln und zu Gehör zu bringen, die Geschichte des Zweiten Weltkriegs »von unten« zu beleuchten ist eines der Hauptanliegen dieses Buches.²⁰ Allerdings ließ sich dieser Ansatz aufgrund der begrenzten personellen, finanziellen und zeitlichen Möglichkeiten nicht für das gesamte Buch durchhalten. So mussten wir uns zum Beispiel in den Kapiteln zum Nahen Osten und Lateinamerika mehr auf die Auswertung von Literatur stützen als in denen zu Afrika, Asien und Ozeanien, wo wir selbst recherchieren konnten.

Darstellungen aus der Perspektive der Kolonialisier-ten sind nicht nur in der deutschen Geschichtsschreibung rar, sondern auch in der englischen und französischen. Zwar gibt es einige herausragende Arbeiten

aus Großbritannien, Frankreich, Australien und den USA, in denen Augenzeugen aus einzelnen Regionen der Dritten Welt ausführlich zu Wort kommen.²¹ Und einige Wissenschaftler haben aufwändige Oral-History-Projekte über die Kriegsfolgen in Ländern der Dritten Welt (zum Beispiel in Vanuatu) durchgeführt.²² Doch auch das Gros des fremdsprachigen Quellenmaterials sieht anders aus. John Hamilton, im Krieg Zugführer und Fernmelde-Offizier in der 81. westafrikanischen Division, schreibt zum Beispiel, dass selbst die ausführlichste englischsprachige Geschichte über die Schlacht um Burma die 65.000 Kolonialsoldaten aus Westafrika, die dort auf Seiten der Alliierten gekämpft haben, in gerade mal vier Zeilen abhandelt.²³ Und Timothy Parsons, der ein Buch über Kolonialsoldaten aus den bri-



tischen Kolonien in Afrika geschrieben hat, weist darauf hin, dass sämtliche historischen Untersuchungen über die Geschichte der *King's African Rifles* aus Ostafrika »von oben« geschrieben seien und dazu tendierten, »die Disziplin afrikanischer Truppen mit Loyalität zu verwechseln«. ²⁴ Besondere Bedeutung erhielt vor diesem Hintergrund die Auswertung von Literatur über den Zweiten Weltkrieg, die sich in Ländern der Dritten Welt selbst finden ließ. Allerdings sind viele dieser Publikationen nirgends registriert und nur in Archiven und Buchhandlungen vor Ort zu finden, weshalb sicher nur ein Bruchteil davon für dieses Projekt berücksichtigt werden konnte. ²⁵ (Hinweise auf weitere Quellen sind deshalb weiterhin willkommen.) Die Initiatoren dieses Buchprojektes sind nicht so vermessen, den Anspruch zu erheben, die Geschichte der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg erschöpfend erforscht und beschrieben zu haben. Tatsächlich ließen sich nur wesentliche Züge dieser Geschichte erfassen und anhand von ausgewählten (Länder-)Beispielen vertiefen.

Im Ergebnis hat zum Beispiel Afrika in diesem Buch ein größeres Gewicht als Lateinamerika und der Nahe Osten, weil die Krieg führenden Länder aus den afrikanischen Kolonien nicht nur strategische Rohstoffe bezogen, sondern auch Millionen Kolonialsoldaten und Zwangsarbeiter. In den Kapiteln über Asien und Ozeanien haben wir uns auf die Länder konzentriert, die vom Krieg am stärksten in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Schon das ließ sich nur in eingeschränktem Maße realisieren, weil wir die Kosten für Arbeiten an diesem Projekt über weite Strecken selbst tragen mussten.

Insgesamt haben wir zwar in 30 Ländern Afrikas, Asiens und Ozeaniens für dieses Buch recherchiert und Interviews geführt, doch bei den meisten unserer Reisen war diese Arbeit nur am Rande anderer journalistischer Aufträge möglich.

Nach 1999 erlaubten uns Flugkostenzuschüsse des Evangelischen Entwicklungsdienstes (EED) sowie ein Reisekostenzuschuss von Brigitte und Fritz Bilz (die in Köln die *Bilz-Stiftung* ins Leben gerufen haben) die Ausdehnung unserer Recherchen vor Ort. Den Genann-

ten gilt unser aufrichtiger Dank, weil ohne das Vertrauen, das sie schon in dieser frühen Phase in das Projekt gesetzt haben (und mit Druckkostenzuschüssen in der Endphase erneut unter Beweis stellten), dieses Buch nicht entstanden wäre.

1999 gründete sich mit *Recherche International e.V.* ein Verein, der die Förderung investigativer Recherchen in der Dritten Welt im Allgemeinen und die Realisierung dieses Buches im Besonderen zu seinem Anliegen machte und sich dabei auch durch Dutzende Absagen potentieller Förderinstitutionen im In- und Ausland nicht entmutigen ließ.

Anfang 2003 lagen zwar zahlreiche Bücher, Broschüren, historische Dokumente, Videofilme und Tonkassetten mit Interviews aus vielen Ländern und in verschiedenen Sprachen vor, aber erst die finanzielle Förderung durch die *Nordrhein-Westfälische Stiftung für Umwelt und Entwicklung* über fast zwei Jahre erlaubte uns, diese umfangreichen Materialien angemessen auszuwerten und in der vorliegenden Form zu publizieren. Dank dieser Unterstützung konnten wir auch Texte und Interviews aus dem Niederländischen, Spanischen, Koreanischen, Tagalog und Pidgin-Englisch übersetzen lassen. Die Sichtung und Auswertung japanischer und arabischer Quellen war uns dagegen nicht möglich.

Um zumindest die größten Lücken in unserem Material zu schließen, baten wir 2004 Experten für bestimmte Regionen und Themen um Mitarbeit. So hat Gert Eisenbürger das Manuskript zu Lateinamerika und der Karibik beigesteuert. Rainer Werning recherchierte für das Projekt in Asien und lieferte damit die Grundlagen für das entsprechende Kapitel. Nora Sausmikat ist die eindringliche Beschreibung des japanischen Vernichtungskrieges in China zu verdanken. Ko Tim-Keung lieferte Material über die japanische Besatzungszeit in Hongkong, Roland Platz über Thailand, Monika Schlicher über Osttimor und Jürgen Clemens über Ostindien/Burma. Venant Adoville Saague hat französischsprachige Literatur über die Rolle Afrikas im Zweiten Weltkrieg recherchiert und die Passagen über die französischen Kolonien auf dem afrikanischen Kon-

tinent verfasst. Wir danken allen Genannten herzlich für ihre engagierte Mitarbeit.

Die Federführung dieses Buches lag beim Rheinischen JournalistInnenbüro: Von Albrecht Kieser stammt der Exkurs über Schwarze im Nationalsozialismus, und er hat Wesentliches zur Erstellung des Kapitels über den Nahen Osten beigesteuert. Gerhard Klas hat in Tansania recherchiert. Birgit Morgenrath und Karl Rössel haben nicht nur die meisten Texte dieses Buch erstellt, sondern auch das gesamte Manuskript mehrfach durchgesehen und umgearbeitet, um es zu vereinheitlichen und in die vorliegende Form zu bringen. Alle Texte sind somit das Ergebnis eines kollektiven Arbeitsprozesses, bei dem es intensive (auch kontroverse) Debatten unter den Beteiligten gab und einzelne Absätze manchmal mehrfach um- oder auch neu geschrieben wurden. Wir haben deshalb auf die üblichen Angaben zur Autorenschaft vor jedem Kapitel verzichtet.

Als angenehm und anregend erwies sich einmal mehr die Zusammenarbeit mit Theo Bruns vom Verlag Assoziation A und mit Klaus Viehmann. Sie haben sich nicht nur engagiert an der inhaltlichen Debatte über Ausrichtung und Ausgestaltung dieses Buches beteiligt, sondern selbst erhebliche Mehrarbeit aufgrund des stetig wachsenden Manuskriptumfangs mit solidarischem Langmut hingenommen und uns noch in Phasen des größten Stresses mit ihrem freundschaftlichen Zuspruch aufgemuntert. Wir wussten dies sehr zu schätzen.

In der Schlussphase der Buchproduktion erwies sich auch der Wert der aufwändigen Recherchen nach historischen Fotos, die Werner Morgenrath für uns über mehrere Monate in Archiven in aller Welt unternommen hat. Ohne seine Bemühungen wäre die reichhaltige Illustration dieses Buches nicht möglich gewesen. Ihm gebührt dafür ebenso unser Dank wie Christa Aretz für die Korrektur der Druckfahnen und Holger Deilke für die Erfassung der Änderungen sowie der *Stiftung Umverteilen*, die kurz vor der Fertigstellung des Buches noch eine der verbliebenen Deckungslücken bei den Druckkosten übernahm.

Die Liste derjenigen, die uns darüber hinaus bei diesem Buch und insbesondere bei den Recherchen vor Ort über die letzten zehn Jahre behilflich waren, ist lang und kaum noch vollständig nachzuhalten. An erster Stelle zu nennen sind dabei die im Buch namentlich aufgeführten Kriegsteilnehmer und Zeitzuginnen, die zu ausführlichen Gesprächen über ihre Kriegserlebnisse als Kolonialsoldaten, Zwangsarbeiter oder Zwangsprostituierte bereit waren, obwohl diese oft mit schmerzhaften Erinnerungen verbunden waren. Ihre authentischen Zeugnisse lieferten die Grundlagen für dieses Buch.

Auch Historiker und Sozialwissenschaftlerinnen, Journalisten und Archivarinnen, Rundfunkmitarbeiter und Übersetzerinnen, Fahrer und Bibliothekarinnen, ortskundige Führer und zahlreiche weitere Helferinnen standen uns zur Seite. Selbst wenn wir sie nicht namentlich aufführen können, sind wir ihnen allen doch zu großem Dank verpflichtet. Schließlich bitten wir unsere Lebenspartner, Freundinnen bzw. Familien um Vergebung dafür, dass ihre Interessen für die Arbeiten an diesem Projekt oft und über einen langen Zeitraum hintan standen. Ohne ihre Geduld und ihr Verständnis hätte dieses Buch nicht entstehen können.

Auch wenn viele Menschen auf die eine oder andere Weise zur Entstehung dieses Buches beigetragen haben, gehen alle Unzulänglichkeiten, die es enthalten mag, allein zu unseren Lasten. Wir sind uns darüber im Klaren, dass auch dieses Buch, trotz seines Umfangs, nur ein erster, sicherlich unvollkommener Versuch ist, sich diesem Thema zu nähern. Wenn es andere dazu anregt, verbliebene Leerstellen zu füllen, Oberflächliches zu vertiefen und Allgemeines zu konkretisieren, wenn endlich eine wissenschaftliche, publizistische und politische Auseinandersetzung mit den dramatischen Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Dritte Welt begänne, wäre das Ziel dieses Buches erreicht.

Rheinisches JournalistInnenbüro
Köln, im Februar 2005

VETERANEN AUS VIER KONTINENTEN

»Unserer Opfer zählen nicht!«

Augenzeugen berichten

»Sie brüllten wie die Wilden«

Wie Edouard Kouka Ouédraogo aus Obervolta unter die Deutschen fiel

Edouard Kouka Ouédraogo wurde am 27. Februar 1919 in Pislá geboren und lebte in Ouagadougou, der Hauptstadt Obervoltas, als der Zweite Weltkrieg begann. Sein Land stand damals unter französischer Kolonialherrschaft, und so zogen auch Soldaten aus Obervolta in den Krieg gegen Nazi-Deutschland. Ouédraogo war 1939 Unteroffizier des Sechsten Bataillons der *Tirailleurs Sénégalais*, wie die Franzosen ihre Kolonialsoldaten aus Westafrika nannten. Nach Kämpfen an der Somme in Frankreich geriet er am 4. Juni 1940 in Cavillon in deutsche Gefangenschaft, aus der er 1942 entfliehen konnte. Danach schloss er sich der Résistance an, gehörte 1944 zu den Befreiern von Paris und kehrte 1945 nach Westafrika zurück. Nach dem Krieg arbeitete er zunächst in der französischen Kolonialverwaltung beim Zoll und nach der Unabhängigkeit Obervoltas (seit 1984: Burkina Faso) im Gesundheits- und Finanzministerium. 1966 wurde er Minister für öffentliche Bauarbeiten, Post und Telekommunikation. Nach seiner Pensionierung übernahm Edouard Kouka Ouédraogo in seinem Dorf Diglou das Amt eines Hüters der traditionellen Kultur. Er starb 1998.¹ Zu seinen Hinterlassenschaften ge-

hört auch ein Bericht über seine Erlebnisse bei den *boches*, den Deutschen:

»Meine Gefangennahme durch die *boches* habe ich bis heute nicht vergessen. Ich hatte schon in Ouagadougou *Mein Kampf* gelesen und wusste, dass ich für die Deutschen nicht besser war als ein Affe und dass ich es deshalb bloß nicht wagen sollte, gegen Deutschland aufzubegehren. Aber plötzlich musste ich mich an der Front gegen diese Deutschen verteidigen. Ich kämpfte mit dem Maschinengewehr, dem Bajonett und dem Buschmesser. Aber nach tagelangen Kämpfen und einer mörderischen Schlacht gab uns Hauptmann Thomas den Befehl, die Waffen zu strecken. An Gesicht und Oberschenkel verwundet, trat ich mit den anderen aus dem Schutz des Waldes heraus. Wir wurden empfangen von Wilden, die aus Leibeskraften brüllten: ›Lesse!‹ (›Los!‹) ›Raousse, raousse!‹ (›Raus! Raus!‹). Verdreckt und mit Blättern und Zweigen auf den Helmen krochen sie unter ihren Tarnnetzen hervor. Da wusste ich: Das müssen die Hitlerianer sein.

Sie waren mit Maschinengewehren bewaffnet und taten, was man ihnen schon mit der Muttermilch eingeflößt hatte: Töten! Die Verletzten machten sie an Ort und Stelle nieder, verpassten ihnen aber vorher noch ein paar Fußstritte. Die Gesunden trieben sie prügelnd



Edouard Kouka
Ouédraogo
(sitzend, links),
1940 in deutsche
Kriegsgefangenschaft
geraten, später
Minister in Obervolta

vor sich her und schlugen ihnen mit den Gewehrkolben die Zähne aus.

Mit erhobenen Händen mussten wir vor ihnen herlaufen, und manchmal schoss einer von ihnen eine Salve aus seinem Maschinengewehr auf uns ab, um sich die Zeit zu vertreiben. Viele Kameraden kamen ums Leben, und ein Deutscher, dem das Morden allein nicht reichte, versetzte selbst den Toten noch Stiche mit seinem Bajonett.

Von Beginn der Gefangenschaft an wurden wir von den weißen Franzosen getrennt. Als wir um eine Erklärung dafür baten, weil wir schließlich alle französische Staatsbürger waren, zeigte das Biest seine Krallen. Es bellte kurz auf, und schon waren auf der einen Seite die Weißen und auf der anderen ein Haufen Schwarzer mit ein paar Südeuropäern dazwischen, die von den *boches* als »Bastarde« beschimpft wurden, damit alle wussten, was die Deutschen von ihnen hielten.

Sie befahlen uns, uns auf den Bauch zu legen. Dann mussten wir wieder aufstehen. Einige Deutsche, die bei den Gefechten Verletzungen davongetragen hatten, ließen uns antreten. Sie wollten Rache nehmen. Damit war das Schicksal von einem Dutzend Gefangenen besiegelt, die sich ergeben hatten und nun mit dem Leben bezahlten. Ich fürchtete, dass sie auch mich niedermetzeln würden, aber es gelang mir, mich in dem Gewühl zu verbergen.

Ein deutscher Offizier ließ uns alle durchsuchen, bevor sie uns hinter ihre Linien führten. Nachdem sie uns gefilzt hatten, blieb uns allen nicht mehr als Hemd, Jacke, Hose und Stiefel. Die Geldbörsen, Tabaksbeutel, Uhren, Ringe, Soldbücher und Gürtel, kurzum: alle Wertsachen, nahmen sie uns ab. Die Kolonne formierte sich, und wir machten uns in der Hoffnung auf den Weg, dass wir vielleicht bei einem Gegenangriff befreit würden. Aber es

wurde dunkel, und aus Furcht vor einem Ausbruchversuch trieben sie uns in Lastwagen und karrten uns nach Doullens, ein Dorf 160 Kilometer vor Paris.

Dort trafen wir in einem Lager auf Hunderte Leidensgefährten. Die Matratzen der Abgemagerten und Schwachen, die gestorben waren, wurden morgens an neue Gefangene weitergereicht, die die SS herbeischleppte. Darunter waren viele, die beim Transport aus Luftmangel fast erstickt wären.

Völlig erschöpft mussten wir von dort weitermarschieren, im gleichen Tempo wie die Bewacher, die uns auf Fahrrädern begleiteten. Es ging in Richtung Pas de Calais im Norden, dann nach Belgien, Holland und schließlich nach Deutschland. Wir mussten 60 bis 70 Kilometer täglich im Laufschrift zurücklegen. Wer nicht mithalten konnte, zahlte dafür mit dem Leben. Die Deutschen schickten Dolmetscher in die Städte und Dörfer, durch die sie uns trieben. Sie warnten die Bevölkerung, dass es ausdrücklich verboten sei, uns Schwarzen irgendetwas zu essen oder zu trinken zuzustecken.

Wir marschierten in folgender Reihenfolge: erst Engländer, Franzosen und Araber, dann wir Schwarze. Es herrschte eine angespannte Atmosphäre, weil sie uns ständig mit ihren Pistolen und Maschinengewehren vorwärts stießen und ihre Kommandos an das Gebell tollwütiger Hunde erinnerten. Die Deutschen hatten es besonders auf die hochgewachsenen Schwarzen abgesehen. Unter den *Tirailleurs* von der Elfenbeinküste, mit denen ich gekämpft hatte, ragte ich als Bohnenstange deutlich hervor. Ich war tagelang gezwungen, in gebeugter Haltung zu laufen. In unserer Kolonne lief das Gerücht um, dass die *boches* alle Schwarzen mit rituellen Narben im Gesicht umlegten, weil sie diese für Kannibalen hielten. Ich hatte unglücklicherweise eine solche Narbe, und wegen

dieses einen kleinen Zeichens im Gesicht verfluchte ich jetzt die Tradition meines Landes. Egal wie groß unser Hunger und Durst waren, wir mussten immer weitermarschieren.

Wenn sich am Wegesrand etwas zu trinken bot, umschwärmten wir die Wasserstelle wie Schwalben. Das war kein einfaches Unterfangen: Man musste seine Marschformation verlassen und das Spalier der Bewacher auf ihren Fahrrädern durchbrechen, um eine Handvoll von dem Wasser zu schöpfen, das großherzige Menschen am Wegesrand bereit hielten. Diesen Schluck Wasser mussten wir im Laufen trinken und uns wieder in die Kolonne eingliedern, ohne bei alledem aufzufallen. Denn sie machten Jagd auf alle, die das wagten, und wehe denen, die sich durch nasse Hände, feuchte Lippen oder Wasserflecken auf Hemd oder Hose verrieteten!

Die *boches* hatten wirklich eine merkwürdige Art, sich zu vergnügen. Wenn wir irgendwo anhielten, wussten sie genau, dass wir Schwarzen vor Durst fast umkamen. Trotzdem ließen sie uns vor einem sprudelnden Springbrunnen antreten. Das machte den brennenden Durst noch schlimmer. Ein Deutscher ging mit einem automatischen Gewehr neben dem Brunnen in Stellung, und dann ließen sie uns allein. Getrieben von unerträglichem Durst und in der Hoffnung, der Wärter möge nichts bemerken, stürzten wir uns im Pulk auf den Brunnen. Schon spuckte das Maschinengewehr Feuer. Die als Erste das Wasser erreicht hatten, brachen unter den Kugeln zusammen, die anderen schreckten zurück, und die deutschen Schweinehunde bogen sich vor Lachen. Sie freuten sich, mal wieder ein Viertelstündchen gute Unterhaltung genossen zu haben.

In mehr oder weniger gutem Französisch wandten sich deutsche Soldaten dann an die französischen Gefangenen und höhnten:

›Schaut sie euch an: eure Kinder, die Kinder eurer ›Großen Nation!‹ Andere spotteten: ›Wir sind nicht auf die Hilfe von Negern angewiesen, um Krieg zu führen. Seht euch genau an, was wir mit euren Negern machen.‹

In Saint Pol dagegen rief eine Französin am Straßenrand ihrem Mann zu: ›Sieh nur – wir haben den Krieg verloren, denn sie haben die Kolonialtruppen gefangen genommen.‹ Ich war sehr bewegt von diesen Worten. Ich hätte dieser tapferen Dame gerne gesagt, dass unsere Kameraden anderswo noch immer Widerstand leisteten. Aber der gebrüllte Befehl ›lesse‹ (›los‹) holte mich in die Realität zurück, und ich setzte meinen Weg im Laufschrift fort.

Wir wurden auf ein Schiff verfrachtet, und die SS trieb uns mit vorgehaltenen Pistolen wie Vieh zusammen. Nach vier Tagen auf dem Wasser ohne jegliche Verpflegung gingen wir in Wesel von Bord. Die Nazis erwarteten uns: Männer, Frauen und Kinder bespuckten und beschimpften uns und machten uns gestenreich klar, dass sie uns am liebsten die Kehlen durchschneiden würden. Gleichzeitig nutzten sie jede Gelegenheit, uns ein paar Fußstritte zu versetzen.

Am Bahnhof gab es einen Laib Brot für je sechs Mann und erstmals auch Wurst. Schließlich wurden wir in Waggons verladen, so viele Männer, wie sich irgendwie hineinpressen ließen, einer dicht an den anderen gedrängt. Dann schlugen sie die Türen zu!

Nach zwei Tagen lud man uns aus und führte uns ins Stammlager VI/C in Bathorn [Emsland]. Wir wurden in Zelten untergebracht, fotografiert und dann gewaschen. Dabei habe ich begriffen, was es mit dem deutschen Wesen und der ›überlegenen Herrenrasse‹ auf sich hat. Sie schienen zu glauben, unsere Haut sei schwarz, weil unsere französischen Kolonialherren nicht darauf gedrungen hatten, dass wir uns ausrei-

chend wuschen. Jedenfalls unternahmen sie alles, um einen gewissen Mamadou N'diaye unter der Dusche weiß zu schrubben. Mit Seife, Lappen und heißem Wasser schrubbten sie ihn so lange ab, bis er am ganzen Körper wund war.

Die weißen französischen Gefangenen belegten die eine Lagerhälfte, die Schwarzen und die Araber die andere. Sie schlugen und traten uns und trieben uns mit Stiefelritten vor sich her. Tag für Tag kamen Leute aus den umliegenden Dörfern, um uns zu begaffen: die Raubtiere, vor denen schon *Mein Kampf* gewarnt hatte, die Affen im Käfig. Wir mussten arbeiten, Kanäle ausheben, und wenn wir danach erschöpft und hungrig ins Lager zurückkehrten, mussten wir für die Deutschen tanzen. Sie unterschieden die Tänze nach ›Rassen‹, und je lächerlicher wir dabei wirkten, um so besser – so lange bis diese Herren all ihre Filme verschossen hatten für Bilder, die erheiternd und natürlich zugleich wirken sollten. Bis zu meinem Tod werde ich nie vergessen, wie sie uns geschunden haben.◀

»Wir hatten nur die Pistole meines Vaters« | Wie Remedios Gomez-Paraisa aus den Philippinen gegen die Japaner kämpfte

Als die japanischen Streitkräfte 1942 die Philippinen überrollten, standen den Truppen der Kolonialmacht USA Zehntausende philippinische Soldaten zur Seite, um den Angriff abzuwehren. Vergeblich. Die Japaner übernahmen die Kontrolle des südostasiatischen Landes, und der US-amerikanische Kommandant Douglas MacArthur floh mit seinen Soldaten nach Australien. Die philippinische Bevölkerung sah sich dem Besatzungsterror Hunderttausender japanischer Soldaten ausgesetzt. Remedios Gomez-Paraisa, heute fast achtzig Jahre alt, lebte damals in Anao, einem kleinen Ort in der



Remedios Gomez-Paraisa, eine der wenigen Kommandantinnen der antijapanischen Volksbefreiungsarmee *Hukbalahap* auf den Philippinen

philippinischen Provinz Pampanga. Ihr Vater war dort Bürgermeister.

»Er wollte den Japanern nicht dienen und versteckte sich. Aber er wurde verraten und geriet den Feinden in die Hände. Weil er es konsequent ablehnte, mit ihnen zu kollaborieren, folterten die Japaner ihn zu Tode. Deshalb ging ich zusammen mit meinem Bruder in den Untergrund.« Remedios Gomez-Paraisa war damals noch ein Teenager. Sie wanderte mit ihrem Bruder in die Gegend des Berges Arayat und warb Bauern für die philippinische Widerstandsbewegung: »Es gelang uns, eine Schwadron aufzustellen. Aber anfangs hatten wir nur eine einzige Waffe – die Pistole meines Vaters. So begann unser Kampf in der *Hukbalabap*.«

Hukbalabap ist die Abkürzung für *Hukbong Bayan Laban Sa Hapon* und bedeutet »Antijapanische Volksbefreiungsarmee«. So hieß die größte Widerstandsbewegung auf den Philippinen im Zweiten Weltkrieg, die – nach eigenen Angaben – über etwa 30.000 bewaffnete Kämpfer und 70.000 Reservisten verfügte. Remedios Gomez-Paraisa, heute eine elegante ältere Dame mit langen, schwarzen Locken, gepflegter Kleidung, Goldbrosche und Ohrringen, kommandierte damals eine Einheit der philippinischen Partisanen. Sie war eine der wenigen Anführerinnen in der Guerilla. Ihre militärische Ausbildung erhielt sie in der GOMA, der *Guerilla Officers Military Academy*. »Wir lernten Hinterhalte zu legen, unsere Soldaten in gute Schusspositionen zu bringen und Waffen sowie Lebensmittel vom Feind zu erbeuten. Mehr als einmal brachten wir Versorgungszüge der Japaner auf ihrem Weg von Norden nach Süden zum Entgleisen. Wir haben viele japanische Soldaten unschädlich gemacht und ihnen Nahrungsmittel, die für die Besatzungstruppen in Manila bestimmt waren, abgenommen.«

Mit ihrer Partisaneneinheit zog Remedios Gomez-Paraisa »von Dorf zu Dorf, um Sympathisanten anzuwerben, Waffen zu sammeln und Einheiten und Einrichtungen der Japaner zu attackieren«. Nach solchen Überfällen zog sich ihre Guerillatruppe meist in die unwegsamen Berge im Norden der philippinischen Hauptinsel Luzon zurück. »Dort mussten wir manchmal zwei, drei Tage oder gar eine ganze Woche von Pflanzen leben, die wir an Flussufern sammelten. Das war sehr hart, und viele unserer Mitstreiter kamen vor Hunger um.« Andere verloren ihr Leben, weil es keine Medizin gab, um Verwundete zu behandeln. Wer den Befreiungskampf gegen die Japaner überlebte, hatte »einfach nur Glück«. Trotzdem kannten die Partisanen damals keine Furcht: »Wir fühlten uns verpflichtet, unser Land zu verteidigen, als es in Not geriet.«

Erst im Oktober 1944, zweieinhalb Jahre nach ihrem Abzug, kehrten US-Truppen unter dem Kommando von Douglas MacArthur in die Philippinen zurück. »Als sie landeten, hatten wir ihnen den Weg längst freigekämpft«, sagt Remedios Gomez-Paraisa. »Ich war selbst dabei, als wir die alliierten Soldaten nach Tarlac führten und nach heftigen Gefechten zusammen mit ihnen die Stadt einnahmen. So war es auch in San Miguel und Herminia. Dort haben wir nach drei langen Tagen und Nächten des Kampfes die philippinische und die US-amerikanische Flagge nebeneinander gehisst.« Seite an Seite mit den US-Truppen rückten philippinische Guerillaeinheiten auch in die Hauptstadt Manila ein, in der sich die Japaner verschanzt hatten. »Unsere Einheiten haben US-amerikanische Gefangene aus der Universität Santo Tomas befreit und an vielen Stellen der Stadt mit US-Soldaten gegen die Japaner gekämpft.«

Aber linksgerichtete Partisanengruppen wie die *Hukbalabap* waren den US-Militärs suspekt,

weil sie für ein Ende der US-amerikanischen Kolonialherrschaft und die Unabhängigkeit der Philippinen eintraten. Der Krieg gegen die Japaner war noch nicht zu Ende, als US-General Douglas MacArthur die Kämpfer der *Hukbalabap* aufforderte, ihre Waffen bei der US-Armee abzuliefern. Andernfalls würden sie wie »Umstürzler« und »herumstreunende Banditen« verfolgt und behandelt. Remedios Gomez-Paraisa und andere Anführer der *Hukbalabap* waren darüber sehr verärgert. »Einige unserer Leute lehnten es strikt ab, sich den US-Militärs zu stellen und sich auch noch von diesen zurück in ihre Heimatprovinz Bulacan transportieren zu lassen. Sie gingen lieber zu Fuß. Dort angekommen, wurden sie von US-Soldaten festgenommen, und viele von ihnen wurden ermordet.«

Remedios Gomez-Paraisa erinnert sich, dass die US-Truppen Anfang 1945 etwa 200 Mitglieder der *Hukbalabap* niedermetzelten. Viele dieser Männer und Frauen hätten kurz zuvor noch mit der US-Armee Manila befreit. »Wir wollten dauerhaften Frieden, wahre Demokratie und Gerechtigkeit. Aber schon nach wenigen Monaten mussten wir erkennen, dass sich unsere Hoffnungen nicht erfüllten. Deshalb kehrten wir in die Berge zurück, um den Kampf für die Befreiung unseres Landes fortzusetzen.«

Grund genug für die alte und neue Kolonialmacht USA, die Partisanen, die im Krieg auf ihrer Seite gestanden hatten, mit allen Mitteln zu bekämpfen. 1946 gestanden die Vereinigten Staaten den Philippinen zwar formal die Unabhängigkeit zu, installierten dort aber eine Regierung, die den USA weiterhin die wirtschaftliche und militärische Nutzung des Inselstaates gewährte. Die *Hukbalabap* wehrte sich dagegen, wurde deshalb systematisch verfolgt, und viele ihrer Mitglieder landeten im Gefängnis. Erst 1990, unter der Präsidentin Corazon

Aquino, erkannte die philippinische Regierung die *Hukbalabap* als Widerstandsbewegung im Zweiten Weltkrieg an und bewilligte ihren Mitgliedern eine Rente. Ein Jahrzehnt später warteten viele ehemalige Partisanen jedoch noch immer vergeblich auf ihre Pension, weil sie die von den Behörden verlangten formellen Nachweise über ihren Kriegsdienst nicht vorlegen konnten. Veteranen des Widerstands eröffneten deshalb in Quezon City, einem Teil der Metropole Manila, ein Büro, um ehemalige Kämpfer der *Hukbalabap* und deren Angehörige zu beraten und ihnen beglaubigte Zeugnisse auszustellen.

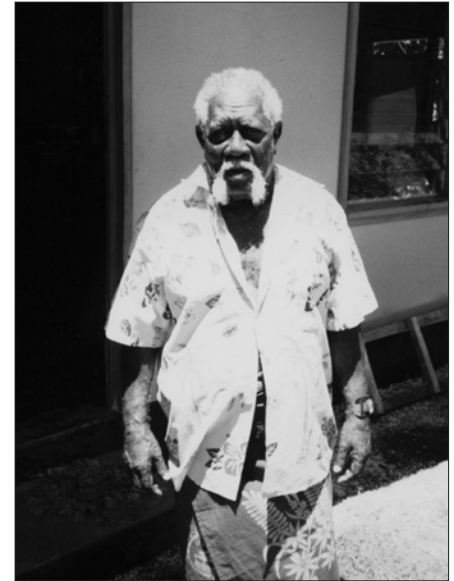
Manche ehemalige Widerstandskämpfer, die kaum das Nötigste zum Leben haben, besuchen die engen, dunklen Räume an einer großen Ausfallstraße, weil sie hier stets eine Tasse Kaffee oder eine Portion Süßkartoffeln erhalten. Anfang 2000 stand auch Remedios Gomez-Paraisa im Büro der *Hukbalabap* ehemaligen Mitstreitern aus dem antijapanischen Widerstand mit Rat und Tat zur Seite und half ihnen beim Ausfüllen ihrer Rentenansträge. Sie selbst bezog damals 2.000 Pesos im Monat. Das waren umgerechnet etwa 60 Euro. Zwei Euro am Tag für vier Jahre Kriegsdienst zur Befreiung ihres Landes.²

»Ohne uns hätten die Amerikaner den Krieg nie gewonnen« | Wie Alfred Alusasa Bisili von den Salomon-Inseln für die Alliierten spionierte

Der Norden der Salomonen ist eine Südseelandschaft wie aus dem Bilderbuch. Von Korallenriffen vor hohen Wellen des Pazifiks geschützt, ragen hier Hunderte kleiner Inseln wie Pilze aus spiegelglattem, türkisblauem Wasser inmitten einer riesigen Lagune. Umgeben ist die Vonavona-Lagune von tropischen Dschungelinseln mit mächtigen Bergspitzen, steilen Klippen und weißen Sandstränden. Eine dieser großen Inseln heißt New Georgia, und an ihrer Ostküste liegt das Örtchen Munda. Seine wenigen Straßen sind gesäumt von flachen Häuschen unter Palmen und ein paar Kramläden. Am Hafen steht ein einfaches Hotel mit wenigen Zimmern. Die Mole davor steuern nur wenige Fähren und Frachtschiffe an. Die Fischer am Ort nutzen kleine Boote mit Außenbordmotoren, die in der Inselwelt der Lagune auch als Wassertaxis dienen.

Heute wirkt die Gegend rund um das abgeschiedene Munda verschlafen und weltvergesen. 1943 tobte hier der Krieg.

Nach ihrem Angriff auf die US-amerikanische Flotte in Pearl Harbor (Hawaii) im Dezember 1941 waren die japanischen Truppen 1942 bis tief in den Südpazifik vorgedrungen. Auf Guadalcanal, der Hauptinsel der Salomonen, etwa 1.000 Kilometer südlich von Munda, bauten sie einen gigantischen Militärflugplatz, den US-amerikanische Landtruppen jedoch kurz vor seiner Fertigstellung einnehmen konnten. Nach langen, schweren Gefechten mit Tausenden Toten auf beiden Seiten mussten sich die Japaner Ende 1942 in den Norden der Salomon-Inseln zurückziehen. Am 25. November landeten sie in Munda. Alfred Alusasa Bisili, ein kleiner, kräftig gebauter



Alfred Alusasa Bisili, im Krieg Küstenwächter und Pfadfinder für US-amerikanische Truppen, vor seinem Haus in Munda auf den Salomon-Inseln

älterer Mann mit lichtem Haar und schlohweißem Schnurrbart, erinnert sich noch genau an diesen Tag:

»Sie kamen gegen Abend mit fünf Schlachtschiffen. Um halb sieben gingen ihre Truppen an Land. Ich war der Erste von unserer Insel, den die Japaner festnahmen. Die Soldaten nahmen mich einfach mit und sperrten mich ins Gefängnis. Sie wollten wissen, ob noch irgendwelche Europäer in der Gegend waren.« Die Salomonen waren damals noch eine britische Kolonie. »Ich sagte ihnen, die Weißen hätten die Salomonen längst verlassen und seien mit dem Missionsschiff nach Australien abgereist. Als sie mich endlich wieder laufen ließen, musste ich allen Bewohnern von Munda ihren Befehl übermitteln, den Ort sofort zu verlassen und sich mindestens fünf Meilen weiter südlich anzusiedeln.«

Der Grund für die Zwangsumsiedlung: Die Japaner wollten in Munda eine neue Rollbahn bauen, nachdem sie ihren Flughafen auf Guadalcanal verloren hatten. Sie versuchten, dieses Projekt geheim zu halten. Aber einheimische Küstenwächter der Alliierten beobachteten sie dabei. Alfred Alusasa Bisili war einer von ihnen: »Wir arbeiteten als Scouts. Wir versteckten uns auf einer kleinen vorgelagerten Insel in der Lagune und spähten mit Fernrohren aus, was die Japaner machten. Dann schickten wir ausführliche Berichte an den Kommandanten der alliierten Küstenwache. Wir informierten ihn zum Beispiel über die genauen Positionen der japanischen Maschinengewehrstellungen rund um die Piste.«

Alfred Alusasa Bisili lebt im Alter von fast achtzig Jahren wieder in Munda. Von seinem kleinen Holzhäuschen sind es nur wenige hundert Meter bis zu der Schneise zwischen den Kokospalmen, die im Krieg für die japanische Flugpiste geschlagen wurde. Die Straße dorthin

ist nicht asphaltiert, sondern wurde von den Japanern mit zerkleinerten Korallen befestigt.

Alfred Alusasa Bisili erzählt, dass die Japaner damals Kabel über das Gelände spannten und Fächer von Kokospalmen daran befestigten, damit ihre Rollbahn von den Aufklärungsflugzeugen der US-Luftwaffe nicht entdeckt wurde. Doch dank der einheimischen Scouts waren die Alliierten über den Stand der Bauarbeiten genau im Bilde. Bevor die Japaner die Flugpiste in Betrieb nehmen konnten, setzten die US-Streitkräfte im Juli 1943 Landtruppen an der abgelegenen Westküste der gebirgigen Insel New Georgia ab. Ihr Kommandant bat Alfred Alusasa Bisili, die Soldaten durch den Dschungel an die japanische Flugpiste heranzuführen, um die Japaner, die allenfalls einen Angriff vom Meer aus erwarteten, zu überraschen. »Ich zeigte den US-Soldaten versteckte Pfade durch den Wald. Sie kamen mit 600 Mann und heuerten Insulaner als Träger für ihre Ausrüstung, Munition und Verpflegung an. Ich wies ihnen den Weg und blieb bei ihnen, bis sie den Flughafen eingenommen hatten.«

Laut Alfred Alusasa Bisili arbeiteten 1943 im Norden der Salomonen mindestens 700 einheimische Küstenwächter für die Alliierten. »Es gab geheime Wachkommandos auf Choiseul, Santa Isabel, Vella Lavella, Kolombangara, New Georgia und Rendova, also auf fast allen Inseln, die von den Japanern besetzt waren. Wären wir bei unserer Spionagetätigkeit erwischt worden, hätten uns die Japaner auf der Stelle erschossen.«

Der Lohn, den die Einheimischen für ihre gefahrvollen Einsätze erhielten, war miserabel. Er betrug vier Pfund im Monat, weiße Soldaten erhielten bis zu zehnmal so viel. Alfred Alusasa Bisili hat auch US-amerikanischen Piloten das Leben gerettet, die mit Fallschirmen im Dschungel von New Georgia notlanden mussten.

»Um sie in Sicherheit bringen zu können, habe ich gegen einige Japaner Mann gegen Mann gekämpft, und wir haben japanische Tiefflieger mit unseren einfachen Gewehren beschossen, um sie zu vertreiben.« Einmal fanden die Scouts einen verletzten US-amerikanischen Piloten auf einer der kleinen, abgelegenen Inseln. »Durch Rauchzeichen lotsten wir ein Wasserflugzeug herbei, um ihn ausfliegen zu lassen.«

Als der Krieg zu Ende war, warteten die meisten Bewohner der Salomon-Inseln vergeblich auf Hilfe beim Wiederaufbau ihrer zerstörten Orte. »Die Japaner hatten mit ihren Bulldozern die ganze Gegend rund um Munda platt gewalzt und unsere Kokospalmen gefällt. Wir hatten unseren gesamten Besitz verloren, unsere Häuser, unsere Gärten, unsere Boote, einige sogar ihr Leben. Aber nach dem Krieg haben sie uns einfach unserem Schicksal überlassen.« Auch später habe keiner der Kriegsfreiwilligen und kein Angehöriger der Opfer aus Munda jemals eine Entschädigung erhalten: »Ich bekomme nicht einmal eine Kriegerrente. Ich beziehe zwar eine Pension, weil ich 25 Jahre lang im Staatsdienst gearbeitet habe, aber nichts dafür, dass ich mein Leben riskiert habe, um die Amerikaner durch den Dschungel zu führen und als Kundschafter für sie zu spionieren.«

Für Alfred Alusasa Bisili ist klar: »Ohne uns hätten die Amerikaner ihren Krieg auf den Salomonen nicht führen und nicht gewinnen können.« Deshalb erwarteten er und andere Veteranen von den Alliierten eine Anerkennung für ihre Kriegsdienste und angemessene Entschädigungen für die Opfer und Zerstörungen auf den Inseln. Zusammen mit anderen gründete Alfred Alusasa Bisili eine Veteranenvereinigung, um diesen Forderungen Nachdruck zu verleihen. Vergeblich. Petitionen der Kriegsteilnehmer an ihre eigene Regierung und an die der USA blieben ohne Antwort.

Erst 1992 schien es so, als sollten die Verdienste der einheimischen Küstenwächter und Soldaten doch noch eine späte Würdigung erfahren. Zum 50. Jahrestag ihrer Landung auf den Salomonen enthüllten Vertreter der US-Streitkräfte ein bombastisches Kriegerdenkmal aus rotem Marmor auf der Insel Guadalcanal und luden dazu auch Alfred Alusasa Bisili und 400 andere Veteranen aus dem Inselstaat ein. Zur Feier des Tages erhielten die ehemaligen Scouts neue Uniformen. Die Jacke aus hellem Khakistoff hat Alfred Alusasa Bisili bis heute in seinem kleinen Schrank in Munda aufbewahrt und am Revers prangt noch der Orden, den er bei der 50-Jahr-Feier trug und den ihm seine US-amerikanischen Kommandanten 1945 verliehen hatten. »Um der Einladung der US-Militärs zu ihrer Feier folgen zu können, musste ich 1992 meinen Flug nach Guadalcanal selber bezahlen«, erzählt Alfred Alusasa Bisili kopfschüttelnd. »Sie haben mir nicht einmal das Ticket erstattet. Ich bin trotzdem geflogen, weil ich alte Freunde aus dem Krieg wieder treffen wollte, darunter auch Amerikaner.«

Die USA und Japan hätten zwar für die Insulaner keinen Cent übrig gehabt, aber Millionen Dollars und Yen für Wettbewerbe beim Bau von Kriegerdenkmälern verschwendet, bemerkt Alfred Alusasa Bisili spöttisch. »Die Amerikaner bauten auf Guadalcanal eines für sich und die Japaner ebenfalls.«

Selbst in das abgelegene Örtchen Munda seien die Japaner in den neunziger Jahren zurückgekehrt, um unweit der Geschäftsstraße ein Denkmal für ihre Toten zu bauen, genauer gesagt: bauen zu lassen. »Wir haben es dort für sie gebaut«, sagt Alfred Alusasa Bisili. »Auch ich war dabei. Denn dafür haben sie uns bezahlt. Gut bezahlt!«³

»Noch im Schlaf kämpfte ich gegen die verdammten Deutschen« | Wie Reg Saunders als erster Aborigine Offizier der australischen Armee wurde

An einem Verwaltungsgebäude in Portland im australischen Bundesstaat Victoria hängt eine Gedenktafel mit der Aufschrift: »Zu Ehren von Hauptmann Reginald Saunders. 1920 geboren, wuchs er im Distrikt Portland auf und ging im Zweiten Weltkrieg als Gefreiter zur australischen Armee. 1944 wurde er als erster Aborigine zum Offizier befördert.« Das ist schon deshalb bemerkenswert, weil die Regierung den Aborigines, den traditionellen Bewohnern Australiens, erst 1967 Bürger- und Wahlrechte zugestand und weil im Zweiten Weltkrieg offiziell nur Soldat werden durfte, wer seine europäische Herkunft nachweisen konnte. Reginald Saunders dagegen stammte von einem schwarzen US-Amerikaner ab, der 1860 nach Australien gekommen war, um nach Gold zu suchen, und eine Aborigine geheiratet hatte. Seitdem hatten die Vorfahren Reginald Saunders' in den Reservaten leben müssen, in die die britischen Kolonialherren Aborigines verbannt hatten. Vater Chris Saunders wuchs im *Framlingham Aboriginal Reserve* in Victoria auf und verdingte sich als Elefantentreiber in einem Wanderzirkus, bevor er mit den *Australian Imperial Forces* in den Ersten Weltkrieg zog. In Erinnerung an seinen in Frankreich gefallenen Schwager nannte er 1920 seinen ersten Sohn Reginald, kurz Reg. Nach dem Tod der Mutter 1924 wuchs er unter Aborigines auf, besuchte eine Missionsschule und arbeitete mit seinem Vater und seinem jüngeren Bruder Harry als Holzfäller. Beim Spalten von Baumstämmen erfuhren die drei Männer Anfang September 1939 vom deutschen Überfall auf Polen und den Kriegserklärungen Großbritanniens und Australiens an Nazi-Deutschland.



Reg Saunders wird
am 25. November
1944 als erster
Aborigine zum Offizier
ernannt

»Wir nahmen den Krieg sehr ernst«, erzählte Reg Saunders. »Ich diskutierte lange mit meinem Vater und meinem Bruder darüber. Das lag wohl in der Familie. Schließlich waren nicht nur mein Vater und Großvater schon im Ersten Weltkrieg Soldaten gewesen, sondern auch all meine Onkel und Cousins.« Die Familie entschied, dass Reg als ältester Sohn einrücken sollte, und am 24. April 1940 meldete er sich zur Armee. »Ich tat dies nicht, um irgendeinem König oder einer Königin in England einen Gefallen zu tun«, so Reg Saunders, »sondern um für Australien zu kämpfen! Gegen die englische Queen hätte ich ebenso gut Krieg führen können. Schließlich hatten die Briten nichts unversucht gelassen, mich, meine Familie, meinen Stamm und mein Volk auszurotten. In dieser Beziehung geht es mir wie den Iren: Der englischen Queen schulde ich weder Treue noch Ergebenheit.«

Als im September 1940 auch Bruder Harry zum Militär ging, war Reg »erstmal richtig erlost« auf seinen Vater, weil er dies zugelassen hatte. »Er erzählte, Harry hätte beim Holzfällen seine Axt plötzlich mit solcher Kraft in einen Stamm gerammt, dass sie sich nicht wieder herausziehen ließ. Dann hätte er gesagt: ›Ich gehe auch zu der verdammten Armee.‹ Vater vermochte nichts dagegen zu tun. Dabei ist die Wahrscheinlichkeit, dass einer umkommt, wenn zwei Söhne in den Krieg ziehen, sehr hoch, und genau so kam es ja später auch.«

Reg Saunders stieg schon nach sechs Wochen zum Obergefreiten und drei Monate später zum Feldweibel auf. Er war zwanzig Jahre alt, als er 1940 an Bord eines Kriegsschiffs ging, das ihn nach Nordafrika brachte. Sein erster Einsatzort war in der libyschen Wüste, wo die australischen Einheiten zusammen mit britischen Verbänden den Vormarsch der Truppen aus dem faschistischen Deutschland und Italien

aufhalten sollten. »Wir waren noch gut zwanzig Meilen hinter der Front in einem Zeltlager für frisch eingetroffene Rekruten und hatten noch keinen Feind und keinen Flieger gesehen, als plötzlich wie aus heiterem Himmel drei Messerschmitt-Flugzeuge auftauchten. Ich war gerade dabei, mir die Zähne zu putzen, und sah, dass sie genau auf mich zukamen. Mündungsfeuer unter den Tragflächen verriet, dass sie uns unter Beschuss nahmen. Ich hatte nur mein Bajonett dabei, und es gab weit und breit keinen Schützengraben. Danach weiß ich nur noch, dass ich mit Händen und Bajonett verzweifelt versuchte, ein Loch in die Erde zu graben und dass es ewig dauerte, bis es so tief war, dass ich mich darin in Deckung bringen konnte. Da hatte ich meine Zahnbürste noch immer im Mund.« Der Überraschungsangriff der Deutschen forderte zahlreiche Opfer. »Ich lief zu einem Soldaten, der in meiner Nähe lag. Sie hatten ihm den Unterkiefer weggeschossen, und seine Zunge hing hilflos heraus. Er sah grauenvoll aus und wusste, dass er sterben musste. Er war der erste Gefallene, den ich sah. Danach konnte mich nichts mehr schockieren.«

Im März 1941 erlebte Reg Saunders an der Front in Griechenland den hektischen Rückzug der alliierten Truppen. »Die Deutschen rückten in geschlossenen Linien vor und feuerten aus ihren verdammten Flugzeugen und Panzern auf uns, mit Gewehren und allem, was sie hatten. Es war nur dem miserablen Zustand der Straßen zu verdanken, dass sie uns nicht allesamt niedermetzeln konnten. Mit ihren Bombardements hatten sie die Straßen in riesige Schlammfelder verwandelt.«

Die Einheit von Reg Saunders zog sich nach Kreta zurück. Aber auch dort landeten bald deutsche Fallschirmspringer. Anfangs waren ihnen die alliierten Truppen noch überlegen: »Wir haben einfach draufgehalten, und sie lie-

fen davon wie geprügelte Hunde. Das hob unsere Moral natürlich. In dieser Situation habe ich zum ersten Mal wissentlich einen Menschen getötet. Ich zielte auf ihn und wusste, er würde sterben. Denn ich war ein sehr guter Schütze. Später ging ich zu der Stelle, wo er lag. Er war blond und hatte seine blauen Augen weit aufgerissen. Aus seinem Mund floss Blut. Ich dachte: ›Mein Gott, du bist genau so alt wie ich.‹ In diesem Moment tat er mir Leid, und ich hätte gerne zu ihm gesagt: ›Komm schon Junge, steh auf! Das Spiel geht weiter!‹ Wie beim Fußball.«

Am 30. Juni 1941 musste sich das Bataillon von Reg Saunders auf Kreta den deutschen Angreifern geschlagen geben. Die Offiziere überließen es ihren Soldaten, ob sie in deutsche Gefangenschaft gehen wollten oder zu den griechischen Partisanen in den Untergrund. Reg Saunders entschied sich für Letzteres. Er legte die Kleidung der kretischen Bauern an, lernte ihre Sprache, und die griechischen Partisanen nannten ihn »Mavro«, den »Schwarzen«. Die Widerstandskämpfer versteckten sich in Höhlen und hatten manchmal tagelang nichts zu essen. Als ein Bauer sie eines Tages in seine ärmliche Hütte einlud, um sie zu bewirten, bemerkte Reg Saunders die hungrigen Blicke von fünf Kindern und sagte: »Wir wollen deinen Kindern nicht das Essen wegnehmen, ihr habt doch selbst nicht genug.« Der Bauer antwortete: »Das stimmt, mein Freund, aber wir finden morgen wieder etwas zu essen, ihr nicht!«

Nach elf Monaten im Untergrund setzte Reg Saunders im Mai 1942 mit einem englischen Fischerboot nach Nordafrika über und meldete sich wieder bei seiner Truppe, wo er bereits als »im Kampf vermisst« gegolten hatte.

Inzwischen bedrohte der Krieg auch sein Land Australien. Japanische Truppen standen im benachbarten Neuguinea und bombardierten Ziele an der Nordküste des fünften Kontinents.

Deshalb wurden australische Truppen, darunter auch die Einheit von Reg Saunders, aus Nordafrika zurückbeordert. Bei der Überfahrt im August 1942 erfährt er, dass sein Bruder Harry in Neuguinea gefallen war.

Ab April 1943 kämpfte auch Reg Saunders auf der Insel nördlich von Australien. »Wir standen den Japanern dort oft im Nahkampf gegenüber und mussten einfach schneller sein als sie. Wer sie auch nur zum Schuss kommen ließ, war ein toter Mann.« Reg Saunders hatte das Kommando über eine Patrouille, die das Gelände auskundschaftete. »Ich habe nie jemand anderen vorgeschickt, sondern bin lieber selbst vorausgegangen, weil ich mich als Aborigine auf meine Augen und meine Sinne verlassen konnte. Mir fiel zum Beispiel auf, wenn sich die Färbung des Dschungels verändert hatte, weil sich Japaner irgendwo versteckten. Sie tarnten sich mit Ästen von anderen Bäumen, die nicht zu ihrem Versteck passten. Auch konnte ich ein Blatt aus einiger Entfernung fallen hören, und war deshalb wohl kein schlechter Anführer meiner Patrouille.«

Das fanden auch seine Vorgesetzten und schlugen im November 1944 seine Beförderung zum Offizier vor. Anders als bei weißen Anwärtern entschied die für Beförderungen zuständige Stelle darüber nicht selbst, sondern verwies »diesen ungewöhnlichen Präzedenzfall« an das Oberkommando der australischen Streitkräfte, weil es sich »um eine Entscheidung mit besonderer Tragweite« handele: »Wenn einem Aborigine die Verantwortung über weiße Truppen übertragen werden soll, muss er schon ein außergewöhnlich guter Soldat sein.«

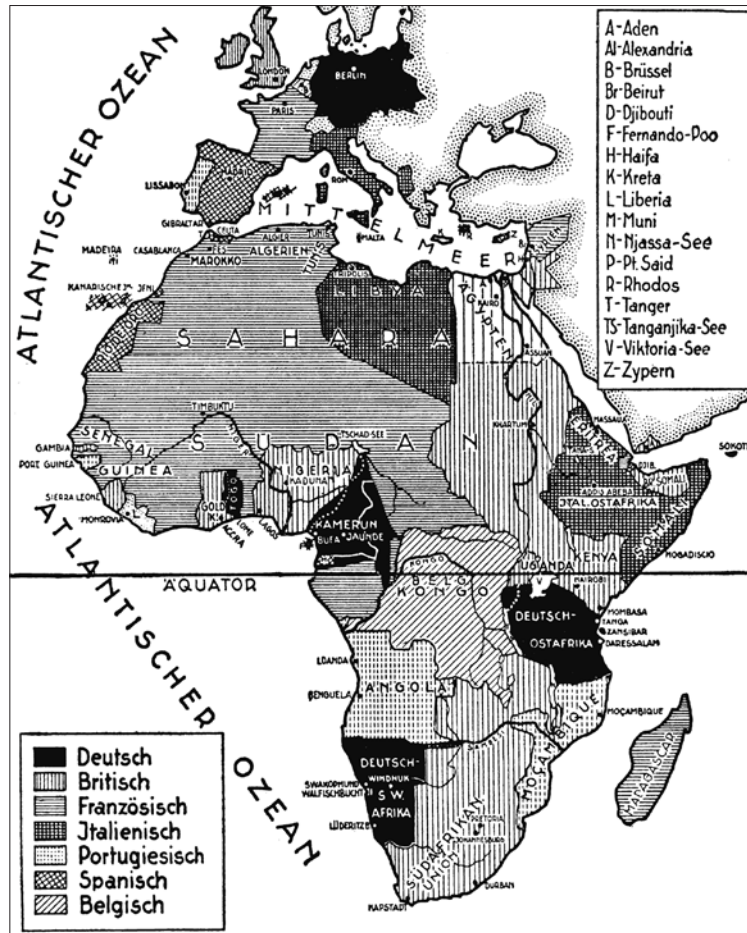
Saunders' Ernennung zum Offizier machte in der australischen Presse Schlagzeilen. Der *Melbourne Herald* vom 25. November 1944 schrieb in paternalistischer Manier: »Die physische Konstitution und Ausdauer der Ur-

einwohner Australiens ist bekannt. Ihre geistigen Fähigkeiten wurden dagegen immer wieder in Frage gestellt, vor allem von Leuten, die kaum etwas mit ihnen zu tun haben. Dabei ist vielfach erwiesen, dass ein normal begabter Aborigine, der mehr oder weniger dieselben Chancen erhält, durchaus das Niveau seines weißen Gegenübers erreichen kann. Der Fall des Feldwebels Saunders ist Beleg dafür. Man muss ihm gratulieren. Er ist der Stolz seiner Rasse.«⁴

Die Kolonialsoldaten und Hilfsarbeiter der australischen Truppen in Papua und Neuguinea »waren sehr überrascht, einen Schwarzen zu sehen, der das Kommando über Weiße führte«, erzählte Reg Saunders. »So etwas hatte es bei ihnen noch nie gegeben. Dabei waren sie selbst großartige und tapfere Leute. Ich mochte sie sehr.« Als Japan im August 1945 kapitulierte und Reg Saunders aus dem Krieg zurückkehrte, nützte ihm sein Offiziersrang nichts mehr. Als Aborigine durfte er nicht länger beim Militär bleiben und bekam auch kein Land von der australischen Regierung wie die weißen Kriegsheimkehrer. Er musste sich mit Gelegenheitsjobs als Straßenbahnschaffner und Putzkraft, als Hilfskraft in einer Gießerei und in Büros durchschlagen, um seine Familie mit drei Kindern ernähren zu können. Erst 1949 hoben die australischen Streitkräfte die Ausgrenzung von Aborigines auf. Der Koreakrieg bahnte sich an, und dafür waren auch Aborigines wieder gut genug. Reg Saunders zog erneut an die Front, um gegen Chinesen und Nordkoreaner zu kämpfen und quitierte den Militärdienst erst am 4. Oktober 1954.

Seine Erlebnisse aus dem Zweiten Weltkrieg verfolgten ihn noch Jahre später: »Ich hatte furchtbare Nächte. Manchmal wachte ich auf und hatte meine Hände schon um die Kehle meiner Frau Dotty gekrallt. Ich hatte 1943 ge-

heiratet und noch nie meine Hand gegen eine Frau erhoben. Aber jetzt schlug ich manchmal nachts ohne ersichtlichen Grund um mich und schlief deshalb schließlich allein in einem anderen Zimmer. Dabei meinte ich gar nicht sie, sondern kämpfte im Schlaf noch immer gegen die verdammten Deutschen und die Japaner!«⁵



Im »Volksbuch unserer Kolonien« von 1938 enthielt die »politische Karte des heutigen Afrika« (rechts) noch immer die Kolonien des Deutschen Reichs aus dem Jahr 1914 (links)

KOLONIALPLÄNE DER NAZIS

»Auch hier liegt unser Lebensraum!«

Ein deutsches Reich in Afrika

1934, ein Jahr nach dem Machtantritt der Nazis, druckten deutsche Kolonialpolitiker Propaganda auf Postkarten: »Auch hier liegt unser Lebensraum!« prangte auf der Weltkugel, die den afrikanischen Kontinent zeigte. Darauf waren die Konturen der vier ehemaligen deutschen Kolonien abgebildet: Togo und Kamerun, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwest. Am rechten Bildrand ragte eine Kokospalme empor, deren reiche Fächer Afrika Schatten spendeten. Davor wehten die Reichsfahne und – besonders hervorgehoben – die Hakenkreuzfahne. Ein Zitat des »Führers« verlieh dem Idyll höhere Weihen: »Es gibt ein große Menge Dinge, die Deutschland aus den Kolonien beziehen muss, und wir brauchen Kolonien genau so nötig wie irgendeine andere Macht.«¹

Schon seit Ende des Ersten Weltkrieges agitierten die »Wilhelminischen Imperialisten«², deutsche Kolonialwarenhändler, Industrie- und Bankenvertreter, Ex-Gouverneure und Generäle, die von der Ausplünderung der deutschen Kolonien profitiert hatten, gegen die »Schmach« und »Schande von Versailles«, als die Siegermächte des Ersten Weltkrieges die so genannten deutschen Schutzgebiete übernommen hatten.

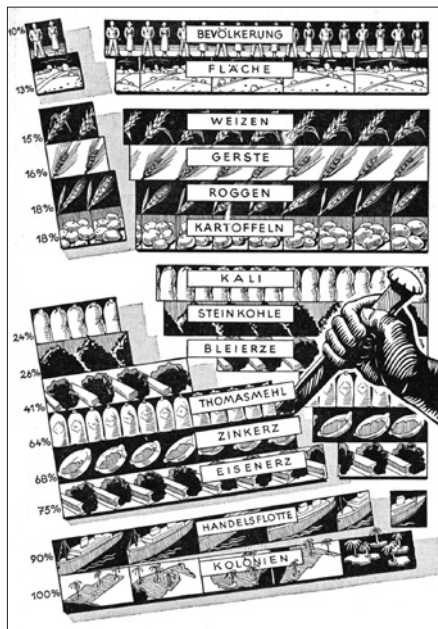
In den Friedensverhandlungen von Versailles 1919 hatten die Alliierten entschieden, ihre eigene Sicherheit und den Frieden der Welt gegen den deutschen militärischen Imperialismus zu sichern, der »darauf ausging, sich Stützpunkte zu schaffen, um gegenüber den anderen Mächten eine Politik der Einmischung und Ein-

schüchterung zu verfolgen«. Durch die »grausamen Unterdrückungen«, »willkürlichen Zwangsbeitreibungen« und die »Zwangsarbeit« sei »Deutschlands Versagen auf dem Gebiet der kolonialen Zivilisation (...) zu deutlich zutage getreten«.³

Seitdem hetzten deutsche Kolonialrevisionisten in Reden, Referaten und Eingaben an die Reichsregierung gegen diese angebliche »Kolonialschuldfrage«. Sie pflegten den Mythos von der »strengen, aber gerechten« deutschen Kolonialherrschaft und behaupteten, Franzosen und Engländer hätten kein Recht gehabt, Togo, Kamerun, Deutsch-Südwest (heute: Namibia), Deutsch-Ostafrika (heute: Tansania, Ruanda, Burundi) und das deutsche Imperium in der Pazifikregion (Neuguinea, Bismarck-Archipel, nördliche Salomonen, Marshall-Inseln, Nauru, Marianen, Karolinen, Palau, Samoa, Kiautschou) von der Landkarte des Deutschen Reiches zu streichen. 1927 erklärte der Zentrumsminister Konrad Adenauer, damals

NS Propaganda-
Postkarte 1934





»Was wir im Jahr 1919 verloren – Das Schanddiktat von Versailles raubte uns kerndeutsches Land [und] sämtliche Kolonien.«

Volksbuch unserer Kolonien, 1938

Franz Ritter von Epp



Oberbürgermeister der Stadt Köln und 1931/32 stellvertretender Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft: »Das Deutsche Reich muss unbedingt den Erwerb von Kolonien anstreben. Im Reiche selbst ist zu wenig Raum für die große Bevölkerung. Gerade die etwas wagemutigen, stark vorwärts strebenden Elemente, die sich im Lande selbst nicht betätigen konnten, aber in den Kolonien ein Feld für ihre Tätigkeit finden, gehen uns dauernd verloren. Wir müssen für unser Volk mehr Raum haben und darum Kolonien.«⁴ Während sich also einflussreiche nationalkonservative Kreise in der Weimarer Republik für eine Rückgabe

der Kolonien an das Deutsche Reich stark machten⁵, lehnte Hitler diesen Weg aus taktischen Gründen zunächst ab. Zwar strebte auch er als Fernziel die Welt Herrschaft an; mit oder gegen Großbritannien (mitsamt seinen Kolonien) und im Kampf gegen die USA. Aber in den ersten Jahren seiner Herrschaft verfuhr das Regime nach der Formel: Erst Europa, dann die Welt. Es setzte auf expansive so genannte Bodenpolitik in Osteuropa und hielt sich bis 1935 mit offen kolonialen Ambitionen zurück. Hitler erwog noch ein Bündnis mit Großbritannien, welches ihm freie Hand für seine Expansion in Europa gewährt hätte. Trotzdem richteten die Nazis bereits im Mai 1934 ein Kolonialpolitisches Amt der NSDAP, kurz KPA genannt, ein.

An seine Spitze rückte der ehemalige Freikorpsführer und Kolonialoffizier Franz Ritter von Epp, der an der Niederschlagung des so genannten Boxer-Aufstandes der Ihetuan in China 1900 und am Völkermord an den Herero in Deutsch-Südwest 1904 beteiligt gewesen war. Allerdings hatte das Amt kaum Machtbefugnisse und

keine Exekutivgewalt. Einige große Kolonialverbände ließen sich 1936 freiwillig im Reichskolonialbund gleichschalten.

1935/36 änderte Hitler seine Taktik gegenüber England. Nun diente ihm die Forderung nach Rückgabe der Kolonien als Druck- und Lockmittel gegenüber den Briten: Nur wenn die Briten den Deutschen Osteuropa überließen, werde Deutschland auf seine Kolonien verzichten und das Empire und die Weltmeere weiterhin den Briten zugestehen. Im November 1935 teilte Staatssekretär Hans Heinrich Lammers dem KPA-Leiter Epp mit, der »Führer« wünsche, »mit allem Nachdruck dafür zu sorgen, dass das Maß der Propaganda für unsere kolonialen Ziele von allen beteiligten Stellen jeweils dem Stand und der Richtung der Außenpolitik angepasst wird, die der Führer bestimmt.«⁶

Am 7. März 1936, als deutsche Truppen das Rheinland besetzten, verlangte Hitler im Reichstag erstmals ultimativ die Rückgabe der »Überseegebiete« an Deutschland. Die Briten nahmen diese Drohung ernst und taktierten im Rahmen ihrer »Appeasement«-Politik ebenfalls mit der »Kolonialfrage«: Sie versuchten, die aggressive Gier des Naziregimes nach Land durch Zugeständnisse in den Kolonien zu beschwichtigen und den Frieden in Europa zu wahren, indem sie über die ehemaligen deutschen Überseegebiete verhandelten.

Tatsächlich boten sie Hitler 1937 offiziell Kolonien an; er sollte dafür im Gegenzug die Aufrüstung Deutschlands beschränken. Hitler lehnte ab und zog es vor, vier, sechs, acht oder zehn Jahre auf die Kolonien zu verzichten, um sie weiter als außenpolitische Manövriermasse benutzen zu können. Ende 1937 ging das Naziregime zu einem offen antibritischen Kurs über und zielte konkret darauf ab, Kolonien zu erwerben. Die Kolonialbewegung und die Kolonialliteratur erhielten neuen Auftrieb. Hatte der Reichskolonialbund 1936 nur 40.000 Mitglieder, so waren es 1941 bereits zwei Millionen. Dabei galt weiterhin Hitlers Doktrin, erst den »Lebensraum im Osten« zu erobern und dann den »Ergänzungsraum« in den Kolonien, vor allem in Afrika.⁷ Die Wiedergewinnung von Kolonien in Afrika hatte schon in den Debatten der

Weimarer Republik eine höhere Priorität eingenommen als die Rückkehr deutsche Kolonialisten nach China und Ozeanien. Dementsprechend hatten sich die Achsenmächte am 27. Dezember 1940 darauf geeinigt, die Welt untereinander aufzuteilen: Deutschland und Italien sollten das »benachbarte« Afrika beherrschen, während Japan Asien und Ozeanien überlassen wurde. Danach nutzten deutsche Kriegsschiffe zwar noch die japanisch kontrollierten Häfen in der Pazifikregion und bombardierten auch Stellungen und Schiffe der Alliierten im Stillen Ozean, aber die Besetzung der ehemaligen deutschen »Schutzgebiete« in der »Südsee« überließen sie den Japanern. Die Kolonialpläne für Afrika dagegen wurden immer konkreter. Seit 1941 war von einem zentralafrikanischen Reich unter deutscher Herrschaft die Rede, das sich quer über den Kontinent vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean erstrecken sollte: von der Goldküste (heute: Ghana), Dahomey (Benin), Togo, West-Nigeria, Süd-Niger, Kamerun, Belgisch-Kongo (Demokratische Republik Kongo), Französisch-Äquatorialafrika (Tschad, Zentralafrikanische Republik), bis Uganda, Britisch-Ostafrika (Kenia), Tanganjika (Tansania), Nordrhodesien (Sambia), Njassaland (Malawi) und Südwestafrika (Namibia). Den Norden Afrikas wollten die Nazis gemeinsam mit den Faschisten Italiens und Spaniens regieren. Dafür hatten sie zahlreiche Städte an der afrikanischen Küste als Militärstützpunkte eingeplant – als Bollwerke gegen die USA. Außerdem sollten deutsche Firmen erfolgreich Rohstoffe ausbeuten können. Das hatten die Nazis schon im Waffenstillstandsvertrag mit dem französischen Kollaborationsregime in Vichy festgeschrieben. Mit Mussolini sollte die Mitnutzung seines *Imperium Romanum* nach der Eroberung des Nahen Ostens und Nordostafrikas (Libyen, Ägypten, Äthiopien, Sudan, Somalia, Jordanien, Palästina, Saudi-Arabien, Irak, Jemen, Aden, Türkei, Albanien) abgestimmt werden. Im Süden des Kontinents erwarteten die Nazis – nach einem Sieg über England – eine einvernehmliche Teilung der Macht mit einer faschistischen Regierung in der Südafrikanischen Union. Mit seinen Überfällen auf Polen, Skandinavien und die Nachbar-

länder im Westen nahm das NS-Regime 1939 ein »Neues Europa« in Angriff. Hitler forderte erneut vor dem Reichstag die von den Engländern und Franzosen »geraubten Kolonien« zurück: »Deutschland benötigt seinen kolonialen Besitz überhaupt nicht, um dort eine Armee aufzustellen. Dazu genügt der Volksreichtum der eigenen Rasse. (Stürmischer Beifall) Sondern zu seiner wirtschaftlichen Entlastung. Es ist nun einmal so, dass auf die Dauer eine 80-Millionen-Nation nicht anders bewertet sein will als irgendein anderes Volk. Dass ohne eine genügende Lebensmittelversorgung und ohne gewisse unumgänglich notwendige Rohstoffe die wirtschaftliche Existenz eines Volkes nicht aufrechterhalten werden kann.«⁸

Im Kriegsrausch des Sommers 1940 schien die Vision von der schnellen und kampflosen Expansion nach Süden realisierbar. Belgien war besetzt, Frankreich hatte kapituliert; die französischen Kolonien in Afrika waren greifbar nah. Hitler hatte schon im März 1940 die Anweisung erteilt, die »vorbereitenden Arbeiten für unsere Kolonialverwaltung mit Nachdruck zu fördern«; der Etat für das Kolonialpolitische Amt wurde jetzt mächtig aufgestockt. Denn die Kolonien sollten das zukünftige »großdeutsche Reich« ernähren. Auch in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes (AA) machte man sich Gedanken. Ihr Leiter, Ernst Bielfeld, schrieb in einer geheimen Denkschrift im November 1940, nach der »Neuordnung Europas« müsse »aus dem kolonialen Ergänzungsraum ein Gebiet versorgt werden, das außer dem Großdeutschen Reich noch Skandinavien, Dänemark, Belgien, Luxemburg, Holland, Ungarn, die Slowakei und andere europäische Gebiete umfasst«. Als Mitglieder eines neuen »Großwirtschaftsraums« hätten sie daher auch »Anspruch auf die Versorgung mit kolonialen Erzeugnissen aus einem unter deutscher Führung stehenden Kolonialraum«. Die Wirtschaftsplanung



Deutsche Kolonialtagung 1935 in Freiburg – 1941 hatte der Reichskolonialbund zwei Millionen Mitglieder

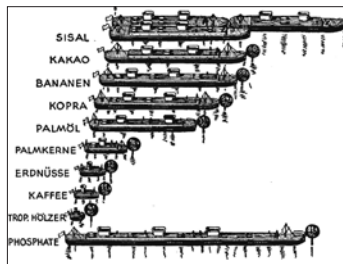
Das deutsche Kolonialreich nach Plänen von 1940





Expansionsgelüste:
»Afrika im Blickfeld
Europas«, Mai 1941

»Deutschlands
Einfuhrbedarf an
tropischen
Rohstoffen im Jahr
1935 und die Ausfuhr
aus den deutschen
Kolonien im gleichen
Jahr in Prozenten
zum Einfuhrbedarf«.
Nazideutschland
hatte Afrika vor allem
als Rohstoffreservoir
eingepplant



in den deutschen Kolonien müsse deshalb »dem Bedarf von rund 150 Millionen Menschen Rechnung tragen«.⁹

Der ostafrikanischen Insel Madagaskar hatte das faschistische Deutschland eine besonders perfide Rolle zugeordnet. Dorthin sollten vier Millionen europäische Juden deportiert werden. In den Monaten zwischen der Niederlage Frankreichs im Juni und der fehlgeschlagenen Eroberung Großbritanniens im September 1940 arbeiteten zahlreiche Stellen vom Auswärtigen Amt bis zur SS am »Madagaskarplan«. Die Insel sollte in ein riesiges Ghetto ver-

wandelt werden. Umsiedlungen von Juden in Osteuropa wurden gestoppt, nachdem das AA Mitte August vom Reichssicherheitshauptamt die Weisung erhalten hatte, dass zur »Vermeidung dauernder Berührung anderer Völker mit Juden eine Überseeelösung insularen Charakters« bevorzugt werde.¹⁰ Dabei war den Verantwortlichen klar, dass Madagaskar keineswegs geeignet war, Millionen Menschen kurzfristig aufzunehmen und zu ernähren. Die Ermordung der meisten Deportierten war somit impliziter Teil des Plans. Einen Monat später aber musste der Madagaskarplan angesichts der Überlegenheit der britischen Flotte aufgegeben werden. Am 10. Februar 1942 hieß es in einem Schreiben des Leiters des »Referats Judenfragen« im Auswärtigen Amt, Franz Rademacher, an Ernst Bielfeld: »Im August 1940 übergab ich Ihnen für Ihre Akten den von meinem Referat entworfenen Plan zur Endlösung der Judenfrage, wozu die Insel Madagaskar von Frankreich im Friedensvertrag gefordert, die praktische Durchführung der Aufgabe aber dem Reichssicherheitshauptamt übertragen werden sollte. (...) Der Krieg gegen die Sowjetunion hat inzwischen die Möglichkeit gegeben, andere Territorien für die Endlösung zur Verfügung zu stellen. Demgemäß hat der Führer entschie-

den, dass die Juden nicht nach Madagaskar, sondern nach Osten abgeschoben werden sollen. Madagaskar braucht mithin nicht für die Endlösung vorgesehen zu werden. Heil Hitler!«¹¹

Den Platz an der Sonne plündern

Afrikas gewaltige Reichtümer wollte das NS-Regime für die Realisierung seiner Großmachtpläne nutzen. Eine massenhafte Ansiedlung »deutscher Volksgenossen« war darin nicht enthalten; dafür war Osteuropa vorgesehen. Im Juli 1940 schrieb der Reichswirtschaftsminister in einem Rundbrief: »Die entscheidende Bedeutung der Kolonien liegt auf wirtschaftlichem Gebiet. Die Kolonien sind Teile der deutschen Gesamtwirtschaft und bilden mit dem Reich eine wirtschaftliche Einheit. Die Wirtschaft der Kolonien ist dementsprechend nach den Erfordernissen der deutschen Gesamtwirtschaft aufzubauen und zu lenken.«¹² Es ging der zukünftigen Kolonialmacht um die Rohstoffe des Kontinents, um Nahrungsmittel (Nüsse, Öle, Kaffee, Tee, Kakao, Tabak und Südfrüchte), Baumwolle, Sisal und Tropenholzer sowie Erze, Metalle, Gold und Diamanten. Darum wollten die deutschen Behörden einem »germanischen Kolonialreich« auch Belgisch-Kongo, Französisch-Äquatorialafrika und Südwestafrika einverleiben. In diesen Ländern wurden reiche Bodenschätze gehoben: Blei und Zinn, Silber und Kupfer, Palladium, Wolfram und Kadmium. Dem Kongo kam dabei sowohl geographisch als auch ökonomisch eine Schlüsselposition zu. Das Land verbindet West- und Ostafrika und »seine reichen Mineralvorkommen« sollten »einen wesentlichen Teil des deutschen Bedarfs decken«, wie Ernst Bielfeld aus dem Auswärtigen Amt schwärmte. »Zu diesem Mineralreichtum kommt die Fülle von Wasserkraften, die von großer energiewirtschaftlicher Bedeutung für die Zukunft sein wird.«¹³ Verschiedene Industrieunternehmen hatten bereits Geschäftsideen angemeldet. Die IG Farben vermerkte Westafrika als »vielversprechenden« Absatzmarkt und steuerte territoriale Planspiele bei. Dabei bezogen sie über Nord- und Westafrika hinaus den ganzen Kontinent mit ein. Kurt Weigelt, Vorstands-

mitglied der Deutschen Bank, die an allen kolonialen Handelsgesellschaften beteiligt war, galt als heimlicher Kolonialminister. Im Juli 1940 legte er eine »Wirtschaftspolitische Denkschrift des Kolonialpolitischen Amtes der NSDAP« vor, in der er nahezu alle Gebiete südlich der Sahara mit Ausnahme von Angola, Südwestafrika und Südafrika als deutsche Kolonien reklamierte. Das Ausplünderungsprogramm deckte sich mit den Interessen der Kriegswirtschaft und der deutschen Konzerne. Die Schrift ging an 50 Adressaten, darunter die AEG und die Mannesmann-Röhrenwerke.

Die Kolonialplaner wollten die Wirtschaftssysteme in Afrika völlig umkrempeln. Sie dachten sogar an eine Art staatsmonopolistischer Planwirtschaft des Mutterlandes für die Kolonien. Dabei sollte die afrikanische Subsistenzwirtschaft noch stärker als zuvor durch die Förderung von Rohstoffen für den Export ersetzt werden. Kolonisten sollten die großen Ländereien als Plantagen verwalten. Deutsche Gouverneure sollten über Landbesitz, Enteignung und Bodenverteilung entscheiden dürfen. Deutsche sollten die Geschäfte leiten, die Afrikaner arbeiten und wie Sklaven registriert und eingesetzt werden. Ab dem 16. Lebensjahr sollte jeder Schwarze ein »Arbeitsbuch« in einer Blechhülle bei sich tragen müssen, mit Angaben zum »Arbeits-«, »Steuer-« und »Gesundheitsnachweis«. Der koloniale Verwaltungsapparat des NS-Regimes lief ab 1940 auf Hochtouren. Die Kolonialpolizeischule Oranienburg schulte Polizisten und Offiziere, die SS entwarf Pläne für eine eigene Polizeitruppe in den Kolonien, ausgewählte Männer und Frauen wurden auf ihre Aufgaben als zukünftige Kolonisten vorbereitet, Landkarten von Afrika wurden gedruckt, Eisenbahnnetze entworfen und Gesundheitsfibeln in afrikanische Sprachen übersetzt. Die Bürokraten planten mit deutscher Gründlichkeit jedes erdenkliche Detail – selbst »zerlegbare Haustypen« zur Verschiffung nach Übersee. Ganze Abteilungen arbeiteten an Gesetzen für die deutschen Kolonien. Der Tätigkeitsbericht des KPA vom Juli 1941 schließt: »Wenn der Führer, der Gestalter der deutschen Zukunft, den Einsatzbefehl auf kolonialem Gebiet geben wird, so wird

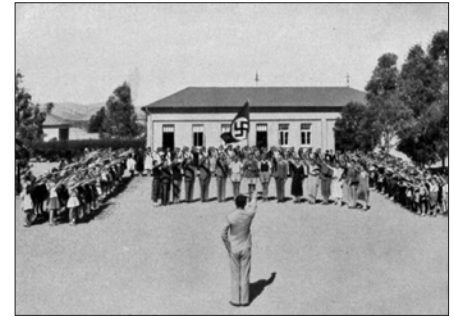
er das Kolonialpolitische Amt gerüstet finden, diesen Befehl nach Kräften auszufüllen.«¹⁵ 1.110 ausgebildete Kolonialbeamte standen bereit. Und auch Luftwaffe, Marine und Heer der deutschen Wehrmacht planten schon die Entsendung von Soldaten in die zukünftigen Kolonien. Anders als seine Militärs sprach Hitler sich jedoch gegen die Aufstellung von Kolonialtruppen aus.

Apartheid auf Deutsch

Gemäß der nationalsozialistischen »Rassenlehre« sollte in den Kolonien scharf zwischen dem »Herrenvolk« mit »Herrenpflichten« und den »geistig zurückgebliebenen« Massen der schwarzen »Untermenschen« unterschieden werden. Die »Rassenhygiene« verlangte strenge Segregation in Wohngebieten und allen öffentlichen und privaten Bereichen. Die afrikanischen Arbeiter sollten sich nur zum Arbeiten in die Nähe von Europäern begeben dürfen, keine europäische Sprache lernen und die »widernatürlich« gebildeten Schwarzen, zum Beispiel die »Zivilisationskaffern« Südafrikas, »die zu unangemessenem Eigendünkel und sogar blasierter Geringschätzung des Weißen gelangt sind« wenn möglich »beseitigt« werden.

Die NS-Juristen entwarfen Gesetze, die die »Rassenmischung« unterbinden sollten. Das so genannte Kolonialblutschutzgesetz untersagte »Eheschließungen Deutscher oder Fremder« mit »Eingeborenen«, »Angehörigen der farbigen bodenstämmigen Bevölkerung aus den nichtdeutschen Gebieten« und »Mischlingen«. Bei Zuwiderhandlung drohte den Einheimischen die Todesstrafe; auch der außereheliche Geschlechtsverkehr sollte verboten werden.

Diese Apartheidregelungen waren nicht neu. Schon während des wilhelminischen Imperialismus hatten sich Deutsche in den Kolonien getrennt von Schwarzen angesiedelt und diese zwangsweise für sich arbeiten las-



Feier der deutschen Schule in Windhuk.

»Der Neger [ist] von Natur aus ein sprachloser Sklave. Er braucht den »Meister« wie der Fisch das Wasser.«
H.E. Pfeiffer, *Eigenleben und Eigenkultur der afrikanischen Eingeborenen*, 1936¹⁶

»Weil keiner Seinesgleichen ausplündern, unterjochen und töten kann, ohne ein Verbrechen zu begehen, erheben sie es zum Prinzip, dass der Kolonisierte kein Mensch ist.«

Jean Paul Sartre, *Kolonialismus und Neokolonialismus*,

1961¹⁷

»Zum Schluss sei betont, dass die große Bereinigung in Europa Deutschland zu einer kolonialen Lösung berechtigt, aber auch zwingt, die mit den Erwerbungen aus dem Jahr 1884, wo wir nehmen mussten, was die anderen übrig gelassen hatten, in keiner Weise verglichen werden kann. Deshalb ist auch in den wirtschaftlichen Betrachtungen über eine bestmögliche Gestaltung des tropischen Ergänzungsraumes nicht Halt gemacht worden an den alten Grenzen.« Kurt Weigelt, Kolonialwirtschaftliche Denkschrift, Juli 1940¹⁴

sen, Dienstbücher eingeführt und Mischehen verboten. Die deutschen Kolonien waren ein Experimentierfeld für eine nach »Rassekriterien« organisierte Gesellschaft. Darum betrachtete Hannah Arendt den Kolonialismus als eine Vorform des Faschismus und eine von vielen Wurzeln des »Dritten Reiches«. Aber erst die Nazis regelten mit Verfügungen wie dem Kolonialblutschutzgesetz bereits vorab eine zukünftige Apartheid, die sich nahtlos und systematisch an die Nürnberger »Rassengesetze« anschloss.

Trotz der konkreten Vorbereitungen verfolgte Hitler weiter seinen Stufenplan. Erst wollte er Europa erobern und dann den Kolonialmächten diktieren, welchen Besitz in Übersee sie abzutreten hätten. Für die Unterwerfung Mittelfrikas plante die Wehrmacht lediglich ein halbes Jahr ein. Doch der Kriegsverlauf ersparte Afrika die Versklavung durch die deutschen Faschisten. Hatte Großbritannien, die wichtigste Kolonialmacht in der Region, noch 1938 der Einverleibung Österreichs und der Tschechoslowakei durch Nazi-Deutschland tatenlos zugesehen, so erklärte die britische Regierung zwei Tage nach dem Überfall auf Polen am 3. September 1939 Deutschland den Krieg. Damit wurden die Kolonialpläne zu Reißbrettkonstruktionen und politischen Sandkastenspielen der deutschen Ministerialbürokratie. Hitler hielt es 1941/42 für unrealistisch, Kolonien militärisch zu erobern; zu groß war die englische Überlegenheit. Er setzte auf die Rohstoffbasis in Osteuropa.

Im September 1940 griff Mussolini Ägypten an, ohne Berlin zu benachrichtigen; im Dezember bat er Hitler um militärischen Beistand. Das Regime gewährte diese Hilfe, weil eine Niederlage des Bündnispartners in Nord-

afrika die Position Englands und der Truppen des Freien Frankreich verbessert hätte. Auch wollten die Nazis auf die Ölquellen des Nahen Ostens zugreifen. So begann im März 1941 der Nordafrikafeldzug. Nur drei Monate später überfielen die Deutschen die Sowjetunion. Wider Erwarten band der Russlandfeldzug große Truppenverbände und Ressourcen. Das Kolonialpolitische Amt wurde zur »Einsparung von Arbeitskräften und Material« aufgefördert. Die Wehrmacht vertagte den Vormarsch in Afrika auf die Zeit nach der Niederlage der Sowjetunion. Angesichts des weiteren Kriegsverlaufs beschloss Hitler Mitte Januar 1943, das KPA stillzulegen. Das Personal wurde auf andere Behörden verteilt. Die Pläne für ein mittelfrikanisches Reich wurden bis auf unbestimmte Zeit zurückgestellt. 1944 vertrieben die Alliierten die deutschen Truppen aus Nordafrika, und die mit den Nazis kollaborierende französische Marionettenregierung in Vichy musste die von ihr kontrollierten Kolonien an das Freie Frankreich abgeben.

Großbritannien und Frankreich blieben auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Afrika dominierend. Die deutschen Interessen verlagerten sich auf die Wirtschaft. Jahrzehntelang pflegte Deutschland gute wirtschaftliche Beziehungen vor allem zu den Militärdiktaturen in Nigeria und dem Apartheidregime in Südafrika.

Die Ausplünderung afrikanischer Länder während der Kolonialzeit und die geplante Versklavung fast des gesamten Kontinents durch die Nazis wurden von offizieller Seite nie aufgearbeitet. Heute sprechen Politiker und Wirtschaftsvertreter lieber von »traditionellen« Beziehungen zwischen Deutschland und Afrika.

SPANISCHER BÜRGERKRIEG

Mit Tauglichkeitsstempel auf der Brust

Kolonialsoldaten und Interbrigadisten

Franco kam inkognito. In Zivilkleidung bestieg der spanische General und spätere Diktator am 18. Juli 1936 in Las Palmas auf den Kanarischen Inseln eine gekaperte Lufthansa-Maschine. Er landete in Tétouan, der Hauptstadt Spanisch-Marokkos. Spanien kontrollierte damals den Norden Marokkos und die Westsahara. Der Rest Marokkos stand unter französischer Protektoratsverwaltung. Einen Tag vor Francos Landung in Nordafrika hatten Generäle des spanischen Kolonialheeres in Marokko gegen die Volksfrontregierung der Republikaner in Madrid geputscht. So begann der Spanische Bürgerkrieg.

Bis die Faschisten drei Jahre später den Sieg über die Republikaner davontrugen, war der Krieg auf komplexe Weise mit Marokko verbunden. Denn die Putschisten kamen aus dem Kolonialheer. In den 1920er Jahren hatten sie in einem blutigen Krieg Spaniens Zugriff auf Teile Marokkos durchgesetzt. Danach verstanden sich die »Helden des Afrikakrieges«, auch *Africanistas* genannt, als Elite der spanischen Armee. Sie gingen in den Kolonien wie in Spanien rücksichtslos gegen ihre Gegner vor. Franco schlug schon 1934 einen Arbeiteraufstand in Asturien mit großer Brutalität nieder, und die republikanische Regierung schob ihn deshalb auf einen Posten auf den Kanarischen Inseln ab. Auch den Bürgerkrieg führte Franco mit dem Ziel, die Avantgarde der Arbeiterbewegung physisch zu vernichten.

Gewonnen hat Franco diesen Krieg unter anderem mit Hilfe der *Moros*, arabischer Soldaten aus Marokko.

Die *Moros* waren berüchtigt für ihre Grausamkeit – sie kämpften Mann gegen Mann mit dem Bajonett, sie plünderten und vergewaltigten. Viele ihrer Gräueltaten erfolgten auf ausdrücklichen Befehl der faschistischen Militärführung. Franco setzte die *Moros* an vorderster Front ein und schickte sie in aussichtslose Gefechte, zum Beispiel 1936 in den Kampf um das Universitätsviertel von Madrid. Ein marokkanischer Soldat erzählt:

»Mein ganzes Leben über hatte ich niemals einen Menschen oder ein Tier getötet. Ich konnte noch nicht einmal zusehen, wenn beim Aid-El-Kebir-Fest ein Hammel geschlachtet wurde. Der Anblick des warmen Blutes, das aus dem Hals des Tieres spritzte, machte mir Angst. 1936 im Universitätsviertel habe ich dann so vielen Gegnern die Kehle durchgeschnitten, mit einer solchen Hemmungslosigkeit, dass ich dachte, ich werde verrückt. Aber es kamen keine Befehle mehr durch, wir waren völlig auf uns gestellt, in den riesigen Universitätsgebäuden. Wir mussten Zeichen an die Wände malen, damit wir uns

»Die Internationalisten
– vereint mit den
Spaniern kämpfen sie
gegen den
Eindringling«
Plakat, ca. 1938





»Morgen die Welt – heute Spanien«
Plakat, ca. 1937

nicht verirren. Am Ende des nächsten Ganges, hinter der nächsten Tür lauerte der Feind. Wir waren einfach nicht mehr wir selbst. Wie hätten wir es auch sein sollen, da wir doch sicher waren, dass niemand von uns lebendig aus dieser Hölle entkommen würde.«¹

Für die Söldnerdienste der *Moros* gab es viele Gründe. Die Faschisten verstanden es, arabische Nationalisten für sich zu gewinnen. Die Generäle aus dem Kolonialkrieg versprachen die Abschaffung des Kolonialismus, und die marokkanischen Führer klammerten sich an dieses leere Versprechen. Zudem schien Francos Kampf gegen »Atheisten und

Rote« vielen Muslimen unterstützenswert.

Zwangsrekrutierungen kamen hinzu, wie Mohammed Trebak, ein marokkanischer Augenzeuge, berichtet: »Man hat sie gezwungen! Die Frauen und Mütter weinten bei der Abreise in Tétouan, denn die meisten Männer hat man genötigt. Man hat sie nach Ceúta gebracht und nach Spanien geflogen. 60.000 Marokkaner waren im Bürgerkrieg, 15.000 sind umgekommen. In Marokko gibt es kein Dorf, das nicht Gefallene zu beklagen hat.« Viele Marokkaner zogen auch in den Bürgerkrieg, weil die Franquisten sie vergleichsweise gut bezahlten. »150 Pesetas im Monat, das war viel Geld. In der spanischen Zone waren die Leute arm, ein Polizist verdiente damals 200 bis 300 Pesetas. Die meisten, die man geholt hat, waren arbeitslos.«² Der marokkanische Schriftsteller Mohamed Choukri bestätigt: »Mein Vater ist in den Krieg gezogen, weil er eine Familie hatte, die er unterhalten musste. Er war arbeitslos, hatte kein Geld und als Söldner hatte er endlich ein Einkommen. Franco war ein verbrecherischer Zyniker, er wusste ganz genau, dass

die Leute im Rif arm waren und dass sie gute Kämpfer waren.«³ Manche Marokkaner lockte auch das vermeintliche Abenteuer. Sie durften, wahrscheinlich das einzige Mal im Leben, ein Flugzeug besteigen und ins Ausland reisen. Was sie dort wirklich erwartete, hatten die franquistischen Anwerber verschwiegen.

So wussten viele Nomaden aus der spanischen Kolonie Westsahara nicht, worauf sie sich einließen. Die meisten von ihnen konnten weder lesen noch schreiben und ließen sich für Franco anheuern, weil sie Arbeit suchten. Sie unterschrieben – mit Kreuzen oder Fingerabdrücken – Verträge auf Spanisch, die sie nicht verstanden, und niemand sagte ihnen, dass sie sich damit zum Kriegsdienst verpflichteten. Jamal Zakari, dessen Großvater im Spanischen Bürgerkrieg auf Seiten Francos gefallen ist, erzählt: »Francos Abgesandte suchten vor allem junge und starke Männer aus, die nach einer ärztlichen Untersuchung einen Tauglichkeitsstempel auf die Brust erhielten und dann per Schiff nach Spanien gebracht wurden. Nach nur einmonatiger militärischer Ausbildung wurden sie an die vordersten Frontlinien geschickt. Oft gab es nicht einmal Dolmetscher, die ihnen die Befehle ihrer Vorgesetzten hätten übersetzen können.«⁴

Auch wenn Francos Leibgarde aus *Moros* bestand (ihre Angehörigen erhalten bis heute eine Rente vom spanischen Staat), sahen die meisten spanischen Offiziere in den arabischen Soldaten nur Kanonenfutter.

Die Volksfrontregierung der spanischen Republik war nicht weniger herablassend. Nachdem sie die Kolonien mit ähnlich eiserner Knute unterdrückt hatte wie die Konservativen, sah sie in den *Moros* im Krieg grausame Helfer der Faschisten und behandelte sie entsprechend. Mit Rücksicht auf Frankreich und Großbritannien hatte auch die Linksregierung Spaniens die Unabhängigkeit Marokkos strikt abgelehnt.⁵ (Spanisch-Marokko wurde erst 1956 von den Franquisten in die Unabhängigkeit entlassen, die Westsahara 1974 an Marokko und Mauretanien verkauft.)

Dennoch haben Hunderte Marokkaner und Araber sowie Freiwillige aus anderen Kolonialländern an der

Seite der Republikaner gekämpft.⁶ Zur ihrer Verteidigung warb die spanische Volksfront Nordafrikaner in Frankreich ebenso an wie Iraker, jüdische und arabische Palästinenser und Syrer. Viele von ihnen waren Mitglied oder Anhänger kommunistischer oder sozialistischer Parteien. Die meisten kämpften in den Internationalen Brigaden; viele sind gefallen.

Die arabischen Palästinenser Ali Abd al-Khaliq und Fawzi Nabulsi reihten sich in die jüdische Kompanie Naftali Botwin ein, welche im Dezember 1937 als Teil der XIII. Brigade Dombrowski gegründet worden war.⁷ Abd al-Khaliq war »mit Leib und Seele der Brüderlichkeit zwischen Juden und Arabern ergeben, die auf dem Territorium Palästinas lebten«; er sprach Arabisch, Hebräisch und Jiddisch und fiel im Frühjahr 1938.⁸

Auf die Frage, warum er als Interbrigadist kämpfte, antwortete der Algerier Rabah Oussidhoum: »Alle Zeitungen berichten von den Marokkanern, die zusammen mit den Rebellen [Franquisten] kämpfen. Ich bin hierher gekommen, um zu zeigen, dass nicht alle Araber Faschisten sind.«⁹

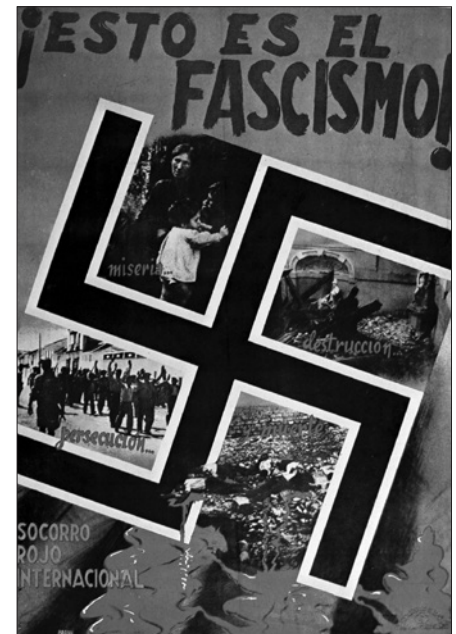
Auf den ungewöhnlich hohen Anteil jüdischer Kämpfer in den Internationalen Brigaden hat der Historiker Arno Lustiger in seinem Buch *Schalom Libertad!* hingewiesen. Allein aus Palästina eilten mehr als dreihundert Kämpfer der bedrohten Republik zur Hilfe. Einer von ihnen war Jecheskel Piekar, der 1920 als Vollwaise aus Polen nach Palästina gekommen war und bei einem Englandsaufenthalt einen Pilotenschein erworben hatte. »Ich meldete mich deshalb bei der spanischen Botschaft, wo ich mit offenen Armen empfangen wurde.« Obwohl er nur fünfzehn Flugstunden hinter sich hatte, wurde er der von dem französischen Schriftsteller André Malraux organisierten Flugstaffel zugeteilt. »Über meinen Verbleib wusste zu Hause in Palästina niemand etwas. (...) Sie dachten, dass ich in Paris sei und dem *dolce vita* nachgehe.« Als die Wahrheit herauskam, verkündete der Sprecher der Gewerkschaft Histradut und spätere Bürgermeister von Haifa, Aba Chuschi: »Arbeiter von Haifa, seid stolz darauf, dass einer von uns, Jecheskel Piekar von der Gießerei Vulkan, als Flieger für

die Republik in Spanien kämpft.« Meine beiden Schwestern, die bei der Versammlung dabei waren, sind fast in Ohnmacht gefallen.«¹⁰ Die Unterstützer der Volksfront und besonders die Interbrigadisten aus den Kolonien sahen im Kampf für die spanische Republik den Ausgangspunkt für den Kampf um die Befreiung ihrer eigenen Länder. Und der Spanische Bürgerkrieg wurde zum europäischen Probelauf für den Zweiten Weltkrieg. Hitler ließ neue deutsche Waffen auf den spanischen Schlachtfeldern ausprobieren, schickte 6.600 Soldaten seiner berüchtigten *Legion Condor* nach Spanien, stellte Flugzeuge und Piloten für den Transport von Kolonialsoldaten aus Marokko zur Verfügung und forderte als Gegenleistung von Franco Militärstützpunkte in der spanischen Sahara und auf den Kanarischen Inseln für die im Atlantik operierende deutsche Flotte.

Auch auf der anderen Seite des Atlantiks wurde der Spanische Bürgerkrieg als ein historisches Schlüsselereignis empfunden: in Lateinamerika. »In Spanien entscheidet sich unsere Zukunft«, lautete ein zeitgenössischer Kommentar. »Die Niederlage des spanischen Volkes wäre der Beginn eines finsternen Mittelalters in den Ländern Hispano-Amerikas. Mit dem Segen der Großgrundbesitzer, der Kirchenfürsten, der plündernden Militärs und korrupten Schreiberlinge würden sich unsere Diktatoren in teuflischer Schadenfreude die Hände reichen.«¹¹

In Lateinamerika war Spanien zwar einst als Kolonialmacht aufgetreten, im Bürgerkrieg erkannten viele Lateinamerikaner jedoch, dass es auch in Spanien Unterdrückte und Ausgebeutete gab, und schlossen sich den Internationalen Brigaden an. Der Historiker

»Das ist der
Faschismus! Elend,
Zerstörung,
Verfolgung und Tod«
Plakat der
Internationalen
Roten Hilfe,
ca. 1937



Andreu Castells aus Barcelona, der selbst in den Reihen der Republikaner kämpfte, schätzt, dass etwa tausend Interbrigadisten aus Lateinamerika kamen, darunter über 400 aus Mexiko sowie jeweils über 100 aus Venezuela und Kuba.¹²

Mauricio Rosencof, der später bei der uruguayischen Stadtguerilla MLN-Tupamaros aktiv war, erinnert sich, dass die spanischen Republikaner im jüdisch-proletarischen Milieu Montevideos unterstützt wurden: »Während ich auf die Straße geschickt wurde, um das Silberpapier von Zigarettenschachteln für Spanien zu sammeln – es war die Zeit des Spanischen Bürgerkriegs –, strickten die Frauen in unserer Straße Wollsocken für die republikanischen Kämpfer.«¹³ Der in Trier geborene Willi Israel, der 1936 mit seinen Eltern als jüdischer Emigrant nach Montevideo kam, ergänzt: »Die Spanische Republik zu unterstützen war in Uruguay eine regelrechte Massenbewegung. Viele Leute gingen nach Spanien, um gegen die Faschisten zu kämpfen, sogar aktive Militärs, die deswegen hier aus der Armee ausschieden.«¹⁴

Mexiko schickte 20.000 Gewehre und 20 Millionen Patronen. In Argentinien hatte sich auf Initiative der Internationalen Roten Hilfe mit der FOARE (*Federación de Organizaciones de Ayuda a la República Española*) ein Dachverband der Spanienhilfe gebildet, der allein im ersten Kriegsjahr 1,5 Millionen Pesos für die Republikaner sammelte, ein Betrag, der nur von Schweden übertroffen wurde. Die Komitees schickten darüber hinaus

große Hilfslieferungen mit Milchpulver für die Kinder und Trockenfisch, Fleisch und Mehl für die Kämpfer.¹⁵ In Chile organisierte Pablo Neruda, der von 1934 bis 1936 Konsul in Barcelona und Madrid gewesen war, das antifaschistische Komitee der Intellektuellen zur Verteidigung der republikanischen Sache. Nachdem bei den Wahlen 1938 die Volksfront den Sieg errungen hatte, schickte ihn der neue Präsident Pedro Aguirre Cerda als Sonder-Konsul für die spanische Immigration nach Paris. In dieser Eigenschaft organisierte Neruda im Jahr 1939 die Überfahrt von 2.000 spanischen Flüchtlingen auf dem umgebauten Frachter *Winnipeg* nach Chile. Obwohl der lateinamerikanische Klerus und die Lati-fundienbesitzer den spanischen Faschisten ideologisch näher standen als der Volksfront, boten lateinamerikanische Länder nach Kriegsende republikanischen Flüchtlingen Zuflucht. Neben Argentinien und Uruguay war Mexiko eines der wichtigsten Exilländer, vor allem für Kämpfer der Internationalen Brigaden, die nicht in ihre faschistischen oder faschistisch besetzten Heimatländer Deutschland, Italien, Österreich und die Tschechoslowakei zurückkehren konnten. Schon während des Bürgerkriegs war die linksnationalistische mexikanische Regierung nach der Sowjetunion die wichtigste Unterstützerin der Republikaner. Auch später hat Mexiko das Franco-Regime nie anerkannt.

Bis 1977 hatte die spanisch-republikanische Exilregierung ihren Sitz in Mexiko, dem einzigen Land, das sie als rechtmäßige Vertretung Spaniens ansah.



»Alle Völker der Welt stehen in den Internationalen Brigaden auf der Seite des spanischen Volkes«
Plakat, ca. 1937

Afrika in den
kolonialen
Grenzen zu
Beginn des
Zweiten
Weltkriegs

(B)
Belgisch
(GB)
Britisch
(P)
Portugiesisch
(I)
Italienisch



Italienische
Landkarte
Äthopiens,
um 1935

AFRIKA

»Unsere Kolonien militärisch voll ausnutzen«

Zwangsrekrutierungen und Zwangsarbeiter

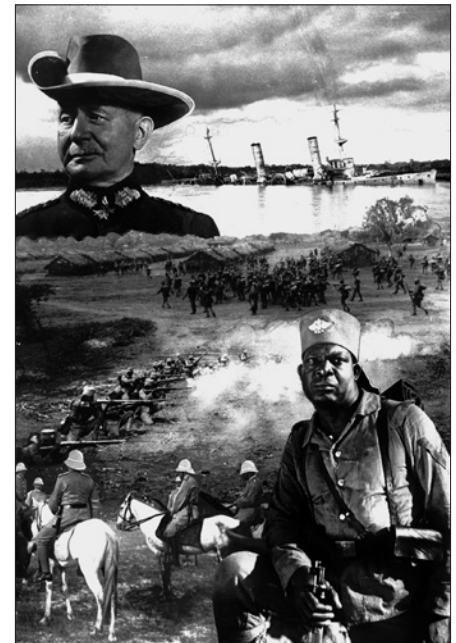
Zur Geschichte der afrikanischen Kolonialsoldaten

Bayume Mohamed Hussein wurde 1904 in der deutschen Kolonie Ostafrika (heute Tansania, Ruanda, Burundi) geboren. Er diente als Kindersoldat in der »kaiserlichen Schutztruppe« unter Paul von Lettow-Vorbeck, einem preußischen, hochdekorierten General, der während des Ersten Weltkriegs in Deutsch-Ostafrika afrikanische Kolonialtruppen gegen die Engländer einsetzte. Bayume gelangte über Umwege Mitte der zwanziger Jahre nach Deutschland, aber die Behörden versagten ihm seinen ausstehenden Sold und versuchten vergeblich, ihn abzuschieben. Er heiratete eine Tschechin und schlug sich als Kellner, als »Neger«-Darsteller in Filmen und in einem kolonialpropagandistischen Wanderzirkus sowie als Swahili-Lehrer an der Berliner Universität durch. Die Nationalsozialisten entzogen dem Ex-Soldaten und seiner Frau die Staatsangehörigkeit, verhängten ein Berufsverbot und verhafteten ihn 1941 wegen seiner Beziehung zu einer »Arierin«, was als »Rassenschande« unter Strafe stand. Bayume Mohamed Hussein starb drei Jahre später im Konzentrationslager Sachsenhausen.¹

»Sein Schicksal steht beispielhaft für das vieler Menschen schwarzer Hautfarbe im Dritten Reich«, sagte Heiko Möhle, Sprecher des Eine-Welt-Netzwerkes Hamburg, 60 Jahre später bei einer Gedenkveranstaltung für den ermordeten Bayume. Im September 2003 hatten politische Initiativen an der Mauer der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne in Hamburg eine Ge-

denktafel enthüllt, um an »die Opfer kolonialer Ausbeutung und rassistischer Gewalt« zu erinnern. Feierlich gaben sie dem alten Militärgelände einen neuen Namen: »Bayume-Mohamed-Hussein-Park«. Mit dieser Aktion protestierten sie gegen das Vorhaben des Hamburger Senats, auf dem Kasernengelände den umstrittenen »Tansania-Park« zu eröffnen. Dort sollten auch zwei Kolonialdenkmäler aus der Nazizeit aufgestellt werden: das zehn Meter hohe, von einem Adler gekrönte »Schutztruppen-Ehrenmal« für die in den deutschen Kolonien gefallenen deutschen Soldaten und zwei »Askari-Reliefs«, die allesamt erstmals 1939 aufgestellt und von Lettow-Vorbeck persönlich eingeweiht worden waren. *Askari* bedeutet »Wächter« und »Krieger« auf Kisuaheli. Eines der Reliefs zeigt überlebensgroß vier schwarze Lastenträger, die einem schwarzen Soldaten folgen, das andere vier schwarze uniformierte Soldaten mit geschultertem Gewehr, die ihrem deutschen Befehlshaber treu ergeben im Gleichschritt folgen. »Der Senat hätte die

»Die unbesiegte Schutztruppe Ostafrikas mit ihren treuen Askaris und Kommandeur General von Lettow-Vorbeck«
Fotomontage, 1920



B. Mohamed Husen

Berlin N 54, Brunnenstraße 193
 Ruf: 42 03 10
 Ehemaliger deutscher Askari
 Kriegssoldat 1914–1918



Bayume Mohamed Hussein (alias Husen) – die Visitenkarte zeigt ihn in einer seiner Filmrollen

»Askari-Relief«, von der Wehrmacht 1939 zu Erinnerung an die kaiserlichen Kolonialtruppen in Afrika eingeweiht



Gelegenheit gehabt, am ›Schutztruppen-Denkmal, wo seit 1939 Traditionspflege im Geiste des Kolonialismus und des Militarismus betrieben wurde, eine zeitgemäße Erinnerungsstätte zu begründen«, kritisierte ein Sprecher der Demonstranten, »aber was morgen eingeweiht wird, atmet den Geist von 1939.«

Die beabsichtigte Aufstellung der Nazi-Denkmäler löste eine bundesweite Debatte aus. Rechtsextreme und militaristische Kreise nutzten den Denkmalsstreit, um den deutschen Kolonialismus zu beschönigen und die Verbrechen deutscher Truppen in Afrika zu leugnen. Ihnen gelten Feldherren wie Lettow-Vorbeck und der Befehlshaber des Afrikakorps, »Wüstenfuchs« Erwin Rommel, als kriegssportliche Helden, »hart aber fair, listig und einer erdrückenden Übermacht gewachsen und ritterlich«.² Politiker jeglicher Couleur bis hin zu den Grünen verharmlosten den deutschen Kolonialismus als »Marginalie der Geschichte«. Die Kritiker dagegen sahen sich an »Debatten über die Wehrmachtsausstellung oder über den Bombenkrieg« erinnert. Historische Verbrechen der Deutschen würden geleugnet, heruntergespielt und die Unterdrückten als Opfer der anderen Kolonialmächte dargestellt. Außerdem fehle jede Aussage über »das Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß in Deutschland heute«. Dafür brauche der Senator nicht nach Afrika zu reisen. »Die heute in Hamburg lebenden Afrikaner und Afrikanerinnen in ihrem Kampf für Gleichberechtigung und für menschenwürdige Existenzbedingungen zu unterstützen wird eine dankbare Aufgabe sein.« Die Proteste fanden eine großes Medienecho, und der Hamburger Senat sah sich gezwungen, die Einweihung des »Tansania-Parks« abzusagen.

Paul von Lettow-Vorbeck, der bis heute von Rechtsextremen als Held verehrte General, hatte über »seine« *Askaris*

geäußert, »wie schön auch diese Leute trotz wulstiger Lippen und aufgeworfener Nasenlöcher aussehen können«. Bevor er 1913 nach Deutsch-Ostafrika gekommen war, hatte er sich bereits als junger Offizier am Völkermord an den Herero in Südwestafrika (heute Namibia) und an der Niederschlagung des Boxeraufstandes in China beteiligt. In Deutsch-Ostafrika befehligte er die Schutztruppe der deutschen Kolonie, die Ende des 19. Jahrhunderts aus 600 sudanesischen Söldnern und 400 mosambikanischen Shanga-Kriegern gebildet worden war. Unter Lettow-Vorbeck bestand sie aus 216 Weißen und 2.500 *Askaris*.

Ursprünglich hatten die europäischen Kolonialmächte auf der Berliner Kongo-Konferenz 1884 in der so genannten Kongoakte festgeschrieben, im Falle eines Krieges zwischen den europäischen Mächten Neutralität in den afrikanischen Kolonien zu wahren. Der anglophile deutsche Kolonialminister der wilhelminischen Ära, Wilhelm Solf, war darum zunächst gegen den Aufbau starker Schutztruppen in den deutschen Kolonien gewesen; nach deutscher Doktrin wurde der Erste Weltkrieg in Europa entschieden.

Als aber die Entente die schlecht geschützten deutschen Kolonien eine nach der anderen einnahm – Togo 1914, Deutsch-Südwestafrika 1915 und Kamerun 1916 – änderte sich die Lage. Während offizielle deutsche Stellen den Einsatz afrikanischer Soldaten durch die Kriegsgegner öffentlich anprangerten, forderte Erich Ludendorff von der Obersten Heeresleitung im November 1917, »dass in Zukunft auch unsere Kolonien militärisch voll ausgenutzt werden. (...) Es wird (...) nötig sein, sobald die Kolonialbesitzfrage geregelt ist, Maßnahmen zu treffen, die die Aufstellung einer Kolonialarmee in Afrika zum Ziel haben.«³

Der Historiker Gregory Martin kommt zu dem Schluss, »dass Deutschland ebenso wie Frankreich und Großbritannien in einer Notlage jeglicher Einsatz von Soldaten recht war, ohne Rücksicht auf die Vorkriegszeit und die in der deutschen Kriegspropaganda mit so viel Pathos gepriesene ›Solidarität der weißen Rasse«.⁴ Das Vorgehen Lettow-Vorbecks in Deutsch-Ostafrika ist Beleg da-

für. Er ließ vier Jahre lang 14.000 afrikanische Soldaten und Zigtausende Träger in Guerillataktik gegen alliierte Streitkräfte von 373.000 Mann antreten.

Der tansanische Historiker John Illife schreibt über Lettow-Vorbeck: »[Er] kämpfte einen Guerillakrieg, den er mit den höchsten militärischen Fähigkeiten führte, der aber gleichzeitig ein Feldzug äußerster Skrupellosigkeit war, in dem eine kleine, schwer bewaffnete Streitmacht ihren Nachschub von Zivilisten erpresste, für die sie keine Verantwortung empfand.«⁵ Lettow-Vorbecks Kampagne war »der Höhepunkt der Ausbeutung Afrikas: seine Verwendung als reines Schlachtfeld«.⁶

Die Bevölkerung trug die Hauptlast des Krieges. An den Fronten standen die *Askaris* unter deutschem Kommando englischen Kolonialeinheiten aus der Goldküste (heute Ghana), Gambia, Nigeria, Indien und Britisch-Ostafrika (heute Kenia) gegenüber. Auf beiden Seiten waren zudem Tausende Träger zwangsverpflichtet worden, um die Ausrüstung der Offiziere, Waffen, Geschütze und Zelte über unwegsames Gelände zu schleppen. »Insgesamt kamen nach Schätzungen eines deutschen Beamten auf Seiten der Deutschen zwischen 100.000 und 120.000, bei den Alliierten ungefähr 250.000 Träger ums Leben.« 300.000 Zivilisten starben an Hunger und Krankheiten.⁷ Rücksichtslos zog der deutsche Generalmajor Ernten und Vorräte bei den einheimischen Bauern ein und ließ ganze Landstriche nach den Schlachten verwüstet zurück.

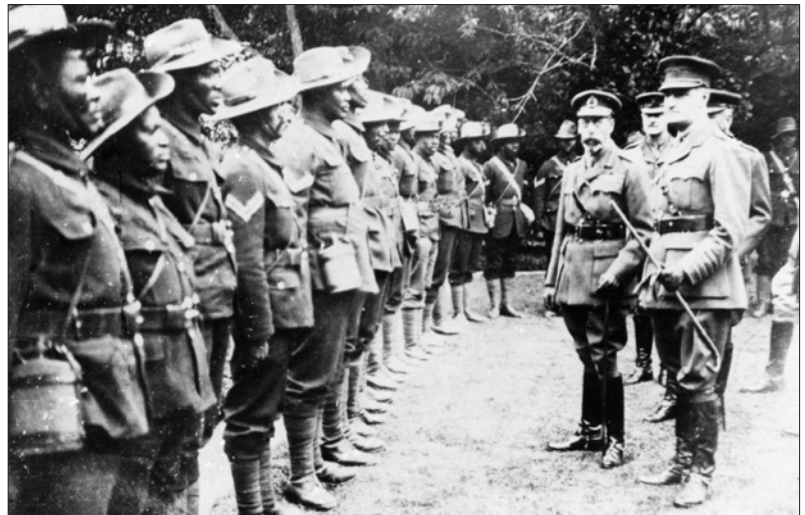
Im Deutschen Reich haben diese Verbrechen seinem Ruhm als erfolgreicher »Löwe von Afrika« keinen Abbruch getan. Seine Erinnerungen an den Afrikafeldzug mit dem Titel *Heia Safari* gehörten nach dem Ersten Weltkrieg zu den meistgelesenen Büchern über Afrika.

Waffen des Königs

Afrikanische Soldaten unter britischem Kommando

Wie alle Kolonialmächte hatten auch die Briten bereits bei ihrer kolonialen Expansion im 19. Jahrhundert Einheimische in Indien, Nordamerika und Afrika rekrutiert. Anfang des 20. Jahrhunderts verfügten sie über koloniale Armeen in verschiedenen Regionen Afrikas. Die *West African Frontier Force* umfasste Soldaten aus Gambia, Sierra-Leone, der Goldküste und Nigeria; die Siedlerstaaten Südafrika und Südrhodesien (heute: Simbabwe) hatten eigene Armeen, und in Ostafrika gab es seit 1902 die *King's African Rifles* aus Kenia, Uganda, Tanganjika (heute: Tansania) und Njassaland (heute: Malawi). Bei Bedarf zogen die Briten auch die *Somali Camel Corps* aus Britisch-Somaliland (heute: Somalia) und das *Northern Rhodesian Regiment* (heute: Sambia) mit ein. Allerdings wollten die Briten Afrikaner nicht gegen Europäer einsetzen. Sie fürchteten, das könnte ihre Untertanen auf die Idee bringen, die Waffen irgendwann auf ihre Unterdrücker zu richten. Darum setzten sie Afrikaner gegen die Deutschen in Ostafrika zunächst nur als unbewaffnete Träger britischer und indischer Einheiten ein. Wurden die Hilfskräfte anfangs besser bezahlt als zivile Arbeiter, gingen die britischen

Der britische König
George V. besucht
1917 südafrikanische
Hilfstruppen in Fran-
reich





»Tirailleurs in Dakar, (Senegal) verlassen die Stadt« (Postkarte)

Militärs 1917 zu brutalen Massenaushebungen über; sie fingen junge Männer bei Sportveranstaltungen oder während nächtlicher Razzien ein. »In Kenias Machakos-Distrikt verpflichteten Beamte drei von vier unverheirateten jungen Männern«, insgesamt 120.000. Uganda und Njassaland stell-

ten über 100.000 Träger. Eine halbe Million Afrikaner soll auf diese Weise in den Kriegsdienst gezogen sein.⁸ Die Zwangsrekrutierungen wurden erst eingestellt, als die Distriktkommissare meldeten, die Bevölkerung werde bald offen revoltieren. Flucht und Desertion waren bei den Trägern an der Tagesordnung, denn viele starben an Krankheiten, Unterernährung und bei Unfällen. Die unmenschliche Behandlung blieb lange im kollektiven Gedächtnis der Ostafrikaner haften.

Erst als sich die Briten in Deutsch-Ostafrika nicht gegen Lettow-Vorbeck durchsetzen konnten, beschlossen

sie, neben den Trägern auch afrikanische Soldaten zu rekrutieren. Der südafrikanische General Jan Christian Smuts, der einzige Vertreter der Commonwealth-Länder im britischen Kriegskabinett, stockte die *King's African Rifles* zwischen 1916 und 1918 von rund 2.300 auf 31.000 Mann auf, und erstmals arbeiteten Afrikaner als ausgebildete Artilleristen, Fernmelder, Sanitäter, Aufklärer und Militärpolizisten in den britischen Streitkräften. 83.000 schwarze und 2.000 *Cape Corps*-Soldaten aus Südafrika sowie Einheiten der *West African Frontier Force* rückten 1916 nach Deutsch-Ostafrika ein. Letztere hatten die Deutschen schon in Togo und Kamerun besiegt. Smuts setzte darauf, dass die afrikanischen Soldaten die *Askaris* niederringen und so die Verluste an weißen südafrikanischen Soldaten in Grenzen halten könnten. Den Kolonialtruppen blieb es deshalb überlassen, das sehr viel kleinere deutsche Heer durch Ostafrika zu verfolgen, bis Lettow-Vorbeck am 25. November 1918 in der Stadt Abercorn im heutigen Sambia endlich aufgab, zwei Wochen nach der Kapitulation des Deutschen Reiches in Europa.

Napoleons »schwarzer Herkules«

Einer der ersten Kolonialsoldaten in französischen Diensten war Joseph Damingue. 1761 in Kuba als Sohn eines Schwarzen geboren und aus ungeklärten Gründen in Bordeaux gestrandet, wurde er Soldat und gehörte schließlich zur Leibgarde Napoleon Bonapartes. Bei seinen Eroberungsfeldzügen umgab sich der französische General und spätere Kaiser mit einer Truppe von Soldaten, die »aus allen Ecken [seines Reiches] und aus unterschiedlichsten sozialen Schichten« zusammengesetzt war. Napoleon Bonaparte war die Herkunft seiner Soldaten gleichgültig. Ihm war die Haltung der Soldaten im Angesicht des Feindes wichtig. Jeder war willkommen, »solange er über eine starke Statur und ein kühnes Herz verfügte«.

Joseph Damingue hatte beides. Obwohl er weder lesen noch schreiben konnte, ernannte ihn Napoleon Bonaparte zum Kommandanten der Kavallerieschwadron seiner Leibgarde und gab ihm wegen seiner Kraft und Kühnheit den Spitznamen *Hercule* – Herkules. Joseph Damingue war der erste Schwarze, der in der französischen Armee Karriere machte. Zu einer Zeit, als der Sklavenhandel blühte und weiße Herren in den Kolonien Schwarze wie Vieh verschacherten, kommandierte Joseph Damingue »eine Kompanie junger und auserwählter Männer, die Weiße waren und Bonaparte bis auf den Gipfel seines Ruhms begleiten sollten«. Eine Ironie der Geschichte, denn Napoleon Bonaparte verfocht nicht nur strikt die Sklaverei, sondern führte nach dem kurzen demokrati-

schen Frühling der französischen Revolution die Monarchie wieder ein und ließ sich selbst zum Kaiser künden. Bei alledem hielt er an seinem schwarzen Herkules als Kommandanten der Leibgarde fest. Und so stand Joseph Damingue bei Feldzügen in Österreich, Italien und Irland an Napoleons Seite. In Ägypten ernannte er ihn zum Kommandanten des ersten »schwarzen Pionierbataillons«. Dort lieferte sich Damingue bei Aboukir eine Schlacht mit Afrikanern, die auf Seiten der Briten kämpften und aus dem Westsudan stammten. Wenig später, am 14. August 1806, ordnete Napoleon Bonaparte per kaiserlichem Dekret an, in Neapel, wo sein Bruder Joseph regierte, die ersten regulären französischen Kolonialtruppen aufzustellen, die *Royal Africains*.¹⁰

»Gestern nützlich, heute notwendig und morgen unentbehrlich« | Afrikaner in Frankreichs »Grande Guerre«

Schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts eroberten die *Tirailleurs Sénégalais* (Senegalschützen), wie die Franzosen ihre afrikanischen Soldaten nannten, neue Gebiete für ihre Kolonialherren. 1912 unterwarfen sie Marokko. »Alles begann mit der Kolonisation. Es gibt nichts Schlimmeres, als kolonisiert zu werden«, meint Issa Ougoiba, ein Veteran der französischen Kolonialtruppen aus Bamako, der Hauptstadt Malis in Westafrika.⁹ Der greise Mann mit dem grauen Haarkranz trägt ein langes weißes Gewand. Häufig trifft er sich mit anderen ehemaligen Kolonialsoldaten im *Maison d'anciens combattants*, einem einfachen Clubhaus für Veteranen, wie es sie überall in Westafrika gibt, von Dakar bis Ouagadougou und von Abidjan bis Niamey. »Schon 1857«, erzählt der Pensionär unter beifälligem Nicken seiner ehemaligen Kameraden, »haben sie unsere Großväter an die Front geschickt. Sie mussten gegen die Türken kämpfen. Aus der Kolonie Senegal kam auch das erste Kontingent afrikanischer Soldaten, das die Franzosen in Europa eingesetzt haben.« Napoleon III. hatte am 21. Juli 1857 Kolonialsoldaten aus Westafrika per Dekret als *Tirailleurs Sénégalais* zu einer Truppe zusammengefasst und ihnen damit den Namen gegeben, den alle westafrikanischen Kolonialsoldaten noch im Zweiten Weltkrieg ungeachtet ihres Herkunftslandes tragen sollten. »Als der Erste Weltkrieg ausbrach, haben sie hier wieder Truppen ausgehoben und unsere Väter von 1914 bis 1918 in den Krieg geschickt, der zwischen Deutschland und anderen europäischen Mächten ausgebrochen war. Wir waren kolonisiert und wurden nicht gefragt. Es hieß, es gehe um die Befreiung Frankreichs. Also haben wir das Land der Franzosen befreit, ohne zu wissen, warum.« Von der Ära Napoleon Bonapartes bis zum Ersten Weltkrieg rekrutierten die Franzosen mehr als eine Million Männer aus ihren Kolonien in den Antillen, in Ozeanien und vor allem in Afrika. Im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 kamen sie erstmals auch in Europa zum Einsatz.

Der Erste Weltkrieg war der erste Stellungskrieg, bei dem sich große Truppenverbände mit modernen Waffen – halbautomatischen Gewehren und schweren Geschützen – gegenüberstanden. Unter den schwarzen Soldaten waren »Artilleristen, Dragoner, Kürassiers, Lanzenreiter, Frontkämpfer, Turcos, Zuaven, berittene afrikanische Jäger, Husaren, Guiden – wild durcheinander gewürfelt teilten sie alle dasselbe Schicksal.«¹¹ Der Einsatz von »Turcos«, »Zuaven« und »berittenen afrikanischen Jägern« in Europa erregte großes Aufsehen. Denn bis dahin hatten die Franzosen ihre Kolonialsoldaten nur in Afrika eingesetzt.

Im 20. Jahrhundert führten die Franzosen die allgemeine Wehrpflicht ein. Die Briten sahen bewusst davon ab, schreibt der Historiker Myron Eschenberg: »Nur Frankreich installierte eine allgemeine Wehrpflicht für Männer in Friedens- wie in Kriegszeiten von 1912 bis 1960. (...) Frankreich unterschied sich von anderen Mächten durch seine Entschlossenheit, die *Tirailleurs Sénégalais* extensiv als Expeditionskorps in jedem Winkel seines Kolonialreiches einzusetzen.« Und anders als

Kriegsgefangene der Deutschen, vom Fotografen als »Kulturträger« aus Senegal, Neu Guinea, Somali u.a.« bezeichnet





Porträt eines
Tirailleur Sénégalais,
1914 (Postkarte)

die Briten schickten sie die Kolonialsoldaten auch in europäische Kriege. »Die Briten vermieden es akribisch, nichtweiße Truppen sowohl für die Verteidigung der Heimat (...) als auch zur Besetzung fremder Territorien einzuplanen. Kurzum, die Franzosen taten etwas, was andere Kolonialmächte nicht wagten: Sie bewaffneten und trainierten eine große Zahl potentiell rebellischer kolonialer Untertanen in dem, was man euphemistisch moderne Kriegsführung nannte.«¹² Häufig blieben Afrikaner aus wirtschaftlicher Not nach ihrem Kriegsdienst als Zeitsoldaten in den französischen Kolonialtruppen. Selbst der »Held« des Ersten Weltkrieges und Befürworter der *Force Noire* (der afrikanischen Streitkräfte), der französische General Charles Mangin, gestand ein, dass Frankreich sein riesiges Kolonialreich in Afrika nur mit afrikanischen Hilfstruppen begründen und sichern konnte: »Die Eroberung Westafrikas ist das Werk senegalesischer Truppen. Sie haben Frankreich ein Gebiet vermach, das größer ist als Europa.«¹³

Kolonialbataillone der *Tirailleurs Sénégalais* entstanden in Westafrika (1823), in Algerien (*Tirailleurs Algériens*, 1835), in Zentralafrika (1857) und in Madagaskar (1884). In Marokko wurden sie nach ihrer arabischen Herkunft *Goumiers* genannt und in Tunesien *Spahis* (1908). Die Franzosen glaubten, dass ihre Armee aus den afrikanischen Kolonien potentielle Kriegsgegner in Europa »zum Nachdenken bringen dürfte«¹⁴ und vor allem Deutschland davon abhalten würde, Frankreich anzugreifen. Ein Irrglaube, wie sich herausstellen sollte. Als sich 1914 abzeichnete, dass es zum Krieg kommen würde, hatte der französische Kriegsminister, Adolphe Messimy, zunächst Schwierigkeiten, im französischen Parlament eine Mehrheit für die allgemeine Mobilmachung in den Kolonien durchzusetzen. Vor allem sozialistische und kommunistische Abgeordnete waren dagegen. Sie befürchteten, dass afrikanische Soldaten gegen französische Arbeiter eingesetzt würden. Jean Jaurès, Marxist, Pazifist und Gründer der kommunistischen Zeitung *L'Humanité*, hatte schon früher kritisiert, dass eine koloniale Armee nicht nur »der Bourgeoisie und dem Kapital gegen das Proletariat« in der Metro-

pole zu Diensten sein könnte, sondern auch, »um Krieg gegen die einheimische muslimische Bevölkerung in Nordafrika zu führen und den familiären Zusammenhalt der Schwarzen zu untergraben.«¹⁵ Demgegenüber argumentierte General Charles Mangin, schwarze Streitkräfte seien »gestern nützlich gewesen, heute notwendig und morgen unentbehrlich.«¹⁶ Er verwies auf die Niederschlagung einer Revolte im Jahre 1898 in Französisch-Sudan, wozu weite Teile Westafrikas zählten. Dort habe ihn »die Kampfkraft einer kleinen Einheit von 150 afrikanischen Infanteristen verblüfft«. Es sei ihnen gelungen, »1.300 Soldaten des Mahdi«, eines aufständischen politischen und religiösen Führers aus der Region, zurückzuschlagen. »Die Afrikaner haben ein Nervensystem, das weniger entwickelt und deshalb weniger schmerzempfindlich ist«, lautete seine rassistische Erklärung.¹⁷ Das überzeugte 1912 auch die französische Nationalversammlung. Der Weg für eine generelle Mobilmachung in West- und Nordafrika war bereitet.

»Das Konzept, die Einheimischen militärisch einzubeziehen, entspricht dem Geist und den Prinzipien der Kolonisation, die Frankreich allen Untertanen in seinem Herrschaftsbereich aufzwingen will. Die Wehrpflicht spielt der zivilen Kolonialverwaltung in die Hände; sie kann damit Intellektuelle disziplinieren, die sie als Soldaten in den Süden zwangsversetzt. Die Soldaten werden zwangsrekrutiert und »die schwarze Armee« [der Senegalesen] wird gegen »die bronzene Armee« [der muslimischen Algerier] ausgespielt.«¹⁸ Mit diesen Worten begründete der arabische Oberleutnant in der französischen Armee, El-Hadj Abdellah Bou Kabouya, kurz nach Beginn des Ersten Weltkrieges seine Desertion. Tatsächlich mobilisierte Frankreich für diesen Krieg mehr Männer als je zuvor, sowohl aus Europa wie aus Übersee.

Der senegalesische Schriftsteller Bakary Diallo, einer der wenigen afrikanischen Augenzeugen, der seine Erfahrungen aufgeschrieben hat, erinnert sich an die Kriegserklärung der Franzosen: »Der Oberfeldwebel las einen Bericht vor. Der war irgendwie sehr lang, und wir verstanden nur zwei Dinge: »Deutschland hat Frank-

reich den Krieg erklärt. (...) Und Frankreich ruft alle seine Kinder auf, es zu verteidigen.«¹⁹

In den Kolonien gab es auch Widerstand gegen den erzwungenen Kriegsdienst auf Seiten Frankreichs. So hatten sich zum Beispiel in Algerien viele Jugendliche geweigert, dem Stellungsbefehl Folge zu leisten und es vorgezogen, außer Landes zu gehen. Die Zahl der ausreisenden Kriegsdienstverweigerer war so groß, dass die französische Kolonialadministration am Vorabend des Krieges jegliche Auswanderung untersagte. Auch Eltern protestierten in Algerien gegen die Zwangsrekrutierung ihrer Söhne und erklärten in einer Petition an die Kolonialbehörde, »lieber sterben zu wollen, als ihre Kinder in den Krieg ziehen zu lassen«.²⁰

Rund acht Millionen Franzosen zogen in die Schlacht gegen Deutschland, und jeder Dritte von ihnen ließ dabei sein Leben.²¹ Allein in Französisch-Westafrika (*Afrique Orientale Française*, AOF, heute Mauretanien, Senegal, Mali, Burkina Faso, Niger, Guinea, Elfenbeinküste, Togo, Benin) rekrutierten die Franzosen 180.000 *Tirailleurs Sénégalais*. 136.000 von ihnen mussten an Fronten in Europa kämpfen, und etwa 30.000 starben. Algerien stellte 158.000 Soldaten für die französische Armee. Von ihnen nahmen bis zu 125.000 aktiv am Krieg teil. Wie viele gefallen sind, verletzt oder vermisst wurden, ist »nie offiziell bekannt gemacht worden«.²² Über die algerischen Opfer im Ersten Weltkrieg finden sich deshalb die unterschiedlichsten Angaben, manche davon offenkundig in der Absicht veröffentlicht, die Gemüter in den Kolonien zu beruhigen. So spricht der französische Historiker Ch. R. Ageron von 19.075 Toten und 6.096 Vermissten.²³ Die Kolonialrevue *L'Afrique française* nannte dagegen 1919, kurz nach Kriegsende, 56.000 Tote und 80.000 Verletzte aus Algerien.²⁴ Dem entsprechen in etwa auch die Angaben der Zeitschrift *La Revue indigène*, wonach 30 Prozent der algerischen Soldaten gefallen und 50 Prozent verletzt wurden.²⁵ Auch über die Opfer der Soldaten aus anderen nordafrikanischen Ländern liegen keine genauen Zahlen vor. Bekannt ist nur, dass 80.000 Tunesier und 40.000 Marokkaner auf der Seite Frankreichs in den Ersten Weltkrieg zogen.

Weitere 41.000 Mann kamen aus Madagaskar hinzu, »von denen ein Fünftel nie mehr zurückkehrte, also fast 10.000 für Frankreich in den Tod gingen«.²⁶ All diese Zahlen sind nur Näherungswerte, weil die Opfer der Kolonialsoldaten nie gesondert erfasst, sondern unter die französischen Streitkräfte subsumiert wurden. Dennoch lässt sich schließen, dass fast eine halbe Million Afrikaner im Ersten Weltkrieg auf Seiten Frankreichs gekämpft haben und mit hoher Wahrscheinlichkeit mehr als 100.000 umgekommen sind.

Viele fielen auf europäischen Schlachtfeldern. Sie wurden »ohne Vorbereitung auf den Grabenkrieg« an die Front in Europa geschickt und buchstäblich verheizt.²⁷ Algerische Einheiten sind zum Beispiel in Nordfrankreich »von der überlegenen deutschen Artillerie und deren automatischen Waffen zu Tausenden niedergemetzelt worden oder den klimatischen Härten

Kriegsgefangene der Deutschen im Ersten Weltkrieg: Arabische Soldaten aus Algerien





Kriegsgefangene der Deutschen: Afrikaner der französischen Kolonialarmee in Flandern

Hetzflugblatt gegen die »Schwarze Schmach«, die französischen Kolonialsoldaten im besetzten Rheinland, 1919



zum Opfer gefallen. Demoralisierung, Panik, Befehlsverweigerung und Fahnenflucht prägten die Situation im ersten Kriegswinter.« Vereinzelt wurden Deserteure auf der Flucht erschossen oder vor versammelter Mannschaft exekutiert. *Tirailleurs* beteiligten sich 1917 in Verdun und Chemin-des-Dames an der Großoffensive des Generals Nivelles, der »wie andere Verfechter der *Force Noire* davon überzeugt war, dass die Afrikaner eine primitive angeborene Kampflust und ein Nervensystem besäßen, das weniger hoch entwickelt war als das der Europäer, was sie relativ unempfindlich gegenüber Schmerz und Gefahr machte und daher prädestinierte, als Sturmtruppen eingesetzt zu werden.«²⁸

In Deutschland hetzten Medien und Politiker gegen den Einsatz von »Negertruppen« und beobachteten zugleich neidisch ihre Erfolge. General Erich Ludendorff notierte in seinen Memoiren, dass Frankreichs Nutzen aus seinem Kolonialreich nicht hoch genug einzuschätzen sei. Immerhin habe der Feind vor allem im entscheidenden Sommer 1918 den Krieg »in weiten Teilen mit farbigen Truppen geführt.«²⁹ Die deutsche Presse denunzierte die afrikanischen Soldaten derweil

als »blutdürstige Barbaren«, »Kopfjäger« und »Kannibalen« und schürte so die Furcht der deutschen Soldaten. So schreibt Bakary Diallo in seinen Erinnerungen: »Ein Deutscher, der unsere Stellungen mit seinen verwechselt hatte, wurde mitsamt dem Kaffee, der ihm zugeteilt worden war, von einem senegalesischen Wachsoldaten gefangen genommen. Als er sich von *Tirailleurs* umgeben sah, begann er zu schlottern. Armer Kerl, hättest du dir diese Möglichkeit nicht ebenso gut vorstellen können wie den Gewinn von Ruhm und Ehre? Die Schwarzen, die du für Wilde gehalten hattest, nahmen dich im Krieg gefangen. Aber statt dir die Gurgel durchzutrennen, behandelten sie dich wie einen Gefangenen. Möge deine Angst dich morgen, nach der Schlacht, nicht davon abhalten, in deinem Land zu bezeugen, dass dir eine Form von Gerechtigkeit widerfahren ist, die das Ansehen der Menschheit zu rehabilitieren vermag, die aus Wilden aller Art besteht.«³⁰

Auch nach dem Ersten Weltkrieg rekrutierten die Franzosen massenhaft Soldaten in den Kolonien. Die allgemeine Wehrpflicht blieb in Kraft. Von 1919 bis 1939 zogen die Kolonialbehörden in West- und Zentralafrika etwa 10.000 bis 12.000 Mann jährlich ein. In Algerien schwankte die Zahl der Rekrutierten zwischen 7.000 und 12.000 pro Jahr. Insgesamt leistete auch in den Zwischenkriegsjahren fast eine halbe Million Afrikaner Militärdienst in den französischen Streitkräften. Ein Grund war die demographische Entwicklung in Frankreich: Die Zahl der kriegstauglichen Franzosen war durch die hohen Verluste im Ersten Weltkrieg beträchtlich gesunken, und die Geburtenrate blieb in den ersten Nachkriegsjahren sehr gering. Frankreich hielt außerdem an seinen Kolonialtruppen fest, um Großbritannien, die konkurrierende Macht in der Region, in Schach zu halten und um mögliche Aufstände der kolonisierten Bevölkerung niederschlagen zu können. Im übrigen rechneten französische Militärstrategen damit, die nach dem Ersten Weltkrieg von Deutschland übernommenen afrikanischen Kolonien irgendwann mit Hilfe einheimischer Truppen gegen deutsche Ansprüche verteidigen zu müssen.

Der Beginn des Zweiten Weltkrieges in Äthiopien

Am 2. Oktober 1935 erschien Benito Mussolini auf der Piazza Venezia in Rom und schrie mit seiner einpeitschenden Stimme den Versammelten zu: »Schwarzhemden der Revolution; Männer und Frauen von Italien! (...) 20 Millionen Italiener sind in diesem Moment im ganzen Land vereint. Zwanzig Millionen: ein Herz, ein Wille, eine Entscheidung. Diese Manifestation zeigt, dass die Identität zwischen Italien und dem Faschismus perfekt ist, absolut und unveränderbar. (...) Ich weigere mich zu glauben, dass die Franzosen und die Briten Blut vergießen und Europa an den Rand einer Katastrophe treiben wollen, um ein afrikanisches Land zu verteidigen, das in den Augen der ganzen Welt nicht wert ist, zu den zivilisierten Völkern zu gehören.« Beifall brandete auf.³² Am nächsten Morgen um fünf Uhr überschritten italienische Truppen ohne Kriegserklärung die äthiopische Grenze: mit über 300.000 Soldaten, 7.000 Offizieren, 6.000 Maschinengewehren, 700 Kanonen unterschiedlichen Kalibers, 150 Panzern und 150 Flugzeugen. Damit begann der Zweite Weltkrieg in Afrika. Auf Seiten der italienischen Invasoren rückten 150.000 Eritreer, Somalis und libysche *Askaris* gegen die äthiopische Armee vor, die das Land mit 50.000 Mann unter antiquierten Waffen und mit nur vier Flugzeugen zu verteidigen versuchten. Panzer und gepanzerte Fahrzeuge hatten sie nicht. An der Spitze der Äthiopier stand der »König der Könige«, Kaiser Haile Selassie, der seit 1930 das Feudalreich autokratisch beherrschte.

Der äthiopische Historiker Richard Pankhurst kommt wie andere Wissenschaftler zu dem Schluss: »Das war der größte koloniale Krieg, der jemals in Afrika geführt wurde. Die Italiener kamen mit einer riesigen Anzahl Soldaten, dazu hatten sie die komplette Überlegenheit in der Luft. Sie setzten Giftgas ein, schwere Artillerie und überzogen die Rebellen mit Massengebombardements. Sie haben das Land förmlich überwältigt.«³³

Im Jahr 1884 hatten die Kolonialmächte den afrikanischen Kontinent während der Kongo-Konferenz in Berlin am grünen Tisch zerstückelt und untereinander aufgeteilt. Die Briten kontrollierten den Suez-Kanal und

hatten den Sudan, Ostafrika und einen Teil Somalilands besetzt; die Franzosen sicherten sich Dschibuti; die Italiener mussten sich mit den Wüstenländern an den Rändern des Kontinents zufrieden geben: mit Libyen, dem Rest Somalilands und Eritrea. Nach dem Ersten Weltkrieg wollten die Europäer auch das Horn von Afrika besetzen und unter sich aufteilen. Großbritannien, Frankreich und Italien hatten darüber geheime bi- und trilaterale Abkommen getroffen, während sie weiterhin offizielle diplomatische Beziehungen zu Äthiopien unterhielten, dem einzigen afrikanischen Land, das bis dahin jedem Kolonisierungsversuch getrotzt hatte. Mit der Annexion Äthiopiens wollte Mussolini 1935 ein zusammenhängendes italienisches Kolonialreich in Ostafrika schaffen, »das Rom eine beherrschende Stellung am Roten Meer und an der Passage zum Suezkanal gesichert hätte.«³⁴

Soldaten für seinen Feldzug ließ Mussolini auch in den italienischen Kolonien rekrutieren. »Wir waren noch Kinder, als die Italiener hier in Eritrea waren«, erinnert sich der 65-jährige Arbeiter Ibrahim in der eritreischen Hafenstadt Massawa. »Wir dachten, alle Weißen seien Italiener. Im Alltagsleben existierte eine strenge Rassentrennung zwischen Schwarzen und Weißen. Diskriminierung war allgegenwärtig. Zum Beispiel durften wir in den Bussen und in den Restaurants nicht die gleichen Sitze benutzen wie die Weißen.«³⁵ Italienische Siedler und Einheimische lebten in getrennten Wohngebieten; die einen in luxuriösen Stadtteilen, die Eritreer in *native towns*, »in Drecklöchern ohne fließendes Wasser oder öffentliche Toiletten«, wie Richard Pankhurst schreibt. Mischehen waren

»Der Zweite Weltkrieg war ein historisches Ereignis nicht-afrikanischen Ursprungs, dessen Konsequenzen den Afrikanern aufgebürdet wurden.«³¹

Das populäre italienische Magazin zeigt am 9. Februar 1936 Schwarzhemden in einem Angriff auf äthiopische Truppen am Warieu Pass. Mussolini befahl dort den Einsatz von Giftgas





Eritreische Soldaten in
britischen Diensten

verboten, und die Eritreer durften nur die niedersten und härtesten Arbeiten verrichten. Sich als Soldat zu verpflichten schien unter diesen Bedingungen eine echte Alternative.³⁶ Schon zu Beginn der Kolonisierung hatten sich Eritreer, Somalis und auch Äthiopier aus den grenznahen Regionen in der italienischen Armee verdingt. »Die Bezahlung war gut,

in jenen Tagen kauften sie dich für eine Handvoll Taler«, schreibt der eritreische Kolumnist und Autor Amanuel Sahle und erklärt: »Wenn Geld spricht, dann hören die Leute mit dem Magen.«³⁷ – »Sie nannten uns *balila*, »Kinder der italienischen Truppe«, erinnert sich der Tierarzt Woldu Ghebray, geboren 1917. Der alte Mann schiebt seinen weißen Sommerhut mit Feder lässig in den Nacken und unterstreicht jeden Satz mit einer lebhaften Geste, als er von seinen Kriegserlebnissen erzählt.

»Sie gaben uns einen roten Fez und eine Uniform. Und sie brachten uns das Schießen bei« – der alte Mann zielt mit seinen Händen nach links – »damit wir uns mit den Äthiopiern schlagen sollten. Wir litten Hunger und Durst. Bei Alarm kamen die Italiener, schmissen unser Kochgeschirr über den Haufen, und wir mussten weiterziehen. Welches Interesse hätte ich nach dem Krieg noch am Soldatenleben haben sollen? Keines!« Der Mann zieht mit beiden Händen entschlossen einen Schlusstrich.³⁸

»Die *Askaris* fühlten sich eher aus pragmatischen Gründen ökonomisch, sozial und emotional an die Italiener gebunden, nicht aus politischer Loyalität«, analysiert Amanuel Sahle. Für die italienischen Kolonialherren waren die *Askaris* »einfache Legionäre und darum trauten sie ihnen von Anfang an nicht«.

Sie versuchten, die afrikanischen Soldaten daran zu hindern, sich zu verbrüdern, indem sie die Einheiten strikt in Christen und Muslime, Araber und Schwarzafrikaner aufteilten.³⁹

»Terror und der Vernichtung«

Die italienische Besetzung in Äthiopien

Die Truppen des faschistischen Italien eroberten das Land im Handstreich und zogen am 5. Mai 1936 in Addis Abeba ein. Kaiser Haile Selassie floh ins britische Exil. Haile Selassie (»Macht der Dreifaltigkeit«) galt als 225. Wiedergeburt des biblischen Königs Salomon und war der Sohn des Siegers in der Schlacht von Adua: In dieser berühmten Schlacht hatten die Äthiopiern die Italiener geschlagen, als sie 1896 versuchten, ihre Kolonie Eritrea nach Süden hin zu erweitern: ein Triumph für das afrikanische Land und eine Demütigung für Italien, die in beiden Ländern immer noch die Gemüter bewegte. Mit Haile Selassies Flucht und dem Sieg der Faschisten war 1936 das letzte Symbol afrikanischer Freiheit zerstört. Dennoch gelang es den Italienern während der fünfjährigen Besatzungszeit nie, das gesamte Territorium zu kontrollieren. Der Westen blieb in der Hand der Äthiopiern. Die Besatzer verschanzten sich in den Garnisonen weniger Städte. Der neue »Vizekönig von Äthiopien«, Rodolfo Graziani, verkündete in einer »Botschaft an das Volk«: »Italien ist nun der absolute Herr über ganz Äthiopien und wird es auch bleiben, koste es, was es wolle. Italien wird extreme Härte gegenüber Rebellen walten lassen und außerordentliche Großzügigkeit gegenüber allen *chiefs* und Gefolgsleuten, die sich freiwillig und loyal unterwerfen.«⁴⁰

Die Kolonialverwaltung machte das Grüßen von Mussolinibildern zur täglichen Pflicht. Tatsächlich kollaborierte der äthiopische Adel mit den Besatzern. Die Dorfvorsteher und die Landbevölkerung dagegen bildeten Widerstandsgruppen und wählten neue Anführer, meist unbekannte Männer, die als mutig und tapfer galten. Diese so genannten *Patriots* leisteten fünf Jahre lang Widerstand gegen die Besatzer. In Addis Abeba zum Beispiel waren die 7.500 Italiener von 100.000 Äthiopiern – darunter Soldaten der zerschlagenen kaiserlichen Armee und *Patriots* – quasi eingeschlossen. Die Kolonialmacht reagierte darauf mit großer Brutalität.

Während sich in der Regenzeit im Sommer 1936 überall im Land Partisanen sammelten, forderte der Duce

seinen Statthalter per Telegramm auf, »Rebellen und ihre Unterstützer systematisch zu terrorisieren und zu vernichten«. ⁴³ Graziani befahl, die Äthiopier in den italienisch kontrollierten Gebieten zu entwaffnen und den widerständigen Klerus der orthodoxen Kirche zu ermorden. Im Krieg gegen die Aufständischen gingen die Italiener stets nach dem gleichen Muster vor: Zuerst bombardierten sie ein Gebiet flächendeckend, dann warfen sie Gasbomben und anschließend ließen sie ihre Soldaten einmarschieren. Immer wieder verübten sie dabei Massaker an der Zivilbevölkerung. Richard Pankhurst schreibt: »Diese Operationen waren von barbarischen Repressalien begleitet. Ein äthiopischer Richter berichtete, dass die italienische Armee zum Beispiel in Gorro alle unbewaffneten Zivilisten in einer Höhle zusammentrieb, auch Frauen mit Kindern auf dem Rücken sowie ein paar Schäfer, und sie mit Maschinengewehren nieder machte.«

Ein Blutbad richteten die Besatzer auch unter den Einwohnern der Hauptstadt Addis Abeba an. Als Mussolinis Statthalter Graziani nach Art des äthiopischen Kaisers im Februar 1937 Almosen an Arme im Palast verteilte, warfen zwei Eritreer zehn Handgranaten auf den verhassten Despoten. Graziani wurde verwundet, und seine faschistische Garde mähte daraufhin alle 300 im Palast anwesenden Äthiopier, darunter Blinde



Äthiopier mussten vor Konterfeis des italienischen Diktators Mussolini salutieren

und Bettler, kaltblütig nieder. In den folgenden Tagen durchkämmten die Schwarzhemden sengend und mordend die ganze Stadt. Sie steckten Häuser in Brand und überrollten mit ihren Militärfahrzeugen alles und jeden, der sich ihnen in den Weg stellte. Mit Eisenstangen und Knüppeln schlugen sie Menschen wahllos zu Tode. Sie verfolgten Intellektuelle, exekutierten sie oder warfen

Die Hyäne von Libyen⁴¹

Marschall Rodolfo Graziani vertrat den Duce in Afrika. Den Einmarsch nach Äthiopien verkaufte die faschistische Propaganda als »koloniales Abenteuer«, als Ausdruck militärischen Heldentums, der Mussolini den Glanz eines Imperators verschaffen sollte. Graziani hatte durch seinen grausamen Regierungsstil bereits in der Kolonie Libyen von sich Reden gemacht, wo er von 1922 bis 1932 amtierte und Rebellionen brutal niederschlug. Er hatte 6.500 Menschen tötet und über 40.000 Einheimische

in Gefangenenlager pferchen lassen, die »Friedhof« genannt wurden, weil dort Tausende verhungerten. Während Graziani sich in Afrika den Ruf eines »Schlächters« und der »Hyäne von Libyen« erwarb, feierte ihn die deutsche Presse als »energisches, nordisches Gesicht«, »eisernen Charakter« und »Mann der Ehre«. 1950 in Rom wegen seiner Kriegsverbrechen zu 19 Jahren Haft verurteilt, wurde er noch im selben Jahr amnestiert und konnte danach unbehelligt in Führungspositionen bei den italienischen Neofaschisten aufsteigen. ⁴²



Rodolfo Graziani war von Juni 1936 bis November 1937 »Vizekönig« von Äthiopien

sie ins Gefängnis. Insgesamt massakrierten die Italiener in wenigen Wochen 30.000 Äthiopier. In Addis Abeba standen zehn Galgen, an denen bis Ende März 1937 1.500 Äthiopier erhängt wurden.

Diese Massaker und die Terrorherrschaft brachten den *Patriots* großen Zulauf. Die Provinz Shoa im Nordwesten Äthiopiens hatte Graziani als »Herz des Widerstandes« ausgemacht. Die *Patriots* verübten zahlreiche Anschläge auf Eisenbahnlinien und Telegrafleitungen und sie attackierten die Hauptstadt immer wieder in kleinen Scharmützeln. Im Dezember 1937 telegrafierte Graziani an Mussolini: »In dieser Region haben wir den Ursprung all der Angriffe ausgemacht, die uns in die höllische Lage während der Regenzeit gebracht haben. (...) Wir müssen sie entwaffnen und sie direkt, ohne Gnade und Illusionen, liquidieren.«⁴⁴

**»Ein Patriot muss gewinnen oder sterben«
Der äthiopische Widerstand**

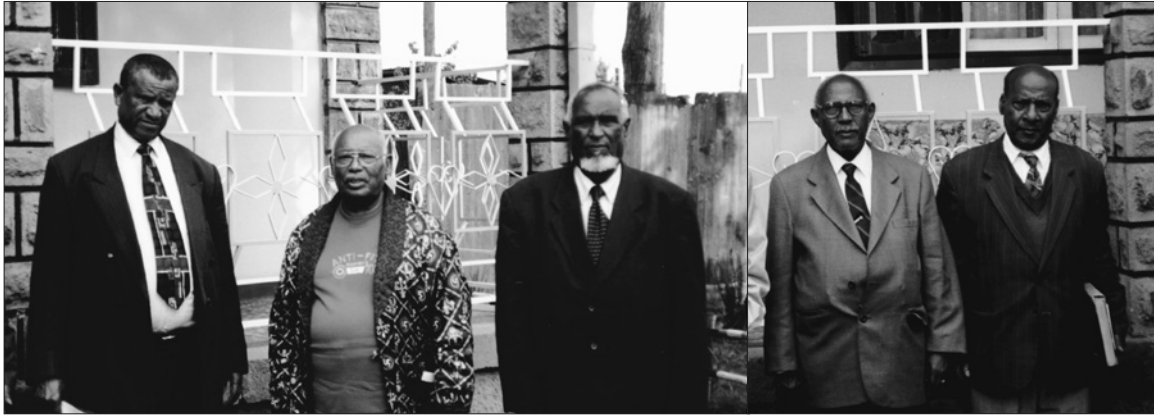
Die Provinzen Shoa und Gojam waren die Hochburgen des Widerstandes. Von hier stammen auch die *Ex-Patriots*, die uns 60 Jahre später von ihren Kriegserfahrungen erzählen.⁴⁵ Wir treffen uns im Haus des Präsidenten der

Eine Gruppe
äthiopischer
Partisanen wartet
darauf, nach der
Schlacht von
Amba Alagi die
Toten zu bergen



Äthiopischen Vereinigung der *Patriots*. Er lebt in einem der besseren Viertel Addis Abebas. In dem geräumigen Wohnzimmer sind die Fenster abgedunkelt; die Frauen reichen Tee. Sechs alte Männer sitzen in tiefen Kunstledersesseln und strahlen große Gelassenheit aus. Im Unterschied zu Soldaten aus anderen Ländern Asiens und Afrikas, die in den Streitkräften ihrer Kolonialmächte dienen mussten, waren die äthiopischen *Patriots* Befreiungskämpfer. Mit Stolz und Würde erzählen die Veteranen von den Opfern und Entbehrungen während des Zweiten Weltkrieges. »Mit unserem Kampf haben wir den Mut unserer Väter in der Schlacht von Adua geehrt«, beginnt Like Tiguhan Astatke Abate. Der alte Mann ist Vizepräsident der Patriotenvereinigung und war gerade sieben Jahre alt, als er wie viele andere Kinder in den Widerstandskampf eingebunden wurde. »Wir Kinder waren sehr mutig. Wir haben uns keine großen Sorgen um unser eigenes Leben gemacht. Wir hatten keine Angst, wir haben einfach gekämpft.« Auch Adamu Asseghan, Jahrgang 1930, stieß schon als kleiner Junge zu den *Patriots*. »Ich schloss mich wie mein älterer Bruder dem Widerstand der Rebellen an, als mein Vater gefallen war. Meine Aufgabe war, die Bewohner unseres Dorfes vor den italienischen Bombenangriffen in Sicherheit zu bringen. Jeden Morgen kamen gegen sechs Uhr ungefähr 20 Flugzeuge der Faschisten und warfen Gasbomben. Mein Dorf war 15 Kilometer von der nächsten Stadt entfernt, und die Italiener schafften es nicht, mit der Armee am Boden vorzurücken, denn *Patriots* warteten auf sie. Ich habe meine Mutter, die alten Frauen und unser Vieh, die Kühe und Ziegen, immer am späten Nachmittag in Höhlen im Wald geführt. Ich hatte die ganze Verantwortung. Ich war noch klein, aber ich hatte schon ein eigenes Gewehr. Die Italiener warfen Bomben auf die Kirche und auf Häuser, sie verbrannten das Heu für die Kühe, aber sie haben uns nicht gefunden.«

Kinder dienten den Guerillagruppen auch als Kuriere, ergänzt Like Tiguhan Astatke Abate. »Sie waren sehr schnell und machten genau das, was man ihnen aufgetragen hatte. Sie waren sehr wichtig für die Kom-



Ehemalige *Patriots* in Addis Abeba: v.l.n.r.: Like T. Astatke Abate, Assefa Bayu (Präsident der *Ethiopian Patriots Association*), Kengzmach Mike Ytbarek, Te Mikael Kidanemariam, Adamu Asseghan

munikation.« Frauen sorgten für die Verpflegung der Partisanen und kümmerten sich um die Verwundeten und Alten. Assefa Bayu, der Präsident der Veteranenorganisation, den die anderen stets mit »Seine Exzellenz« anreden, erinnert sich an eine besondere Taktik der äthiopischen Frauen: »Sie züchteten Bienen. Und wenn die Italiener kamen, brauchten sie keine Gewehre. Sie nahmen ihre Bienenkörbe und warfen sie zwischen die Feinde. Man kann sich vorstellen, was dann passierte.« Te Mikael Kidanemariam, Jahrgang 1924, ging als Zehnjähriger zu den Befreiungskämpfern. »Mein Vater war Berater des Kaisers Haile Selassie und arbeitete eng mit ihm zusammen«, erzählt er stolz. Der Vater kam nach einer Schlacht verwundet nach Hause zurück, rief seine Söhne zu sich und sagte: »Der Kaiser hat die Äthiopier aufgefordert, nicht aufzugeben, sie sollen den Angreifern widerstehen, und er wird auch selbst bald zurückkommen.« Dann gab er mir sein Gewehr.«

Die *Patriots* waren in Trupps mit jeweils ein paar tausend Mann und lokalen oder regionalen Anführern organisiert. Es gab auch Offiziere, aber keine Uniformen. »Oh nein«, lacht Te Mikael Kidanemariam, »wir kämpften in unseren dreckigen, zeretzten Kleidern und ließen uns aus Protest Haare und Bärte wachsen!« *Patriots* kamen aus allen Regionen, Klassen, Bevölkerungs- und Religionsgruppen des Landes. Sie kämpften mit ihren eigenen einfachen Gewehren, sie bekamen kein mili-

tärisches Training, sie benutzten keine militärischen Signale oder Abzeichen; sie hatten weder Transportmittel noch Zelte. Als Fußtruppen ohne schwere Waffen waren sie jedoch schnell und beweglich. Anfangs plünderten die Guerilleros die Dörfer, um Lebensmittel zu erbeuten. Später unterstützte die Landbevölkerung sie, bot ihnen Unterschlupf und versorgte sie mit Nahrung. Im Gegensatz zu den Italienern kannten die *Patriots* das Gelände und seine Verstecke, »im Busch und an den Flüssen«, wie die Veteranen erzählen. Noch ein halbes Jahrhundert später freuen sie sich über ihre erfolgreichen Kriegslisten: »Wir haben die Feinde überrascht. Wir haben zum Beispiel schwere Felsbrocken von Berghängen hinab ins Tal stürzen lassen, wenn Italiener vorbeikamen.« Häufig ließen sie die zahlenmäßig überlegenen feindlichen Truppen unbehelligt bis in eine Gegend vordringen, wo die *Patriots* mit den Bauern verbündet waren, erzählt Te Mikael Kidanemariam. Dort kreisten sie den Feind dann ein, griffen an, erbeuteten so viele Waffen wie möglich und verschwanden wieder im Busch. »Wir konnten die Italiener nicht mit Hit-and-run-Angriffen überraschen«, schränkt Adamu Asseghan ein. Meistens hätten die Kämpfe an einer Stelle drei bis vier Tage gedauert, bis eine Entscheidung gefallen war. Dabei hätten die Partisanen nie nachgegeben. »Wer desertiert und aufgibt, muss getötet werden. Ein *Patriot* muss gewinnen oder sterben.« Gegen die – von



Italiener und Alliierte bezogen in Äthiopien Nachschub über holprige Pisten, z.B. durch die Chalbi Wüste in Nordkenia

der Genfer Konvention verbotenen – Giftgasangriffe der Italiener waren die *Patriots* allerdings machtlos. »Oft kamen mehr als 50 Flugzeuge auf einmal«, erzählt der Veteran weiter, und sie hätten sich nicht mehr verstecken können. »Wir haben uns auf den Boden geworfen und uns nicht mehr gerührt. Dann sahen wir aus wie Steine. Auch in Wäldern haben wir uns verborgen. Aber

oft mussten wir die Bombardements hinnehmen. Das war sehr grausam. Sie haben tatsächlich Nervengas auf uns abgeworfen. Die Getroffenen wurden erst blind und dann starben sie.« Schon bei ihrem Einmarsch hatte die italienische Luftwaffe Bomben mit Yperit- und Senfgas über Seen und Flüsse, auf Äcker und Vieh abgeworfen.

Kaiser Haile Selassie, der das miterlebt hatte, prangerte in seinem Exil die italienische Kriegsführung an: »Von all den Massakern dieses schrecklichen und erbarmungslosen Krieges war die Gaseinsätze am schlimmsten. Männer, Frauen und Lasttiere wurden in Stücke gerissen und kamen in den Flammen um. Die Sterbenden und Verwundeten schrieten in ihrer Qual. Die Flüchtenden wurden Opfer des tödlichen Regens. Das Gas beendete das Blutbad, das die Bomben begonnen hatten. Wir konnten nichts tun, um uns dagegen zu schützen.«⁴⁶ Auch in anderer Hinsicht seien die Italiener barbarisch und grausam gewesen, sagen die Veteranen. »Sie haben *Patriots* umgebracht, die schon kapituliert oder die sie gefangen genommen hatten; sie haben Zivilisten, darunter viele Bauern, ermordet. Bekannte Anführer der *Patriots* haben sie liquidiert und noch ihre Leichen geschändet. Sie haben ihnen das Genick gebrochen und mit ihnen vor aller Augen wie mit Puppen gespielt. Sie waren wirklich bestialisch.«



Marschall Pietro Badoglio

Für die Giftgasangriffe in Äthiopien 1935/36 war der italienische Marschall Pietro Badoglio verantwortlich. »Die Alliierten wollten einen Prozess gegen ihn verhindern, weil er im Nachkriegsitalien als Antikommunist eine Rolle spielen sollte. Darum wurde Äthiopien von der Kriegsverbrechenkommission der UNO ausgeschlossen. Am Ende wurde kein einziger Italiener jemals für diese Verbrechen verfolgt«, schreibt Dr. Richard Pankhurst in einem Leserbrief an die Zeitung *The Independent* am 29.9.1998. Pietro Badoglio war nach dem Sturz Mussolinis im Juli 1943 Regierungschef und unterzeichnete den Friedensvertrag mit den Alliierten. Im Juni 1944, nach der Befreiung Roms durch italienische Partisanen

und US-amerikanische Soldaten, trat er zurück. 1945 wurde er als ehemaliger Vertreter des faschistischen Regimes verurteilt und aus dem Parlament ausgeschlossen, 1947 jedoch schon wieder rehabilitiert. Er starb in hohem Alter und wurde mit allen militärischen Ehren begraben. Seine Heimatstadt in der Region Piemont trägt noch immer seinen Namen. Obwohl die äthiopische Regierung nach 1945 vehement versuchte, die italienischen Täter vor ein Kriegsverbrechertribunal zu bringen, waren die USA und Großbritannien daran nicht interessiert. Die Schreckensherrschaft Roms in Äthiopien ist in Italien nie ein Thema gewesen. Erst 1995 hat die Regierung auf starken öffentlichen Druck eingestanden, dass Italien in Äthiopien Giftgas eingesetzt hat.

»Mussolini hatte in Äthiopien freie Hand« Internationale Reaktionen

Seit Beginn des Befreiungskampfes hatten die *Patriots* gehofft, dass sich die politische Entwicklung in Europa zu ihren Gunsten wenden würde. Der Kriegsveteran Adamu Asseghan, der nach dem Krieg studieren konnte und im äthiopischen Erziehungsministerium arbeitete, urteilt über die wechselhafte Politik der Briten und Franzosen gegenüber seinem Land: »Erst als Mussolini sich mit Hitler und den Nazis verbündete, haben die Briten ihre bis dahin »neutrale« Haltung geändert. Wir *Patriots* bekämpften schon seit 1935 den Feind, lange vor Frankreich, England und den anderen. Wir hatten gar keine andere Wahl. Die Briten waren mal auf der einen, dann wieder auf der anderen Seite. Die waren wirklich unberechenbar.« Tatsächlich ließen die Alliierten Mussolini gewähren, als er seine Truppen völkerrechtswidrig in Äthiopien einmarschieren ließ. Der Völkerbund verurteilte zwar die Invasion, verhängte aber Sanktionen gegen beide Seiten, die sie von Rohstofflieferungen abschneiden sollten. Großbritannien, die wichtigste Kolonialmacht in der Region, sah dem italienischen Überfall tatenlos zu. Mussolini hatte deshalb zunächst freie Hand. Richard Pankhurst erläutert: »Als der Völkerbund Ende 1935 die Sanktionen beschloss, nahm er bestimmte Produkte vom Exportverbot nach Italien aus, vor allem Öl, aber auch Stahl, Kupfer und Baumwolle. Die Briten weigerten sich, den Suezkanal zu schließen und erlaubten den Italienern, Giftgas durch den Kanal zu transportieren. Außerdem durften italienische Flugzeuge britisches Kolonialgebiet überfliegen.« Pankhurst erklärt, eine britische Sonderkommission habe überdies festgestellt, dass »eine italienische Besetzung Äthiopiens britische Interessen nicht berühren würde. Sie könnte sogar von Vorteil sein, weil eine koloniale Regierung in Äthiopien effizienter wäre. Dieser Bericht wurde Mussolini zugespielt. Also wusste er, dass sich die Briten ihm nicht widersetzen würden.« Der äthiopische Wissenschaftler Negussay Ayele kommt zu dem Schluss: »England und Frankreich spielten sich wie Italiens Wohltäter auf, indem sie Mussolini Äthiopien

auf dem Silbertablett servierten, zu ihrem eigenen Vorteil.«⁴⁷ Pankhurst sieht darin auch rassistische Aspekte. »England und Frankreich meinten, Zivilisation gebe es nur in Europa und Nordamerika. Und Mussolini sprach von einer »Mission der Zivilisation«. Es war rassistisches Denken: »Wenn wir selbst die Afrikaner kolonialisieren, warum soll es nicht auch Mussolini tun?« Am 30. Juni 1936, kurz nach seiner Flucht ins Exil, appellierte der äthiopische Kaiser Haile Selassie vor dem Völkerbund verzweifelt an das Gewissen der internationalen Gemeinschaft: »Meine Herren, Gott und die Geschichte werden sich Ihres Urteils erinnern! Katastrophen sind unausweichlich, wenn die großen Staaten die Vergewaltigung eines kleinen Landes dulden.« Aber die Ansprache des Kaisers ging im Pfeifkonzert italienischer Journalisten unter. Vier Tage später erkannte der Völkerbund die Annexion Äthiopiens durch Italien an und hob die zuvor verhängten Sanktionen auf.

In Südafrika, in der Karibik und in den USA sowie in den englischen Kolonien Afrikas stieß der Überfall Italiens auf Äthiopien dagegen auf starke Proteste. »Die Nachrichten über die *Patriots* fanden weite Verbreitung, etwa in der nigerianischen und ghanaischen Presse«, berichtet Richard Pankhurst, »denn ihr Kampf richtete sich gegen die Kolonialherrschaft, auch wenn es in diesem Falle die italienische und nicht die britische war. Es gab ein Gefühl afrikanischer Solidarität; der Blick weitete sich auf den gesamten Kontinent. Das kann man auch an den Reaktionen der panafrikanischen Bewegung in England um diese Zeit ablesen. Leute wie der Kenianer Jomo Kenyatta und der Ghanaer Kwame Nkrumah, die im Exil lebten, bewegte die italienische Invasion in Äthiopien sehr.«

Kwame Nkrumah, 1957 erster Premierminister des unabhängigen Ghana, schreibt in seiner Autobiografie über den Moment, in dem er vom italienischen Angriff auf Äthiopien erfuhr: »Es war für mich so, als habe ganz London mir persönlich den Krieg erklärt. Während der nächsten Minuten konnte ich nichts anderes tun, als all diese gleichgültigen Gesichter anzustarren und mich zu fragen, ob diese Leute die Bosheit des Kolonialismus



Das britische Journal *Punch* kritisiert im Dezember 1935 die Pläne der Europäer, Äthiopien unter sich aufzuteilen. v.l.n.r.: Kaiser Haile Selassie, ein Franzose, ein Engländer und ein Italiener



Zeitungsausschnitt mit dem Siegel des Löwen von Judah, dem Wappentier des äthiopischen Kaiserreiches. Der Artikel kündigt in Amharisch die Rückkehr des Kaisers an.

überhaupt erkennen konnten. Ich betete, dass der Tag kommen möge, an dem ich meinen Teil übernehmen könnte beim Sturz dieses Systems. Mein Nationalismus brandete auf; ich war bereit, wenn es sein musste, durch die Hölle zu gehen, um mein Ziel zu erreichen.« Nkrumah und andere gründeten in London eine Organisation, die sich »Freunde Äthiopiens« nannte.

»Lang lebe das freie und unabhängige Äthiopien!« Das Kriegsende in Ostafrika

Im Oktober 1936 begruben die beiden faschistischen Führer Adolf Hitler und Benito Mussolini ihre Differenzen und schlossen eine nicht-militärische Allianz. Der Duce träumte noch immer von einem italienischen Kolonialreich, das von Libyen über Ägypten und den Nahen Osten bis in die Türkei reichen sollte und vom Sudan über Abessinien bis zur arabischen Halbinsel.

Deutsche Waffen für den Kaiser

Offiziell erklärte die Naziregierung ihre Neutralität gegenüber dem italienisch-äthiopischen Konflikt. Die äthiopischen Herrscher hatten im Deutschen Reich die ausgleichende Macht gesehen, die keine an Äthiopien grenzenden Kolonien besaß und nicht zu den europäischen Ländern gehörte, die, wie England, Frankreich und Italien, das Horn von Afrika untereinander aufteilen wollten. Schon 1905 hatten Äthiopien und Deutschland einen Freundschaftsvertrag unterzeichnet, und 1906 hatte Deutschland in Addis Abeba eine Gesandtschaft eröffnet. Als sich die italienische Invasion abzeichnete, suchte Kaiser Haile Selassie Hilfe in Deutschland, das allerdings laut Versailler Vertrag keine Waffen exportieren durfte. Außerdem wollte Hitler Mussolini nicht verärgern, der im April 1935 noch mit England und Frankreich vereinbarte, einer eventuellen deutschen Expansion gemeinsam entgegen-

zutreten. Doch mit großer Hartnäckigkeit bedrängte Kaiser Haile Selassie bereits seit Ende 1934 die Deutschen, ihm moderne und chemische Waffen zu liefern. In den ersten Monaten des Jahres 1935 sollen sich deshalb 25 Siemens-Ingenieure in Äthiopien aufgehalten haben. Im Juli schickte Haile Selassie seinen Sonderbotschafter David Hall in geheimer Mission nach Deutschland. Der suchte den stellvertretenden Direktor des Außenministeriums und Äthiopienkenner Curt Prüfer privat auf und bat ihn um drei Millionen Reichsmark, mit denen Äthiopien Waffen in Schweden und der Schweiz kaufen wollte. Schließlich sei auch Italien ein Konkurrent Deutschlands, das seine Position in Europa nach einer italienischen Niederlage in Äthiopien stärken könne. Hitler ließ den Handel schließlich zu, unter der Bedingung, die Hilfe unbedingt geheim zu halten. Hall kaufte 10.000 Mäusergewehre, 10 Millionen Patronen, einige hundert Maschinengewehre

1939 marschierte Mussolini nach Albanien ein, und kurz danach vereinbarte er mit Hitler einen gegenseitigen Beistandspakt, der unter dem Namen »Stahlpakt« in die Geschichte einging. Am 10. Juni 1940 erklärte auch Italien England und Frankreich den Krieg. Daraufhin gab die britische Regierung ihre Beschwichtigungspolitik in Ostafrika auf und plante eine Gegenoffensive.

Die Italiener gingen deshalb in Eritrea dazu über, *Askaris* zwangsweise zu rekrutieren. Mit zweifelhaftem Erfolg, wie die italienische Presse berichtete. »Die *Askaris* wurden unter Drohungen und Schlägen ihrer Dorfältesten, die nach den zehn Lira Kopfgeld gierten, massenhaft in die Rekrutierungszentren geschleppt. Diese rasche und erzwungene Wehrpflicht der *Askaris* veränderte die Eingeborenenbataillone so sehr, dass die ersten Männer aus dieser formlosen Masse fauler, unterbezahlter, schlecht uniformierter, unkontrollierter,

und Maschinenpistolen, einige tausend Handgranaten und 30 Panzerabwehrkanonen. Letztere besorgte er mit Zustimmung Hitlers bei der Rüstungsfabrik Rheinmetall, die ihr Firmenzeichen von den Kanonen entfernte und sie über Stettin nach Äthiopien lieferte, wo sie im Frühjahr 1936 ankamen.

Nach dem Tagebuch Curt Prüfers soll es 1936 eine zweite Zusage Hitlers zur Finanzierung äthiopischer Waffenkäufe gegeben haben. Möglicherweise passte es Hitler ins Konzept, dass Mussolini – und die internationale Presse – mit Afrika beschäftigt waren, als er die Besetzung des Rheinlandes plante.⁴⁸ Außerdem stritt er noch mit dem Duce über die Zukunft Österreichs und Tirols sowie der deutschen Minderheiten in Italien. Je länger Mussolini mit seinem Feldzug in Afrika beschäftigt sei, so das deutsche Kalkül, um so weniger komme er den Expansionsplänen Nazideutschlands in Europa in die Quere.

schlecht ausgebildeter und miserabel bewaffneter Soldaten desertierten«, schrieb 1942 die *Lettera Aperta Dell' Africa Orientale Italiana*.⁴⁹ Richard Pankhurst berichtet, dass die Erfolge der *Patriots* und die Grausamkeit der Besatzer immer mehr Kolonialsoldaten dazu veranlasste, die Seiten zu wechseln: »In den ersten Jahren sind nur wenige übergelaufen. Auch als die kaiserliche Armee Ende 1936 zusammenbrach, liefen nur ein paar zu den *Patriots* über. Aber als Mussolini im Juni 1940 auch den europäischen Mächten den Krieg erklärte und sich damit völlig isolierte, sind sehr viele Eritreer aus den italienischen Kolonialtruppen zu den *Patriots* übergelaufen.«

Für ihre Gegenoffensive rekrutierten die Briten Zehntausende Soldaten aus ihren eigenen Kolonien, die heute Kenia, Uganda, Tansania, Nigeria, Ghana, Malawi und Sambia heißen. In Kenia stellten verschiedene Dorfvorsteher Geld für zwei Flugzeuge und Sanitätsfahrzeuge zur Verfügung, und die Massai spendeten Tausende Rinder. In nur fünf Monaten konnten die Briten die italienischen Streitkräfte aus Eritrea, Äthiopien und Italienisch-Somaliland vertreiben.

Bei der Befreiung Äthopiens gingen die britischen Kolonialarmeen ab Januar 1941 von drei Seiten gegen die Invasoren vor. Zwei indische Divisionen marschierten von Norden nach Eritrea ein; eine südafrikanische Division drang mit Einheiten aus der Goldküste (Gha-

na), Rhodesien (Simbabwe, Sambia) sowie den *King's African Rifles* aus dem Südosten nach Äthiopien ein, und eine dritte Truppe kam von Nordosten aus dem Sudan. Sie stand unter dem Befehl zweier britischer Offiziere und des Kaisers Haile Selassie, der im Januar 1941 aus dem Exil an die Front zurückkehrte. In dieser Truppe kämpften viele *Patriots*, insgesamt etwa 75.000 Mann. George Steer, damals zuständig für die Propaganda der Alliierten, schrieb, dass die *Patriots* die Hälfte der italienischen Streitkräfte »zu Schattenjägern« degradierten. Die regelmäßigen Botschaften des Kaisers bewegten Tausende Eritreer, von den Italienern zu den Äthiopiern überzulauen. George Steer: »Wir fanden Leichen von Überläufern außerhalb unserer Camps, von italienischen Patrouillen erschossen. In den Taschen der Toten fanden wir unsere Flugblätter. (...) Wahrscheinlich hatte jeder, der ein Bild des Kaisers bei sich hatte, moralische Gewissensbisse,



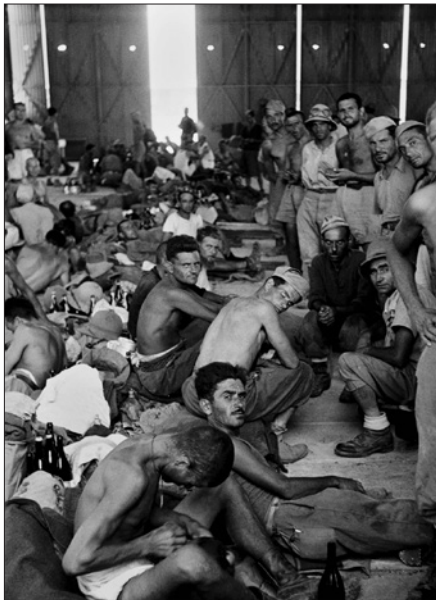
Eritreische Kolonialsoldaten des Freien Frankreich, 1940/41

»Äthiopien, Älteste und Krieger Äthiopiens! Euer Mut und eure Beharrlichkeit und euer unversöhnlicher Widerstand, mit dem ihr dem Feind während der letzten fünf Jahre entgegengetreten seid, hat euch die Sympathie und die Bewunderung aller freiheitsliebenden Menschen eingebracht. Eure Opfer, euer Heldentum und eure Hoffnungen waren nicht vergebens. Der Tag der Befreiung ist nahe. Heute wird Großbritannien mit seiner unvergleichlichen militärischen Macht uns helfen,

unsere Unabhängigkeit zurückzugewinnen. Ich kehre zu euch zurück. Ihr wisst, was ihr zu tun habt. Die von euch, die sich dem Feind unterworfen haben, müssen sich von ihm lösen, indem sie desertieren und sich mit den äthiopischen Streitkräften vereinen. Lasst keinen von ihnen zum Instrument des Feindes werden, weder in Worten noch in Taten. (...) In einem freien und aufblühenden Äthiopien sollen Staatsbürger frei und gleichberechtigt sein, vereint und selbstbewusst. Ein besseres Äthiopien

zu schaffen ist die Aufgabe eines jeden, ob groß oder klein, jung oder alt. Vereint im Geiste und in der Entschlossenheit, werden wir den Feind aus unserem Land vertreiben. (...) Lang lebe Äthiopien, frei und unabhängig! Lang lebe Großbritannien!«

Aus einer Botschaft des Kaisers Haile Selassie vom 8. Juli 1940, die auf Flugblättern in Äthiopien verteilt wurde und nach Aussage des Historikers Pankhurst »eine Art Bibel für die Äthiopier« wurde.⁵⁰



Italienische Gefangene in der eritreischen Hafenstadt Massawa
Das Empire ruft und die Kolonien folgen:
»Mit Hilfe der jungen Löwen besiegt der alte Löwe die Feinde«
(Britisches Propagandaplakat)



gegen uns zu kämpfen, und wartete nur auf die Gelegenheit, überzulaufen.«⁵¹

In Eritrea endete der Krieg mit der Schlacht von Keren im Frühjahr 1941, im März fiel Italienisch-Somaliland an die Briten. Der südafrikanische Journalist Carel Birkby begegnete in den letzten Kriegstagen der 10.000 Mann starken *Patriots*-Armee des Anführers Balambaras Gurrassu: »Eine dunkle Kolonne von Männern marschierte in einer Staubwolke die Straße entlang. (...) Waffen blinkten durch den Dunst, und Banner flatterten über der Menge. Am Kopf der Kolonne wehte die rot-gelb-grüne

Flagge Haile Selassies. Immer wieder flatterte auch die weiße Flagge mit dem gekrönten Löwen von Judah, dem Zeichen des äthiopischen Herrschers. (...) Der Befehlshaber und seine Offiziere ritten auf feinen Ponys in scharlachrotem und silbernem Zaumzeug. Kleine Jungs rannten neben den Steigbügeln, polierte Gewehre über den Schultern. Jeder Mann war mit einem Schwert und einem Gewehr bewaffnet. Rote, lederne Patronengürtel hatten sie über Brust und Schultern geschnallt. Auf den langen verfilzten Haaren saßen die von den Italienern erbeuteten Baretts mit goldenen Tressen. Alle liefen fröhlich in Richtung Addis, singend, tanzend und winkend.«⁵² Am 5. Mai 1941 zog Kaiser Haile Selassie in Addis Abeba ein; die letzten versprengten Italiener kapitulierten im Januar 1942.

Nach dem Krieg, kritisiert der Historiker Richard Pankhurst, hätten die Briten die Bedeutung der äthiopischen *Patriots* bei der Befreiung Äthiopiens stets heruntergespielt. »Die Briten haben die meiste Literatur darüber veröffentlicht und sie haben vor allem über sich selbst geschrieben.« Außerdem hätten sie seiner-

zeit Kaiser Selassie davon abgehalten, noch vor den britischen Truppen in die Hauptstadt einzuziehen. »Sie waren natürlich dagegen; sie reklamierten den Ruhm, Addis einzunehmen, für sich, auch weil sie glaubten, die Äthiopier würden italienische Frauen und Kinder massakrieren.« Nichts dergleichen geschah.

Nur der britische Major Orde Wingate, der mit dem Kaiser den Feldzug von Nordwesten kommandiert und stets mit Äthiopien sympathisiert hatte, beschrieb 1942 in der *New Times and Ethiopia News* die herausragende Rolle der äthiopischen Partisanen: »Es waren loyale *Patriots*, die überall den Vormarsch des Kaisers unterstützt und die Italiener davongejagt haben. Dieser Erfolg ist der ›schwachen‹ Armee Haile Selassies zu verdanken.«⁵³

Die britische Kolonialarmee

Noch steht die Sonne tief am Morgenhimmel und taucht den Platz der Unabhängigkeit in Banjul in goldenes Licht. Heute wird in der Hauptstadt des kleinen westafrikanischen Landes Gambia der Gefallenen der Weltkriege gedacht – ein nationales Ereignis. Schaulustige drängen sich an den Zäunen rund um den Platz und beobachten neugierig das Geschehen. Honoratioren sind vorgefahren: hohe Militärs, Kirchenvertreter und Diplomaten. Zwanzig alte Männer mit bodenlangen, bunten Gewändern und Turbanen fallen besonders auf. Aufrecht und stolz sind sie in einer Reihe angeordnet. Es sind Veteranen, Überlebende des Zweiten Weltkriegs, die an Fronten in Afrika und Asien gekämpft haben. »Ladies and Gentlemen, honourable guests, Excellencies«, beginnt feierlich der Zeremonienmeister über ein krächzendes Mikrofon, »jetzt zieht gerade die Musikkapelle der Armee auf den Platz, dahinter folgen die Abordnungen der Streitkräfte.« Rund 200 Soldaten aus Armee und Marine in dunkelblauen, grünen und schwarz-weißen Uniformen drehen eine Runde, präsentieren ihre Gewehre, kreuzen die Flaggen, nehmen vor den Veteranen Haltung an und salutieren ehrerbietig. Eine Sirene kündigt die Ankunft des Staatsoberhauptes an. Die Vizepräsidentin von Gambia, Isatou Njie-Saidy, gibt sich die Ehre – ganz in Weiß, die Far-

be des Respekts, gehüllt. Nach einer Schweigeminute schreitet die Prominenz zur Kranzniederlegung an ein schlichtes Mahnmal: Der Vorsitzende der *Gambia Legion*, die Vizepräsidentin, der Oberkommandierende der Streitkräfte, der Bürgermeister von Banjul, der Polizeipräsident, der britische Hochkommissar – »im Namen des Commonwealth« – der Dekan des diplomatischen Corps, die Pfadfinder, das Rote Kreuz (...) Der Imam und der Bischof von Banjul sprechen Gebete, und der Vorsitzende der Veteranenvereinigung erinnert an die Gefallenen der *Gambia Legion*: »Dir, Gott, vertrauen wir diejenigen an, die im Krieg gefallen sind, bei der Verteidigung von Gerechtigkeit und Freiheit. Mögen sie, die dir, Gott, wohlgefällig waren, wieder auferstehen wie Adler mit ihren Schwingen. Mögen sie wandeln, ohne zu ermüden, und nicht mit den Jahren altern wie wir Sterblichen. Vom Sonnenuntergang bis zum Morgen werden wir ihrer gedenken.« Eine Viertelstunde später leert sich der Platz. Die alljährliche Zeremonie ist vorüber.

Schon tags zuvor, am 11. November, hatte sich eine Festgemeinde auf dem kleinen, baumbestandenen Kriegsgräberfriedhof des Commonwealth in Fajara, einem Stadtteil von Banjul, versammelt. An diesem Jahrestag des Waffenstillstandsvertrages, mit dem der Erste Weltkrieg zu Ende ging, wird in allen Ländern des Commonwealth der Gefallenen gedacht. In Fajara sind unter elfenbeinfarbenen Grabsteinen auch 203 Veteranen des Zweiten Weltkriegs begraben, wie eine marmorne Tafel aufführt: 122 Westafrikaner, 63 Briten, zehn Kanadier, zwei Australier, zwei Neuseeländer, ein Rhodesier, zwei Franzosen und ein Norweger.

Gambia war nur eines von vielen Ländern, die zu Beginn des Zweiten Weltkriegs zum Commonwealth gehörten. 1933 umfasste das britische Empire ein Viertel der Weltbevölkerung und fast ein Viertel der Erde. Als die britische Regierung zwei Tage nach dem deutschen Überfall auf Polen am 3. September 1939 Deutschland den Krieg erklärte, befanden sich auch die britischen Kolonien automatisch und ungefragt im Kriegszustand. Nur die Regierungen der *dominions* – ehemals britische

Kolonien wie Australien, Neuseeland, Kanada, Neufundland, Südafrika, Irland – entschieden selbständig, ihre Truppen an der Seite der Briten in den Krieg zu schicken. Insgesamt kämpften elf Millionen Menschen unter britischer Flagge, sechs Millionen von den britischen Inseln und fünf Millionen aus den Kolonien, davon allein 2,5 Millionen aus Indien, dem »Juwel der Krone«. Die Veteranenvereinigung dieser britischen Streitmacht, die *Royal Commonwealth Ex-Servicemen League* behauptet auf ihrer Internetseite, die fünf Millionen Kolonialsoldaten seien freiwillig in den Krieg gezogen, weil sie an die Freiheit glaubten und eine bessere Welt schaffen wollten: »Sie wurden nicht eingezogen. Sie mussten nicht einrücken. Sie hatten die Wahl.«

Bei den Veteranen in Gambia klingt das weit weniger heroisch. Am Nachmittag nach der offiziellen Gedenkfeier treffen sich einige auf der schattigen Terrasse im Innenhof des Hauses von Sam Silla, dem Vorsitzender der *Gambia Legion* seit 1992. Vögel zwitschern, im Hintergrund rattert ein Generator. Auch Frauen sind gekommen, Töchter und Witwen von Veteranen. Aja Ama Sonko, eine alte Frau mit zarten Gesichtszügen und leiser Stimme, erinnert sich an den Abend, bevor ihr Mann in den Krieg zog: »Keiner hat in dieser Nacht geschlafen. Alle blieben wach bis zum Morgengrauen. Die Frauen weinten. Es war so hart für uns. Wir waren noch so jung. Wir waren noch nicht verheiratet.« Die Frau in dem schönen bunten Gewand legt die schmalen Hände in den Schoß. Ihr Bräutigam kämpfte in Burma, erzählt sie weiter; ein paar Jahre hörte sie nichts von ihm. Nein, Briefe gab es nicht. Er war bei den Letzten, die heimkehrten. »Der Krieg muss



Veteranen der *Gambia Legion* beim Gedenktag für die Gefallenen der beiden Weltkriege in der gambischen Hauptstadt Banjul

Die Militärkapellen der gambischen Streitkräfte spielen zu Ehren der Veteranen auf dem Platz der Unabhängigkeit





Rekrutierungszentrum in der Goldküste. Viele gingen zur Armee, um Geld zu verdienen, nicht wenige wurden von der Kolonialmacht zwangsrekrutiert

sehr hart gewesen sein. Auch wenn die Männer nicht viel erzählten, merkten wir doch, dass sie sehr erschöpft waren. Mein Mann war oft krank und starb schließlich an Lungenentzündung. Die hatte er aus dem Krieg mitgebracht.« Ein Greis in der Runde räuspert sich. Momadu Jallow hat vier Orden an sein blütenweißes Gewand geheftet und erzählt in gemessenem Ton, dass er mit 21 Jahren in der 81. Westafrikanischen Division in Burma gekämpft habe, in einer dieser weitgehend vergesenen Ecken des britischen Empires an der Ostgrenze zu Indien.⁵⁴ Im Januar 1942 waren die Japaner in Burma eingedrungen, das als Bindeglied zwischen Südostasien und Indien sowie als Reiskammer der Region galt. In wenigen Wochen hatten sie die indischen, britischen und chinesischen Truppen der Alliierten nach Indien zurückgedrängt. Drei Jahre sollte es dauern, bis die Alliierten den japanischen Angriff zurückgeschlagen hatten.

»Wir waren anderthalb Jahre im Dschungel«, sagt Momadu Jallow, »das war sehr harte Arbeit.« Er sei freiwillig in die Armee gegangen, sagt er, denn statt seines Lohns von neun Pence konnte er dort einen Schilling pro Tag verdienen. Viele andere habe man jedoch in die Armee gezwungen. »Es waren koloniale Zeiten damals. Wir konnten nichts dagegen tun. Die Rekruteure zogen ins Innere des Landes, über die Dörfer und fingen Jungen mit Gewalt ein, um Soldaten aus ihnen zu machen. Manche, die nicht in den Krieg ziehen wollten, sind geflohen.« – »Ja, sie haben uns eingefangen«, bestätigt Kebba Janneh, der auf diese Weise schon als 16-Jähriger in der Armee landete und als Fahrer unter britischem Kommando in Gambia diente. So sei es in all den Ländern der Region gewesen, die unter britischer

Herrschaft standen, erklärt er, nicht nur in Gambia, sondern auch in Nigeria, Sierra-Leone und der Goldküste. Tatsächlich rekrutierte die britische Armee in ihren afrikanischen Kolonien Hunderttausende Männer zur Verstärkung ihrer Streitkräfte: In Ostafrika zogen 323.000 *King's African Rifles* (KAR) in den Krieg; das waren Soldaten aus Britisch-Ostafrika (30 Prozent), Uganda (24 Prozent), Tanganjika (27 Prozent) und Njassaland (9 Prozent). Zeitweise wurde die leichte Infanterie der KAR unterstützt von den *Somaliland Scouts*, dem *Northern Rhodesia Regiment* und den *Rhodesian African Rifles* (insgesamt ein Zehntel der Kolonialtruppen). Hinzu kam die südrhodesische Armee.⁵⁵ In den westafrikanischen Kolonien formierten die Briten die *Royal West African Frontier Force* (RWAFF) mit 250.000 Soldaten.⁵⁶ Die meisten kamen aus Nigeria und Sierra Leone, andere aus Gambia und der Goldküste. Und am Kap standen 333.000 Männer der südafrikanischen *Union Defence Force* (UDF) bereit, davon 37 Prozent Schwarze. Insgesamt kämpften damit fast eine Million Afrikaner im Zweiten Weltkrieg auf Seiten der Briten.

Zum Beispiel der junge britische Soldat John Hamilton, Zugführer und Fernmeldeoffizier des Ersten Gambiabataillons der 81. Westafrikanischen Division. Er ärgerte sich über das geringe Interesse britischer Historiker an den Kriegserlebnissen afrikanischer Soldaten und verfasste deshalb ein Buch über die Geschichte der *Forgotten Army*, der vergessenen Armee.⁵⁸ Darin beschreibt er zum Beispiel, wie Westafrikaner den *jeep track*, eine fast 120 Kilometer lange Piste über sechs steile Hügelketten mit ihren Macheten durch den Dschungel von Burma schlugen und den Untergrund mit Tausenden Baumstämmen befestigten. Der *jeep track* wurde zur wichtigsten Nachschubroute der Briten, auf der schweres Gerät aus Indien an die Front auf der Arakan-Halbinsel im Westen Burmas geschafft wurde. Die Erbauer nannten den Pfad nach ihrer Herkunft: *West African Way*.⁵⁹ »Die Hügel sind sehr steil, die Bergkämme sind messerscharf und die Täler dazwischen sind sehr eng, gerade breit genug, um einen Bach aufzunehmen. In den Flussbetten liegen Sandsteinplatten kreuz

Afrikanische Soldaten im Einsatz

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges standen afrikanische Soldaten unter britischem Kommando in den hinteren Linien am Suezkanal. Nach dem Fall Frankreichs und der Kriegserklärung Italiens im Juli 1940 kamen sie an allen Fronten zum Einsatz. Afrikaner fochten 1940/41 gegen die Italiener in Britisch-Somaliland und Äthiopien, 1940 bis 1943 gegen den deutschen General Rommel und die italienischen Faschisten in Nordafrika, 1942 gegen das Vichy-Regime in Madagaskar und nach dem Kriegseintritt Japans im Dezember 1941 auch in Fernost, in den Dschungeln von Burma.⁵⁷

Momadu Jallow unternahm 1943 mit der 81. Westafrikanischen Division eine lange Reise bis an die Front: Von Gambia nach Nigeria, wo seine Einheit vier Monate Aufenthalt hatte, dann mit dem Schiff nach Südafrika und schließlich weiter nach Bombay und für fünf Monate Grundausbildung ins indische Dulali: »Dort haben wir die westafrikanische Uniform gegen die Kampfmontur getauscht.« Danach ging es sechs Tage mit dem Zug nach Kalkutta und von dort nach Osten, Richtung Chiringa in Burma. »Das war schon nahe an den Schlachtfeldern in Burma.« Wie viele ehemalige Kämpfer kann der alte Mann Daten und Orte noch genau benennen, so als habe sich diese Weltreise für immer in sein Gedächtnis eingegraben.

In Burma sollten die kleinwüchsigen Gambianer die Lasten kämpfender Soldaten tragen, aber die Afrikaner weigerten sich: Sie wollten kämpfen. Das britische Oberkommando gab nach. Aber vorher mussten sie einen Monat lang einen Weg für den Vormarsch nach Kaladan durch den Dschungel schlagen, den *jeep track*. Dabei griffen die Japaner an.

»Zwölf Tage und Nächte haben wir gekämpft!«, erzählt der Greis mit erregter Stimme. »Mein Nebenmann wurde getroffen, der Schuss



»Jeep Creeper«
hießen Soldaten,
die Militärjeeps aus
dem Schlamm ziehen
mussten

ging durch sein Auge, er starb.« Mehr als einmal entkam Momadu Jallow nur knapp dem Tod. »Einmal mussten wir einen Fluss überqueren. Ein Offizier stand am anderen Ufer und zog an einem Seil ein Floß voller Soldaten hinüber. Meine Einheit sollte als Letzte übersetzen. Als wir uns dem Ufer näherten, eröffneten die Japaner das Feuer. Meine ganze Abteilung sprang in den Fluss, aber ich sollte ein Geschütz hinüberbringen, eine automatische Waffe; ich konnte nicht einfach ins Wasser springen, um mich zu retten. Ich blieb am Ufer und warf mich zu Boden. Das war sehr gefährlich, aber ich hatte Glück und wurde nicht einmal verwundet.

Die Japaner waren sehr gute Kämpfer. Sie konnten die Briten und sagten uns: »Hey, ihr kämpft für diese Kolonialisten? Wenn das hier zu Ende ist, werden sie es euch nicht lohnen!« Und so war es auch.«

»Sie haben uns Afrikaner als Kanonenfutter nach Burma geschickt«, sagt Banta Tunkara, der im Krieg mehrfach ausgezeichnet wurde. »Aber wir haben gekämpft und wir haben überlebt. Wir waren an den Busch gewöhnt, an Regen und Schlamm. Wir waren besser ausgebildet und erfahrener im Dschungelkampf als die Japaner. Ich glaube, wir haben viele Leute überrascht und beeindruckt.«

und quer über- und untereinander, und das Wasser ist gerade so tief, dass man mit den Füßen immer unter Wasser bleibt und durch die Bäche pflügt. (...) Wer sich in einer mondlosen Nacht durch so eine Schlucht quält, erkennt nicht einmal den Mann direkt vor sich, bis er in ihn hineinläuft. Dort herrscht eine Finsternis wie in der Unterwelt, und es ist kaum eine Gegend vorstellbar, die entmutigender wirkt als diese.« Der Dschungel von Burma, so sagen viele der 65.000 Westafrikaner, die dort zum Einsatz kamen, sei einer der grausamsten Schauplätze des Zweiten Weltkrieges gewesen.

Kofi Genfi II., Soldat von der Goldküste in britischen Diensten, erlebte dort im April 1944 den Beginn des Monsuns, bei dem schwere Regenfälle unaufhörlich vom Himmel stürzten. »Der Dschungel in Burma war die Hölle. Es war so heiß! Sie gaben uns Salzzrationen und zum Trinken Wasser. Nach einem 25-Kilometer-Marsch, klatschnass und völlig entkräftet, sollten wir sofort Position einnehmen und uns auch noch eingraben. (...) Das war wahnsinnig anstrengend. Mücken waren ein großes Problem. Malariamücken. Wir mussten drau-

»Jeep Creeper«
und Träger im
Monsunregen



ßen schlafen und sie waren überall. Wenn wir Pech hatten, schüttete es heftig, und wir mussten im Regen schlafen wie die Frösche. (...) Monsunregen bedeutet, dass es regnet und regnet und regnet, bis man völlig durchgeweicht ist. Man kann drei Wochen lang seine Kleider und Schuhe nicht wechseln und trocknet nur, wenn der Regen mal aufhört.«⁶⁰ Die afrikanischen Soldaten mussten zudem die *jitter parties* (Zitterpartys) der Japaner ertragen, wenn diese die ganze Nacht lang ununterbrochen Bomben zündeten. Das Kreischen und die Explosionen sollten den Gegner einschüchtern und dazu verleiten, seine gesamte Munition zu verschießen und seine Position preiszugeben. Wie Aziz Brimah, Veteran aus Ghana, beschreibt, tarnten sich die Japaner. »Wenn sie sich anschlichen, sahen sie aus wie Bäume oder Gras. (...) Man hatte uns von all diesen Tricks erzählt. Wenn zwei Bäume nah zusammen standen, hatte ein japanischer Soldat an jedem ein Maschinengewehr befestigt, Seile an die Abzüge gebunden und sich selbst dazwischen gelegt. Wenn er jemanden kommen sah, zog er an dem einen Seil: Kak-ak-ak-ak-ak! Dann an dem anderen: Kak-ak-ak-ak-ak! Dann feuerte er einen Mörser ab: bam bam bam! Man glaubte, da lägen jede Menge Leute, dabei waren es gerade mal einer oder zwei.«⁶¹ Die britischen Kolonialtruppen wurden, wie John Hamilton ironisch vermerkt, »auf die modernste Art« durch die Luft versorgt: Flugzeuge warfen die Rationen über dem Busch ab. Und die Waffen der Soldaten stammten aus dem Ersten Weltkrieg. Statt der modernen Mörser, die britische Soldaten benutzten, hatten die Afrikaner Gewehrgranaten, die für den Grabenkrieg in Flandern bestimmt gewesen waren und längere Zündungszeiten hatten. Die Afrikaner waren mit *Bren Guns* ausgestattet, mit ein paar äußerst unhandlichen Panzerabwehrkanonen, und sie mussten mit einer schwachen Artillerie Vorlieb nehmen; bewaffnete Fahrzeuge und Maschinengewehre standen ihnen nicht zur Verfügung.⁶²

Die ostafrikanischen *Askaris* mussten mit Macheten kämpfen, mit langen Buschmessern. Samuel Rasi-la Mwanthi, ein Veteran aus Kenia, erinnert sich: »Wir

haben den Briten geholfen, die Japaner zu schlagen. Die waren sehr schlau und hatten Heckenschützen, wir nicht. Die versteckten sich in Erdlöchern, und wenn man vorbeikam, schnappten sie dein Bein und zogen es herunter. Aber wir haben sie mit unseren Macheten überrascht. Ein Gewehr kann man schlecht bedienen, wenn man am Bein festgehalten wird, aber mit der Machete haben wir ihnen die Arme abgeschlagen. Da kannten wir keine Gnade, denn wir wussten, dass die Japaner ihren Gefangenen bei Verhören die Augen ausstachen. Viele haben dort in Burma ihr Augenlicht verloren!⁶³

Die 11. Division der *King's African Rifles* stand im Norden Burmas an der Front. Sie sollte im Sommer 1944 die Hauptstraße zwischen Indien und Burma durch das Kabaw-Tal sichern und einen Brückenkopf über den Chindwin-Fluß erobern, bevor die Japaner ihre Verteidigung festigen konnten – es sollte ein Überraschungsangriff werden. Aber mitten in der Monsunzeit kam es im »Tal des Todes« zu einer schrecklichen Schlacht, bei der 1.099 Ostafrikaner ihr Leben verloren. Der Ghanaer Aziz Brimah sagt rückblickend: »Dieser Dschungelkrieg war kein Kinderspiel, er war sehr gefährlich, unvergleichlich. Man wird ein anderer Mensch im Krieg. Man lässt jede zivilisierte Haltung hinter sich.«⁶⁴ Als die Alliierten im Dezember 1944 die Japaner endlich aus Burma vertreiben konnten, hatten Afrikaner einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet. Aber die Überlebenden haben nie vergessen, dass es ihre Kolonialherren waren, die sie in diesen Krieg geschickt hatten.

»Sie warfen mich auf einen LKW«

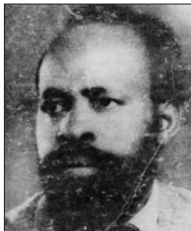
Die Rekrutierungsmethoden der Briten

Aziz Brimah lebte vor dem Krieg als Sohn eines wohlhabenden Kolanusshändlers in Accra, der Hauptstadt der Goldküste. Seine Familie hatte von der Kolonialherrschaft profitiert, und so fühlte er sich dem britischen König George verpflichtet und meldete sich freiwillig zur Armee. »Ich dachte, es wäre auch in unserem eigenen Interesse. Die Deutschen wollten die ganze Welt erobern. Wenn wir uns ihnen nicht entgegenstellten, würden sie auch nach Afrika kommen.«⁶⁵ Die britische Pro-

paganda tat das ihre, junge Männer zum Kriegsdienst zu motivieren. In den westafrikanischen Kolonien verteilten die britischen Behörden Flugblätter: Eine Hälfte zeigte *Britain's way* – schwarze Richter, Lehrer, Krankenschwestern und Polizisten – und versprach, England wolle »die Afrikaner nach und nach lehren, sich um ihr eigenes Land zu kümmern und selbst gute Gesetze zu machen«. Die andere Hälfte des Flugblattes zeigte *Germany's way*: grobschlächtige, mit Hakenkreuzen behangene Sturmtruppen, die ihre afrikanischen Opfer auspeitschten und niederschossen.

Aber auch in vielen Gebieten des Empires wurden Afrikaner systematisch zwangsrekrutiert. In Gambia zum Beispiel trieben die Anwerber sie auf demselben Platz in der Hauptstadt zusammen, auf dem die Veteranen heute ihre Gedenkveranstaltungen abhalten. John Hamilton berichtet: Die Briten nahmen »alle männlichen Afrikaner im dienstfähigen Alter, die sie fanden, fest und trieben sie auf dem McCarty Square zusammen«. Dann brachte man sie in Lastwagen ins Danton Bridge Camp, wo sie »wie am Fließband rekrutiert wurden«.⁶⁶

In Britisch-Ostafrika ging der 15-jährige Jackson Mulinge, der später einmal die kenianische Armee befehligen sollte, mit seiner Schwester auf dem Markt seines Dorfes Machakos »Hühner und eine Schuluniform« einkaufen, als dort gerade rekrutiert wurde. »Ich hatte noch nie zuvor Weiße getroffen und drängte mich vor, um besser sehen zu können. Da befahlen sie mir vorzutreten. Wenig später warfen sie mich auf einen LKW und brachten mich in ein Trainingszentrum in Uganda.«⁶⁷ In allen Kolonien mussten sich die Dorfvorsteher, die *chiefs*, an der Werbung von Rekruten beteiligen. Die Dorfvorsteher waren als Teil des kolonialen Herrschaftssystems in die britische Verwaltung eingebunden. Anfang 1941 wandte sich der britische Gouverneur in der Goldküste, Sir Arnold Hodson, an 50 *chiefs* des Landes und warnte davor, die Deutschen könnten von Norden durch den Maghreb und die deutschfreundlichen französischen Kolonien des Vichy-Regimes bis nach Westafrika vordringen. Er verlangte »rückhaltlose Unterstützung« von den *chiefs* und drohte, die »Verteidigungsrichtlinien« gä-



Bildad Kaggia
– Titelfoto seiner
Autobiographie
Roots of Freedom
1921–1963. Kaggia
arbeitete in einem
Rekrutierungsbüro in
Nairobi

ben ihm »diktatorische« Vollmachten, auch wenn er sie nie missbrauchen werde. Schließlich sei das Britische Empire »vom Geist der Sympathie« getragen, es verabscheue »Brutalität, Unterdrückung und Grausamkeit«. Darum sei es weltweit »zur größten Kraft für das Gute« geworden. Die *chiefs* versicherten, dass sie und ihre Untertanen »gegen den bösen und schlangengleichen Feind ihr Bestes geben« würden.⁶⁸

Bildad Kaggia, nach dem Krieg Mitglied der kenianischen Befreiungsbewegung, arbeitete bei Kriegsausbruch im Rekrutierungsbüro, als die britischen Distriktkommissare die *chiefs* aufforderten, monatlich eine bestimmte Zahl junger Männer zu rekrutieren. Um das Soll zu erfüllen, benutzten die Oberhäupter alle möglichen Methoden, »von Überzeugung bis Zwang. Obwohl die Afrikaner kein Interesse an diesem Krieg hatten, ließen sich viele freiwillig einziehen, weil sie in zivilen Berufen keine Arbeit fanden. Die Armee bot ihnen Jobs. (...) Andere wurden zwangsverpflichtet, und die *chiefs* nutzten die Wehrpflicht, unliebsame Leute loszuwerden.«⁶⁹ Weil es immer schwieriger wurde, Rekruten zu finden, und weil viele Zwangsverpflichtete desertierten, führten die Briten in einigen Kolonien wie der Goldküste die allgemeine Wehrpflicht ein. In Ostafrika überließen sie die Entscheidung den örtlichen Gouverneuren. Die zogen vor allem die Männer der Hilfs-

Funker aus Westafrika
in Angyaung, Burma



truppen, des *East African Military Labour Service* (EAMLS), zwangsweise ein – die als Packer, Bauarbeiter, Träger und Offiziersburschen in der militärischen Hierarchie ganz unten standen. In Kenia wurden auch Viehdiebe, Gefangene und Straftäter zwangsrekrutiert. In Tanganjika waren über die Hälfte der Rekruten ungelernete Arbeitskräfte, von denen viele unterernährt und in einem schlechten Gesundheitszustand waren. Sie wurden als

untauglich eingestuft. Während der zweiten Rekrutierungswelle in Tanganjika im Juni 1940 widersetzten sich viele Männer ihrer Einberufung und flohen, manchmal als Frauen verkleidet, vor den britischen Uniformierten.

Selbst die meisten so genannten Freiwilligen gingen nicht aus Loyalität gegenüber den Kolonialmächten in die Armee, sondern um ihren Unterhalt zu verdienen. Immerhin erhielten sie dort für eine ungelernete Tätigkeit mehr als das Doppelte als in anderen Jobs. Die meisten Rekruten kamen vom Land, waren Analphabeten und ungelernete Wanderarbeiter. Sie erhofften sich ein festes Einkommen und soziale Anerkennung. Der Kenianer Robert Kakembo, der vom Studenten zu einem der wenigen afrikanischen Oberfeldwebel aufstieg, beobachtete, dass der Militärdienst das Prestige ostafrikanischer Männer deutlich verbesserte: »Ein Mann verlässt sein Dorf, verschwindet für 18 Monate und kommt hundertprozentig verändert zurück. Er ist gut genährt, stark, sauber und clever; er kann viel erzählen und viel Geld ausgeben. Die jungen Mädchen beten ihn an; die jungen Männer folgen ihm auf Schritt und Tritt (...) Mit anderen Worten: Er macht die beste Werbung für die Armee.«⁷⁰

Bei der Rekrutierung bevorzugten die britischen Militärs Afrikaner, die die Kolonialherren seit jeher zu den »kriegerischen Rassen« zählten. So zogen die Briten in Gambia vor allem die Bewohner aus dem abgelegenen Landesinneren ein, keine *trouser boys*, wie sie Afrikaner in europäischer Kleidung nannten; in Nigeria und der Goldküste diejenigen aus dem Norden, »die so gut wie keinerlei Kenntnisse über die Außenwelt hatten«⁷¹, und in Kenia Männer aus dem Osten, weil sie angeblich besonders gute »Krieger« waren. Timothy Parsons weist für Kenia nach, dass diese Stereotypen nichts mit den angeblichen »Charaktereigenschaften« oder »kulturellen Traditionen« der Betroffenen zu tun hatten, sondern ökonomisch begründet waren. Je weniger eine Bevölkerungsgruppe in die koloniale Wirtschaft des Landes integriert war, als desto »kriegerischer« galt sie in den Augen des militärischen Establishments. Die Wohlhabenden, etwa die Viehzüchter der Massai, konnten sich

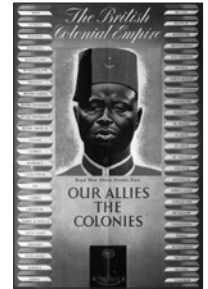
daher vom Kriegsdienst fernhalten. Während gebildete Afrikaner per se als verweicht und von zivilisatorischen Werten verdorben galten, waren die Mittellosen gezwungen, sich beim Militär zu verdingen: etwa die Bauern aus dem Rift Valley und die Kamba aus dem Osten Kenias, denen man ihre Herden und ihr Land genommen und die man als abhängige Plantagenarbeiter in die Armut getrieben hatte. Die Armee machte aus armen, unterernährten, vernachlässigten Arbeitssklaven gehorsame Infanteristen. Sie mussten ihre Identität wechseln, ihre Stammeszeichen entfernen und ihre indigene Sprache verleugnen. Die *King's African Rifles* sollten ihre neue Identität werden. Auch Fachkräfte fanden ein Auskommen beim Militär. Afrikaner mit einer Ausbildung als Techniker, Sanitäter, Funker, Artilleristen oder Fahrer der Spezialeinheiten wurden sogar besser bezahlt als europäische Gefreite und rangierten deshalb in der militärischen Hierarchie zwischen den britischen und den afrikanischen Soldaten. Am unteren Ende der Rangordnung standen jedoch die afrikanischen Hilfsarbeiter der britischen Truppen.

Eine Gruppe von Trägern ersetzt zehn Lastwagen Afrikanische Hilfsarbeiter in der britischen Armee

In Ostafrika gründeten die Briten Arbeitsbataillone unter dem Namen *East African Military Labour Service* (EAMLS). Ab 1942 wurden sie zusammen mit den *West-african Military Labours Corps* (WAMLC) zum den *African Auxiliary Pioneer Corps* (AAPC) zusammengefasst, denen auch Männer aus den von Südafrika verwalteten Gebieten Swaziland, Basutoland (heute: Lesotho) und Bechuanaland (Botswana) angehörten. Sie schufteten als Bauarbeiter, Packer und Träger von Verwundeten und Ausrüstung. 1942 setzten die Briten 135.000 afrikanische Hilfsarbeiter allein hinter der Front im Nahen Osten ein. Sie begleiteten die Truppen und sorgten für den Aufbau der militärischen Infrastruktur. Als Pioniere arbeiteten sie in Häfen und Steinbrüchen, setzten zerstörte Eisenbahnenlinien instand, reparierten Straßen und Wasserleitungen, transportierten Güter und bewachten Kriegsgefangene. Fast alle Pioniere wurden

gegen ihren Willen zum Dienst eingezogen, und sie verdienten 14 Schilling monatlich weniger als die Soldaten. Die britischen Siedler und Beamten wiesen alle Versuche der Armee ab, diese Arbeiter besser zu bezahlen. So erklärte der Direktor für Pioniere und Arbeit in Britisch-Ostafrika: »Wenn wir uns nur kurzzeitig erlauben, die körperliche Arbeit beim Militär höher als die normale zivile Arbeit zu schätzen, was wird dann aus diesen Tausenden von Pionieren nach dem Krieg? Sie können nicht alle Gewerbetreibende werden, sie müssen weiter jahrelang auf dem Land leben und arbeiten, auf ihrem eigenen oder auf dem der Europäer.«⁷² An der Front war die Arbeit der Hilfskräfte besonders gefährlich und hart. So geriet etwa beim Fall von Tobruk im Mai 1942 die Kompanie Nummer 1823 in Gefangenschaft und 202 Männer wurden von den Italienern getötet. Einen Monat später griffen deutsche Flieger einen Bahnhof an und 41 Pioniere der Kompanie 1808 kamen um, als die Benzintanks explodierten. Immer wieder klagten die Männer, dass sie keine militärische Ausbildung erhielten und sich nicht verteidigen konnten.

In Burma dienten die afrikanischen Pioniere u.a. als Träger der *Royal West African Frontier Force*. Jede Einheit bestand aus einem Hauptquartier und drei Kompanien mit je 630 Trägern unter dem Kommando eines europäischen Offiziers. Jede Gruppe schleppte im Schnitt täglich 36 Tonnen 15 Meilen weit. Die ersten Hilfsarbeiter kamen im Herbst 1943 zusammen mit der 81. Division nach Burma. Sie transportierten Vorräte, Teile von schweren Waffen und Ausrüstungen der Truppe durch den Dschungel. Ihren Schutz übernahmen bewaffnete Eskorten, wobei auf



Werbeplakat für die
*Royal West African
Frontier Force*

Eine Bambus-Brücke
in Burma. Die
afrikanischen
Hilfsstruppen mussten
unzählige solcher
Brücken bauen



14 Träger ein Soldat kam. Die Hilfsarbeiter lernten vor Ort, die Waffen der Infanteristen zu bedienen, und sie sprangen an der Front auch für gefallene Soldaten ein. Ein Träger schleppte in der Regel rund 20 Kilogramm. Das konnten zwei Wasser- oder zwei Benzinkanister sein, vier Spezialbehälter mit Mörsern oder zwei Kartons mit 36-mm-Granaten oder zehn Spaten und sechs Äxte. Zwei Männer schleppten einen Verletzten und zehn Mann eine komplette Apparatur zur Stromversorgung mit Ladegerät und vier Batterien. John Hamilton hat ausgerechnet, dass eine Gruppe des *African Auxiliary Pioneer Corps* zehn Dreitonner ersetzte. »Die Träger hatten vor allem Angst zu stolpern und darum fixierten sie den Boden vor ihren Füßen. Gleichzeitig mussten sie ihre Köpfe gerade halten. Sie schauten durch fast geschlossene Lider nach unten und sahen aus wie Schlafwandler oder Blinde. Dieser Eindruck verstärkte sich noch durch die langen Bambusstöcke, mit denen sie sich abstützten.«⁷³ Die Träger waren auf sich gestellt, beluden und entluden ihre Lasten eigenständig, verpflegten sich selbst und gruben sich bei drohenden Angriffen ein. Die Pioniere versorgten die Truppen kontinuierlich mit Nachschub. Flugzeuge warfen Lebensmittelrationen ab, und die Hilfskräfte rodeten dafür den Busch, legten provisorische Landeplätze an, sammelten die Pakete nach dem Abwurf ein und schafften sie zu den Truppen. Sie bauten zahlreiche provisorische Brü-

Südafrikanische LKW-Kolonnen mit Nachschub für die Alliierten auf dem langen Weg nach Nordafrika



Afrika militärstrategisch

Die afrikanischen Territorien hatten für die Alliierten großen militärstrategischen Wert. Die westafrikanischen Häfen in Dakar (Senegal) und Freetown (Sierra Leone) ermöglichten die Kontrolle des Atlantiks. Vom Flughafen Takoradi (Goldküste) aus wurde die westafrikanische Nachschubroute aufgebaut. In der Goldküste wurden bis Oktober 1943 über 5.000 britische und US-amerikanische Flugzeuge montiert, die vom Flughafen Takoradi nach Nordafrika und in den Nahen Osten flogen. Über eine transkon-

tinente Landstraße, die »Große Nordstraße«, brachten Tausende LKW Nachschub von Südafrika durch Tanganjika bis nach Kenia und Ägypten. Den Hauptquartieren der britischen Marine in Kapstadt und Durban (Südafrika) kam eine zentrale Bedeutung zu, als nach dem Kriegseintritt Italiens die Nachschubroute durch das Mittelmeer und den Suezkanal blockiert war. Aus dem Tiefwasserhafen von Mombasa (Kenia) liefen Truppentransporter nach Ost- und Nordafrika sowie nach Nah- und Fernost (Aden und Bombay) aus.

»Warum werden Soldaten des Königs wie Sklaven behandelt?« | Truppen zweiter Klasse

Im April 1943 ging bei den britischen Kommandeuren der Ostafrikaner eine Petition der Motortransportkompanie aus der Levante ein: »Es gibt ein paar Dinge, die uns Sorgen machen und uns von unserer eigentlichen Aufgabe, die Freiheit zu verteidigen, ablenken. (...) Seit wir Ostafrika verlassen haben, sind wir nicht glücklich geworden. (...) Wir dienen jetzt in fremden Ländern. Kommt ein Europäer oder Inder in unser Land, um zu arbeiten, dann bekommt er einen Lohn, der doppelt so hoch ist wie der eines Einheimischen. (...) Wenn einer zu Hause 20 Schilling verdient, sollte er in der Fremde 40 Schilling erhalten, als Ausgleich für die schwierigen Lebensumstände so fern von zu Hause. Ein Soldat des Großen Empires sollte demgegenüber nicht diskriminiert werden. (...) Ist es richtig, einen Soldaten Seiner Majestät, der bereit ist, wenn nötig zu sterben, wie einen Sklaven zu behandeln? (...) Wenn diese Rassenschranke nicht fällt, wäre es besser, in unser Land zurückzukehren

und auf einen Krieg in Afrika zu warten, statt uns in die Fremde schicken zu lassen.« Der Appell endete mit der Forderung, »diese Sklavenhalterei abzuschaffen«.74

Erkundigungen der britischen Kolonialbehörden bestätigten, dass viele Männer der ostafrikanischen Truppen im Nahen Osten über den ungleichen Sold für europäische und afrikanische Soldaten klagten. Auch der britische Gouverneur in Uganda konstatierte auf einer Gouverneurskonferenz, dass die afrikanischen Soldaten für die gleiche Arbeit die gleiche Behandlung forderten – »in Bezug auf Essen, Unterbringung, Bezahlung, alkoholische Getränke und Bewegungsfreiheit – ohne Diskriminierung der Hautfarbe«. Aber stattgeben mochten die Vertreter der Kolonialmacht diesen Forderungen nicht.75

Der niedrige Sold war für alle afrikanischen Soldaten und Pioniere ein dauerndes Ärgernis. Von West- über Süd- bis Ostafrika erinnern sich Veteranen daran, dass ihr Sold von einem Schilling pro Tag dem eines britischen Soldaten im Ersten Weltkrieg entsprach; im Zweiten verdienten Briten das Doppelte. Diese Ungleichbehandlung gab es im Prinzip in allen Truppen, auch wenn das Entlohnungssystem je nach Einsatzort differenzierte. Für ihre Einsätze gegen die Japaner im Fernen Osten bekamen britische Soldaten 50 Prozent mehr Sold, die ostafrikanischen *Askaris* jedoch nur eine »Auslandszulage« von zwei Schilling pro Monat. Soldaten aus den Kolonien erhielten auch grundsätzlich weniger Sold als die aus den weitgehend vom britischen Empire unabhängigen *dominions* und die Pioniere aus Ostafrika noch einmal acht Schilling weniger als die aus West- und Südafrika. Auch europäische und afrikanische Offiziere wurden unterschiedlich besoldet. So bekam ein schwarzer Feldwebel nur zwei Drittel der Familienzulage seines europäischen Kollegen. Das britische Kriegsministerium begründete diese Herabsetzung 1943 damit, eine Familie in Afrika lebe sehr viel billiger als eine Familie in Europa. »Als wir in Burma waren, hat uns das nicht weiter gestört«, meint Aziz Bri-mah von der Goldküste. »Da dachten wir nur an Essen, Wasser, Munition und die nächste Schlacht. (...) Aber



später, nach dem Krieg, haben wir darüber nachgedacht. All das brachte uns dazu, Kwame Nkrumah in seinem Kampf für die Unabhängigkeit unseres Landes zu unterstützen.«76

Afrikaner hatten auch nicht die gleichen Aufstiegschancen wie europäische Soldaten. Bei den *King's African Rifles* zum Beispiel konnten Afrikaner allenfalls Oberfeldwebel werden. Zwar übernahmen sie damit eine wichtige Scharnierfunktion zwischen den britischen Offizieren und den afrikanischen Mannschaften, etwa als Übersetzer auf dem Exerzierplatz. Dennoch hatte der jüngste europäische gemeine Soldat bei der Beförderung Vorrang vor erfahrenen afrikanischen Soldaten. Jeder britische Soldat konnte im Notfall einem Afrikaner Befehle erteilen. Feldwebel Kaggia aus Kenia fing sich einen Verweis ein, als er einen europäischen Obergefreiten, seinen Untergebenen, wegen mangelnden Respekts zur Ordnung rief. »Ein Europäer wird nicht nach seinem Rang beurteilt, sondern nach dem Stand seiner Zivilisation«, begründete Kaggias Vorgesetzter den Tadel. Die Ausnahmen von dieser Regel und damit eine Sensation waren die beiden afrikanischen Offiziere I.K. Impraim und Seth Anthony aus der Goldküste. Sie

Fahrschule für das
East African
Army Service Corps
in Nairobi



Westafrikanische Soldaten in Burma. Sie konnten nach Meinung ihrer britischen Vorgesetzten das Klima im Dschungel eher aushalten als Europäer

Tambourmajor, Gold Coast Regiment, Accra



wurden in London ausgebildet, erhielten dort ihr Offizierspatent und wurden später Zugführer in Burma. Allerdings bezog Leutnant Anthony weniger Sold als seine weißen Kollegen und seine Beförderung sollte erst nach seiner Rückkehr in die Goldküste in Kraft treten. Denn wenn er auf dem Weg von London zur Goldküste angekommen wäre, hätten die Briten seinen Nachkommen eine Offiziersrente zahlen müssen.

Die britischen Militärs waren sehr darauf bedacht, Afrikaner in gesonderten Einheiten zusammenzufassen. Obwohl die Rassentrennung in den Streitkräften offiziell aufgehoben war, dienten nur sehr wenige schwarze Frauen und Männer in regulären Einheiten der britischen Armee und keine in der Marine. Churchill soll diese Politik persönlich angeordnet haben. In Telegrammen an die britischen Botschafter und Hohen Kommissare forderte er diese auf, verwaltungstechnische Gründe vorzuschieben, um schwarze Freiwillige abzuweisen.⁷⁷ Weiße in den afrikanischen Truppen dagegen waren meist Offiziere. Bei den *King's African Rifles* lag das Verhältnis zwischen Weißen und Schwarzen bei durchschnittlich eins zu sechzehn, bei der *West African Frontier Force*

in Asien bei eins zu zwanzig. Viele britische Offiziere behandelten ihre Untergebenen durchaus freundlich und schwärmten noch nach dem Krieg von der »Heiterkeit und Wärme der Afrikaner«, ihren »schönen Tänzen und ihren Gesängen«. Aber selbst diese Lobeshymnen der Offiziere zeugen noch von Paternalismus und kolonialer Überheblichkeit. So sprachen sie oft von »ihren« Afrikanern oder von »chocolates«. Eine Broschüre des britischen Oberkommandos in Westafrika informierte die Offiziere, sie hätten Männer zu befehligen, die in vielerlei Hinsicht »den Geisteszustand von Kindern« hätten.⁷⁸ Ein Veteran aus Ghana sagte zu den Folgen dieser Offiziersausbildung: »Die Weißen haben die meisten von uns nicht gut behandelt. Sie haben uns getreten, schikaniert und »schwarze Affen« gerufen, wir mochten das nicht.«⁷⁹ Afrikanische Soldaten, die in Großbritannien Dienst taten, stellten fest, wie unterschiedlich sich die weißen Herren in den Kolonien und in ihrer Heimat verhielten. Bildad Kaggia aus Britisch-Ostafrika zum Beispiel arbeitete in London bei einer Sanitätseinheit, die verwundete afrikanische Kriegsgefangene nach ihrer Entlassung gesund pflegte, bevor sie nach Hause zurückkehrten. Schon bei seiner Ankunft in Liverpool wunderte sich Bildad Kaggia, dass dort weiße Dockarbeiter schwere Lasten trugen; im kenianischen Hafen Mombasa taten das nur Afrikaner. »Ich war überrascht, dass auch Leute in England sehr hart arbeiteten und nur wenig dafür bekamen. (...) Ich lernte, Weiße als Gleiche anzusehen. (...) Der tägliche Kontakt mit ihnen ließ mich jedes Unterlegenheitsgefühl verlieren. Alle Afrikaner waren in jenen Tagen von diesem Minderwertigkeitskomplex wie von einer schlimmen Krankheit geplagt. Ich lernte die Tugenden und Schwächen dieser Leute kennen. Ich sah sie nicht länger als von Afrikanern verschieden an und gewann die Überzeugung, dass Afrikaner bei entsprechender Bildung und Chancengleichheit dasselbe leisten konnten wie Europäer.«⁸⁰ Derweil stellten die afrikanischen Soldaten in der Kolonialarmee fest, dass auch der gemeinsame Einsatz für die große Sache der Freiheit die Hierarchie der Hautfarben nicht außer Kraft setzte. Paul Helmuth aus Namibia

ging als 19-Jähriger in die südafrikanische Armee. Während seiner Ausbildung traf er an der Militärakademie in Südafrika Soldaten aus anderen *dominions* wie Australien und Kanada, aber auch aus Indien, Tanganjika und Sierra Leone. Sie erzählten ihm, dass die Behandlung der Kolonialsoldaten im gesamten britischen Empire ähnlich war. »Die Uniformen waren alle khakifarben, unterschieden sich jedoch nach der Nationalität der Soldaten in der Qualität der Stoffe. Auch mussten wir unterschiedliche Mützen tragen. Die Weißen bekamen Reis und Gemüse, wir immer nur Maisbrei. Außerdem hatten die Weißen einen Club, wo ihnen Drinks serviert wurden. Für uns gab es nichts dergleichen.«⁸¹

Die Essensrationen für afrikanische Soldaten waren streng nach Kalorien berechnet und als solche nicht schlecht. Aber die Verpflegung ihrer eigenen Soldaten ließen sich die Briten drei Mal so viel kosten. Auch asiatische und arabische Soldaten bekamen besseres Essen als Afrikaner.

Die Diskriminierung setzte sich bei der Kleidung fort. Die Uniformen der *King's African Rifles* etwa hatten keine Kragen, Taschen und Hosenschlitze. So mussten die Männer beim Urinieren die Hosen herunterlassen – eine besondere Erniedrigung. Stiefel erhielten sie erst nach den Giftgasangriffen der Italiener in Äthiopien; bis dahin hatten die Briten sie mit Sandalen an die Front geschickt. Die Baracken der Afrikaner waren ebenso aus Holz wie ihre Pritschen: »Wir mussten auf nackten Brettern schlafen, wie Tiere. Die Europäer hatten Betttücher und Matratzen!«⁸² Die Afrikaner mussten ein »Badebuch« führen und ihre Haare extrem kurz tragen. »*Askaris* beklagten sich über die besseren Essensrationen und Uniformen der Europäer und Inder«, schreibt der Historiker Timothy Parsons. »Afrikaner in Wachbataillonen stellten fest, dass sogar italienische Kriegsgefangene besser lebten als sie. Andere protestierten gegen die Beförderungssperren und fragten, warum Afroamerikaner für die U.S. Air Force arbeiten durften und sie nicht.«⁸³ Als alle Beschwerden nichts halfen, kündigten etliche Kolonialsoldaten ihren Vorgesetzten den Gehorsam auf.

»Schwarze sind keine Hunde« Proteste, Meutereien und Repressionen

Bildad Kaggia, einer der wenigen Veteranen, die ihre Erfahrungen aufgeschrieben haben, arbeitete als Stabsfeldwebel im Büro des Kommandanten der *King's African Rifles* im ägyptischen Ismailiya, als er eines Morgens ein lautes »Rechts – links – rechts – links« hörte. Eine komplette Kompanie Afrikaner, angeführt von einem Obergefreiten, marschierte in die Offiziersunterkünfte. Die Soldaten waren unbewaffnet und wollten den Kommandanten sprechen, »Baba yetu«, »unseren Vater«. Der wurde eiligst herbeigeholt und hörte sich die Beschwerde »seiner Kinder« an: »Unser Kompaniechef gibt uns kein Bier und keine Zigaretten. Wir wissen nicht, warum es keine Kantine gibt. Als wir uns darüber beklagten, hat man einige von uns eingesperrt. Aus Ärger darüber haben wir beschlossen, Sie aufzusuchen.« Der Oberkommandant versprach freundlich Abhilfe, und die Soldaten verließen friedlich das Camp der Offiziere. Wenig später aber kam die Kunde, die Soldaten hätten sich trotz dieser Versprechungen in ihrem Lager der Waffen bemächtigt. Die Vorgesetzten beeilten sich, die Meuterer aufzuhalten. Als der Oberkommandant, Kaggia und andere in das Lager kamen, »war kein einziger Offizier zu sehen. Der Kompaniechef lag blutend auf dem Boden des Exerzierplatzes.« Die Stimmung war äußerst angespannt. Der Sprecher der Soldaten erklärte, zehn von ihnen seien bei ihrer Rückkehr verhaftet und eingesperrt worden. Und dann wurde er deutlich: »Entweder Sie ziehen diesen *mzungu* (Schimpfwort für Weißer) ab oder wir töten ihn!« Der Oberkommandierende spürte, dass die Geduld der Soldaten erschöpft war, ließ den Kompaniechef ins Krankenhaus bringen und übergab seinem Stellvertreter das Kommando.

Bildad Kaggia erinnert sich: »Später entdeckte man, dass der Kompaniechef das Geld zum Kauf von Bier



Paul Helmuth wurde als Schwarzer aus dem von Südafrikanern besetzten »Südwest« (Namibia) als Ausbilder nach Südafrika beordert

und Zigaretten für die Kantine veruntreut hatte. Dieser Vorfall öffnete mir die Augen. Bis dahin wusste ich nur, dass Soldaten ihren Offizieren keine Fragen stellen durften. Zum ersten Mal begriff ich, dass es Zeiten gibt, in denen die Befehlsstruktur umgedreht werden kann. Ich hatte erlebt, wie gemeine Soldaten und Unteroffiziere dem Oberkommandierenden ihre Forderungen diktierten. Sie hatten keine Gewehre, sie drohten nicht einmal mit Gewalt. Was der Kommandeur fürchtete, war ihre Zielstrebigkeit. Ihre Einheit befähigte sie, wie ein Mann ins Hauptquartier zu marschieren und ihre Beschwerden vorzutragen.« Für Bildad Kaggia war dieses Erlebnis »eine Offenbarung«, weil die Revoltierenden »einfache afrikanische Soldaten« waren, »die den Europäern nichts bedeuteten, die von ihnen misshandelt und missbraucht wurden«. Der ursprünglich überzeugte Soldat in britischen Diensten kam danach noch mehr ins Grübeln: »Ich fragte mich immer wieder, warum ich

Bajonett-Training
britischer
Kolonialsoldaten



in der britischen Armee diene, wo ich doch sehr gut wusste, dass die britische Regierung in Kenia gegen die Afrikaner war. Warum half ich einer Regierung, stark zu bleiben, wenn sie diese Stärke in Kenia nutzte, um ihre Kolonialherrschaft zu zementieren?«⁸⁴

Übergriffe auf Offiziere, Aufstände und Streiks hatten stets konkrete Anlässe. Selten waren sie von langer Hand organisiert. Meistens entwickelten sie sich spontan, auch weil die afrikanischen Mannschaften aus den unterschiedlichen Kolonien keine in sich geschlossene Einheit darstellten. So gab es kaum gemeinsame Einsätze von ost- und westafrikanischen Soldaten, obwohl sie alle dem Empire dienten. Proteste hatten folglich vordergründig keine politische Dimension. Aber sie richteten sich gegen die Benachteiligung der Afrikaner in der kolonialen Gesellschaft und stellten indirekt die Rassenschranken in Frage. Der Historiker Timothy Parsons: »Die Proteste waren der sichtbare Ausdruck antikolonialen Widerstandes von Männern, denen die Mittel fehlten, das koloniale Regime direkt anzugreifen. Die militärischen Autoritäten nahmen diese politischen Untertöne jedoch kaum wahr.« Sie nannten das Aufbegehren lieber »Aufsässigkeit« und »Gehorsamsverweigerung«.⁸⁵

Die größte Widerstandsaktion während des Zweiten Weltkrieges organisierten ostafrikanische *Askaris* im Februar 1942. Eine Infanteriebrigade, einige Tausend Mann, weigerte sich, an Bord eines Schiffes nach Ceylon zu gehen. Die meisten der Soldaten hatten bereits zwei Jahre ohne Heimaturlaub in Äthiopien gekämpft und den Kontakt zu ihren Familien verloren; manche wollten zu Beschneidungszeremonien ihrer Nachkommen nach Hause. Tatsächlich hatte General Jonas Mansfield Platt auch »eine kurze Ruhepause vor weiteren Kämpfen« versprochen. Aber während die britischen Offiziere zum Kurzurlaub nach Nairobi flogen, saßen die *Askaris* im eritreischen Hafen Massawa fest. Ohnehin hatte man den Heimaturlaub für ostafrikanische Soldaten während des Krieges von drei Monaten auf 20 Tage jährlich gekürzt. Am 19. Januar 1942 erreichte ein anonymer Brief das britische Offizierskorps, in dem es hieß: »Eure

Regierung will uns in einen Krieg in weiter Ferne schicken, mit dem wir nichts zu tun haben. Unser Krieg in Ostafrika ist vorbei. Unser Sold ist sehr niedrig, beträgt nur 28 Schilling. Das ist extrem wenig, um dafür in ein Land zu ziehen, das so weit weg liegt. Eure Herren glauben anscheinend, uns Schwarze wie Hunde behandeln zu können. Aber wir alle, Schwarze und Weiße, sind Geschöpfe Gottes. Wir können ihre Befehle nicht verweigern, und wenn sie uns zwingen, werden wir gehen, aber wir werden uns dem Feind ergeben, sobald wir ihn treffen, denn auch hier leben wir wie Gefangene.« Die Verfasser monierten außerdem, man habe ihnen verschwiegen, dass sie aus Afrika verlegt werden sollten. Die Unruhe unter den Soldaten im Camp in Massawa nahm zu; einige verließen unerlaubt die Baracken und machten sich auf die Suche nach Frauen und Alkohol; andere verweigerten offen die Befehle, und es gab erste Übergriffe auf Offiziere. Ein *Askari* erklärte: »Ihr Europäer behauptet, uns zu helfen. Tut ihr das wirklich? Tatsächlich sind wir es doch, die Schwarzen, die euch helfen, obwohl wir kein Empire haben, das wir verteidigen müssten.«⁸⁶

Weil die Briten nicht ein paar tausend Mann entwaffnen und inhaftieren konnten und den Imageschaden im Falle einer gewaltsamen Niederschlagung des Aufstandes fürchteten, hatte die Meuterei der *Askaris* Erfolg. Ab März 1942 fuhren die ersten Lastwagen von der eritreischen Küste aus nach Süden, in die Heimat, denn die Soldaten weigerten sich, an Bord eines Schiffes zu gehen. »Wenn ein Schiff erst mal auf See ist – wer weiß schon, wohin es dann fährt?!« Die Afrikaner konnten einen Erfolg verbuchen. Allerdings identifizierte der militärische Geheimdienst später einige »Rädelsführer« und stellte sie vor ein Kriegsgericht. Die Kolonialregierung in Britisch-Ostafrika befürchtete, dass der Widerstand auf die »Eingeborenenreservate« übergreifen würde; sie unterdrückte alle Nachrichten über den Streik und verbot den Soldaten, im Heimaturlaub davon zu erzählen. Einige Anführer wurden aus der Armee entlassen, einige Soldaten desertierten und nur eines von drei ostafrikanischen Bataillonen rückte nach Burma aus.

Auch die alltäglichen Miss-handlungen riefen Proteste der Soldaten hervor. Die körperliche Züchtigung war zwar seit 1881 offiziell abgeschafft, dennoch waren Prügelstrafen und Auspeitschungen auch im Zweiten Weltkrieg noch weit verbreitet. Unter britischen Offizieren herrschte immer noch »das Vorurteil, dass Härte vonnöten war, um aus primitiven ›Afrikanern‹ ausgebildete Soldaten zu machen.«⁸⁷ Im Feld war das Vorgehen der Militärobersten ohnehin nicht zu kontrollieren. So konnten Soldaten des Nordrhodesischen Regiments »wählen« zwischen einem Eintrag in ihre Personalakte – und damit dem Verlust einer Abfindung – und sechs Schlägen. Rekruten aus Uganda erzählten, dass einige Soldaten nach Auspeitschungen wahrscheinlich an ihren Verletzungen gestorben seien. Ein *Askari* schrieb nach Hause: »Ich bereue schon, dass ich zum Militär gegangen bin; denn die Europäer bringen uns fast alle um. (...) Sie prügeln uns hier täglich wie Ochsen.« Prügelstrafen wurden auch willkürlich für kleinere Vergehen verhängt, etwa für das Einschlafen auf Wachposten.⁸⁸ Ein Strafmaß



King's African Rifles
aus Ostafrika
vor der Abfahrt
nach Übersee

Verwundeter,
nach einer Schlacht
in Burma



für westafrikanische Soldaten hieß *Six for Arse* und bedeutete: sechs Schläge mit dem Rohrstock aufs Gesäß. Auspeitschungen wurden in der Regel vor versammelter Mannschaft vorgenommen, während der Delinquent mit dem Gesicht auf dem Boden im Staub liegen musste. Auch die britischen Kriegsgerichte verhängten weiter körperliche Züchtigung als Strafe. Viele Veteranen haben diese Art der Disziplinierung als erniedrigend, demütigend und rassistisch beschrieben. In Einzelfällen wehrten sie sich dagegen: mit Gewalt gegen ihre Vorgesetzten wie ein Soldat in Burma, der seinen Offizier mit einer Granate bedrohte, oder mit Gewalt gegen sich selbst wie ein muslimischer Somali, der nach den Schlägen Selbstmord beging. Muslime mussten danach nur noch Geldstrafen entrichten. Afrikanische Soldaten fanden auch in subversivem Humor Wege, ihrem Unmut über die Diskriminierung Luft zu verschaffen, indem sie sich in ihren indigenen Sprachen ausgiebig über ihre Offiziere lustig machten, sie imitierten oder mit Spitznamen bedachten. Auch fälschten sie ihre Soldbücher und verkauften während des Heimaturlaubes Gewehre, Teile der Uniformen, Decken, Stiefel und Armeemäntel. Andere verlängerten ihren Urlaub wegen »Krankheit« oder familiärer »Notfälle« oder kehrten erst gar nicht auf ihre Posten zurück. Allein in Ostafrika desertierten 1944 fast 12.000 Männer, ein Jahr später weitere 14.000. In Einzelfällen richteten afrikanische Soldaten während des Gefechts ihre Gewehre auf britische Offiziere.

Das Ausmaß der gewaltsamen Rebellionen ist schwer einzuschätzen, weil jeder Hinweis darauf von offizieller Seite stets unterdrückt wurde. Parsons kommt zu dem Schluss, dass gewalttätige Ausschreitungen eher selten vorgekommen, aber dennoch bezeichnend gewesen seien. »Im Gegensatz zur offiziellen Geschichtsschreibung zeigen sie, dass afrikanische Soldaten willens und fähig waren, Gewalt anzuwenden, um die militärische Disziplin zu durchbrechen. (...) Britische Offiziere zogen es vor, solche Vorkommnisse als Verirrungen einzelner abzutun. (...) Aber die Gewaltakte scheinen zumindest teilweise gegen die rassistische Ungleichheit in der kolonialen Armee gerichtet gewesen zu sein.«⁸⁹

Disziplinarprobleme meldeten auch britische Offiziere der westafrikanischen Kolonialtruppen aus Fernost. So meuterten zum Beispiel Hilfstruppen aus Sierra Leone im September 1945 in Indien. Der Krieg war vorbei, die Briten mussten Hunderttausende befreiter Kriegsgefangener und Soldaten aus Asien repatriieren. Nur die Afrikaner sollten auf ihren Rücktransport warten. Das britische Hauptquartier in Indien beorderte die 81. Division in eine öde, verlassene Gegend, 100 Meilen von Madras entfernt, »in ein Camp das bloß aus Hütten bestand. Die einzigen befestigten Häuser waren die Küchen«, berichtet John Hamilton, der Chronist der 81. westafrikanischen Division in Burma. »Ich frage mich, was passiert wäre, wenn man britische Truppen nach mehr als einem Jahr Dschungelkrieg neun Monate lang in dieser eintönigen Ebene in Bambushütten gesteckt hätte, fernab von allem, was an Zivilisation erinnert.« Am Abend des 15. September 1945 marschierten Afrikaner der A- und B-Kompanie der Hilfstruppen zu den Offiziersunterkünften und forderten *barb money*, die Zulage für Haarschneiden und Waschzeug. Als der diensthabende Offizier sie anherrschte, drohten sie ihm und schlugen ihn. Erst ein Oberst, der sie gut kannte, konnte sie beruhigen und sie kehrten in ihre Hütten zurück. Am nächsten Morgen verweigerten sie den Morgenappell. Sie forderten ihren ausstehenden Sold und beschwerten sich, dass sie so lange auf die Heimreise warten mussten.

Die Briten ließen das Lager heimlich von Soldaten aus der Goldküste umstellen, griffen am nächsten Morgen die Anführer heraus und führten sie ab. Ein Kriegsgericht verurteilte 90 Männer zu Gefängnisstrafen bis zu drei Jahren, andere wurden »unehrenhaft« entlassen und die Rückkehr der restlichen Meuterer wurde noch einmal verschoben. John Hamilton wundert sich: »Dass keine anderen westafrikanischen Truppen meuterten, und sei es noch so vorsichtig, trotz der langen Monate in diesen drückend heißen Hütten, mitten in eine Gegend geknallt, wo sogar die paar Ziegenböcke es schwer finden, zu überleben, spricht Bände über ihre Geduld.«⁹⁰

Auch die Pioniere des *East African Military Labour Service* (EAMLS) hatten häufig Grund zum Protest. Im Dezember 1939 zum Beispiel streikten 500 Straßenbauarbeiter in Garba Tulla, Nordkenia, für bessere Ausrüstungen, Uniformen und einen höheren Sold. Michael Blundell, der das Bataillon befehligte, notierte: »Sie waren sehr schlecht ausgerüstet, obwohl sie sich in den vorderen Linien befanden; viele hatten keine Gewehre (...) und das Schlimmste: Sie unterschieden sich von den Kampftruppen durch ein lächerliche Mütze, die aussah wie eine Schweinepastete mit einem Stofflappen hinten dran.« Obwohl der Streik friedlich begann, wurde er gewaltsam aufgelöst. 70 Pioniere wurden verletzt, zwei starben. Vier »Rädelsführer« kamen vors Kriegsgericht. Aber die Forderungen wurden erfüllt.

Ende 1942 meuterte eine Kompanie von Pionieren während des Rückzugs der britischen 8. Armee aus Tobruk in Nordafrika, weil sie extrem lange an der Front gestanden hatte. Zur selben Zeit erstritten sich Pioniere, die aus der nordafrikanischen Wüste nach Ägypten zu Garnisonsdiensten versetzt wurden, Uniformen und den Sold von Soldaten.

1944 protestierte eine Transportkompanie gegen ihre im Vergleich zum Sold der britischen Fahrer niedrigeren Löhne. Sie verweigerten den Briten den Gehorsam, wählten afrikanische Offiziere aus ihren Reihen und setzten ihren Dienst fort. Andere Kolonialsoldaten schickten anonyme Briefe an ihre Offiziere, manche auch Briefbomben; wieder andere steckten die Zelte ihrer Vorgesetzten in Brand. Manche Proteste brachten den afrikanischen Truppen und Hilfskräften konkrete Verbesserungen, und 1944 wurde das *Auxiliary* aus dem Namen der Arbeitertruppe gestrichen. Dennoch änderten diese Erfolge nichts daran, dass sich die Diskriminierung nach dem Krieg fortsetzte.

Spätes Gedenken

Nach offiziellen Angaben der britischen Regierung kamen im Zweiten Weltkrieg 3.387 afrikanische Soldaten ums Leben und 5.549 wurden verwundet.⁹¹ Diese Zahlen sind fragwürdig. Der Historiker Timothy Parsons nennt

allein 7.301 Opfer unter den *Askaris* aus Ostafrika. Tatsächlich dürften es noch viel mehr gewesen sein, denn die Toten der nicht kämpfenden Einheiten wurden nicht systematisch registriert, und viele afrikanische Hilfskräfte starben bei Unfällen und an Krankheiten. »Es ist schwer zu beurteilen, ob die mangelhafte Registrierung von Todesfällen durch Krankheit an Buchungsproblemen lag oder ob die kolonialen Beamten den Vorwurf vermeiden wollten, afrikanische Soldaten in einem Krieg ausgebeutet zu haben, der sie selbst nicht direkt betraf«, schreibt Timothy Parsons in seiner Geschichte der *King's African Rifles*.⁹²

Erst 57 Jahre nach Kriegsende besann sich Großbritannien seiner Soldaten aus Asien, der Karibik und Afrika: Am 6. November 2002 eröffnete Queen Elizabeth ein Denkmal für sie im Herzen von London. Einen breiten, mit indischem Granit verzierten Weg säumen vier wuchtige weiße Steinsäulen, jede gekrönt von einer Urne, auf denen die Namen Indien, Pakistan, Bangladesh, Sri Lanka, Afrika, Karibik und Königreich Nepal stehen. In einem zierlichen Pavillon sind die Namen von Kolonialsoldaten ins Steindach eingraviert, die mit britischen Orden wie dem *Victoria Cross* und dem *George Cross* ausgezeichnet wurden. Am Ende des Weges folgt als eigentlicher Blickfang ein mächtiger Triumphbogen mit Quadriga: Der ist nicht mehr den Kolonialtruppen gewidmet, sondern dem Herzog von Wellington, der im 19. Jahrhundert Napoleon bei Waterloo besiegte.

Apartheid in der südafrikanischen Armee

Die drei alten, rüstigen Männer haben ihre guten Jackets angezogen, Orden angelegt, schwarze Baretts aufgesetzt und die Fahne ihres Regiments mitgebracht. *Cape Corps* steht darauf in einem Halbkreis, und darüber ist eine Frau mit langem, wallenden Haar und einem Anker abgebildet – möglicherweise die Schutzpatronin der



Denkmal für die britischen Kolonialsoldaten in London



Veteranen des süd-afrikanischen *Cape Corps*. V.l.n.r.: Peter Hartzenberg (wurde in Tobruk gefangen genommen), Dennis Norman Marthinus (Trompeter in einer Militärband), Frank Kyzer (Fahrer in Nordafrika)

bigen«, Nachfahren von weißen Siedlern und schwarzen Südafrikanern. Die Haare des Veteranen sind grau und gelockt; seine blauen Augen vom Alter blass, aber noch immer strahlend vor Energie. Der alte Mann ist begierig, seine Erlebnisse erzählen zu können, weil »nur sehr, sehr wenige Menschen wissen, was das *Cape Corps* im Zweiten Weltkrieg geleistet hat, da unsere Geschichte nie aufgeschrieben wurde und unsere Politiker sie nicht wahrgenommen haben«. ⁹³ Kyzer galt wie die beiden anderen Veteranen im Apartheid-System als *Coloured*. Die herrschende weiße Bevölkerungsminderheit spielte die *Coloureds* nach dem Prinzip »Teile und Herrsche«

Schiffahrt am Kap. So genau weiß das keiner; die Soldaten nannten sie »Mrs. Murphy«. Frank David Kyzer, Jahrgang 1924, hat sich wie die beiden anderen Kriegsteilnehmer auf diesen Nachmittag vorbereitet; an seiner Brust hängen sechs Sterne an bunten Bändern, die einfachen Orden für die *Coloureds*, die so genannten »Far-

gegen die schwarze Mehrheit aus, indem sie ihnen einige wenige Privilegien zugestand. Auch in Kriegszeiten waren die Soldaten nach Hautfarben getrennt. Frank Kyzers Soldatenleben begann Anfang 1940. Mit dem Schiff hatte man die *Cape Corps* nach Garawi in Ägypten geschafft, wo die Südafrikaner ein Übergangslager für »nicht-europäische« Truppen unterhielten.

Kyzer erhielt in Garawi ein halbes Jahr lang eine Grundausbildung; er wurde Fahrer eines Krankenwagens und nur rudimentär im Schießen unterrichtet. Danach musste er in Port Suez Schiffe be- und entladen und ab Juni 1942 als Fahrer einer Spezialkompanie ein halbes Jahr lang Militärjeeps vom Nildelta bis ins Tausende Kilometer entfernte syrische Aleppo überführen.

Andere Transporteinheiten des *Cape Corps* legten nach der Befreiung Äthiopiens über 3.000 Kilometer von Ostafrika quer durch Sümpfe und Wüsten bis nach Kairo zurück. Ab Mitte 1941 erreichten 14.000 schwarze Soldaten des *Native Military Corps* das nordafrikanische Kriegsgebiet. Sie mussten die kämpfenden Truppen in der Wüste mit Wasser versorgen, Eisenbahnlinsen, Häfen und Tunnel erhalten und ausbauen. Kyzer macht beim Erzählen eine Pause. Denn seine eigentliche Ge-

Südafrikanische Truppen

Südafrika war Mitglied des Commonwealth und seit 1931 unabhängig von Großbritannien. Dennoch blieb die Kaproute die Achillesferse des britischen Empire und der Goldschatz in Transvaal eine wichtige Einnahmequelle.

Am 6. September 1939 erklärte der brittenfreundliche Premier General Jan Smuts nach heftigen innenpolitischen Auseinandersetzungen Nazideutschland den Krieg. Rund 335.000 Südafrikaner der *Union Defence Forces* (UDF) waren im Krieg im Einsatz, darunter etwa 120.000 »Nicht-Europäer«. Dazu zählten nach den Kategorien der süd-afrikanischen Rassentrennung »Farbige«

(*Coloureds*), »Inder«, »Malayen« (Nachfahren der Sklaven aus Niederländisch-Indien, heute Indonesien) und »Eingeborene« (*Natives*). Sie machten 37 Prozent der Südafrikanischen Streitmacht aus und bildeten eigene Einheiten, das *Cape Corps* und das *Native Military Corps*. Rund 100.000 UDF-Soldaten kamen im Ausland zum Einsatz, die Mehrheit blieb in Südafrika. Die strategisch wichtige Lage des Kaps verlangte außerordentlichen Schutz. Südafrikanische Streitkräfte waren in Ostafrika bei der Befreiung Äthiopiens im Einsatz. Addis Abeba wurde im April 1941 befreit. Von Mitte 1941 bis Mai 1943 kämpften zwei Infanterie-Divisionen und zwei Luftwaffen-Brigaden in Ägypten, Libyen und

Tunesien, unter anderem in den Schlachten gegen die deutsche Wehrmacht in Sidi Rezegh, Tobruk und El Alamein. Die beiden südafrikanischen Divisionen, etwa 60.000 Mann, davon ein Viertel Nicht-Weiße, waren Teil der britischen 8. Armee. 1942 nahmen Südafrikaner an der britischen Invasion auf Madagaskar teil, wo ihnen französische Truppen des Vichy-Regimes gegenüber standen. Ab April 1944 bis zum Ende des Krieges operierten Panzer- und Luftwaffeneinheiten unter britischem und amerikanischem Kommando in Italien. Außerdem patrouillierte die südafrikanische Marine in südafrikanischen Gewässern und die Luftwaffe eskortierte Schiffskonvois im Indischen Ozean.

schichte beginnt mit der Schlacht nahe Tobruk, dem immer wieder umkämpften libyschen Hafen an der Mittelmeerküste. Im November 1941 starteten die Alliierten ihre *Operation Crusader*, um die Gebiete in der Cyrenaica (libysche Wüste) zurückzuerobern und das von den Deutschen belagerte Tobruk zu entlasten. Dabei lieferten die Gegner sich die heftigsten Panzer- und Infanterieschlachten während des Krieges in Nordafrika.

»Als wir am 18. November 1941 die libysche Grenze überquerten, erlebte ich zum ersten Mal Angriffe deutscher Stuka-Bomber. Es war die Hölle, wirklich die Hölle, und ich fragte einen Kameraden: »Was machen wir hier bloß in diesem Krieg?!« In der Nacht vom 21. November waren die Briten in eine furchtbare Panzerschlacht verwickelt; dieser Rommel behielt mit seinen überlegenen Waffen und Panzern die Oberhand. Die alliierten Truppen zogen sich zurück. Aber unsere Kommandeure wussten das nicht. So hielten schließlich nur noch die

fünfte südafrikanische Brigade, ein irisches und ein schottisches Regiment die Stellung.« Das war in Sidi Rezegh, zehn Meilen südlich von Tobruk. »Dann tauchten am Horizont riesige Panzerverbände auf, und unser Offizier meinte, es seien amerikanische Panzer. Ein anderer widersprach. Wir wussten es nicht einmal genau! Wenig später fanden wir heraus, dass unsere Brigade von zwei deutschen Panzerdivisionen eingekesselt war. Und während wir noch für das Gefecht eingeteilt wurden, kam die Anweisung des alliierten Oberbefehlshabers, des britischen Generals Bernard Montgomery: »Kein Rückzug! Jeder kämpft bis zum letzten Schuss! Wir Fahrer sollten die Wagen hundert Meter hinter die Stellungen fahren und uns eingraben.« Frank Kyzer, von der Erinnerung bewegt, holt tief Luft, bevor er weiter spricht: »Und dann kamen deutsche Kampfflugzeuge, überflogen das Schlachtfeld und griffen unsere Nachschublinien an. Wir hörten Explosionen, die Lastwagen flogen in die Luft, überall war Staub und Rauch;



Frank Kyzer erlebte als Sanitätsfahrer die Panzerschlacht in Sidi Rezegh

Der Wüstenkrieg

Der Krieg in Nordafrika begann im September 1940 mit der Offensive der italienischen Streitkräfte und endete im Mai 1943 mit der Kapitulation der Deutschen. Für Hitler war Nordafrika ein Nebenkriegsschauplatz, in den er durch die italienische Unterlegenheit gezwungen wurde, um den Bundesgenossen Italien nicht von England besiegen zu lassen. Das Schlachtfeld in der Westlichen Wüste erstreckte sich knapp 1.000 Kilometer zwischen Alexandria in Ägypten und El Agheila in Libyen, reichte jedoch von der Mittelmeerküste nur rund 80 Kilometer tief ins Land hinein. Innerhalb dieser Zone bekämpften sich Alliierte und Achsenmächte. Am östlichen Ende befand sich der Suezkanal, das Tor zum Indischen Ozean und zu den ölreichen Ländern des Persischen Golfs, wichtige Ziele der deutschen und italie-

nischen Aggressoren. Die Alliierten versuchten, die Feinde nach Westen zurückzudrängen. Sie wollten den Achsenmächten ihre wichtigste Nachschubbasis, die libysche Hafenstadt Tripolis, entreißen und sie weiter westwärts aus Afrika hinaustreiben. Das deutsche Afrikakorps unter General Rommel war im Februar 1941 in Nordafrika gelandet. Tobruk war für beide Kriegsparteien ein strategisch wichtiger Ausgangspunkt und das Hauptproblem im Wüstenkrieg war, den Nachschub über sehr lange Entfernungen zu sichern. Der Hafen Tobruk lag etwa in der Mitte zwischen dem alliierten Stützpunkt in Alexandria (Ägypten) und dem Stützpunkt der Achsenmächte in El Agheila (Libyen). Wer Tobruk beherrschte, verfügte über Nachschub und erschwerte die Versorgung der gegnerischen Truppen.

Britische Panzer nach der Eroberung von Tripolis





Panzerwracks in
Nordafrika

Gefangene
aus Südafrika in
Nordafrika

wir konnten nichts mehr sehen und erkennen. Gleichzeitig rückten deutsche Panzer vor, und wir Südafrikaner lieferten ihnen einen höllischen Kampf, sehr tapfer, aber nutzlos.« Die Stellung wurde von den deutschen Truppen überrannt. »Die Panzer rasten kreuz und quer durch die Wüste. Meine Leute und ich versuchten, Verwundete aufzuladen und mit unseren

LKW die feindlichen Linien zu durchbrechen. Ich war nur Obergefreiter, alle höhergestellten Offiziere waren spurlos verschwunden! Aber ich schaffte es, zuerst vier und dann noch einmal fünf Lastwagen mit Verwundeten durchzubringen.«

Kyzer selbst blieb mit einem anderen Soldaten auf dem Schlachtfeld zurück. Sie hörten ein Stöhnen aus

einem zerstörten deutschen Panzer und fanden darin einen Offizier, der bei lebendigem Leib brannte. Die beiden Südafrikaner beschlossen, »ihn da rauszuholen und seine Wunden zu versorgen«. Ein deutscher Militärlastwagen kreuzte plötzlich auf, »und hätte der deutsche Offizier noch in dem brennenden Panzer gelegen, hätten sie uns sicher auf der Stelle erschossen«. So aber hielt der Gerettete die deutschen Soldaten zurück, und alle stiegen in den LKW. Als die Deutschen Kyzer durchsuchten, fanden sie nur ein Kampfmesser. »Ich sagte: ›Ich bin nur Fahrer. Denken Sie, ich hätte einen Panzer mit einem Messer angegriffen?!‹ Da lächelte der Verwundete und sagte: ›Nach allem, was ich heute morgen gesehen habe, wärest du junger *Cape-Coloured*-Soldat kühn und verrückt genug, um alles zu versuchen!‹« Schließlich ließen die Deutschen Kyzer samt seinem LKW einfach in der Wüste stehen. Er fuhr wieder zurück aufs Schlachtfeld und sammelte Verwundete auf. »Die Deutschen nannten den Tag Totensonntag.«

Insgesamt wurden an diesem Tag 379 Südafrikaner in Sidi Rezegh verwundet, 3.000 gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft und 224 fielen. Die Überlebenden bestatteten die Toten, weiße Infanteristen und schwarze Krankenträger, nach dem Alptraum dieser Schlacht Seite an Seite in einem Massengrab. Aber das Oberkommando der Südafrikaner ließ die Leichen exhumieren und erneut begraben – nach Hautfarben getrennt. Apartheid war zwar noch nicht generelle Staatsdoktrin Südafrikas – das wurde sie erst 1948 –, aber in den Streitkräften war die Rassentrennung während des Zweiten Weltkrieges üblich. Peter Hartzenberg, Jahrgang 1922, der Zweite in der Runde der *Cape-Corps*-Veteranen aus Kimberley, erzählt: »Schwarze und farbige Soldaten waren nie zusammen im Einsatz. Wir waren in getrennten Einheiten. Die Weißen waren von uns *Coloureds* getrennt und wir von den Schwarzen, die wir *Darkies* nannten. Die Schwarzen haben noch immer Vorbehalte uns gegenüber, weil sie behaupten, wir hätten auf der Seite der Weißen gestanden, was nur teilweise stimmt. Aber die *Darkies* haben wirklich viel durchgemacht.«⁹⁴



Wahlverwandtschaften

Nazideutschland und Südafrika

1883 hatte der Bremer Tabakhändler Adolf Lüderitz in Südwestafrika die Bucht von Angra Pequena »erworben«, und ein Jahr später stellte Reichskanzler Bismarck das Gebiet unter den »Schutz des Reiches«. Deutsch-Südwest, das heutige Namibia, war die erste deutsche Kolonie in Afrika. Die Buren im benachbarten Südafrika sahen in der neuen Kolonialmacht einen natürlichen Verbündeten gegen England, das die kalvinistischen weißen Siedler, die sich Afrikaaner nannten, und ihre Sklavenhaltergesellschaft schon seit 1833 bekämpfte und immer weiter vom Kap ins Landesinnere trieb. Der mächtige Statthalter des englischen Imperialismus, der Diamantenkönig Cecil Rhodes, hatte Südafrika zwar in den 1880er Jahren bis hinauf nach Betschuanaland (heute Botswana) und Rhodesien (Simbabwe) für die englische Krone erobert. Dennoch hielten sich zwei kleine burische Gebiete, die Republik Transvaal und der Oranje-Freistaat, und dort spielten deutsche Techniker und Importeure eine große Rolle. Bismarck schloss mit dem Burenführer Paul Krüger einen Freundschafts- und Handelsvertrag, und Millionen Mark flossen als Investitionen in die Transvaaler Republik. Im burisch-britischen Krieg ab 1899 um die Vorherrschaft am Kap spielten die Kinder auf Deutschlands Straßen »Buren und Engländer«, es gab »Buren-Kundgebungen« und »Buren-Spenden«. Die deutsche Regierung aber hielt sich zurück. Sie wollte sich nicht ernsthaft mit England anlegen.

Das änderte sich im Ersten Weltkrieg. England hatte nach einem äußerst brutalen Krieg gegen die Buren und mehreren Jahren vergeblicher Kämpfe gegen eine burische Guerilla dem Land am Kap 1910 den Status eines sich selbst regierenden *dominions* zugestanden. Die Armee der Südafrikanischen Union marschierte im September 1914 mit 67.000 Mann in Deutsch-Südwestafrika ein. Die Deutschen in der Kolonie gaben schnell auf und arrangierten sich mit den Besatzern. »Die ›Autorität‹ der weißen Herrenrasse und die deutschen Positionen in der Wirtschaft sollten nicht durch eine sinnlose Eskalation der Feindseligkeiten aufs Spiel ge-

setzt werden«, schreibt der Historiker Kum'a Ndumbe.⁹⁵ Nach dem Krieg stellte der Völkerbund Südwestafrika unter die Treuhandschaft Englands, das die Verwaltung der Südafrikanischen Union übergab. Die Südafrikaner sicherten 1922 in einem Vertrag mit dem Deutschen Reich den deutschen Siedlern, die knapp die Hälfte der Einwohner ausmachten, zahlreiche Privilegien und Rechte gegenüber der einheimischen schwarzen Bevölkerung zu.

Die Kriege der Briten und Buren um die Vorherrschaft am Kap spalteten auch die Weißen in der südafrikanischen Gesellschaft in konkurrierende politische Fraktionen. Den britenfreundlichen, englischsprachigen, eher liberalen Südafrikanern standen drei Strömungen der Buren gegenüber, welche die Regierung stellten. Sie traten allesamt für die Rassentrennung ein, unterschieden sich aber in ihrer nationalistischen Ausrichtung. Die gemäßigte burische Gruppe unter General Jan Christian Smuts hatte sich mit der ehemaligen Kolonialmacht England ausgesöhnt. Die burisch-nationalistische Strömung unter General James Hertzog blieb antibritisch und verweigerte im Ersten Weltkrieg den Militärdienst. Die dritte Gruppe, die der völkisch-rassistischen Buren, vertrat wie die deutschen Nationalsozialisten einen Mythos von Blut und Boden und Rassenwahn. Sie hetzte wie die Nazis gegen die »englisch-jüdisch-bolschewistische Weltverschwörung«. Diese Rechtsradikalen hatten ihre eigenen Organisationen. Der einflussreiche Geheimbund *Afrikaaner-Broederbond* pflegte schon ab 1933 Beziehungen zur NSDAP, mit der er über einen



Ehemalige deutsche Kolonialgebiete. Nazideutschland verlangte von Südafrika die Rückgabe von Deutsch-Südwest

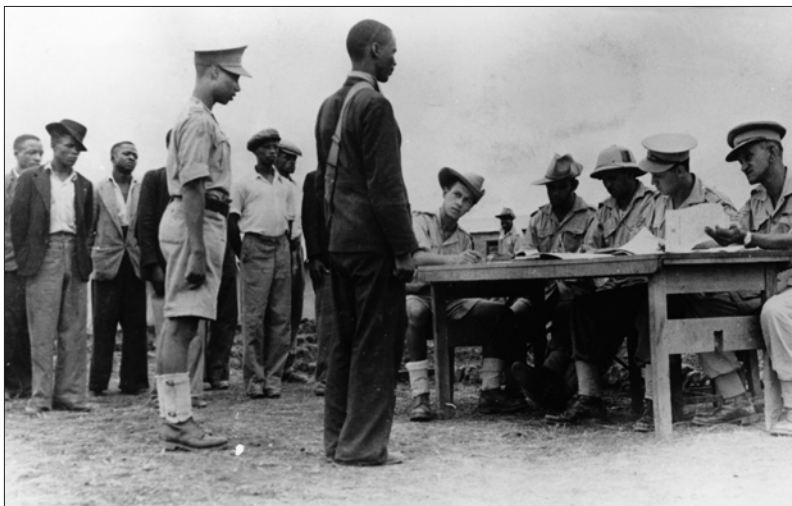
Der Grundstein zum Vortrekker-Denkmal nahe der südafrikanischen Hauptstadt Pretoria – Symbol der weißen Vorherrschaft – wurde 1938 gelegt. Zur Einweihung 1949 kamen 250.000 weiße Südafrikaner



Umsturzplan in Südafrika verhandelte. Danach sollte Südafrika im Falle eines Krieges auf deutscher Seite stehen. Die *Greyshirts* (Grauhemden) organisierten Protestdemonstrationen gegen das von General Smuts gewährte Asyl für jüdische Flüchtlinge aus Deutschland. Die *Ossewa Brandwag* (Ochsenwagen-Brandwache) wuchs zu einem paramilitärischen Kampfverband mit 300.000 Mitgliedern heran. Deutsche Agenten lieferten den Nazisympathisanten in Südafrika Geld für militärisches Gerät, doch letztlich scheiterten die Umsturzpläne. Das Programm der Bewegung *New Order* um den deutschen Immigranten und Verteidigungsminister Oswald Pirow deckte sich zwar mit den Zielen des NS-Regimes, aber Pirow engagierte sich während des Krieges nicht aktiv für Deutschland.

Folglich war auch die südafrikanische Außenpolitik gespalten. In der Vorkriegszeit bemühte sich die Koalitionsregierung unter dem Nationalisten, Rassisten und Antisemiten James Hertzog, die Handelsbeziehungen mit Deutschland auszuweiten. Das Deutsche Reich war 1937 nach Großbritannien der zweitgrößte Käufer südafrikanischer Produkte und nach England und den USA drittgrößter Lieferant von Waren ans Kap. Eine weitere Intensivierung des Handels verhinderten die

Freiwillige melden
sich im Mai 1940 zum
Cape Corps



engen Verbindungen Südafrikas zu Großbritannien, das die gesamte Goldproduktion aufkaufte. Südafrikanische Juden riefen zu einem Boykott deutscher Waren auf.

Mit Kriegsbeginn kam Hertzogs Rivale Smuts an die Macht, ein gemäßigter Nationalist, der auf Seiten der Briten stand und Deutschland drei Tage nach Großbritannien, am 6. September 1939, den Krieg erklärte. Smuts verbot Exporte nach Deutschland, beschlagnahmte deutsche Guthaben und ließ südafrikanische Zahlungsverpflichtungen gegenüber den Kriegsgegnern einfrieren. Daraufhin verübten radikale Buren Sabotageakte in Südafrika. Außerdem schickten die deutschen Faschisten Geheimagenten nach Südafrika und in die Nachbarländer; sie installierten Propagandasender in der Region und warben für die Organisationen ihrer burischen Gesinnungsgenossen. Hitler verlangte, Südwestafrica müsse an Deutschland zurückgegeben werden. Die mit England verbündete südafrikanische Regierung beeilte sich daher, das benachbarte Mandatsgebiet mit Polizeikräften gegen einen möglichen deutschen Angriff zu schützen. So wurden Deutschland und Südafrika zu Gegnern, obwohl ihre Regierungen ideologisch in vielem übereinstimmten. Denn alle Fraktionen der Weißen, auch der liberale General Smuts, traten für eine strikte Rassentrennung ein. Die ausgefeilten Apartheidgesetze, vom Verbot von »Mischehen« bis zum »Arbeitsbuch« für Afrikaner, lieferten die Blaupausen für die Apartheidkonzepte in einem zukünftigen deutschen Kolonialreich, das die Nazis Anfang der vierziger Jahre in Afrika errichten wollten. Allerdings lehnte die Smuts-Regierung den deutschen Antisemitismus und die Vernichtungspolitik der Nazis gegenüber den Juden ab.

»Man kann dem Feind nicht zurufen: ›Schießt nicht auf mich!« | Kriegsdienst ohne Waffen

Als Südafrika Nazideutschland den Krieg erklärte, waren dem heftige innenpolitische Auseinandersetzungen vorausgegangen. Die mit den Briten sympathisierende Partei General Jan Smuts' hatte sich im Parlament nur knapp gegen ihren Koalitionspartner, die fast gleich

starke Fraktion burischer Nationalisten, durchsetzen können, die für die Neutralität Südafrikas eintrat. Für viele Weiße war es unvorstellbar, Schwarze gegen weiße Europäer kämpfen zu lassen. Ein Gesetz von 1912 schloss schwarze Südafrikaner zumindest als kämpfende Soldaten aus. Dahinter stand die tief sitzende Angst der Herrschenden, »dass der Schwarze entdecken könnte, dass er Weißen gegenüber militärisch gleichwertig sei«, schreibt Louis Grundlingh⁹⁶, der erste und lange Zeit einzige südafrikanische Historiker, der sich mit der Rolle schwarzer Soldaten im Zweiten Weltkrieg beschäftigt hat. Die Weißen fürchteten, dass schwarze Truppen nicht nur ihr Prestige und ihre herrschende Position zerrütten könnten, sondern auch fähig sein würden, Weiße zu töten. Die Hysterie trieb seltsame Blüten. Als eine Zeitung ein Foto von schwarzen Soldaten mit Gewehren veröffentlichte, sorgte sich der »Sekretär für Eingeborenenangelegenheiten«, D.L. Smit, dass dies die Eifersucht »unserer Eingeborenen« hervorrufen könnte, zumal »auf der gegenüberliegenden Seite unsere Natives mit Speeren zu sehen sind.«⁹⁷ Militärs gaben zu bedenken, dass sich bestimmte Plakate, die in Italien aufgetaucht waren, schädlich auf die Schwarzen auswirken könnten. Diese Plakate »enthalten wissenschaftliche Fakten, dass zum Beispiel die chemische Zusammensetzung des Blutes von weißen, schwarzen und gelben Menschen identisch ist und dass die Hautfarben sich wegen der Pigmentierung und nicht wegen des Blutes unterscheiden.«⁹⁸ Letztlich obsiegte die pure Notwendigkeit. Das Land brauchte schwarze Soldaten, denn damals lebte nur eine halbe Million weißer Männer zwischen 18 und 60 Jahren in Südafrika.

Insgesamt nahmen rund 335.000 Südafrikaner der *Union Defence Forces* (UDF) am Zweiten Weltkrieg teil, darunter etwa 120.000 *Coloureds* in den gesonderten Einheiten der *Cape Corps* und Schwarze in den *Native Military Corps*. Rund 100.000 Südafrikaner kamen im Ausland zum Einsatz, die Mehrheit blieb in Südafrika. In den Einheiten der *South African Women's Auxiliary Services* (S.A.W.A.S.) taten 30.000 weiße Frauen im Inland Dienst als Funkerinnen, Pilotinnen, Mechanike-

rinnen und bei der Feuerwehr. Als die Alliierten ab Mitte 1940 gegen die Italiener am Horn von Afrika kämpften, stellten die Südafrikaner 40 Prozent der Soldaten. Der Nachschub aus Südafrika über die 2.500 Kilometer lange *Great North Route* war für die alliierten Truppen lebenswichtig. 18.000 Militärlaster bahnten sich den Weg durch den halben Kontinent. Daran waren vor allem die 7.000 Fahrer des *Cape Corps* und die 1.600 Bauarbeiter des *Native Military Corps* beteiligt.

Wie die afrikanischen Pioniere in den britischen Kolonialtruppen mussten auch die so genannten nicht-europäischen Einheiten aus Südafrika die monotonen und strapaziösen Hilfsarbeiten verrichten: als Sanitäter, Krankenträger und Gehilfen in den Feldlazaretten, als Fahrer und Melder und im Wachdienst rund um militärische Einrichtungen. Sie bauten Flugplätze und Häfen, dienten als Köche und Kellner, Schreiber,



Ausbildung von *Cape Corps*-Soldaten

Schwarze Soldaten aus Südafrika trainieren für Einsätze bei Gasangriffen – mit Speeren





Ein billiger Simulator für den Fahrunterricht

Ausbildung von Hilfstruppen inumpfigem Gelände

Telefonisten und Funker. Nach einem Gesetz von 1912 durften Schwarze allenfalls Speere tragen, und Südafrikas Militärs stellten lieber weiße Soldaten zum Schutze schwarzer Hilfseinheiten ab, als an diesem rassistischen Grundsatz zu rütteln. Peter Hartzenberg, einer der *Cape-Corps*-Soldaten aus

Kimberley, erzählt, was es für die unbewaffneten Fahrer bedeutete, mitten ins Kriegsgeschehen zu geraten: »Als es in Tobruk am schlimmsten zugging, standen sie neben ihren Wagen; sie haben nicht mehr am Steuerrad gegessen! Ich hatte einen Freund, der hatte ein Maschinengewehr auf seinem Wagen und beschoss damit in seiner Not die deutschen Stukas. Alles, was von ihm übrig blieb, war ein Finger am Abzug. Im Kampf an der Front kann man dem Feind nicht zurufen: ›Ich bin nur Fahrer – schießt nicht auf mich!‹«

Schwarze Kriegsgefangene wurden von der deutschen und italienischen Armee zu härtester Zwangs-

arbeit eingesetzt. Sie mussten Munition von Schiffen entladen, was nach der Genfer Konvention ausdrücklich verboten war. Alliierten Luftangriffen waren sie schutzlos ausgeliefert, weil die Achsenmächte sie als »irreguläre« Truppen einstufte, für welche die Genfer Konvention nicht gelte. Sie wurden geschlagen und bekamen wie auch andere kriegsgefangene Afrikaner und Inder extrem schlechte Verpflegung. Die miserablen hygienischen Bedingungen machten das Überleben zur Hölle.

Als die Alliierten Ende 1941 immer mehr in Bedrängnis gerieten, änderte Smuts seine Meinung über die Zusammensetzung der Truppe. Er sah sein Land auch vom Indischen Ozean her von Japan bedroht. Am 11. März 1942 erklärte er vor dem Parlament: »Bevor die Japaner dieses Land übernehmen, werde ich dafür sorgen, dass jeder Farbige und Eingeborene, der bewaffnet werden kann, auch bewaffnet wird.«⁹⁹

Schon zuvor hatte der Kriegsverlauf in Nordafrika das Waffenverbot aufgeweicht. Als immer mehr weiße Kampftruppen gebraucht wurden, lockerten die Militärs die Rassentrennung und ordneten jeder weißen Einheit nichtweiße Krankenträger, Fahrer und Helfer zu. Sie nannten das *Policy of Dilution* (Verdünnungspolitik). Erst als es unumgänglich schien, sollten auch einige Nicht-Europäer an der Waffe ausgebildet werden. Etwa 100 Männer des *Cape Corps*, darunter auch Frank Kyzer, weigerten sich, Panzerabwehrgeschütze und Luftabwehrkanonen bedienen zu lernen. Ältere Soldaten hatten die Jungen gewarnt, erzählt Kyzer: »Wir wären nichtkämpfende Truppen und unser Sold sei nur ein Schilling am Tag. Als wir uns tatsächlich weigerten, wurden wir unter Arrest gestellt. Schließlich erklärte uns ein älterer Offizier, wir hätten den gleichen Eid wie die Weißen unterschrieben, und er fragte, ob wir den ehrenvollen Namen des *Cape Corps* beschmutzen wollten.« Die Soldaten gaben nach. »Andernfalls hätten sie uns erschossen«, meint Kyzer im Rückblick.

Rund 230.000 Südafrikaner dienten im Lande. Die Schwarzen unter ihnen litten dabei unter ähnlichen Diskriminierungen wie ihre Leidensgenossen aus den britischen Kolonien. *Cape-Corps*-Soldaten erhielten zwei



Schilling sechs Pence monatlich; Schwarze einen Schilling weniger. Die *Coloureds* erhielten eine Vergütung für ihre Ehefrauen, Schwarze nicht. *Coloureds* bezogen zudem höhere Zuschüsse für ihre Kinder als Schwarze. Wie im Frieden, so galt auch im Krieg ein perfides System von Rassenschranken, das mit Privilegien und Benachteiligungen operierte, nämlich über die Höhe des Solds und die Hierarchie, wonach Weiße oben und Schwarze nach den *Coloureds* und Indern ganz unten standen. Das Verhältnis zwischen weißen Offizieren und schwarzen Untergebenen entsprach dem zwischen *master* und *servant*. Jeder weiße Soldat durfte einem schwarzen, egal welchen Ranges, Befehle erteilen. Die Männer des *Cape Corps* konnten zum Stabsfeldwebel aufsteigen, Afrikaner höchstens zum Feldwebel.

Solomon Maisela, Jahrgang 1922, war Wächter eines Munitionsdepots in Kimberley und sagt über die Segregation beim Militär: »Wir Schwarzen hatten unsere eigenen Unterkünfte, die *Coloureds* und die Weißen hatten die ihren. Wir bekamen auch anderes Essen als Weiße. Das war Gesetz. Selbst als Obergefreiter durfte man einem weißen Gefreiten nichts befehlen. Der stand grundsätzlich über uns. Die *Coloureds* bekamen wenigstens irgendwann Gewehre, weil ihre Hautfarbe ein bisschen heller ist als unsere. Wir Schwarzen mussten nachts mit Speeren Wache schieben. Sie hatten scheinbar Angst, dass wir eines Tages gegen sie kämpfen und die Macht übernehmen könnten.«¹⁰⁰ Auch Martinus Sillo aus Durban, Jahrgang 1918 – zunächst Telefonist



und Fahrer einer Sanitätseinheit – schob in südafrikanischen Garnisonen Wache. »Die Militärs haben uns sehr schlecht behandelt. Wir hatten Schichtdienst von vier Uhr nachmittags bis zum Ende des kommenden Tages und durften dabei nicht schlafen. Sie haben uns wie Sklaven gehalten. Wenn man krank war, kriegte man eine Salzlösung, um sich zu erbrechen. Denen war das egal. Die Weißen haben sich noch über uns lustig gemacht: »Ruf doch den General Smuts an und petze, was wir dir angetan haben! Aber sobald man das Telefon

Drill für das *Native Military Corps*

Verladung von Getreide für die alliierten Truppen in einem südafrikanischen Hafen

Seeroute rund um das Kap

Als die Briten 1941/42 ihre Stützpunkte in Fernost, Hongkong und Singapur an die Japaner verloren, und 1942/43 deutsche U-Boote den alliierten Flotten im Atlantik und im Mittelmeer zusetzten, erhielt die Seeroute rund um das Kap außergewöhnliche Bedeutung für den Nachschub nach Ägypten und Fernost. Das Trockendock in Durban war das größ-

te zwischen Gibraltar und Singapur; 50.000 Schiffe mit sechs Millionen Menschen passierten während des Krieges die südafrikanischen Häfen auf dem Weg zu ihren Einsatzorten. Mehr als 20.000 britische Piloten wurden in Südafrika ausgebildet, über 5.700 Panzerwagen produziert und Millionen Handgranaten, Granathülsen, Mörser und andere Geschosse für die Alliierten hergestellt.





Die 6. südafrikanische Transportdivision in Italien

Wache an einem Staudamm in Südafrika – Schwarze durften lange keine Schusswaffen tragen

berührte, setzte es einen elektrischen Schlag und man fiel in den Dreck. Starb einer von uns, haben sie ein Loch gegraben und ihn hineingeworfen, ohne Sarg. Dann war es vorbei. Sie haben uns so behandelt, bloß weil wir Afrikaner waren.«¹⁰¹

Trotz dieser fortgesetzten Demütigungen sahen weiße Südafrikaner in der teilweisen Lockerung der Rassenschranken ein Risiko und unterwarfen die schwarzen Soldaten besonderen Kontrollen. Sie wurden nicht nur in gesonderten Quartieren untergebracht, sondern auch weit ab von den schwarzen Wohngebieten. Sie sollten keinen Kontakt zu streikenden Bergarbeitern in den Goldgruben herstellen können oder sich mit *Coloureds* verbrüdern. Ihr Ausgang wurde streng überwacht und in Nordafrika blieben ihnen Städte wie Kairo oder Alexandria versperrt. Während sich entlassene weiße Kriegsgefan-

gene aus Südafrika im englischen Seebad Brighton erholen konnten, mussten Schwarze in Übergangslagern in Slinfold ausharren. Selbst ihre Briefe wurden zensiert.

»Die Angst der weißen Autoritäten verlangte nach einem pedantischen System von Kontrollmaßnahmen, die den schwarzen Soldaten wie Mauern umgaben«, schreibt Louis Grundlingh. »Sie betrafen alle Aspekte des normalen Soldatenlebens.«¹⁰² Und sie waren tyrannisch. Dazu gehörten harte Strafen für kleine Vergehen wie zum Beispiel eine verspätete Rückkehr nach dem Ausgang.

Martinus Sillo aus Durban hat Soldaten gesehen, »denen Hände und Füße mit einem Stock zusammengebunden waren. Sie konnten nur noch hüpfen. Mittags mussten sie sich so ihr Mittagessen abholen und wurden getrieben und getriezt, sich besonders schnell zu bewegen.« Pios Shange, Jahrgang 1918, hat Freunde an Misshandlungen sterben sehen. »Vor lauter Angst versuchte ich immer, als Erster beim morgendlichen Appell zu sein. Denn wer zu spät kam, den erwarteten harte Strafen!«

Den Schwarzen war auch jeder Umgang mit den weißen Frauen der *South African Women's Auxiliary Services* untersagt. Weiße Lastwagenfahrerinnen durften zwar schwarze Soldaten transportieren, doch wenn der Weg durch einsame Gegenden führte, musste sie laut Vorschrift ein Weißer im Führerhaus begleiten; niemals durfte dort ein Schwarzer sitzen. Auch war es schwarzen Soldaten untersagt, »Orte des Lasters« wie Bars oder Bordelle aufzusuchen. Alkoholgenuss war streng verboten. Das ließ sich in Italien allerdings nicht durchhalten. Die Macht des Faktischen war stärker als die rassistischen Gesetze, die nach Meinung der Kommandeure gelten sollten. 2.000 schwarze Soldaten waren dort mit der südafrikanischen Luftwaffe stationiert.

Bei Kriegsende gaben ihre Befehlshaber Entwarnung: Zwar seien »Verbrüderungen« nicht völlig zu verhindern gewesen, aber sie hätten keine »alarmierenden Ausmaße« angenommen.



Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Proteste weißer und schwarzer Soldaten

Nicht alle schwarzen Südafrikaner ließen sich die Diskriminierungen gefallen. Immer wieder beschwerten sich weiße Offiziere über »widerspenstige Elemente«, die sie disziplinieren oder nach Südafrika zurückschicken müssten. Wie auch die ost- und westafrikanischen Kolonialsoldaten protestierten die Südafrikaner, indem sie desertierten, bummelten, sich krank meldeten (sie tranken Methylalkohol) oder streikten. So legte zum Beispiel die 61. Tunnelbaukompanie des Nahost-Bataillons im Frühjahr 1941 die Arbeit nieder, um gegen die Siebentagewoche ohne Pausen und Urlaub zu protestieren. Die Anführer landeten im Gefängnis. Im südafrikanischen Luftwaffenstützpunkt Germiston wehrten sich sechs schwarze Soldaten im Juni 1942 dagegen, noch beim Biertrinken von einem weißen Offizier beaufsichtigt und bevormundet zu werden. Als auch sie verhaftet werden sollten, ergriffen drei von ihnen die Flucht und entkamen. Die anderen rannten mit Knüppeln, Speeren und Eisenstangen durchs Camp, bis ihre weißen Vorgesetzten Warnschüsse in die Luft abgaben und dann scharf schossen. Alle drei wurden getötet.

Im Unterschied zu ihren schwarzen Kameraden unter britischem Kommando hatten die südafrikanischen Soldaten in keinem Fall Erfolg mit ihren Protesten, urteilt der südafrikanische Historiker Louis Grundlingh. Sie zeigten aber, dass die schwarzen Soldaten es wagten, gegen ihre Unterdrückung zu protestieren. Und das widersprach der Propaganda vom glücklichen, stumpfsinnigen und zurückgebliebenen Schwarzen, der sein Los nicht wahrnahm und mit seinem Status zufrieden war.

Unterstützt wurden die Proteste der Schwarzen von der *Springbok Legion*, einer nichtrassistischen Organisation für weiße und schwarze Soldaten und Veteranen. Mitglieder eines Regiments und einige Soldatenvertreter in Addis Abeba und in Ägypten hatten die Legion im Dezember 1941 gegründet. Ihr *Manifest der Soldaten* forderte nicht nur wirtschaftliche Verbesserungen, sondern trat auch für die »Einheit und Zusammenarbeit der Rassen und für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit«

ein. 1944 hatte die Legion bereits 60.000 Mitglieder und war zur politischen Heimat für viele weiße Südafrikaner geworden, die gegen die Rassentrennung kämpften. Im Krieg gründeten sie im Nahen Osten und in Italien Komitees und agitierten in den Fronttruppen gegen die Apartheid. Die *Springbok Legion* setzte sich auch nach dem Krieg noch einige Jahre für die Belange der schwarzen Veteranen ein. Sie forderte Wohnungen und besetzte leer stehende Häuser. Aber 1948 kam mit der Nationalist Party der rassistische Flügel der Buren an die Macht und führte offiziell die Apartheid ein. Sie machte alles zunichte, was die *Springbok Legion* zuvor der Smuts-Regierung an Zugeständnissen hatte abringen können.

Noch bis in die fünfziger Jahre blieb die *Springbok Legion* das Sammelbecken weißer Demokraten, da die Kommunistische Partei verboten war. Die Schwarzen hatten inzwischen ihre eigenen politischen Organisationen gegründet.



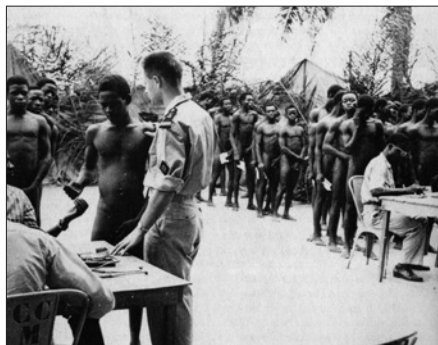
»Soldaten fordern soziale Absicherung in der Nachkriegszeit«

The Guardian,

20.11.1941

Soldaten des Freien Frankreich verließen 1941 Douala in Kamerun und fahren in den Tschad, um dort im Fort Lamy zu den Truppen General Leclercs zu stoßen





Mobile Rekrutierungsstation in Französisch Westafrika

Französische Kolonialsoldaten, 1939

Die französische Kolonialarmee

»In deiner khakifarbenen Uniform, dem Abbild der stau-bigen Savanne, wirst du zum Verteidiger Frankreichs. (...) Versprich mir, mein kleiner Schwarzer, mein kleiner Christ, dass du keine Angst haben wirst. Frankreich zählt auf dich. Du kämpfst für das edelste Land der Welt.«¹⁰³ So rief das

Côte d'Ivoire Chrétienne, ein katholisches Journal aus der Elfenbeinküste, 1939/40 zu den Waffen und beflissene Missionare verlasen den Aufruf sonntags von den Kanzeln. Sie führten den Machthabern aus Frankreich junge afrikanische Rekruten zu, als 1939 die Mobilmachung für den Zweiten Weltkrieg auch in den Kolonien begann. Schließlich hatte Frankreich schon im Ersten Weltkrieg gute Erfahrungen mit seinen afrikanischen Kolonialtruppen gemacht. Seitdem kursierten zahlreiche Legenden über die phänomenale Stärke der

»schwarzen Truppen« aus West- und Zentralafrika und über »die Leidenschaft, die außergewöhnliche physische Widerstandsfähigkeit, die Disziplin und den Gehorsam« der nordafrikanischen Soldaten.¹⁰⁴

Der französische Bischof in Kamerun, Monseigneur Graffin, griff 1941 zu brutalen Rekrutierungsmethoden, wie der kamerunische Historiker Théodore Ateba Yene in seinen *Memoiren eines Kolonisierten* schreibt. Nach einer festlichen Sonntagsmesse in der katholischen Kathedrale der Stadt Jaunde marschierte vor dem Eingang ein »Spalier von Soldaten mit Maschinengewehren auf, den Finger am Abzug. So war es zwischen dem Bischof und einem »diabolischen Kolonialbeamten« abgesprochen. Als die Gläubigen beseelt von ihrem Gottesdienst aus der Kirche traten, wurden sie ohne Zögern auf bereitstehende Militärlastwagen verfrachtet. Sie landeten auf dem Hof des Camps Génin, das noch heute das Hauptquartier der kamerunischen Armee ist. Dort wurden die Gläubigen in Gruppen aufgeteilt. Die Erste bestand aus Einheimischen mit der Statur von Gewichtshebern, also bestens geeignet für den Militärdienst. Sie wurden auf der Stelle eingezogen und schon am nächsten Tag an verschiedene Fronten geschickt. (...) In die zweite Gruppe kamen Männer, die zwar gesund waren, aber deren Falten und Tätowierungen im Gesicht doch auf ihr recht hohes Alter hinwiesen. Sie wurden an das Amt für Forstwirtschaft, Land- und Bergbau überstellt, kurzum: Sie mussten Zwangsarbeit leisten, ohne irgendeine Entlohnung. Die dritte Gruppe, Frauen und Greise, mussten fortan Lateritgestein in Körben auf ihren Köpfen schleppen. Und in der vierten Gruppe waren die Kinder, darunter ich selbst und mein unzertrennlicher Freund Pie Ntonga. Wir mussten die Tonnen ausleeren und auswaschen, die 3.000 Legionären als Scheißhaus dienten – unter der gestrengen Aufsicht eines senegalesischen Gefreiten namens Ndemba Diouf, dem es ein wahres Vergnügen bereitete, uns jedes Mal, wenn wir an ihm vorbeikamen, mit der Peitsche zu schlagen.«¹⁰⁵

Neben den Missionaren traten auch afrikanische Intellektuelle als Helfer der französischen Streitkräfte auf,



so wie Blaise Diagne aus Französisch-Westafrika es bereits während des Ersten Weltkrieges getan hatte. 1872 geboren, war er 1914 der erste Abgeordnete aus dem Senegal in der Pariser Nationalversammlung gewesen und hatte dort die kleine Minderheit der Senegalesen vertreten, denen die Franzosen die Staatsbürgerschaft zugestanden hatten. Überzeugt davon, der Senegal müsse für immer zur französischen Republik gehören, war Diagne kreuz und quer durch West- und Zentralafrika gereist, um Truppen auszuheben, die dem »Mutterland« in der »Stunde der Gefahr« zu Hilfe eilen sollten. Er hatte gehofft, die Senegalesen würden für ihren Kriegseinsatz volle staatsbürgerliche Rechte erhalten. Schon damals eine trügerische Hoffnung. Daran konnte er auch nichts ändern, als er 1931 stellvertretender Staatssekretär für die Kolonien wurde. Bis zu seinem Tod im Jahr 1934 hat Blaise Diagne Tausende seiner Landsleute für den Militärdienst auf Seiten der Franzosen geworben, indem er ihnen politische Gleichberechtigung versprach.

Der Algerier Ferhat Abbas, geboren 1899 im algerischen Taher, hatte vor dem Ersten Weltkrieg gegen die französischen Siedler in seinem Land agitiert, sich aber wie Diagne während des Krieges an ihre Seite gestellt. Nach dem Krieg opponierte er erneut gegen das Kolonialsystem, was ihm mehrere Gefängnisaufenthalte einbrachte. Trotzdem ermutigte Ferhat Abbas 1939 seine Anhänger ausdrücklich, dem Stellungsbeefehl der Franzosen zu folgen: »Indem ihr freiwillig dem bedrohten Frankreich zu Hilfe eilt, zeigt ihr, dass ihr auf derselben Stufe steht wie die besten Söhne Europas. Ihr bahnt euch damit euren Weg in die Zukunft und sichert eure Stellung in der Welt.«

Im gleichen Jahr schrieb Abbas in *L'Entente*, einer Zeitschrift für algerische Intellektuelle, dass er selbst seine Arbeit als Apotheker aufgegeben und sich freiwillig zu den Waffen gemeldet habe. Er rief seine Landsleute auf, seinem Beispiel zu folgen und »sich voll und ganz zum Ruhm der Nation aufzuopfern, von der unsere Zukunft abhängt. (...) Wenn das demokratische Frankreich seine Macht verliert, dann können auch wir unser Ziel der Befreiung begraben.«¹⁰⁶

Wie die Briten bedienten sich auch die Franzosen der lokalen Dorfvorsteher, der *chefs*, um Soldaten auszuheben, zum Beispiel in Obervolta (heute Burkina Faso). Zongo Reguema aus Bobo Diolasso, der zweitgrößten Stadt des westafrikanischen Landes, erzählt: »Der Kantonschef erhielt den Befehl, die kräftigsten Männer nach Kaya zu schicken. Wenn die Franzosen etwas wollten, gingen sie immer über die örtlichen *chefs*. Denn die trugen in der traditionellen Gesellschaft die Verantwortung. Wir konnten deren Befehle nicht ablehnen. Denn der Kantonschef drohte, die Frauen oder Väter derjenigen zu bestrafen, die sich versteckten oder zu fliehen zu versuchen. Deshalb zogen wir nach Kaya, wo die Franzosen die besten Männer auswählten und den Rest wieder gehen ließen.«¹⁰⁷

Auch wenn französische Regierungsstellen und Historiker immer wieder behaupteten, die afrikanischen Untertanen hätten sich »freiwillig« für den Kriegsdienst gemeldet, sah die Wirklichkeit anders aus. Kooperationswillige *chefs* und Notable konnten für ihre Gefälligkeiten mit Gegenleistungen der Franzosen rechnen. Sie durften zum Beispiel hoffen, »bei der Neubesetzung von Positionen in Dörfern oder Kantonen berücksichtigt zu werden.«¹⁰⁸

In Algerien verfügten die Franzosen 1939 eine allgemeine Mobilmachung und zogen neben französischen Siedlern auch Männer aus der mehrheitlich muslimischen Bevölkerung und unter den Kabylen aus der Bergregion im Osten des Landes ein. Die Kolonialmacht nutzte die *Djemaa*, die weitgehend entmachteten traditionellen Ratsversammlungen der Muslime, um Soldaten anzuwerben. In der ostalgerischen Kabylei gelang es ihnen, einflussreiche regionale Führer für ihre Interessen zu gewinnen. Dort erklärte Scheich Belhouel, Führer der Kadria-Bruderschaft, in einer Ansprache an seine Anhänger: »Der Zeit-



Der Nationalist Ferhat Abbas nach dem Krieg als Redner in Marokko

Propagandaplakat zur Rekrutierung von Soldaten in den Kolonien 1941: »Das Empire wartet auf Dich!«



punkt für uns Muslime ist gekommen, den Kampf des Mutterlandes gegen die brutale Gewalt und die Tyrannei von außen zu unterstützen und unsere Bereitschaft zu zeigen, Opfer für unser französisches Vaterland zu bringen. (...) Geht ruhig und gefasst nach Hause und bereitet euch darauf vor, dem ersten Appell der französischen Regierung Folge zu leisten, um das Recht und die Freiheit zu verteidigen.«¹⁰⁹

Wie in den britischen Kolonien gingen die jungen Afrikaner auch in den französischen meist aus purer Not zur Armee. »Nicht das Interesse an der Soldatenlaufbahn oder Patriotismus trieben die jungen Muslime massenhaft zum Militär«, schreibt Belkacem Recham. »Vor allem junge Männer aus den Bergen sahen darin vielmehr eine Gelegenheit, ihrem alltäglichen Elend zu entkommen. Darum wurden sie Infanteristen in der französischen Armee.«¹¹⁰ Tatsächlich weist der algerische Historiker nach, dass die Zahl der »Freiwilligen« von den Ernten der Bergbauern abhing. Waren die Erträge eines

Jahres gut und reichten sie für den Lebensunterhalt der Familien und die nächste Aussaat, ließen die Eltern ihre Söhne nur höchst ungern in den Krieg ziehen. War die Ernte schlecht und gingen die Vorräte zur Neige, schickten sie die jungen Männer zum Militär, damit sie mit ihrem Sold ihre Familien unterstützen konnten. Letzteres war dabei die Regel, denn die algerischen Bauern lebten in Armut. Die französischen Siedler – kaum zehn Prozent der Einwohner – hatten sich 70 Prozent des fruchtbaren Bodens gewaltsam angeeignet. Die meisten algerischen *Tirailleurs* (wie die Franzosen ihre afrikanischen Soldaten unterschiedslos nannten) stammten

deshalb aus den Bergen der Kabylei, wo das Elend am größten war.

Viele junge muslimische Männer fürchteten außerdem einen Sieg der deutschen Faschisten und ihre koloniale Unterwerfung, eine Angst, an welche die Franzosen bei ihren Rekrutierungskampagnen anknüpfen konnten. Sie verwiesen auf die Herrenmenschentalität der Deutschen und die rassistischen Tiraden Hitlers, wonach alle Afrikaner »minderwertig« seien. In Französisch-Westafrika zitierte der Minister für die Kolonien, Georges Mandel, in seinen Reden Passagen aus Hitlers *Mein Kampf*, in denen Schwarze als »Halbaffen« bezeichnet wurden. Wie die Briten gingen auch die französischen Kolonialherren davon aus, dass es in Afrika »kriegerische Rassen« gebe. So konzentrierten sich die französischen Rekruteure zu Beginn des Zweiten Weltkrieges auf Ethnien und Stämme, die sie für besonders stark, diszipliniert, tapfer und furchtlos hielten. Dazu zählten sie in Algerien die Bewohner der Kabylei und im Tschad die Bon Sara aus dem Süden des Landes. In Westafrika waren es die Bambaras und Mandingues aus Mali und dem Senegal, Guinea und der Elfenbeinküste, sowie die Boussancé, Gourounsi, Samogo und Lobi aus Obervolta.

Ein französischer Journalist präsentierte 1940 folgende Typologie zur Wehrfähigkeit von Westafrikanern: »Die Bambara sind stämmig und eigensinnig, die Mossis hochmütig, aber ausdauernd, die Bobos grob, aber zurückhaltend und bemüht, die Senoufos schüchtern, aber zuverlässig, die Peuhls verabscheuen wie alle Nomaden strikte Disziplin, sind aber mit Feuer bei der Sache und geben hervorragende Truppenführer ab, die Malinkés sind feinsinnig und von schneller Auffassungsgabe, wenn es darum geht, Befehle umzusetzen: So haben sie alle entsprechend ihrer jeweiligen Herkunft und ihres Temperaments unterschiedliche Fähigkeiten, geprägt von ihrer jeweiligen Lebenswelt. Und doch gehören sie alle zu der widerstandsfähigen und fruchtbaren sudanesischen Rasse und eignen sich mit ihren treuen Seelen und ihrer Aufopferungsbereitschaft wunderbar als Soldaten.«

»Drei Farben,
eine Fahne,
ein Weltreich«
Französisches
Propagandaplakat
1941



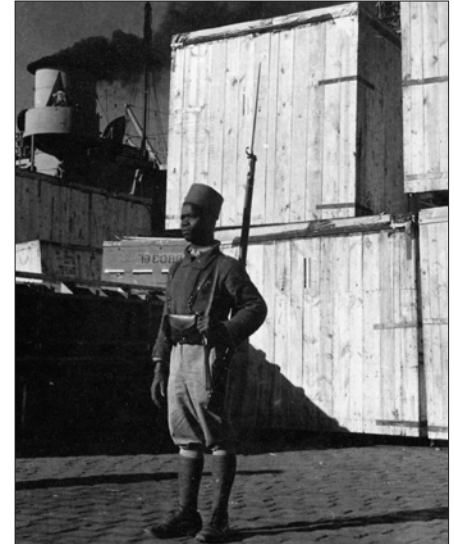
Nach dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939 und der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland erwiesen sich solche Überlegungen als müßig. Jetzt ging es darum, in kürzester Zeit so viele afrikanische Truppen wie möglich auszuheben. Neben Arbeitern und Händlern mussten auch Studenten und Intellektuelle aus den Städten, die Söhne der örtlichen Notabeln und nicht selten die Dorf- und Kantonchefs selbst an die Front. Die Franzosen führten gnadenlos Razzien auf wehrfähige Männer in den Dörfern durch. Ateba Yene, ein Augenzeuge aus Jaunde in Kamerun, berichtet: »Es war empörend, wie die mobilen Rekrutierungskommandos in die Dörfer eindrangen und mit Gewalt Soldaten rekrutierten. Sie trieben alle Eingeborenen mit athletischem Körperbau zusammen, legten ihnen Seile um die Hüften und fesselten sie aneinander. Als Bestimmungsort wurde das ›Land ihrer Väter‹ genannt; es war der Schlachthof der Nazis.«¹¹¹

Männer, die den Kriegsdienst verweigerten, setzten ihre Familien der Verfolgung aus. Auch in den Kolonien gab es Gesetze über die Wehrpflicht von »Eingeborenen«, in Westafrika zum Beispiel bereits seit 1919. Danach durfte eigentlich niemand zum Militär eingezogen werden, »der einen Bruder in der Armee hat oder als einziger Sohn für den Lebensunterhalt seiner Mutter oder seiner verwitweten Großmutter oder eines kranken Vaters sorgen musste«. Aber die französischen Militärs setzten sich über solche Bestimmungen hinweg, wie viele Männer in Westafrika berichten. Torna Sokongo aus der Elfenbeinküste zum Beispiel sorgte alleine für seinen Vater: »Als ich zur Armee gehen sollte, war mein älterer Bruder schon gestorben, und außer mir konnte niemand die Felder meines Vater bestellen. Er war zu alt dafür. Aber auch als einziger Sohn konnte man sich dem Militärdienst nicht entziehen. Und so starb mein Vater, als ich bei der Armee war.«¹¹² Nagassi Kayora aus Tanguéta in Benin erzählt: »Die Franzosen haben uns einfach gewaltsam mitgenommen. Erst schickten sie unseren Vätern ein Stück Papier und zitierten sie ins Büro der Kolonialbehörde. Dann nahmen sie die Söhne mit. Flucht war zwecklos. Der Kantonschef hätte uns bald

erwischt und der Kommandantur übergeben. Die hätte uns nach Cotonou gebracht und dort aufs Schiff verfrachtet. Auch verstecken konnten wir uns nicht, denn sonst hätten sie meinen Vater ins Gefängnis geworfen.«¹¹³ Sama Koné, Veteran aus der Elfenbeinküste, erinnert sich: »Wir sind in den Krieg gezogen, um unseren Familien keine Scherereien zu bereiten. Wenn jemand flüchtete, sperrten sie seine ganze Familie ins Gefängnis. Ein Verwandter von mir, Mori Bay, hat es erlebt. Er wurde zur Arbeit in den Süden geschickt und ist desertiert. Da holten sie seine beiden Brüder, Soungli und Gbala. Seinen Vater warfen sie ins Gefängnis. Das war 1940.«¹¹⁴

Manche alten Kämpfer, die schon den Ersten Weltkrieg an der Front in Europa mitgemacht hatten, reagierten mit panischer Angst auf die erneute Zwangsrekrutierung. In Abidjan, der Hauptstadt der Elfenbeinküste, spielten sich unter den alten Kämpfern dramatische Szenen ab. Samango Soro sah, wie einige sich erhängten, um nicht in den Krieg geschickt zu werden. Donipoho Sekongo erlebte in Obervolta ähnliches: »Als unsere Abfahrt aus Bobo Diolasso unmittelbar bevorstand, konnten die Franzosen es nicht länger hinauszögern und mussten sagen, was uns erwartete. Darauf haben sich einige Mossi-Soldaten, die bereits im Ersten Weltkrieg gewesen waren, erschossen. Sie zumindest hatten damit ihren Frieden gefunden.«¹¹⁵

Am 3. September 1939, zwei Tage nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen, erklärte Frankreich Nazideutschland den Krieg. Innerhalb kürzester Zeit mobilisierten die französischen Kolonialbehörden in Nord-, West- und Zentralafrika eine halbe Million Soldaten und schafften sie nach Europa. Viele er-



Ein *Tirailleur* bewacht den Hafen von Casablanca, 1943



Yoro Ba, Veteran aus dem Senegal, war an der Front in Europa

Afrikaner im europäischen Winterfeldzug

fuhren erst auf der zwei- bis dreiwöchigen strapaziösen Schiffsreise, was ihnen bevorstand. »Sie haben uns auf ein Schiff gebracht, ohne uns über Grund und Ziel der Reise aufzuklären«, sagt Ditiemba Silué aus der Elfenbeinküste. »Die Zustände an Bord waren schrecklich. Alle waren tagelang krank. Es gab nicht genug zu essen, nur ein paar Erd- und Kolanüsse und ein wenig Wein. Sie behaupteten, sie hätten Reis für uns aus Indochina bestellt, aber die Lieferung sei nicht rechtzeitig eingetroffen.«¹¹⁶ Auch Panafole Tuo aus der Elfenbeinküste erinnert sich, dass die Überfahrt nach Marseille eine große Qual war: »Jede Mahlzeit haben wir sofort wieder erbrochen. Sie sagten uns, wir sollten Paprikaschoten kauen, dann ginge es uns besser. Aber auch das funktionierte nicht. Als Marseille endlich am Horizont auftauchte, war das einzige, woran ich denken konnte, wie ich wieder in mein Dorf zurückkehren könnte.«¹¹⁷ Yoro Ba, ein Veteran aus dem Senegal, hat eine besondere Methode der Franzosen, die Soldaten ruhig zu stellen, nicht vergessen: »Bevor wir Dakar verließen, haben sie uns eine Spritze gegeben. Danach brauchten sie uns 24

Stunden lang kein Essen zu geben. Denn wir spürten keinen Hunger. Wir fühlten gar nichts mehr.«¹¹⁸

In Frankreich angekommen, wurden die *Tirailleurs* in gesonderten Kasernen für schwarze Soldaten untergebracht. Henri Winckler aus Madagaskar war »furchtbar unglücklich«, als er 1939 aus seiner tropisch heißen Heimat im Winter in Frankreich ankam und in einem kalten, unbeheizten Camp in Souges landete: »Sie gaben uns ein paar Kohlen für die Öfen, aber es blieb trotzdem so kalt, dass viele *Tirailleurs* dort erfroren sind oder sich das Leben genommen haben.« Die afrikanischen Soldaten erhielten zwar Uniformen, aber keine Waffen. »Erst später gaben sie uns ein paar veraltete Gewehre. Ich sollte den anderen zeigen, wie man damit umging. Aber als sie uns von Souges an die Front schickten, funktionierten die meisten dieser Gewehre nicht. Es war unglaublich. Furchtbar.«¹¹⁹

Allein über die Häfen von Abidjan und Grand Basam in der Elfenbeinküste wurden von September 1939 bis Juni 1940 etwa 100.000 Afrikaner nach Frankreich verschifft. Aus Algerien kamen weitere 123.000 Soldaten und die Maghrebener (Algerier, Tunesier und Marokkaner) machten zu Beginn des Krieges insgesamt 38,6 Prozent der französischen Infanterie aus. Die Hälfte der afrikanischen Einheiten ging zusammen mit französischen in den *Régiments d'Infanterie Coloniales Mixtes Sénégalais* (RICMS) auf.

Als die deutschen Truppen im Mai 1940 Holland, Belgien und Luxemburg überrollten und in den Norden Frankreichs eindrangen, stand bereits eine halbe Million Afrikaner mit den französischen Streitkräften an der Front. Sie wurden so eingesetzt, wie es ihr Name *Tirailleurs* (Schützen) vermuten ließ: als Fußtruppen an vorderster Front. »In allen Schlachten standen die Afrikaner in der ersten Reihe. Wann immer es irgendwo eine Schlacht gab, haben sie uns mitten ins Feuer geschickt. Und nachts legten sich die Franzosen hinter die Afrikaner, um in ihrem Schutz zu schlafen. Sie behaupteten, dass uns Afrikanern Angst unbekannt sei.«¹²⁰ Viele *Tirailleurs* beklagten die mangelnden Führungsqualitäten französischer Offiziere. Laqui Kondé aus der Elfenbein-



küste erlebte den Krieg nahe Marseille: »Die Offiziere waren miserabel. (...) Ein einziges Durcheinander; wir versuchten, einen guten Platz zum Schießen zu finden. Bomben fielen, jeder war auf sich selbst angewiesen. Kein Kommandeur weit und breit. (...) Wir waren stärker als die Weißen. Die Kugel, die meinen Zahn traf, hätte einen von ihnen getötet. Wenn die Schießerei anfang, rannten die französischen Soldaten davon. Sie kannten die Gegend und wir nicht, also blieben wir. Unsere Offiziere? Die waren hinter uns. Sie forderten uns auf: »Halte stand, wir werden gewinnen.« Aber die Deutschen waren stärker, und wir scherten uns nicht weiter um die Offiziere.«¹²¹

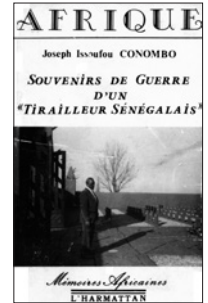
Joseph Issoufou Conombo, später Premierminister seines Landes Obervolta, kämpfte mit den französischen Streitkräften in den ersten Kriegsmontaten an der Westfront: »Von »geordneten« Kampfformationen wie im Ersten Weltkrieg konnte keine Rede sein. Der Feind setzte sich einfach über alle traditionellen militärischen Regeln hinweg und löste mit seinem Vormarsch eine regelrechte Panik unter den Kolonialtruppen aus. Weitgehend ihrem Schicksal überlassen, ohne jede Ortskenntnis, war ihnen kein geordneter Rückzug möglich. Viele der Unsrigen zahlten die Verteidigung ihres »Mutterlandes« mit dem Leben, weil sie von anrückenden Panzern einfach überrollt wurden oder als Verletzte nicht die nötige Hilfe erhielten.«¹²²

Der Algerier Mohamed Ould Kouider entkam dem Gemetzel nur knapp. In einem Gedicht, das er bis in die siebziger Jahre in Cafés und bei Hochzeiten vortrug, hat er die Erinnerung daran bewahrt:

Wir bauten unsere Kasematten und Schützengräben
mit Zement, Kalk, Kies und Mörtel,
immer höher und stärker,
bis die deutsche Offensive begann,
die große Schlacht und das Desaster für Frankreich.
Ein Freitagmorgen, ein Feuerstoß.
Dann das Grollen von Flugzeugmotoren am Himmel.
Die Luftwaffe greift an, gefolgt von deutschen Truppen.
In Reih und Glied schwärmen sie aus

wie Heuschrecken, um neues Land zu erobern,
sich dort breit zu machen
und als Herren aufzuspielen.
Wir sind umzingelt wie ein Handgelenk von einer Kette.
Auf der einen Seite wird gekämpft
und auf der anderen auch.
Hier ein Toter, dort ein Verwundeter.
Frankreich wird überrollt.
Was kann es dagegen machen?
Wie seine dezimierte Armee wieder formieren,
deren Soldaten längst ihre Waffen
weggeworfen haben?
Befehlshaber weinen vor Verzweiflung –
mehr als nur einer.¹²³

Im Frühjahr 1940 stieß die deutsche Wehrmacht bis an die Kanalküste vor. Große Truppenverbände der Franzosen und Briten wurden in der nordfranzösischen Hafenstadt Dünkirchen eingekesselt. Zwar konnten die meisten afrikanischen Soldaten noch vor der Einnahme der Stadt durch die Deutschen nach Großbritannien übersetzen. Aber bei der größten Evakuierungsaktion der Kriegsgeschichte standen den Briten ihre eigenen Soldaten näher als die Kolonialsoldaten der Franzosen. Die eigenen Leute kamen zuerst auf die Schiffe. Und so fielen Zehntausende Afrikaner den Deutschen in die Hände.¹²⁴ Das kleine Dorf Chasseley in der Nähe von Lyon wurde nach dem Krieg zur Pilgerstätte afrikanischer Besucher. Denn auf dem Friedhof liegen viele ihrer Angehörigen begraben. Der französische Offizier Gaspard Scandariato hat miterlebt, wie sie am 20. Juni 1940 ums Leben kamen: »Marshall Pétain hatte bereits den Befehl gegeben, die Kämpfe einzustellen, und die Unterzeichnung des Waffenstillstands stand unmittelbar bevor, als wir von Deutschen umstellt wurden. Unsere Einheit bestand aus etwa 20



Joseph Issoufou Conombo aus Burkina Faso ist einer der wenigen afrikanischen Veteranen, der seine Kriegserfahrungen aufgeschrieben hat

Ein Kolonialsoldat während der deutschen Offensive 1940





Gefangene
französische
Kolonialsoldaten,
1940

weißen Offizieren und 180 bis 200 *Tirailleurs Sénégalais*. Die Deutschen befahlen uns, die Waffen niederzulegen und uns mit erhobenen Armen zu stellen. Sie führten uns zu einem Platz, auf dem bereits zahlreiche Kameraden standen. Dann mussten wir uns in einer Kolonne aufstellen: die afrikanischen *Tirailleurs* mit erhobenen Händen an der Spitze, wir Weiße zehn Meter dahinter. Als sie uns etwa 500 Meter aus dem Dorf hinausgeführt hatten, stießen wir auf deutsche Soldaten mit Panzern, die auf Höhe der Senegalesen Halt machten. Den Finger am Abzug ihrer Maschinengewehre befahlen uns die Deutschen, uns flach auf den Boden legen. Dann hörten wir plötzlich das Knattern ihrer Maschinengewehre und Schreie (...) Aus einer Entfernung von weniger als zehn Metern entluden die Deutschen die Magazine ihrer schweren Maschinengewehre auf die *Tirailleurs* und mähten die meisten von ihnen schon mit den ersten Schüssen nieder. Manche, die, gedeckt von anderen, überlebt hatten, versuchten in alle Richtungen zu fliehen. Aber ich sehe das Bild noch vor mir, wie die deutschen Panzergrenadiere in Ruhe zielten und unsere wehrlosen *Tirailleurs* über den Haufen schossen wie Kaninchen. Nach einer schier endlosen Viertelstunde

rührte sich weit und breit nichts mehr. Da befahlen sie uns, aufzustehen und weiterzumarschieren. Es war entsetzlich, an den Leichen all derer vorbeizugehen, die vor wenigen Augenblicken noch unsere Kampfgefährten gewesen waren.« Schließlich warfen die Deutschen noch »Granaten in die Leichenberge und walzten das, was von ihnen übrig blieb, mit Panzern nieder.«¹²⁵

Zwei Tage später, am 22. Juni 1940, schloss die französische Regierung unter Marschall Pétain mit dem faschistischen Deutschland einen Waffenstillstand.

Rund 100.000 Nordafrikaner fielen bereits in den ersten Kriegsmonaten auf Seiten Frankreichs, und 90.000 gerieten nach dem Waffenstillstand im Juni 1940 in deutsche Gefangenschaft (60.000 Algerier, 12.000 Tunesier und 18.000 Marokkaner).

Deutschlands Statthalter in den Kolonien Das Vichy-Regime in Afrika

Nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands kontrollierte die deutsche Wehrmacht den Norden Frankreichs einschließlich Paris. Den Süden regierte das französische Kollaborationsregime in dem kleinen Städtchen Vichy unter Marschall Philippe Pétain. Gestützt auf konservative Politiker und die katholische Kirche, proklamierte die Vichy-Regierung eine *Révolution nationale* zur »moralischen Erneuerung« Frankreichs. Unter der Parole *Travail, Famille, Patrie* (Arbeit, Familie, Vaterland) setzte sie sich von den Prinzipien der französischen Revolution von 1789 *Liberté, Égalité, Fraternité* (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) und der republikanischen Tradition ab. Pétains »nationale Revolution« bestand aus scharfer Pressezensur, Unterdrückung jeglicher Opposition und einem Personenkult um den Staatschef. Das Vichy-Regime versuchte, auch die Kontrolle über die französischen Kolonien in Afrika zu gewinnen. Die Gouverneure vor Ort mussten sich entscheiden – für die Nazi-Kollaborateure von Vichy oder für den Widerstand des Freien Frankreich, zu dem General Charles de Gaulle unmittelbar nach dem Waffenstillstand aufgerufen hatte. Während Pétain in Französisch-Westafrika (*Afrique Occidentale Française*, AOF), Madagaskar und

Nordafrika (*Afrique Française du Nord*, AFN) auf Sympathien stieß, konnte er sich in Äquatorialafrika (*Afrique Equatoriale Française*, AEF) und Kamerun nicht durchsetzen. Lediglich Gabun blieb drei Monate lang auf der Seite des Vichy-Regimes. Der Tschad und Umbagui-Chari (Zentralafrika) stellten sich von Anfang an auf die Seite de Gaulles.

»Pétain hatte stets eine Karte von Afrika zur Hand. (...) Und es verging kein Tag, an dem er nicht das französische Kolonialreich erwähnte«, schreibt Henri du Moulin de Labarthète, der Regierungschef von Vichy, in seinen Memoiren. Pétain hatte sich schon im Waffenstillstandsvertrag bereit erklärt, die Nationalsozialisten an der Ausplünderung der Kolonien teilhaben zu lassen. Zudem waren die deutschen Verbündeten aus strategischen Gründen an Afrika interessiert: Von der nordafrikanischen Küste aus ließen sich weite Teile des Mittelmeers kontrollieren, von Westafrika aus der Atlantik bis an die amerikanische Ostküste und von Madagaskar aus der Indische Ozean und die dort stationierte britische Flotte. In den Vichy-kontrollierten Kolonien konnten die Nazis auch Agenten, Informanten, Saboteure und Hilfstruppen für das deutsche Afrikakorps anwerben. Paul Paillole, Chef des französischen Geheimdienstes in Algerien, berichtete, dass in Nordwestafrika von Ende 1940 bis 1942 nicht weniger als 562 Kollaborateure der Deutschen festgenommen und 69 von ihnen zum Tode verurteilt wurden.¹²⁶

1942 bildeten die Deutschen eine *Antibolschewistische Legion*, die unter dem Kommando des tunesischen »Führers« Abderrahman Yassine stand, eines aktiven Unterstützers der faschistischen Achsenmächte. Teile dieser Truppe kämpften mit den Deutschen an der Ostfront in Russland und später auch in Italien und Tunesien. Im gleichen Jahr entstand in Tunesien¹²⁷ die *Phalange Africaine*, eine Einheit aus nordafrikanischen Kolonialsoldaten, die »unter einem gemischten Kommando von Vichy-Franzosen und Deutschen« zum »Werkzeug bei der Wiedereroberung Afrikas« werden sollte. 1943 entsandte das deutsche Oberkommando eine Militärkommission nach Tunesien, zu der auch der

französische Oberst Cristofini gehörte, der später die Anwerbung von Männern für die *Phalange Africaine* übernahm. Am 1. Januar 1943 öffneten die Rekrutierungsbüros in Tunis und auf dem Boulevard Malesherbes im von deutschen Truppen besetzten Paris ihre Türen. Als sich in Tunis kaum mehr als einhundert Männer freiwillig meldeten, trieben deutsche und französische Soldaten kurzerhand Einheimische mit Gewalt zusammen, steckten sie in Uniformen und verschleppten sie an die Front in Nordafrika. Dort mussten sie im Bombenhagel Schwerstarbeit leisten. Sie waren »schlecht ernährt, erschöpft und demoralisiert durch die hohen Verluste«. Später ging die *Phalange Africaine* in ein Algerisches Bataillon auf, das vier Kompanien unter deutschem Kommando umfasste. Waffen, Kleidung und Ausrüstung dieser deutschen Kolonialtruppen in Nordafrika waren französisch; die Stahlhelme waren deutsch. Im Unterschied zu den Vichy-Truppen trugen die arabischen Soldaten aus Nordafrika weiße Armbinden mit der Aufschrift: »Im Dienste der Wehrmacht«. 1944, nach der Befreiung Tunesiens (die »Heeresgruppe Afrika« kapitulierte am 13.5.1943), verurteilte ein alliiertes Kriegsverurteilungsgesicht den Kollaborateur Cristofini zum Tode. Anfang 1944 entstand auf Geheiß führender Nazis in Paris ein Ableger der arabischen Hilfstruppe, der gegen die französischen Partisanen eingesetzt wurde. Die maghrebinischen Freiwilligen dieser *Phalange Nord-Africaine* sollten das »Inland von Frankreich befrieden«. Die Mitglieder dieses arabischen Sondereinsatzkommandos kannten »kein Recht und kein Gesetz.



Nazideutschland besetzte Nordfrankreich und installierte die Vichy-Regierung unter Marschall Pétain

Die Kollaborateure von Vichy ließen Deutschland an den Rohstoffen aus den französischen Kolonien teilhaben





Vichy-Propaganda
in Westafrika:

»Die Engländer
stürzten sich auf
unseren großen
afrikanischen Hafen,
aber unser
heldenhafter
Widerstand zwang
sie zum Rückzug«

Sie mordeten ohne Skrupel und erledigten die Drecksarbeit für die Gestapo.«¹²⁸

Ebenso wie in Frankreich verfolgte das Vichy-Regime auch in den Kolonien jede Opposition: Freimaurer, Kommunisten, Gaullisten und diejenigen, die den neu erfundenen Straftatbestand erfüllten, »Englandfreundlich« zu sein. In Dakar wurden 31 Beamte der Kolonialverwaltung aus politischen Gründen ihrer Ämter enthoben, einige davon, weil sie Juden waren. Auch die kleine jüdische Gemeinde Westafrikas war von den antisemitischen Gesetzen betroffen, mit denen das Vichy-Regime am 30. Oktober 1940 in Frankreich und in den Kolonien Juden aus dem gesellschaftlichen Leben ausgrenzte. Sie mussten sich bei den Behörden melden, durften nicht mehr im öffentlichen Dienst und in Banken arbeiten und ihre Guthaben und Geschäfte wurden »arisiert«, also gestohlen. In Westafrika strengten die Vichy-Beamten 287 Strafverfahren gegen Juden an und vollstreckten 68 Haftbefehle.

Als der britische Admiral John Cunnigham am 24. September 1940 drohte, die französische Kolonialverwaltung an der senegalesischen Küste anzugreifen, erklärte der Generalgouverneur Westafrikas, Pierre Boisson: »Frankreich hat mir Dakar anvertraut, und ich werde Dakar bis zum Letzten verteidigen.« Tatsächlich wehrten die französischen Kolonialtruppen den Landeversuch der Briten und der Streitkräfte des Freien Frankreich (*Forces Françaises Libres*, F.F.L.) am Tag darauf erfolgreich ab. Zu den Zwangsrekrutierten der Vichy-Administration in Dakar gehörte der Bauer Yoro Ba aus der senegalesischen Provinz Sine Saloum: »Die Franzosen sind 1940 auf der Suche nach Soldaten über die Dörfer gezogen. Sie haben sich direkt an die Dorfvorsteher gewandt oder an die *chefs* der Kantone und sich Namenslisten von jungen Männern geben lassen. Uns hat niemand gefragt. Wir mussten einrücken. Wären wir zu Hause geblieben, hätten

sie uns vor Gericht gestellt und vielleicht erschossen.« Die jungen Männer fanden sich in den Kasernen von Dakar wieder und mussten im September 1940 plötzlich ausrücken, um die Hafenstadt gegen britische Kriegsschiffe zu verteidigen: »Ich erinnere mich noch an den Donner der Geschütze. Damals drohte die Bombardierung der Stadt, aber niemand hatte uns erklärt, worum es bei diesen Kämpfen eigentlich ging. Wir wachten eines Tages auf, und die Vichy-Franzosen befahlen uns, an die Front zu gehen. Das war alles.«¹²⁹ Der Kampf um Dakar war die erste Konfrontation der französischen Kollaborationsregierung mit den Truppen des Freien Frankreich. Erstmals standen sich Franzosen mit afrikanischen Kolonialsoldaten auf beiden Seiten der Front gegenüber. Nach zwei Tagen musste sich de Gaulle mit der britischen Marine unverrichteter Dinge über Freetown in Sierra Leone nach Äquatorialafrika zurückziehen.

In Westafrika konnten sich die Vertreter des Vichy-Regimes keineswegs auf die afrikanische Bevölkerung verlassen. So klagte der amtierende Gouverneur Biènes 1940 über »die mangelnde Loyalität der einheimischen Repräsentanten beim Angriff der britischen Truppen auf Dakar.«¹³⁰ Die Vichy-Beamten schränkten deshalb die ohnehin bescheidenen Mitspracherechte der Einheimischen weiter ein und lösten den Stadtrat von Dakar, in dem Afrikaner vertreten waren, auf. Im Januar 1941 entzogen die Franzosen afrikanischen Veteranen aus dem Ersten Weltkrieg das erst zwei Jahre zuvor gewährte Wahlrecht. Gleichzeitig verschärfte die Administration die »Gesetze für Eingeborene«, führte im Februar 1941 erneut sowohl die Todesstrafe als auch die unbefristete Haft und die Zwangsarbeit für Gefangene ein. Von 1940 bis 1941 stieg die Zahl der Verurteilten in Westafrika um mehr als die Hälfte. Verhaftet wurden auch traditionelle *chefs*, die zum Beispiel Abgaben in der geforderten Höhe nicht eintreiben oder die verordnete Zahl von Zwangsarbeitern nicht stellen konnten. In Togo gingen darum 1941 sechs Dorfvorsteher aus der Gegend von Anécho ins Gefängnis. In Guinea verweigerte die Hälfte der Dorfchefs den Vichy-Beamten den Gehorsam.

Gedenktafel für die
Gefallenen der beiden
Weltkriege in Dakar



Und in Benin lehnte es Toffa Gbehinto, der Älteste von Porto Novo, ab, eine Treueerklärung gegenüber dem Vichy-Regime zu unterzeichnen. Als er seines Amtes enthoben und ins Exil verbannt werden sollte, beging er Selbstmord. Joseph Issoufou Conombo studierte damals in Dakar Medizin und wurde dort zwangsrekrutiert. Er erinnert sich, dass die europäischen Siedler in Westafrika sich gegenseitig misstrauten und bespitzelten: »Franzosen, die offen für de Gaulle eintraten, wurden verhaftet und eingekerkert. »Eingeborene« wurden für dasselbe Vergehen deportiert oder landeten vor dem Kriegsgericht in Dakar.« Conombo weiß, dass viele Afrikaner heimlich den französischen Widerstand unterstützten und Kontakte zu Vertretern des Freien Frankreich in den benachbarten britischen Kolonien (Gambia, Sierra Leone und der Goldküste) unterhielten. Sie überquerten unbemerkt die Grenzen, schmuggelten Flugblätter gegen die Kollaborateure von Vichy zurück nach Westafrika und verteilten sie unter ihren Landsleuten. Wurden sie gefasst, »mussten die Ärmsten harte Verhöre über sich ergehen lassen: Sie wurden eiligst per Lastwagen nach Bamako und von dort mit dem Zug nach Dakar verfrachtet, wo sie das Kriegsgericht und ein Hinrichtungskommando erwarteten.«¹³¹

Am 16. Dezember 1943 berichtete die Zeitung *Liberté* über den Fall von Langassane Kanaté, der in der Elfenbeinküste nahe der Grenze zur britischen Kolonie Goldküste lebte, als die Polizisten des Vichy-Regimes bei ihm Propaganda-Material für das Freie Frankreich und eine Fotografie von de Gaulle fanden: »Sie banden ihm die Arme auf den Rücken und peitschten ihn mit einem Ochsenziemer aus. (...) Dann hefteten sie ihm das Foto von de Gaulle auf den Bauch und trieben ihn durch die Stadt. Wenn er zu Boden fiel, trieb ihn der Ortsvorsteher höchstpersönlich mit Schlägen wieder hoch. (...) Zum Schluss, als der Geschundene nicht mehr weiter konnte, bohrten sie ihm ein Loch durch die Achillessehne, zogen ein Seil hindurch und schleppten ihn mit den Füßen voraus zum Gefängnis. Als sie dort ankamen, war er tot.«¹³² Die Repression der Vichy-Behörden war in den Grenzregionen besonders brutal. Ganze Dorfgemein-

schaften flohen deshalb in die benachbarten britischen Kolonien. Zahlreiche Hinrichtungen in der Elfenbeinküste, in Mali und Guinea sind dokumentiert. Hunderte Afrikaner aus den Grenzgebieten wurden ins Inland des Vichy-kontrollierten Westafrika zwangsumgesiedelt. Im Senegal landeten Oppositionelle, die gegen Pétain und für de Gaulle waren oder englische Rundfunksender hörten, für sechs Monate im Gefängnis und mussten 900 Francs Strafe zahlen.

Einige afrikanische Honoratioren widersetzten sich offen dem Kolonialregime unter Pétain. So weigerte sich König Kouadio (Kwadwo Agyeman) aus der Elfenbeinküste, den französischen Truppen die geforderten Zwangsarbeiter, Abgaben und Viehbestände zu liefern, und zog es vor, mit einem Großteil seiner Untertanen in die Goldküste auszuwandern. Schließlich seien viele seiner Männer 1939 in den Krieg gegen die Deutschen gezogen, und einige von ihnen hätten ihr Leben lassen müssen oder seien in Gefangenschaft geraten. Deshalb sei es unverständlich, warum er nur ein Jahr später einer Regierung dienen solle, die mit dem Feind von gestern gemeinsame Sache mache.

In den westafrikanischen Kolonien, in denen das Vichy-Regime regierte, mussten zwischen 1940 und 1942 jährlich 7.000 bis 8.000 Afrikaner Arbeitsdienst leisten: auf Plantagen der Franzosen, in Bergwerken und Häfen sowie bei größeren öffentlichen Projekten wie dem Bau des Staudamms von Marakala in Mali. Die Zwangsarbeiter mussten in der Regel zu Fuß zu ihren jeweiligen Einsatzorten laufen. Bilali Diallo erinnert sich, dass die Männer in Marakala bis zur völligen Erschöpfung arbeiteten: »Wer starb, starb. Wer es

Ein Propaganda-
Plakat preist
»die Heldentaten der
französischen
Übersee-Armee« an



schaufte, zu überleben, überlebte. Wir schaufelten Erde in Eisenbahnwaggonen. (...) Es gab sechs Lokomotiven und jede zog zehn Waggonen. (...) Täglich mussten wir sie vierzehn Mal beladen.« Babakary Toye, ein Leidensgefährte, ergänzt: »Sie gaben jedem von uns eine Hacke und eine Schaufel. (...) Damit hoben wir vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag Erde aus.«¹³³ Die Franzosen zahlten für diese Schwerstarbeit nur wenige Francs und manchmal nicht mehr als 75 Centimes pro Tag – Pfennigbeträge.

Nach dem Angriff auf Dakar verstärkten die Vichy-Behörden 1942 ihre Streitkräfte in der Kolonie mit deutscher Billigung von 25.000 auf 100.000 Mann. Dennoch gerieten sie in immer größere Bedrängnis. Seit 1940 kontrollierte die britische Kriegsmarine von ihren Häfen in Sierra Leone aus weite Teile der afrikanischen Atlantikküste und unterband den Handelsverkehr zwischen Frankreich und Westafrika. Proteste und Aufstände der afrikanischen Bevölkerung brachten zusätzliche Unruhe. Auch einige nach dem ersten Kriegsjahr aus Europa zurückkehrende *Tirailleurs* revoltierten. So griffen zum Beispiel Soldaten aus Guinea, denen die versprochenen Entlassungsprämien und Eingliederungsbeihilfen verweigert wurden, ihre französischen Offiziere an. Die Zivilbevölkerung nutzte die Revolte, um die Büros der Kolonialverwaltung und andere französische Einrichtungen zu plündern. In einem anderen Fall wollten die Kolonialbehörden die rückkehrenden Soldaten gar nicht erst entlassen, sondern gleich zum Arbeitsdienst in guineischen Bergwerken zwingen. Doch die *Tirailleurs* verweigerten den Befehl, rissen die Zaunpfähle ihrer Lager aus und gingen damit auf eine französische Patrouille los.

»Keine Kindergärten und Schulen für Juden!« Antisemitismus und Repression in Nordafrika

Nordafrika war für das Vichy- und das Nazi-Regime strategisch besonders bedeutsam. Die lange Mittelmeerküste erlaubte die Kontrolle Südeuropas, und die Region lieferte lebenswichtige Rohstoffe und Nahrungsmittel. Das galt vor allem für Algerien. Während sich

die französischen Protektorate Marokko und Tunesien teilweise selbst verwalteten, besaßen in Algerien die französischen Siedler und Kolonialbeamten die Regierungsgewalt. Seit der Kolonisierung des Landes im 19. Jahrhundert hatte sich fast eine Million Franzosen dort niedergelassen. Die Siedler hatten den Einheimischen drei Viertel des fruchtbaren Bodens geraubt und bauten darauf Getreide, Wein und Früchte für den Export nach Frankreich an. So war Algerien auch in Kriegszeiten die wichtigste französische Kolonie. Die algerische Publizistin und Psychiaterin Alice Cherki erläutert, dass viele französische Siedler, aber nur wenige Algerier mit Pétain sympathisierten, als 1940 Juden aus dem öffentlichen Leben verbannt wurden. Mit rund 110.000 Mitgliedern war die jüdische Gemeinde Algeriens die größte in Afrika. Alice Cherki gehörte dazu: »Ich selbst war damals gerade erst drei Jahre alt, aber ich erinnere mich noch gut daran, wie mich eine Kindergärtnerin eines Tages nach Hause schickte – weil ich Jüdin sei. Ich habe sie gefragt: »Was bedeutet es, eine Jüdin zu sein?« Denn ich verstand wirklich noch nichts von alledem. Sie antwortete: »Jüdin zu sein heißt, große Augen zu haben, einen großen Mund und große Ohren – so wie Du!« Bis dahin hatten Juden in Algerien eine vergleichsweise privilegierte Stellung eingenommen. Seit 1870 hatten sie anders als die muslimische Bevölkerungsmehrheit die französische Staatsbürgerschaft inne. So setzte der neue Pétain-Gefolgsmann, Generalgouverneur Jean Abrial, auf die Zustimmung der meisten Algerier: »Mit großer Aufmerksamkeit verfolgen die Siedler und mehr noch die Eingeborenen alle Bemühungen, den Einfluss der Juden zu verringern.«¹³⁴ Die Vichy-Antisemiten entzogen den Juden die französische Staatsbürgerschaft, beschlagnahmten ihren Besitz und »arisieren« ihre Geschäfte. Juden durften keine Schulen und Universitäten mehr besuchen, und jüdische Veteranen des Ersten Weltkriegs wurden aus der Legion der französischen Veteranen ausgeschlossen. Diese Entrechtung fand aber nicht den Beifall der Muslime. »Sie nehmen zwar den Juden ihre Rechte, gewähren dafür den Muslimen aber keineswegs irgendwelche neuen«, analysierte der

Alice Cherki,
Publizistin und
Psychiaterin, erlebte
als kleines Mädchen
die französische
Besatzung in Algier



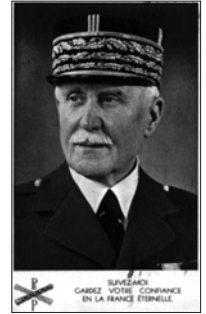
algerische Nationalist Messali Hadj 1940. »Juden und Muslime sind jetzt zwar gleichgestellt, aber auf dem niedrigsten Niveau.« Auch Alice Cherki betont, dass von der »Arisierung« des jüdischen Besitzes nicht Araber oder Kabylen, sondern ausschließlich Franzosen profitierten. Juden und Muslime galten ihnen gleichermaßen als »Untermenschen«. An den Stränden wurden die Verbotsschilder für »Hunde und Pferde« durch Verbotsschilder für »Juden und Araber« ersetzt. Juden wurden ständig kontrolliert und schikaniert; Tausende Oppositionelle wanderten in die Gefängnisse. »Das Gefängnis von Algier war für 600 Häftlinge gebaut worden. Innerhalb weniger Monate ist die Zahl der Insassen auf 2.100 gestiegen! Die Inhaftierten müssen in Zellen hausen, in denen nicht einmal Strohmattentzen liegen. Sie schlafen auf simplen Bastmatten und sind dabei so eng aneinander gepfercht, dass niemand flach auf dem Rücken liegen kann. Sie sind unterernährt und bestehen nur noch aus Haut und Knochen. Da sie nur auf einer Seite schlafen können, sind ihre Hüften wund gelegen. (...) Seit drei Monaten grassiert zudem eine Typhusepidemie unter den Gefangenen.«¹³⁵

Juden, muslimische Gegner des Vichy-Regimes und politische Gefangene aus Europa sperrten die Franzosen in Lager in der südalgerischen Wüste: Belegt ist zum Beispiel die Inhaftierung von 600 französischen Antifaschisten, 115 Deutschen, 167 Österreichern und Tausenden Republikanern aus Spanien. Das Lager in El Aricha lag 1.250 Meter hoch und das in Bossuet 1.800 Meter über dem Meeresspiegel. Die Gefangenen waren brütend heißen Sommertagen und eisigen Winternächten ausgesetzt. Das Wüstenlager von Hadjerat M'Guil beschrieb der französische Partisan Claudio Moreno nach dem Krieg als das »französische Buchenwald in Nordafrika.«¹³⁶ Vor einem Militärtribunal der Alliierten sagten Ex-Gefangene dieses Lagers 1944 aus, man habe die Häftlinge dort »buchstäblich ausgehungert«. »Sie aßen, was immer sie finden konnten. Das führte bei einigen zu schweren Erkrankungen, andere starben daran. Obwohl sie körperlich geschwächt waren, mussten die Männer Schwerstarbeit leisten. (...) Dabei

schlugen die Aufseher mit Knüppeln schamlos auf die Arbeiter ein, ohne jeden Grund, nur aus Lust am Prügeln.«¹³⁷ Misshandlungen und Folterungen waren in allen französischen Internierungslagern in Nordafrika an der Tagesordnung.

»Der Führer der *Parti Populaire Algérien* (PPA), der algerischen Volkspartei, war besonders harten Haftbedingungen ausgesetzt. Tag und Nacht isoliert, Kopf und Augenbrauen kahl geschoren, bekleidet nur mit einer Badehose und mit Stahlkugeln an den Füßen musste er Zwangsarbeit leisten.«¹³⁸ Messali Hadj saß in Lambèse ein, in einem der schlimmsten französischen Lager in Algerien. Schon im Oktober 1939, vor der Machtübernahme Pétains, hatten die Franzosen ihn und 41 Parteigenossen verhaftet, weil sie zur Kriegsdienstverweigerung aufgerufen und jede Zusammenarbeit mit den alten und neuen Machthabern aus Frankreich abgelehnt hatten. Im März 1941 stand Messali vor Gericht. Die Anklage lautete: Gefährdung der äußeren und inneren Sicherheit des Landes, Wiederaufbau einer verbotenen Vereinigung (die PPA war im September 1939 per Dekret aufgelöst worden) und Widerstand gegen die französische Kolonialherrschaft. Zu seiner Verteidigung sagte der Parteichef: »So glücklich ich wäre, meine Familie wiederzusehen und meine Kinder großziehen zu können – ich kämpfe weiter für eine ehrenwerte Sache, auch wenn ich dafür ins Gefängnis gehen muss.« Am 28. März 1941 verurteilte ihn das französische Strafgericht zu 16 Jahren Haft und Zwangsarbeit sowie weiteren 20 Jahren Reiseverbot. An den Mauern von Algier tauchten Parolen auf: »Es lebe die Freiheit, es lebe die PPA!« – »Messali sagt die Wahrheit, deshalb wurde er verurteilt.« – »Die Massen stehen hinter Messali.« – »Messali soll Algerien regieren!« 1942 wurde er begnadigt, 1944 wieder verhaftet, und Ende April 1945 schafften ihn die Franzosen vorsorglich außer Landes, nach Brazzaville im Kongo.

Andere bekannte algerische Nationalisten wie Ferhat Abbas und Mohammed Bendjelloul unterstützten erst die französische Mobilmachung und kollaborierten dann mit dem faschistischen Vichy-Regime. Erst im



Pétain fand auch in den Kolonien Kollaborateure: »Dies ist ein ehrenwerter Herr«



Landung der Alliierten im November 1942 in Algier – der Anfang vom Ende der deutschen Expansionspläne

unterstützten die Kolonialherren und warben öffentlich dafür, sich auf die Seite Frankreichs und seines Marschalls Pétain zu stellen: »Das ist ein ehrenwerter Herr!« In der Bevölkerung dagegen wuchs die Unzufriedenheit. Die wirtschaftliche Lage verschlechterte sich ständig, und die Zwangsarbeit wurde verschärft. 1942 zahlten die französischen Siedler den Zwangsarbeitern nur noch halb so viel wie 1914 und ihre Versorgung war miserabel. Nach einem brutalen Übergriff der Polizei auf eine Muslima im Juli 1942 gingen in Sétif 1.000 Demonstranten auf die Straße, darunter auch Ferhat Abbas. In Constantine marschierte Mohammed Bendjelloul an der Spitze von 12.000 Menschen, die für die Unabhängigkeit Algeriens und gegen die Verhaftung Gandhis in Indien demonstrierten.

Auch unter den algerischen Soldaten regte sich Widerstand. So meuterten Ende 1941 die *Tirailleurs* des *Régiment de Marche du Levant* in ihren Kasernen am Stadtrand von Algier, weil französische Soldaten mehr Geld erhielten, während der Sold der Algerier unverändert niedrig blieb. In der Nacht des 25. Januar 1942 verließen 570 Soldaten ihre Kaserne und skandierten »Dschiad! Dschiad! Hört uns an, muslimische Brüder, denn wir kämpfen für ein heiliges Ziel. Betet zu Gott. (...) Die *Tirailleurs* verteidigen eure Rechte!« Die Aufständischen töteten französische

Juli/August 1942 traten sie von ihren Posten in der Verwaltung zurück. Pétains Versprechen, der einheimischen Bevölkerung mehr politische Mitbestimmungsrechte einzuräumen, hatten sich als leere Worte erwiesen.

Auch einige algerische Honoratioren und reiche Familien unterstützten die Kolonialherren und warben öffentlich dafür, sich auf die Seite Frankreichs und seines Marschalls Pétain zu stellen: »Das ist ein ehrenwerter Herr!« In der Bevölkerung dagegen wuchs die Unzufriedenheit. Die wirtschaftliche Lage verschlechterte sich ständig, und die Zwangsarbeit wurde verschärft. 1942 zahlten die französischen Siedler den Zwangsarbeitern nur noch halb so viel wie 1914 und ihre Versorgung war miserabel. Nach einem brutalen Übergriff der Polizei auf eine Muslima im Juli 1942 gingen in Sétif 1.000 Demonstranten auf die Straße, darunter auch Ferhat Abbas. In Constantine marschierte Mohammed Bendjelloul an der Spitze von 12.000 Menschen, die für die Unabhängigkeit Algeriens und gegen die Verhaftung Gandhis in Indien demonstrierten.

Auch unter den algerischen Soldaten regte sich Widerstand. So meuterten Ende 1941 die *Tirailleurs* des *Régiment de Marche du Levant* in ihren Kasernen am Stadtrand von Algier, weil französische Soldaten mehr Geld erhielten, während der Sold der Algerier unverändert niedrig blieb. In der Nacht des 25. Januar 1942 verließen 570 Soldaten ihre Kaserne und skandierten »Dschiad! Dschiad! Hört uns an, muslimische Brüder, denn wir kämpfen für ein heiliges Ziel. Betet zu Gott. (...) Die *Tirailleurs* verteidigen eure Rechte!« Die Aufständischen töteten französische

Wachposten und zogen zum Rathaus, wo sie einzelne Stadtvertreter sowie 200 Besucher eines benachbarten Kinos als Geiseln nahmen. Erst als französische Truppen mit schweren Geschützen und Panzern aufmarschierten, gaben die meisten auf; 100 Meuterer flohen und versteckten sich.¹³⁹ Im Morgengrauen durchkämmten französische Truppen die Stadt und mißhandelten zahlreiche Algerier, die sie für Sympathisanten des Widerstandes hielten. Von den 570 Rebellen kamen schließlich 333 vor Gericht; 27 wurden zum Tode verurteilt. In einem Mann namens Capitaine Mohamed Ben Abderrahman N. meinten die Behörden, einen Rädelsführer gefunden zu haben. Der 45-jährige Veteran des Ersten Weltkriegs hatte zu Beginn des Zweiten wieder für Frankreich an der Front gekämpft. Nach der Flucht aus deutscher Kriegsgefangenschaft war es ihm gelungen, sich bis nach Algerien durchzuschlagen. Nun verurteilte ihn ein französisches Militärgericht zum Tode. Später wurde das Urteil in eine lebenslange Haftstrafe umgewandelt. Eltern und Freunde des Angeklagten sagten aus, dass die Aufständischen »Kontakte mit Partisanen und Offizieren des Freien Frankreich« hatten und mit ihrer Revolte auch ihren bevorstehenden Einsatz auf Seiten der Vichy-Soldaten im Nahen Osten, in der Levante, verhindern wollten.¹⁴⁰ Dem eingekerkerten »Rädelsführer« Mohamed Ben Abderrahmane N. nützte das nichts. Selbst nach Kriegsende blieb er in Haft, bis Algerien nach einem achtjährigen Befreiungskrieg 1962 endlich seine Unabhängigkeit erreichte.

Am 8. November 1942 ging mit der *Operation Torch* (Operation Fackel), der Landung britischer und US-amerikanischer Truppen an der maghrebischen Küste, die Vichy-Herrschaft in ganz Afrika zu Ende. Zwar schickte die Pétain-Regierung in Algerien erneut Kolonialsoldaten vor, um die alliierten Landtruppen aufzuhalten. Aber gegen die Bombardements aus der Luft und von den Kriegsschiffen der Alliierten hatten sie keine Chance, und viele ließen in diesen ungleichen Kämpfen ihr Leben. Die Alliierten befreiten zuerst Marokko, dann Algerien und zwangen schließlich auch die aus den deutsch-italienischen Afrikafeldzügen zurück-



Deutsche Kriegsgefangene in Tunis

gebliebenen Truppen in Tunesien zur Aufgabe und zum überhasteten Rückzug nach Europa.

Eine besondere Rolle bei der *Operation Torch* spielte eine mehrheitlich jüdische Widerstandsorganisation unter Führung der Familie Aboulker. Sie stellte Kontakt zu den Alliierten her, organisierte einen Aufstand in Algerien und besetzte am 8. November 1942, dem Tag der alliierten Landung in Nordafrika, das Zentralkommissariat der Polizei, die Telefonzentrale und weitere strategische Posten. General Darlan, der Vertreter Vichy-Frankreichs in Algerien, und die Generäle Juin und Koeltz wurden von ihnen festgenommen.¹⁴¹ Lucien Steinberg schreibt in seinem Buch *La Révolte des Justes – Les Juifs contre Hitler*, dass Widerstandsaktionen wie die der 200 algerischen Juden »einer Million ihrer Glaubensgenossen geholfen haben, den Gaskammern zu entgehen«. Und er bezeichnet den »Handstreich von Algerien« als »einen der seltenen jüdischen Siege im Zweiten Weltkrieg«.¹⁴²

Dabei spielte die US-Regierung lange Zeit ein doppeltes Spiel. Obwohl Teil der Alliierten, unterhielt sie politische und wirtschaftliche Kontakte zum Vichy-Regime. Denn Pétain versprach im Gegenzug, wie de Gaulle in seinen Memoiren vermerkte, den USA »die Türen nach Afrika zu öffnen«.¹⁴³ Der US-Botschafter in Algerien, Robert Murphy, vereinbarte im Februar 1941 mit hohen Vichy-Repräsentanten, dass die französischen Kolonien in Afrika eine gewisse Autonomie erlangen und von den Vereinigten Staaten »Unterstützung erhalten« sollten, obwohl die Alliierten eine Wirtschaftsblockade gegen alle Vichy-Kolonien verhängt hatten. Nach der Landung der alliierten Truppen in Nordafrika ernannten die US-Oberbefehlshaber den Vichy-Sympathisanten François Darlan zum Hochkommissar für das französische Afrika, sehr zum Ärger de Gaulles. Der Anführer des freien Frankreich war nach Meinung des US-Präsidenten Franklin D. Roosevelt und des britischen Premier Winston Churchill eine »gemeinsame Plage«. Die persönliche Abneigung zwischen den Führern der Alliierten verursachte bei der Befreiung der französischen Kolonien in Afrika Probleme. Die Briten informierten de Gaulle zum Beispiel nicht über den Einmarsch ihrer Truppen in Ma-

dagaskar, und in Nordafrika übergangen sie de Gaulle bei der Etablierung neuer politischer Strukturen, obwohl seine Truppen im Nahen Osten, in Ägypten und Libyen erfolgreich gekämpft hatten. So deuteten sich schon während des Krieges Konflikte um die Verteilung der Pfründe Afrikas an, die sich in der Nachkriegszeit fortsetzen sollten – bis in die Gegenwart.

Mit »exemplarischen Strafen« ruhig gestellt Widerstand und Verfolgung in Madagaskar

»Die Franzosen sind grausam. Sie beschäftigen sich mit den Madagassen nur, wenn sie Gelder eintreiben und Soldaten für ihren Krieg rekrutieren wollen oder jemanden brauchen, der die Drecksarbeit für sie macht. Marschall Pétain und seinem Regime ist deshalb nicht zu trauen.« So begründete 1942 ein Madagasse in einem Verhör, warum er den Widerstand gegen das Vichy-Regime unterstützte. Die Insel vor der Südostküste Afrikas stand bereits ein halbes Jahrhundert unter französischer Kolonialherrschaft. Am 27. Februar 1897 hatten französische Kolonialtruppen die madagassische Monarchie gestürzt und die Königin Ranavalona III. ins Exil getrieben. Bei Beginn des Zweiten Weltkrieges standen den 3,6 Millionen Madagassen 20.000 französische Siedler, Händler und Kolonialbeamte gegenüber sowie 3.000 Weiße aus anderen europäischen Ländern. Die französischen Beamten verfolgten die zwei Dutzend Juden auf der Insel und behandelten die afrikanischen Einwohner mit dumpfen Rassismus. So sagte zum Beispiel der Verwaltungschef des Distrikts Soavinandriana, André Constantine, über die Insulaner: »Sie mögen Luxus und kleiden sich gerne wie Europäer. (...) Ihr Verhalten ist von Faulheit bestimmt, der Mutter aller Laster. Ich muss sie in meiner Verantwortung als Verwaltungschef zurück auf den rechten Weg führen. Nach einer exemplarischen Bestrafung bekommt man sie in der Regel dazu, sich wieder in ihr Schneckenhaus zurückzuziehen.«¹⁴⁴ 1942 entzogen die Franzosen denjenigen Madagassen die französische Staatsbürgerschaft, die für »antifranzösische Aktivitäten« verurteilt oder inhaftiert wurden. Die Vichy-Behörden förderten die »Re-

Propagandaplakat der
Vichy-Regierung
1941



tribalisierung der Eingeborenen«, also die rassistische Aufspaltung der Gesellschaft nach angeblichen Stammeszugehörigkeiten, und forcierten die im »Gesetz für Eingeborene« festgeschriebene Zwangsarbeit. Damit sicherten sich die Zentralregierung in Vichy und ihrer deutschen Verbündeten den Zugriff auf Rohstoffe aus Madagaskar. Schließlich hatte die Naziregierung bei den Waffenstillstandsverhandlungen im Juni 1940 ausdrücklich darauf bestanden, dass »dem Reich« ein Teil der Produkte aus den Kolonien abzutreten sei.

Nach Recherchen des Historikers Dox Ratrematsialonina stieg die Zahl der Zwangsarbeiter in Madagaskar von 1939 bis 1941 auf das Doppelte: »In den Regionen von Tananarive, Diego-Suarez, Majnga, Tamatave, Fianarantsoa und Morondava mussten die Menschen allein 1941 insgesamt 716.604 Tage Zwangsarbeit leisten.«¹⁴⁵ In verzweifelten Bittschriften wandten sich die Madagassen an die französischen Behörden, sie aus der Gewalt örtlicher Kolonialbeamter zu befreien.

So ersuchte ein Würdenträger aus Soavinandriana den Gouverneur untertänigst um »väterlichen Beistand«, weil er und andere Einheimische ihre Arbeit

sonst »mit dem Tode bezahlen« müssten. Und eine Frau, deren Mann willkürlich verschleppt worden war, bat im März 1941: »Kommen Sie uns zu Hilfe, denn wie alle Bewohner von Soavinandriana werden auch wir unterdrückt.«¹⁴⁶ Doch die Vichy-Beamten verordneten den Insulanern weitere Frondienste und verschonten dabei auch die lokalen Honoratioren nicht. Außerdem mussten die Bewohner Madagaskars ab 1940 Kriegssteuern zahlen, die immer wieder erhöht wurden, weil – so die Vichy-Beamten – die Insel wegen der englischen Seeblockade »ökonomisch zu ersticken« drohe.

Schon im Juli 1940 hatten die britischen Streitkräfte eine Blockade gegen Vichy-Frankreich und seine Kolonien verhängt, und die britische Marine kontrollierte die Zufahrten zu dem wichtigen Hafen Diego-Suarez im Norden Madagaskars. Rohstoffe von der Insel sollten nicht in deutsche Rüstungsbetriebe gelangen. »Nachdem die britische Marine im November 1941 ein französisches Frachtschiff auf dem Weg von Madagaskar nach Marseille aufgebracht hatte, kamen die Briten zu dem Schluss, dass die Fracht – Glimmer, Graphit und Raffia-Fasern – für Deutschland bestimmt war.«¹⁴⁷

Die Blockade verhinderte aber auch Importe nach Madagaskar, und die einheimische Bevölkerung hatte unter dem Mangel am meisten zu leiden. Die Historikerin Lucile Rabearimanana schreibt, dass viele ländliche Regionen in jener Zeit verelendeten, weil die Europäer in den Großstädten die wenigen verfügbaren Lebensmittel horteten. Die Vorräte an Reis, dem Hauptnahrungsmittel der Inselbewohner, sanken weit unter den Mindestbedarf, und die Madagassen mussten im Vergleich zur Vorkriegszeit mit einem Fünftel an Mehl auskommen.¹⁴⁸

Nach einem Polizeibericht vom 9. Juli 1942 beschwerte sich ein Madagasse über die erbärmlichen Zustände in seinem Land mit den Worten: »Es ist unbestreitbar, dass die Europäer alles haben, was sie brauchen. Mit ihrem Geld konnten sie sich schon vor dem Krieg mit Vorräten eindecken. Die Madagassen dagegen leben in Armut und besitzen nicht mehr als das, was sie am Leib tragen.«¹⁴⁹ Die französischen Kolonialbehörden

Südafrikanische
Truppen auf dem Weg
nach Madagaskar



warben Hunderte einheimische Spitzel an, um Unmut und Widerstand gegen das Vichy-Regime im Keim zu ersticken. Denunzianten aus der französischen Handelskammer sorgten dafür, dass chinesische Händler ausgewiesen wurden, weil sie angeblich den Einzelhandel kontrollierten. In diesem Klima landeten am 5. Mai 1942 britische Truppen an der Küste von Diego-Suarez, und schon einen Tag später hatten sie die Insel befreit. Dabei gab es 108 Tote sowie 283 Verletzte auf Seiten der Briten und 105 Tote sowie 500 Verletzte auf Seiten der Franzosen. Die meisten Opfer aber waren Schwarze, denn für die Briten kämpften fast ausschließlich Soldaten aus Ost- und Südafrika, und das Vichy-Regime hatte ihnen einheimische Hilfstruppen aus Madagaskar entgegengeschickt.

»Eine neue Armee aus Afrika für die Befreiung Europas« | Die Kolonialtruppen de Gaulles

»Man weiß nur wenig über die Beteiligung der Kolonialsoldaten am Widerstand in Frankreich. Zum Beispiel gehörte zu den ersten französischen Widerstandskämpfern ein Mann aus Guinea, der sich bereits Ende Juni 1940, unmittelbar nach dem Waffenstillstand zwischen Pétain und Hitler, einer Partisanengruppe in den Wäldern von Vittel in Frankreich anschloss. Bevor Addi Ba

»Das Spiel mitspielen, um sich die Befreiung zu verdienen«

Félix Eboué, 1884 in der französischen Kolonie Guayana in Südamerika geboren, wurde von den Franzosen als »wichtigster Mann des Widerstandes in Übersee« gewürdigt und von afrikanischen Kriegsveteranen als »großer Schwarzer«¹⁵⁴ verehrt. Eboué war der erste Schwarze aus einer Kolonie, der als treuer Diener des Kolonialsystems alle Sprossen der Karriereleiter in der französischen Administration erklimmen konnte. In seiner Antrittsrede als Gouverneur der

am 18. Dezember 1943 in Epinal von den Deutschen hingerichtet wurde, rief er: »Vive la France!« (Es lebe Frankreich!)¹⁵⁰ Ihm und anderen afrikanischen Partisanen, die für die Befreiung Frankreichs vom Faschismus ihr Leben gelassen haben, hat Maurice Rives, französischer Veteran aus dem Zweiten Weltkrieg, in seinem Buch *Héros méconnus* (Verkannte Helden) ein publizistisches Denkmal gesetzt.¹⁵¹ Maurice Rives hatte sich dem französischen Widerstand angeschlossen, nachdem General Charles de Gaulle aus dem Exil in London zum Kampf gegen die deutschen Besatzer aufgerufen hatte. Dabei hatte de Gaulle die Bedeutung der Kolonien für die Befreiung Europas hervorgehoben. In einer Rede im November 1940 sagte er: »Auch wenn die, die unser Land derzeit regieren, kapituliert haben, bleibt Frankreich doch noch ein Reich mit 60 Millionen Menschen und 500.000 Soldaten.«¹⁵² In seinen Memoiren schrieb er 1954: »In den ausgedehnten Weiten Afrikas konnte Frankreich tatsächlich eine neue Armee zur Verteidigung seiner Souveränität aufstellen und damit an der Seite neuer Alliierten und alter Verbündeter die Kräfteverhältnisse an der Front umkehren. Afrika, in Reichweite der Halbinseln Italien, Balkan und Spanien gelegen, bot eine ausgezeichnete Ausgangsbasis für die Rückeroberung Europas.«¹⁵³ De Gaulle fand Gefolgs-

Félix Eboué war der erste afrikanische Gouverneur, der de Gaulle unterstützte



französischen Karibikinsel Guadeloupe offenbarte er im Juli 1937 sein politisches Credo: »Das Spiel mitzuspielen hilft, Vorurteile zu überwinden und zu lernen, Menschen nach ihren geistigen Fähigkeiten zu beurteilen. (...) Das Spiel mitzuspielen bedeutet, sich unsere Befreiung zu verdienen, indem wir die Reinheit und Aufrichtigkeit unserer Gesinnung demonstrieren.«¹⁵⁵ 1938 übernahm er das Amt des Gouverneurs in Französisch-Zentralafrika und führte dort mildere Formen der Kolonialherrschaft ein. Er ließ die in den Kerkern einsitzenden afrikanischen *chefs* frei,

befahl seiner Verwaltung, mit den lokalen Eliten zusammenzuarbeiten und setzte bessere Arbeitsbedingungen für die Einheimischen durch. 1944 beteiligte sich Eboué aktiv an der historischen Konferenz von Brazzaville, auf der die gaullistische Bewegung über die Zukunft der Kolonien diskutierte. De Gaulle versprach den Kolonialisierten in seiner Eröffnungsrede für die Nachkriegszeit mehr Verantwortung und Regierungsbeteiligung. Was aus diesen Versprechen wurde, erlebte Eboué nicht mehr. Er starb drei Monate später in Ägypten, am 17. Mai 1944.



De Gaulle inspiziert Offiziere seiner Streitkräfte im Sudan, 1941

Kolonialsoldaten des Freien Frankreich beim Training in Kamerun, 1941



leute in Afrika. Félix Eboué war der erste afrikanische Gouverneur in französischen Kolonialdiensten, der de Gaulle unterstützte. Mitte 1940 stellte er ihm das Fort-Lamy im Tschad als ersten Stützpunkt für seine Truppen, die *Forces Françaises Libres* (F.F.L.), zur Verfügung.

Die Stadt Brazzaville, Sitz von de Gaulles Kolonialverwaltung in Zentralafrika, nannte ein Journalist damals ein »Zentrum der ›freien und zivilisierten Welt«. ¹⁵⁶ In Kamerun, in der Zentralafrikanischen Republik, in Kongo-Brazzaville und Gabun hoben französische Offiziere der *Forces Françaises Libres* weitere Einheiten afrikanischer Kolonialsoldaten aus. *Tirailleurs* aus Obervolta und der Elfenbeinküste liefen über die Grenzen zu de Gaulle über.

Aber auch die Rekruteure des Freien Frankreich ließen ihre afrikanischen Unterstützer im Unklaren über Ziele und Orte ihrer Einsätze. Baba Sy, der als junger Soldat den Krieg in Frankreich erlebte und später Ver-

teidigungsminister seines Landes Obervolta wurde, sagte: »Unsere Leute wussten nicht, worum es ging, wenn von Faschismus die Rede war. Die Franzosen erzählten uns lediglich, dass die Deutschen die Afrikaner für Affen hielten und wir mit unserem Einsatz in diesem Krieg beweisen könnten, dass wir Menschen wären. Das war's.« ¹⁵⁷

Im Frühjahr 1941 kämpften die ersten Truppen de Gaulles gegen die Italiener in Eritrea. Wenig später wurden sie im Nahen Osten, in Syrien und Libanon stationiert. Nambé Silué aus der Elfenbeinküste stand dort in Diensten Vichys auf der anderen Seite der Front und war überrascht, als er plötzlich auf afrikanische Soldaten stieß: »Sie hatten uns gesagt: Morgen ziehen wir nach Damaskus in ein Manöver. Dann wurden wir angegriffen, aber nicht von Deutschen, sondern von Schwarzen. Es waren Kameruner, die auf der Seite de Gaulles kämpften. Ich fragte mich damals, welchen Grund sie wohl hatten, uns anzugreifen?« ¹⁵⁸

Im Gebiet der Vichy-kontrollierten Levante (Syrien und Libanon) waren seit 1940 bereits 20.000 Soldaten, darunter 14.000 Nordafrikaner und 4.000 *Tirailleurs Sénégalais* stationiert. Im benachbarten Irak kam es im April 1941 zu einem von den Nazis unterstützten Putsch. Er wurde niedergeschlagen und nach acht Wochen war wieder eine London-treue Regierung installiert. Am 8. Juni marschierten die Briten in Syrien und im Libanon ein, unterstützt von Truppen des Freien Frankreich und australischen Verbänden. 15 Tage lang, erzählt Nambé Silué, hätten dort Afrikaner aus französischen Kolonien gegen Afrikaner aus demselben Kolonialreich gekämpft. »Dann haben sie uns Vichy-Soldaten gefangen genommen. Von den Toten will ich gar nicht reden, es waren viel zu viele. De Gaulle kam, holte uns aus dem Gefängnis und erklärte, er brauche uns Schwarze. Im Handumdrehen waren wir seine Soldaten. Wir wechselten die Uniformen und zogen nach Dschibuti.« ¹⁵⁹

Auch die *Forces Françaises Libres* rekrutierten Soldaten mit Zwangsmethoden, weil die wenigsten Afrikaner bereit waren, sich freiwillig für die Befreiung Frankreichs zu opfern. ¹⁶⁰



Der Gouverneur Französisch-Westafrikas, Felix Eboué, stellte de Gaulle Fort Lamy im Tschad als Stützpunkt für dessen Truppen zur Verfügung gestellt, denen sich auch einheimische Reiter anschlossen

Im Juni 1941 musste das Vichy-Regime in Syrien und Libanon aufgeben und einen Waffenstillstand mit den alliierten Truppen unter britischem Kommando schließen. Nach diesem Übereinkommen sollten die westafrikanischen Soldaten aus der Kriegsgefangenschaft entlassen werden und dann frei entscheiden, ob sie in ihre Heimatländer zurückkehren oder die Seiten wechseln wollten. 1.500 gefangene Westafrikaner schlossen sich den Truppen des Freien Frankreich an – aber keineswegs freiwillig, wie Nanga Soro aus der Elfenbeinküste erlebte: »Als de Gaulle in unser Lager kam, wusste ich nicht einmal, wer er war. Er zwang uns einfach, seine Uniformen anzuziehen. Sie haben sogar auf uns geschossen. Es gab Tote und Verletzte. Sie haben uns abgeführt wie Gefangene.«¹⁶¹

Über Dschibuti wurden die Zwangsrekrutierten in die Libysche Wüste verlegt. Mit britischen Streitkräften zogen sie gegen die Italiener und die Truppen des NS-Generals Rommel in den Kampf. Sie waren mit Zehntausenden Afrikanern aus allen Teilen des Kontinents an den schlimmsten Schlachten im Wüstenkrieg

Nordafrikas beteiligt, zum Beispiel beim Kampf um Koufra, einem Ort im Süden Libyens, dem wichtigsten Stützpunkt der italienischen Armee in der Region. Solange sie Koufra hielten, konnten die Italiener den Alliierten den Zugang zum Mittelmeer versperren. Der Journalist Charles Onana berichtet, wie die *Forces Françaises Libres* Anfang 1941 unter General Philippe Leclerc de Hautecloque versuchten, diese Stellungen zu durchbrechen: »Für den Angriff wählte er 400 Mann aus, darunter 300 afrikanische *Tirailleurs*. Sie waren schlecht ausgerüstet, hatten nur eine Kanone und wenige

Maschinengewehre. (...) Erstaunt und besorgt stellte ein britischer Offizier Leclerc die Frage, ob er wirklich glaube, mit diesem armseligen Haufen Koufra einnehmen zu können. Die Antwort des Offiziers in Diensten de Gaulles war nur ein knappes: »Ja!« Am 7. Februar begann der Angriff auf die italienische Armee; die Kämpfe dauerten mehrere Wochen. Dann fielen die italienischen Stellungen, eine Demütigung für die Italiener. Sie konnten sich kaum damit abfinden, dass hauptsächlich *Tirailleurs Sénégalais* ihnen diese Niederlage beigebracht hatten. Sie baten Leclerc sogar ausdrücklich, aus Gründen der Achtung vor der »weißen Rasse«, nur europäische Soldaten in ihre Bastion Fort d'El-Tag einrücken zu lassen.«¹⁶²

Auch gegen Ende des Nordafrikakriegs kämpften französische Kolonialtruppen gegeneinander. Als am 8. November 1942 britische und US-amerikanische Truppen in den nordafrikanischen Hafenstädten Casablanca, Oran und Algier landeten und nach Westen vorrückten, kämpften afrikanische Truppen des Freien Frankreich mit den Alliierten gegen das letzte Aufgebot afrikanischer Soldaten des Vichy-Regimes. In Tunesien trafen sie auf nordafrikanische Hilfstruppen, die die deutschen Truppen dort Anfang 1943 noch eiligst ausgehoben hatten. Nanga Soro, *Tirailleur* zuerst in der einen, dann in der anderen französischen Kolonialarmee, berichtet: »Wir hatten jeder ein Gewehr, aber nur eine englische Kanone, und fuhren in US-amerikanischen Militärfahrzeugen. Damit trieben wir die Deutschen zurück. (...) Wir operierten nachts, in kleinen Gruppen, und lagen drei Tage hintereinander im Schützengraben, ohne Essen oder Wasser. (...) Nie werde ich vergessen, wie furchtbar viele Senegalesen und Franzosen getötet wurden. (...) Der Verwesungsgeruch ihrer Leichen war so durchdringend, dass wir nichts mehr herunterbrachten, als wir endlich etwas zu essen bekamen.«¹⁶³ Offiziell sollen 15.000 Soldaten des Freien Frankreich bei den Kämpfen in Nordafrika gefallen sein; die meisten waren Afrikaner, aber gezählt hat sie niemand. Nachdem die Alliierten die französischen Kolonien Ende 1942, Anfang 1943 endgültig übernommen hatten, zogen sie

Soldat des
Freien Frankreich
in der Wüste bei
Moussoro im Tschad



noch einmal eine große Zahl afrikanischer Soldaten ein. Allein in Westafrika rekrutierte de Gaulle innerhalb kürzester Zeit 100.000 Mann und in Nordafrika weitere 300.000.

Für die afrikanischen Soldaten änderte sich so gut wie nichts, auch wenn sie jetzt mit den französischen Truppen gegen die faschistischen Achsenmächte kämpften. Joseph Issoufou Conombo aus Obervolta empfand schon die Uniformen der *Tirailleurs* als Stigma: »Die Europäer trugen einen Helm oder ein Soldatenschiffchen, eine khakifarbene Uniform und Stiefel. Die Afrikaner bekamen einen roten Fez, ein Blouson mit rundem Kragen und gelben Litzen, eine Hose aus rotem Flanell mit Gurt, und sie gingen barfuß.« Bei der Verpflegung war es nicht anders, wie der Veteran Guy Ahizi-Eliam aus der Elfenbeinküste berichtet: »Uns setzten sie den Fraß für Häftlinge vor. Er bestand nur aus Reis mit ein wenig Soße.« Ahmed Ben Bella, Algeriens erster Präsident nach der Unabhängigkeit, bemerkte über die so genannte Waffenbrüderschaft der Freien Franzosen: »Nicht einmal unsere Essnäpfe durften sich mit denen der Franzosen verbrüdern.«¹⁶⁴ »Selbst im Feld«, so der Senegalese Yoro Ba, »setzte sich die Diskriminierung fort. (...) Für die *Toubabs*, die Weißen, gab es eine französische Kantine und für uns eine afrikanische Feldküche, die uns Maniok mit Erdnusssoße auftischte.« Wie die Briten ließen sich auch die Franzosen die Verpflegung ihrer Kolonialsoldaten halb so viel kosten wie die der Söhne der *Grande Nation*. »Die Franzosen erhielten sogar Wein zum Essen«, erinnert sich Tafolotien Soro. »Wenn wir sie um etwas Wein baten, antworteten sie: Ihr seid Sklaven und Sklaven bekommen keinen Wein.« Ve Sabh aus der Elfenbeinküste empfand es als demütigend, dass er mit seinen französischen Kameraden nicht einmal an einem Tisch sitzen durfte. »Es gab eine Ecke für die Europäer und eine für die Afrikaner, so als wären wir schlechtere Soldaten.«¹⁶⁵ In den Kasernen und in Gefechtspausen an der Front schikanierten die Vorgesetzten ihre afrikanischen Untergebenen. Ditiemba Silué aus der Elfenbeinküste erinnert sich, dass *Tirailleurs* auf Befehl französischer Offiziere in ihren Müt-

zen Erde und Wasser herbeischleppen mussten: »Dabei brüllten sie: Schnell! Schnell! Und schlugen uns. Wer nicht schnell genug lief, wurde ausgepeitscht.«¹⁶⁶ Oft mussten Afrikaner ihre Landsleute prügeln, sonst wären sie selbst misshandelt worden. Nur wenn es darum ging, »ins offene Feuer zu laufen und treu seine Brust hinzuhalten«, überließen die Franzosen den Afrikanern gerne den Vortritt. Die afrikanischen Mannschaften erledigten die gefährlichsten und schmutzigsten Aufgaben, entluden Munitionstransporte, leerten die Latrinen und kümmerten sich um die Pferde, weil die Nordafrikaner, so die Begründung ihrer französischen Befehlshaber, angeblich »mit Pferden aufgewachsen« seien.

Nachdem die Alliierten die Armeen Hitlers und Mussolinis aus Nordafrika vertrieben hatten, setzten sie nach Italien über. Zu den ersten Expeditionskorps gehörten nur wenige afrikanische Soldaten. Aber schon an der Landung auf der Insel Elba am 17. und 18. Juni 1943 nahmen 12.000 Afrikaner teil, unter ihnen Ditiemba Silué: »Unser Boot bildete die Vorhut. Im Feuer der Kanonen sanken 17 Schiffe und es gab zahlreiche Tote. (...) Ich feuerte mit meinem Maschinengewehr, bis es vor Hitze rot glühte und ich mir den Finger am Abzug

Kolonialsoldaten
des Freien Frankreich
bei der Ausbildung
in Kamerun





Lily Pons (Frau des späteren französischen Ministerpräsidenten) besucht als Patin »ihr« marokkanisches Regiment

Nordafrikanische Kolonialsoldaten im süddeutschen Klosterlechfeld im Mai 1945

versengte. Der Rückschlag hat mir die Zähne ausgeschlagen, wie man immer noch sieht.«¹⁶⁷ Tua Nahon wurde von einem französischen Soldaten vor einer Schlacht gefragt, ob er ihm seinen Glücksbringer geben könne. »Aber was hätte er mit meinem Gri-Gri anfangen können? Wir kamen nicht einmal aus demselben Land. Ich sagte

ihm, du kommst aus Frankreich und ich aus der Elfenbeinküste. Ich kann dir meinen Talisman nicht geben. Sonst sterbe ich.«¹⁶⁸ 250 Soldaten der 9. Kolonialdivision ließen bei den Kämpfen um Elba ihr Leben. 600 wurden verwundet.

Zwei Monate später begann die Landung in der Provence; es folgte die Schlacht um Toulon. Daran nahmen 94.000 alliierte Soldaten teil, darunter Zehntausende Afrikaner. Der Senegalese Yoro Ba kämpfte zum ersten Mal auf französischem Boden. Ursprünglich von den Vichy-Behörden in Dakar zwangsrekrutiert, stand er 1943 auf Seiten der französischen Befreiungstruppen



bei Toulon deutschen Divisionen gegenüber: »Wir haben von morgens sieben Uhr bis abends um sechs gekämpft, um sie zurückzuschlagen«, erzählt Yoro Ba. »Wir haben viele von ihnen aus den Schützengräben geholt und gefangen genommen. Aber auch viele von uns sind dort gestorben. Nach der Schlacht gab es so viele Tote, dass die französischen Offiziere Bulldozer und Bagger anforderten, um ein Massengrab für all die gefallenen Senegalschützen ausheben zu lassen.«¹⁶⁹

Im November 1944 stießen afrikanische Soldaten bis ins Elsass und nach Lothringen vor. Dort wurden sie vom Wintereinbruch überrascht, wie Tafolotien Soro vom 13. Regiment der *Tirailleurs Sénégalais* berichtet: »Es war furchtbar kalt. Wir lagen in einem Wald, und uns sind die Füße abgefroren. Viele, viel zu viele Schwarze sind dort ums Leben gekommen.«¹⁷⁰ Auch Joseph Issoufou Conombo, im Krieg Sanitäter, erlebte den strengen Winter 1944/45 im Elsass: »Eines Abends waren wir in einem Kapuzinerkloster einquartiert. Ich war so durchgefroren, dass mir andere das Gesicht abreiben mussten, da ich keinen Muskel mehr regen konnte. Selbst meine Tränen erstarrten sofort zu Eis.«¹⁷¹

Auf dem Marsch nach Paris im Herbst 1944 erteilte General de Gaulle den Befehl zum *Blanchissement* seiner Streitkräfte: Er ließ die schwarzen Soldaten, die sich bis dahin für das Freie Frankreich geschlagen hatten, durch weiße ersetzen. Der Historiker Myron Echenberg analysiert: »Junge Franzosen sollten sich an der Seite der Alliierten als Sieger fühlen können und damit Frankreichs Scham und Erniedrigung vergessen lassen. Ebenso wichtig war de Gaulle, die französischen Partisanen, deren Führer zumeist Kommunisten waren, in seine regulären Streitkräfte einzugliedern und damit der militärischen Disziplin zu unterwerfen. Er hoffte, sie so besser kontrollieren und von ihren politischen Anführern trennen zu können.«¹⁷² Als die *Forces Françaises Libres* in Paris unter dem Triumphbogen durchmarschierten und sich als Befreier feiern ließen, warteten die meisten *Tirailleurs* in Durchgangslagern in Mittelfrankreich auf den Rücktransport in ihre Heimatländer. Der Senegalese Yoro Ba musste dort bis 1947 ausharren:

»Vier lange Jahre hatte ich keinen Kontakt zu meiner Familie. Wie viele afrikanische Eltern haben auch meine geglaubt, dass sie ihren Sohn nie mehr lebend wiedersehen würden. Sie glaubten, ich sei tot.«¹⁷³ Auch 5.000 Afrikaner, die 1944/45 ausgehungert und geschunden aus deutscher Kriegsgefangenschaft in den französischen Transitlagern eintrafen, mussten die erbärmlichen Lebensbedingungen ertragen. Die Wintermonate waren kalt, und es gab keine Kohlen. Manche Soldaten verfeuerten die Möbel aus ihren Baracken, um nicht zu erfrieren. Die wenigen Ersparnisse, die einige für ihre Familien zurückgelegt hatten, gaben sie nun für warme Winterkleidung aus. Die französischen Befehlshaber reagierten darauf äußerst unwirsch und konfiszierten diese Kleider gelegentlich sogar. Hatte die französische Bevölkerung während der Krieges die *Tirailleurs* noch freudig begrüßt und gefeiert (Ditiemba Silué: »Die Leute schenken uns Blumen, Wein, Bier und Limonade!«), warfen sie den Afrikanern jetzt vor, sich auf Kosten der Franzosen ein schönes Leben machen zu wollen.

Tuo Nazengue, einer der wenigen Afrikaner, die bis nach Paris gelangten, bekam die veränderte Atmosphäre in der Hauptstadt zu spüren: »Eines Abends lief in Paris ein Film, den wir ansehen wollten, aber uns Soldaten wurde der Kinobesuch verboten. Sie hielten uns scheinbar für Idioten. Das gefiel uns Senegalesen natürlich überhaupt nicht. Wir nahmen unsere Gewehre und umstellten das Kino. (...) Amerikanische und russische Soldaten unterstützten uns dabei. Sie sagten: »Erst schicken die Franzosen euch in den Krieg, dann lassen sie euch nicht einmal in ein Kino. Ihr tut nichts Unrechtes, wenn ihr das nicht hinnehmt. Wir sind auf eurer Seite.« Die französischen Offiziere hatten dafür kein Verständnis. Sie ließen die *Tirailleurs* abführen, in einen Zug verfrachten und unter strenger Bewachung in ein Übergangslager in Südfrankreich bringen.¹⁷⁴ Die Stimmung in diesen Camps war äußerst angespannt.

Joseph Issoufou Conombo kam Anfang 1945 nach Marseille: »Es gab schwere Schneefälle. Zahlreiche Soldaten waren verletzt, und jetzt holten sich viele noch schwere Lungenentzündungen oder gar Hirnhautent-

zündungen. Ihre Einheiten waren aufgelöst und die Soldaten streiften ziellos durch Dörfer und Wälder, Bars und Tanzlokale. Die Männer wurden zum Problem, nicht nur für ihre Vorgesetzten, sondern auch für die Bevölkerung. Die *Tirailleurs* hatten es satt, sie wollten nach Hause. Aber obwohl jeden Tag Schiffe mit Truppen und Kriegsmaterial von Marseille in den Fernen Osten ausliefen, warteten wir sechs Monate lang vergeblich auf unsere Rückreise nach Afrika.«¹⁷⁵

Die Wut der *Tirailleurs* entlud sich schließlich in gewaltsamen Auseinandersetzungen mit dem französischen Wachpersonal der Lager. 15 Zusammenstöße dieser Art sind in Südfrankreich registriert. Diese Konflikte sollten sich auf afrikanischem Boden fortsetzen.

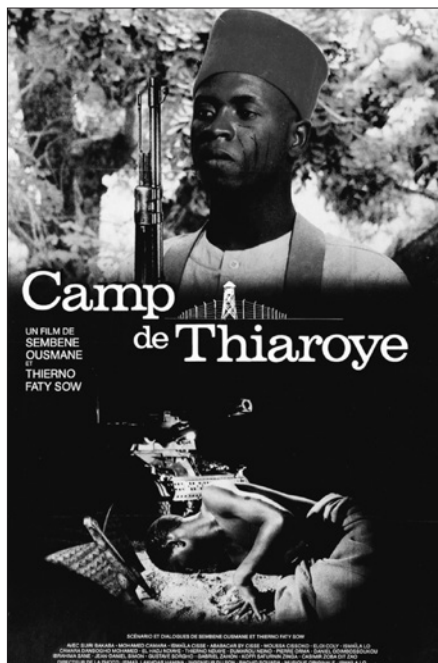
»Feuer frei« auf die »tapferen Tirailleurs« Die Revolte der Kriegsheimkehrer in Thiaroye

Das *Camp de Thiaroye* liegt in einem Vorort von Dakar unweit einer staubigen, vierspurigen Ausfallstraße. Sie ist auf beiden Seiten gesäumt von Verkaufsbuden, Marktständen und ärmlichen Hütten. Dahinter tauchen irgendwann die kastenförmigen Gebäude einer Militärkaserne auf, das *Camp de Thiaroye*. Jenseits der breiten Straße führt hier ein verborgener Weg zwischen Holzverschlägen, Abfall und Gestrüpp zu einem großen Tor. Es ist in eine hohe Mauer eingelassen und wäre ohne einen ortskundigen Führer – in unserem Fall der senegalesische Dokumentarfilmer Malick Ndiaye – kaum zu finden. Hinter der Mauer liegt ein Feld mit verwahrlosten Gräbern.

»Das ist der Soldatenfriedhof von Thiaroye«, erklärt Malick Ndiaye.¹⁷⁶ »Hier liegen die begraben, die 1944 bei dem Massaker der Franzosen drüben in der Kaserne umgekommen sind. Schaut, es müssen über 250 Gräber sein, denn jede Reihe besteht aus etwa 25. Hunderte Familienväter, die für Frankreich in den Krieg gezogen sind, liegen hier begraben. Es ist furchtbar. Nicht einmal eine Gedenktafel erinnert an sie. Kein Hinweisschild. Keine Namen auf den Gräbern. Nichts. Die Toten sollten aus dem Gedächtnis der Menschen einfach ausgelöscht werden. Aber die Leute haben sie nicht verges-

Auf dem Friedhof
von Thiaroye
liegen die Opfer
des Massakers von
1944 begraben





Plakat zum Film von Ousmane Sembène über das Massaker von Thiaroye

blutendes und ausgelagtes Frankreich, aus seiner Asche wieder aufersteht. Der Opferbereitschaft all seiner Kinder, seien sie nun weiß oder schwarz, ist es zu verdanken, dass Frankreich als Nation bestehen bleibt.« Nach dieser Ansprache werden die Kriegsheimkehrer ins *Camp de Thiaroye* eingewiesen. Dort warten sie nicht nur auf die Heimreise in ihre jeweiligen Länder, sondern auch auf die Auszahlung ihres restlichen Solds sowie auf die Abfindungen und Entlassungsprämien, die ihnen in Europa versprochen wurden. Doch die französischen Kolonialoffiziere in Dakar, viele ehemalige Sympathisanten des Vichy-Regimes, wollen davon nichts wissen. Selbst für die französischen Franks, die die *Tirailleurs* während des Krieges in Europa angespart haben, sollen sie nur die Hälfte des offiziellen Umtauschkurses erhalten.

Die Betrogenen revoltieren. Die *Tirailleurs* nehmen einen französischen General gefangen. Der General gibt den Soldaten sein »Ehrenwort als Offizier«, höchst-

sen.« Malick Ndiaye erinnert an das Lied eines bekannten senegalesischen Sängers über die »Märtyrer von Thiaroye« und an den Spielfilm *Camp de Thiaroye* des senegalesischen Schriftstellers und Regisseurs Ousmane Sembène.¹⁷⁷ Er hat selbst als *Tirailleur* im Zweiten Weltkrieg in Europa gekämpft und sein Film beginnt – wie die reale Geschichte – Ende 1944 mit der Rückkehr von rund 1.300 *Tirailleurs* aus Europa. Nach ihrer Landung im Hafen von Dakar empfängt sie ein französischer Offizier mit den pathetischen Worten: »Tapfere *Tirailleurs!* (...) Eurem Mut und eurer Hingabe ist es zu verdanken, dass unser geliebtes Land, unser geschundenes,

persönlich in Dakar dafür zu sorgen, dass sie erhalten, was ihnen zustehe. Daraufhin lassen die meuternden Soldaten den General frei und feiern ihren Erfolg. Aber noch in derselben Nacht auf den 31. November 1944 umstellen französische Panzer das Lager und eröffnen um fünf Uhr morgens das Feuer. Die *Tirailleurs* stürzen, vom Lärm der Geschosse aufgeschreckt, schlaftrunken aus ihren Baracken. Die Franzosen schießen sie gnadenlos nieder. Bei Sonnenaufgang ist der Kasernenhof von Leichen übersät. Die Überlebenden verscharren die Toten notdürftig in der Erde. Ohne Särge.

Die genaue Zahl der Toten kennt niemand. Nach offiziellen Angaben des französischen Militärs wurden zwei Dutzend *Tirailleurs* getötet und 34 verletzt. Nach den Gräbern auf dem Soldatenfriedhof von Thiaroye zu schließen, könnten es bis zu 300 gewesen sein. Als Charles Onana in den neunziger Jahren für sein Buch über die Kolonialsoldaten¹⁷⁸ recherchierte, stellte er fest, dass die historischen Dokumente der französischen Kolonialbehörden noch immer als »geheime Verschluss-sache« galten: »Nicht zugänglich für Journalisten und Historiker.«

Schon Ende 1944 hatten sich die Franzosen beeilt, die Spuren des Massakers zu verwischen und jeden weiteren Aufruhr im Keim zu ersticken. Sie schickten die Überlebenden eiligst in ihre westafrikanischen Heimatländer zurück und behandelten weitere Heimkehrer wie Kriminelle. Baba Sy aus Obervolta berichtet: »Als wir in Dakar landeten, erwartete uns ein Spalier von französischen Soldaten mit Gewehren im Anschlag. Sie brachten uns sicherheitshalber in ein Lager 15 Kilometer von Thiaroye entfernt und waren sehr darauf bedacht, uns schnell nach Hause zu befördern.«¹⁷⁹

Um weitere Unruhen zu vermeiden, ordnete der französische Minister für die Kolonien an, allen nach Westafrika zurückkehrenden Soldaten ihren vollen Sold auszuzahlen. Keiner der Verantwortlichen für das Massaker wurde jemals zur Rechenschaft gezogen, während einige der überlebenden afrikanischen Soldaten vor dem Kriegsgericht landeten. Am 5. Mai 1945 verurteilte sie ein Militärtribunal in Dakar zu Strafen von

einem bis zu zehn Jahren Verbannung. Selbst als Yoro Ba 1947 endlich in den Senegal zurückkehrte, war das Massaker von Thiaroye nicht vergessen. »Bei unserer Rückreise stoppten die Franzosen unser Schiff auf offener See und warfen Anker. Wir hatten erfahren, was im Lager von Thiaroye geschehen war, und sie wollten abwarten, bis sich die allgemeine Aufregung gelegt hatte. Sie wollten uns erst an Land lassen, wenn wir uns wieder beruhigt hätten. Wären wir in dieser Anspannung von Bord gegangen, hätte Schlimmes passieren können.«¹⁸⁰

Beunruhigt meldeten die in Dakar stationierten französischen Offiziere damals nach Paris, die westafrikanischen Kriegsheimkehrer seien »undiszipliniert«, »aufmüpfig« und zeigten »eine arrogante, selbstgefällige Haltung«. Die Sicht der *Tirailleurs* ist eine andere: »Die Männer kehrten mit dem festen Willen zurück, sich nicht mehr für ein simples ›Dankeschön‹ alles gefallen zu lassen.«¹⁸¹

Wenn sich heute Veteranen der französischen Kolonialarmee im »Haus der alten Kämpfer« in der malischen Hauptstadt Bamako treffen, erzählen sie noch immer von dem Aufstand in Thiaroye und der barbarischen Reaktion der Franzosen.

Issa Ougoiba ist damals einem Verbannten von Thiaroye begegnet: »Sie mussten zu Fuß an ihren Verbannungsort laufen. Ich habe gesehen, wie Polizisten auf einen von ihnen, Lazare Coulibaly, mit Knüppeln einprügelten wie auf einen räudigen Köter. Aber er kannte keine Furcht, ihm machte das nichts aus!«¹⁸² In Bamako steht sogar ein Denkmal für die Opfer des Massakers von Thiaroye. Im Dezember 2001 weihte es der malische Präsident, Alpha Omar Konaré, ein. Im Senegal dagegen gab es auch sechs Jahrzehnte nach dem Blutbad noch keinen Hinweis auf den Friedhof von Thiaroye und kein offizielles Gedenken.

Der Filmemacher Malick Ndiaye sagt dazu: »Unser Land ist zwar ein selbstständiger Staat, aber wir sind immer noch so sehr von Frankreich abhängig, dass es die Regierung nicht wagt, an die *Tirailleurs* zu erinnern, die dem Massaker der Franzosen zum Opfer fielen.«

Almosen statt Renten für die Veteranen

Draußen brennt die gleißende Sonne über den grünen Hügeln, der roten Erde und den sandigen Wegen von Machakos, einer mittelgroßen Stadt im Südosten Kenias. Drinnen im fensterlosen Saal des Veteranenclubhauses ist es stockdunkel. Nur eine mannshohe Gaslampe in der Mitte spendet den etwa 150 Versammelten dürftiges Licht, die sich an diesem Samstag im Dezember 2000 in der Halle versammelt haben. Alte und junge Frauen, in geblühten Kleidern und Jacketts, bunte Tücher hinter dem Kopf zusammengebunden; viele ergraute und weißhaarige Männer im Sonntagsstaat, manch einer auf einen Stock gestützt. Sie sitzen auf Plastikstühlen und auf Bänken an den Seiten der schmucklosen Halle und folgen mit großem Ernst den Worten des Vorsitzenden der Veteranengruppe in Machakos, Daniel Kakothis, der die Versammlung leitet. Er berichtet, dass er mit fünf Veteranen und einigen Witwen das Hauptbüro der kenianischen Veteranenorganisation *Kenya Armed Forces Comrades Association* (KAFOCA) in der 60 Kilometer entfernten Hauptstadt Nairobi besucht habe, um zu erfahren, warum die Veteranen kaum Geld bekämen. Dort hätten sie den Generalsekretär der *Royal Commonwealth Ex-Servicemen*

Versammlung
kenianischer
Veteranen in
Machakos,
einer Kleinstadt
östlich von Nairobi





Ex-Soldaten und Witwen in Kenia fordern Renten für Kriegsdienste

League (RCEL) getroffen. Der Herr aus England habe ihnen erklärt, dass die Anträge der Veteranen für die jährlichen Zuwendungen aus London direkt Prinz Philip, dem Präsidenten der RCEL, vorgelegt würden. Un-

Mahlzeiten für ehemalige Soldaten

Die britische Wohlfahrtsorganisation für Veteranen, gegründet 1921, trägt erst seit 2003 den königlichen Namen *Royal Commonwealth Ex-Servicemen League*. Der Dachverband will »sicherstellen, dass kein notleidender ehemaliger Soldat des Commonwealth ohne Hilfe bleibt«. Dafür sollen 57 Mitgliedsverbände in 48 Ländern sorgen: von Australien, China und Indien über Kenia, Namibia und Simbabwe bis nach Trinidad, Jamaika und der Dominikanischen Republik. Die Liga vermittelt finanzielle Hilfen für Ex-Soldaten und Witwen, wenn die Mittel vor Ort nicht ausreichen. Hilfsbedürftige haben nicht mit der

RCEL direkt zu tun, sondern müssen sich an die Mitgliedsorganisationen in ihren Ländern wenden. Diese machen Vorschläge über die Höhe der Beihilfen und leiten das Geld an die Betroffenen weiter. Aber Alter, Krankheit oder Invalidität allein berechtigen nicht automatisch zu einem Zuschuss; nur Bedürftige sind berechtigt. Maximal werden 312 Pfund (470 Euro) jährlich pro Kopf vergeben und auch die nur für jeweils ein Jahr. Dann muss ein neuer Antrag gestellt werden. RCEL zahlt also sporadische Beihilfen und keine Renten. Gelegentlich werden auch einkommensschaffende Selbsthilfeprojekte bezuschusst. Im Jahr 2001 unterstützte die Liga weltweit 35.000 Not

leidende Ex-Soldaten – aber RCEL-Mitglieder haben errechnet, dass diese Zahl wegen des zunehmenden Alters der Veteranen auf etwa 125.000 steigen wird. Die Hilfe wird größtenteils für Nahrungsmittel und Unterkunft ausgegeben. In einigen Gebieten, so die RCEL, »ist es sogar sehr schwer, wenigstens das Überlebensniveau zu sichern, also etwa 20 Mahlzeiten im Monat. Zusätzlich gibt es, wenn möglich, medizinische Hilfen. Darüber hinaus werden Medikamente, Brillen, Zahnersatz und Prothesen finanziert. In Indien und Afrika arbeiten jetzt auch medizinische Fonds, die Medikamentenkosten übernehmen, um das Leid der Veteranen zu mildern.«¹⁸³

ter seiner Leitung berate ein Komitee, wie viel Geld für ehemalige Soldaten der britischen Streitkräfte in die Commonwealthstaaten geschickt werde. In Kenia zum Beispiel lebten 15.240 Veteranen, von denen 864 im Zweiten Weltkrieg und die anderen in weiteren Kriegen der Briten gekämpft hätten. Im Jahr 2000 erhielten nur 330 Weltkriegskämpfer je 5.400 Kenianische Schillinge Unterstützung, rund 73 Euro im Jahr. 1999 hatten die damals 421 Veteranen noch umgerechnet je 99 Euro aus London bekommen. »Wir haben erfahren, dass unsere Anträge in Europa an Nichtregierungsorganisationen, Kirchen und reiche Leute weitergegeben werden mit der Bitte um Spenden«, erklärt einer aus der Delegation, die in Nairobi war, »aber sie haben uns auch gesagt, wir sollten nicht auf Hilfe warten, sondern sollten uns selber Einkommensmöglichkeiten verschaffen.«

In Machakos unterhält der KAFOCA-Ortsverband wie in drei weiteren kenianischen Städten ein Hotel. Nun soll eine Zweigstelle der armeeeigenen Handelsgesellschaft gegründet werden, die das Hotel mit Lebensmitteln wie Eiern und Bananen aus der Region versorgen soll. Mit den Einnahmen werden die Veteranen und ihre Familien unterstützt. Denn von den britischen Streitkräf-

ten, für die sie gekämpft und ihr Leben riskiert haben, bekommen die meisten keinen Cent.

Bei der Versammlung in Machakos beklagen sich die Veteranen darüber, dass die geringen Hilfen aus England zwischen dem KAFOCA-Hauptquartier, dem kenianischen Verteidigungs- und dem Finanzministerium versickert seien, weshalb auch eine versprochene Erhöhung der Zuschüsse weiter auf sich warten lasse. Wo die Mittel verschwunden sind, lässt sich nicht klären. »Diese KAFOCA wird von Leuten geführt, die sich den Bauch voll schlagen«, kommentiert ein älterer Mann aus dem Publikum. Aber eine längere Diskussion entsteht nicht. Die Kenianer ergeben sich in ihr Schicksal. Tatsächlich sind über 25 Jahre hinweg große Summen in dunklen Kanälen der korrupten Clique um den Autokraten Daniel Arap Moi verschwunden, bevor im Januar 2003 ein neuer Präsident gewählt wurde.

Den Bericht der Nairobi-Delegation setzt ein dritter Mann fort. Er liest aus einem Brief des Britischen Hochkommissars in Nairobi, Abteilung für Verteidigung, vor. Betreff: »Unterstützungsleistungen und Abfindungen für Veteranen des Zweiten Weltkrieges«. Der Vertreter der britischen Regierung erklärt dazu: »Ich verweise auf die Regelungen für unser ostafrikanisches Personal am Ende des Krieges. Alle Soldaten wurden als Freigestellte nach Klasse A entlassen, als ihre Dienste nicht länger erforderlich waren. Ihre Dienstzeit qualifizierte diese Männer und Frauen lediglich für eine einmalige Abfindung. Das waren eine Lebensmittelzuteilung und Reisegeld. Alle Soldaten haben diese Zahlungen mit ihrer Unterschrift quittiert. Darum sieht die Regierung des Vereinigten Königreiches keine Veranlassung mehr, Renten oder andere Versorgungsleistungen an die afrikanischen Ex-Soldaten zu zahlen.«¹⁸⁴ Kopfschütteln im Publikum. Der Vortragende räuspert sich und fordert schließlich die Journalistin aus Deutschland auf, nach ihrer Rückkehr bekannt zu machen, wie viele Männer aus Kenia »leer ausgegangen sind«. Ein zustimmendes Raunen geht durch den Saal, und auch der Vizevorsitzende der Ortsgruppe bittet, in Deutschland zu erzählen, mit welchen Schwierigkeiten die ehemaligen

Soldaten zu kämpfen hätten. »Sie leiden, auch die Witwen der Veteranen. Viele sind hier.« Dann bittet er alle, die im Zweiten Weltkrieg gekämpft haben, aufzuzeigen. Vierzig Hände mögen es sein, die in dem Halbdunkel zu erkennen sind. »Das sind sie! Und viele von ihnen können nicht einmal das Schulgeld für ihre Enkel bezahlen.« Die Zuhörer und Zuhörerinnen klatschen.

Nun meldet sich ein Mann aus dem Publikum, er ist groß und trägt einen graumelierten Vollbart. Er steht auf, rückt das Jackett seines abgetragenen, dunkelblauen Anzugs zurecht und es wird still im Saal. »Herr Vorsitzender«, beginnt er, »ich möchte die Gelegenheit nutzen und erzählen, dass ich wie viele Afrikaner in Burma gekämpft habe. Als wir zurückkamen, glaubten wir, es würde Hilfen für uns geben, eine Organisation, die uns unterstützt. Aber die britische Kolonialmacht hat nichts für uns getan. Auch die Deutschen sollen wissen, dass wir in diesem Krieg unseren Teil geleistet haben, und sie sollen prüfen, ob sie nicht Möglichkeiten haben, uns ehemaligen Soldaten zu helfen. In Deutschland muss es doch Leute geben, die sich vorstellen können, was wir im Krieg durchgemacht haben.«

Wieder klatschen die Zuhörer laut und anhaltend. Wenig später treffen sich einige Veteranen in der Bar hinter dem Saalgebäude des KAFOCA-Clubs. Die alten Männer, die hier zusammen sitzen, strahlen Autorität aus; die saloppen Kopfbedeckungen – eine weiße Baseballkappe, ein verblichener Sonnenhut – ändern nichts an ihrer würdevollen Erscheinung. Samuel Masila Mwanthi, Jahrgang 1919, hat in Äthiopien und Burma für die Briten gekämpft, als Funker. Die Rückkehr nach Kenia war ernüchternd: »Man gab uns ein farbloses Hemd, ein Khakihemd ohne Knöpfe, eine Decke, ein Paar Stiefel und Socken. Die Armee zahlte uns den restlichen Sold und gab uns Fahrgeld und Reiseproviant für den Weg



KAFOCA bemüht sich, auch Veteranen in abgelegenen Dörfern zu vertreten

Ein Veteran aus Kenia:
»In Deutschland muss es doch Leute geben, die sich vorstellen können, was wir im Krieg durchgemacht haben«





Jones Kilundo,
im Krieg in Äthiopien,
Madagaskar und
Burma

Samuel Masila,
nach dem Krieg mit
einem Hemd mit
ein paar Socken
abgespeist



nach Hause.« Er lacht: »Wir waren als Ex-Soldaten daran zu erkennen, dass wir gerade mal zehn Cent für einen Tee hatten!« David Mwanja, der Sohn eines Veteranen, ergänzt, dass niemand den Soldaten half, sich wieder in das alltägliche Leben einzugliedern. »Sie mussten irgendwelche Formulare ausfüllen und sich damit bei ihrem Distriktkommissar melden. Der war britischer Verwaltungsbeamter und sollte ihnen weiterhelfen. Aber diese britischen Kommissare waren *Masters* und taten nichts!« »Wir konnten nichts ausrichten«, meint auch Jones Kilundo, der den Krieg als Fahrer eines Generals in Äthiopien, Madagaskar und Burma miterlebte und eine Beinverletzung davontrug. »Wir waren Untertanen der britischen Regierung. Wir konnten nichts verlangen, weil Kenia noch Kolonie war. Wir hatten Angst vor der kolonialen Regierung. Hätten wir uns beschwert, hätten sie uns ins Gefängnis geworfen.« Auch Bildad Kaggia, nach dem Krieg ein engagierter Gewerkschafter, dem der Befreiungskampf zehn Jahre Gefängnis einbrachte, hat die Rückkehr nach Kenia 1945 wie eine Serie von Demütigungen erlebt. Zum Feldwebel in der *British Army* aufgestiegen, musste er nun das Soldbuch des »Vereinigten Königreich« wieder mit dem der Kolonie tauschen und als billige Arbeitskraft dienen. »Ich empfand es als eine unerträgliche Erniedrigung«, schreibt er in seiner Autobiographie, »wieder zu dem niedrigen Sold von früher arbeiten zu müssen.«¹⁸⁵ Seine Rückreise von Europa nach Afrika zog sich über Monate hin. Kaggia reiste von England über Frankreich ins ägyptische Alexandria und von dort nach Qasr-sin und Suez, wo Tausende Soldaten auf ihren Transport nach Ostafrika warteten. Per Schiff und Zug

gelangte Kaggia schließlich über Wadi Halfa, Costi und Juba im Sudan nach Kenia. Auf all diesen Transporten wurden die Heimkehrer »zusammengepfercht wie Vieh«, was Kaggia wütend machte. »Es machte uns klar, dass sich die Briten nach dem Krieg nicht darum scherten, was aus ihren afrikanischen Soldaten wurde. Selbst wenn sie auf ihrem Weg nach Hause umkämen. Ich wurde immer bitterer darüber, wie die Weißen uns behandelten.« Je näher die Afrikaner ihrer lang ersehnten Heimat kamen, desto schlechter wurde die Stimmung. »Fast alle waren entmutigt und enttäuscht. (...) Die Vorfreude auf die Heimkehr war verschwunden, wir waren demoralisiert und am Ende. Diese Reise war schon ermüdend, lang und unbequem gewesen. (...) Dann steckten sie uns in Nairobi in ein Demobilisierungscamp. Die Unterbringung war fürchterlich, das Essen schlecht und das Warten zermürend. Ich hasste inzwischen alles Militärische.«

Als Ende 1945 die letzten *Askaris* mit dem Zug in Nairobi ankamen, schien plötzlich alles anders. Flaggen waren auf dem Bahnsteig aufgezogen, heißer Tee und Kuchen standen bereit. Aber die Afrikaner stellten bestürzt fest, dass die Tische nur für die weißen Kriegsheimkehrer gedeckt waren, nicht für sie.

Die kenianische Regierung war denkbar schlecht auf die Demobilisierung der Soldaten vorbereitet. Die Rückkehrer mussten sich in so genannten Verteilzentren melden. Dort erhielten sie ihren letzten Sold und einen Gutschein über 56 Tagessätze, einzulösen beim Distriktkommissar; außerdem wurden noch ausstehende Familienbeihilfen und eine einmalige Abfindung von vier bis sechs Schilling pro Monat Kriegsdienst für die Veteranen auf Konten bei der Post eingezahlt. Aber weil das bürokratische Verfahren nicht funktionierte, konnten nur wenige diese »Renten« jemals abrufen. Die Kolonialbürokraten planten im Schnitt 350 Schilling pro *Askari* als einmalige Abfindung ein. Europäische Soldaten erhielten neben Abfindungen in Höhe von 10 bis 55 Schilling pro Monat Kriegsdienst einen Kleiderzuschuss, der mit 600 Schilling fast doppelt so hoch war wie die gesamten Zahlungen an einen *Askari*.

Erst als sie protestierten, durften auch die afrikanischen Heimkehrer in Fragebögen ihre Ausbildungs- und Berufswünsche äußern. Einige ausgebildete Handwerker wie Steinmetze, Schreiner und Maurer fanden tatsächlich Arbeit. Die ungelerten Männer und die Armeefahrer gingen leer aus. Ende 1947 hatte das Zentrale Arbeitsvermittlungsbüro in Kenia von 17.120 gemeldeten Ex-Soldaten nur 5.760 vermittelt. Nur sechs Prozent der Veteranen konnten sich beruflich weiterbilden.

Vor allem die ehemaligen Frontsoldaten standen mit leeren Händen da. Sie bekamen keine Arbeit, keine Kredite und auch keine Gewerbeerlaubnis, um zum Beispiel mit dem Ersparten eine Kooperative zu gründen oder ein eigenes Geschäft zu eröffnen. Auch Land blieb den Männern vorenthalten. Nicht einmal in den Reservaten für Schwarze konnten sie Grundstücke erwerben, geschweige denn auf dem fruchtbaren Hochland, das sich die englischen Siedler angeeignet hatten. Afrikanische Bauern, die im Krieg gewesen waren, konnten nur mit großem Arbeitsaufwand ihre kargen Felder wieder fruchtbar machen, während die europäischen Farmer ehemalige italienische Kriegsgefangene als Landarbeiter beschäftigten (1946 waren es noch 1.400) und gute Gewinne mit dem Export von Kaffee, Tee, Zucker und Sisal einstrichen. Vielen *Askaris* blieb aus purer Not nur der Weg zurück in die Armee. 1947 waren 40 Prozent der Neuaufnahmen in die britischen Kolonialtruppen ehemalige Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg.

Manche protestierten gegen ihre systematische Benachteiligung. 1945 schrieb Mwaniki Mugweru in einem Leserbrief an die Zeitung der *Kenya African Union*, der bedeutendsten politischen Organisation der Schwarzen nach dem Zweiten Weltkrieg: »Afrikanische Soldaten haben für ihren königlichen Herrscher viele Schlachten geschlagen und ihr Leben geopfert. (...) Dieser Krieg hat dem Afrikaner die Lektion erteilt, dass alle Menschen auf der Welt gleichberechtigt sind, unabhängig von der Hautfarbe oder Rasse. (...) Doch jetzt zu Hause stehen die Soldaten vor einer äußerst unsicheren Zukunft. Man hat ihnen nahegelegt, sich wieder als billi-

ge Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt anzubieten. Das ist der Dank dafür, dass sie unter Einsatz ihres Lebens das Land verteidigt haben. Dabei hatte seine Exzellenz, der Gouverneur, verkündet, dass dieser Krieg nicht ein Kampf unter den Weißen, sondern ein Krieg gegen die Sklaverei sei. Afrikaner haben also für die Freiheit der gesamten Menschheit gekämpft. Aber sie selbst spüren von dieser Freiheit nichts. (...) Um es offen zu sagen: Man muss an der Dankbarkeit der Weißen in diesem Land zweifeln, wenn man sieht, wie sie die afrikanischen Soldaten behandeln. Sie haben kein Land erhalten, während der Gouverneur neulich weiße Südafrikaner, die in Ostafrika gekämpft haben, ausdrücklich einlud, sich in Kenia niederzulassen – aber Schwarze haben dort zusammen mit den Südafrikanern gekämpft!«

Der Krieg für die Gleichheit der Menschheit sei jetzt zwar beendet, so das Fazit von Mwaniki Mugweru, aber es sei fraglich, ob er den Afrikanern irgendwie genützt habe.¹⁸⁶ Die Kriegsheimkehrer klagten die Briten an, ihre Versprechen schmachlich gebrochen zu haben.

Das ist sogar im regierungsamtlichen »Zwischenbericht zur Demobilisierung der Afrikaner« von 1946 nachzulesen, für den 10.000 ehemalige Soldaten befragt wurden.

Ihre Stimmung wird dort dokumentiert: »Ihr Europäer scheint in zwei Gruppen gespalten zu sein. Auf der einen Seite die Militärs, die uns viele Dinge versprochen haben, und auf der anderen Seite die Zivilisten, die jetzt das Gegenteil behaupten. Bei der Armee haben wir in einem Fragebogen angegeben, welche Arbeit oder Ausbildung wir nach unserer Entlassung gerne aufnehmen würden. Was ist daraus geworden? Plötzlich heißt es: Wo

Die Briten fürchteten, dass die Afrikaner nach dem Krieg ihre politische und soziale Gleichstellung fordern könnten, Karikatur aus *Jambo*, 1945



soll das Geld herkommen? Dabei gab es doch so viel Geld für den Krieg – warum nicht für den Frieden? Wir Ex-Soldaten haben den Ruf, ausdauernd und gut gedient zu haben – warum kann uns die Regierung jetzt nicht mehr brauchen? (...) Wir haben viele Fragen, aber man stopft uns das Maul. Wenn wir unsere Rechte vor Gericht einklagen, heißt es, wir wären überheblich. (...) Wir fordern mehr Krankenhäuser und Schulen. (...) Wir möchten Clubs gründen, in denen wir uns treffen und die wir selbst verwalten können, genauso wie die Veteranen in England.«¹⁸⁷

Im gleichen Bericht steht auch die zynische Antwort der kenianischen Kolonialverwaltung auf die Beschwerden der Ex-Kämpfer: »Es waren nicht nur *Askaris*, die dazu beigetragen haben, den Krieg zu gewinnen. Hinter ihnen standen Zivilisten, die Nahrungsmittel angebaut haben. Im Vergleich standen sich die Soldaten besser.«¹⁸⁸

Anfang 1946 machten einige Veteranen in Nairobi ihrem Ärger Luft, indem sie sich bei Diebstählen, Einbrüchen und Betrügereien das aneigneten, was ihnen auf legalem Weg verweigert wurde. Im Zwischenbericht der Behörden heißt es 1946: »Die Lage in den Eingeborenengebieten war noch nie so ernst wie heute. Keiner sollte denken, dass die Wiedereingliederung reibungslos verläuft und dass sich Ex-Soldaten wieder auf den Status aus der Vorkriegszeit zurückstufen lassen. Sie werden nie mehr dieselben sein.« Die Kolonialregierungen in Ostafrika begegneten dieser angespannten Situation mit einer Doppelstrategie von Integration und Kontrolle. Sie verschafften den gebildeten, einflussreichen Ex-*Askaris*, die zu Sprechern des politischen Protests hätten werden können,

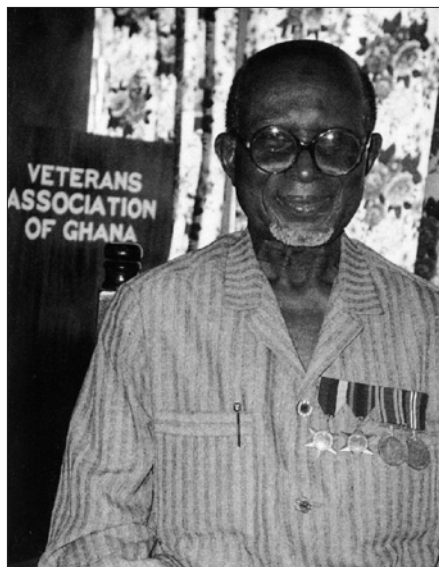
Posten in der zivilen Verwaltung, zum Beispiel als Dorfvorsteher oder bei den militärischen Behörden zur Wiedereingliederung ihrer ehemaligen Kameraden. Diesen Leuten gewährten sie zudem großzügig Lizenzen zur Eröffnung von Geschäften.

Diese politische Strategie ging in Kenia vorläufig auf. Anfang 1947 waren fast alle Ex-*Askaris* ins zivile Leben zurückgekehrt. Größere Unruhen und offener Widerstand waren ausgeblieben. Dennoch wussten auch die Machthaber, dass bei vielen Männern ein bitterer Nachgeschmack und nagende Unzufriedenheit zurückgeblieben waren. Der militärische Sicherheitsdienst überwachte diese Veteranen verschärft, für den Fall, dass sich die unterdrückte Wut doch Bahn brechen würde.

Auch die Veteranen in anderen britischen Kolonien sind Almosenempfänger geblieben, etwa die 250.000 Westafrikaner aus Gambia, Sierra Leone, der Goldküste und aus Nigeria, die in der *Royal West African Frontier Force* (RWAFF) kämpften. »Eigentlich sollten unsere Kinder eine kostenlose Schulbildung erhalten«, erinnert sich der Burmakämpfer aus Gambia, Momadu Jallow, an die Enttäuschungen nach dem Krieg, »aber dieses Versprechen wurde nicht erfüllt.«¹⁸⁹ Außerdem hatte man ihnen Geld versprochen. »Aber es gab nur wenig: ganze 36 Pfund.« Banta Tunkara, der mit 16 Jahren als Analphabet zum Militär ging und es bis zum Artilleriefeldwebel brachte, pflichtet ihm bei: »In Burma waren die Briten und Amerikaner geschlagen, als wir Afrikaner als Kanonenfutter dorthin geschickt wurden. Aber wir haben gekämpft und überlebt und damit viele Leute überrascht und beeindruckt. (...) Heute werden Veteranen, die älter als 65 Jahre sind, zwar kostenlos medizinisch versorgt, aber wir bekommen keine angemessenen Renten. Selbst die, die in der Armee blieben, erhalten nur einen Hungerlohn. Es ist eine Frage der Würde. Denn auch ein sehr alter Mann möchte gerne von Zeit zu Zeit einen Sack Reis für seine Familie kaufen können.«¹⁹⁰

In der Goldküste (heute Ghana) hatte die RWAFF ihr Hauptquartier aufgeschlagen und eine Luftbrücke für

Aziz Brimah:
»Die Kugeln
unterschieden nicht
nach Hautfarben«



den britisch-amerikanischen Nachschub in den Nahen Osten eingerichtet. Nach dem Krieg waren auch die 20.000 Soldaten in der Goldküste frustriert. Aziz Brimah, Spross einer Händlerfamilie in Accra, findet: »Unsere Renten waren lausig. Wir sind ja nicht in den Krieg gezogen, um eine Belohnung zu kassieren. Aber als all die Kameraden in England, in Neuseeland, in Australien alle mögliche Unterstützung bekamen, da meinten wir natürlich, dass sie auch für uns sorgen sollten. Die Kugeln unterschieden nicht nach Hautfarben. Ihre Wirkungen waren immer gleich, ob nun ein britischer Offizier oder ein afrikanischer Soldat getroffen wurde.«¹⁹¹

Am 28. Februar 1948 protestierten Veteranen vor dem Regierungsgebäude in Accra. Victor Nuno vom *Gold Coast Regiment* war dabei: »Die Polizei forderte uns auf, uns zurückzuziehen, aber wir weigerten uns und marschierten weiter. Da schnappte sich ein Polizeioffizier ein Gewehr, entsicherte und schoss. Vor mir fielen zwei Männer tot zu Boden. Wir versuchten, zu fliehen, da schoss er wieder und traf einen weiteren Soldaten. Wir hatten keine Waffen, nicht mal Knüppel oder Stöcke. Die Leute waren empört darüber, wirklich sehr wütend. Wir haben den Offizier nicht erwischt, aber auf dem Weg zurück zum Parlament haben wir jeden Weißen, dem wir begegneten, angehalten, verprügelt und Autos angezündet. Im Zentrum haben wir die Geschäfte von Weißen aufgebrochen und in Brand gesteckt. Ich habe mitgemacht, denn wir waren rasend! Es herrschte eine Stimmung wie mitten in dem irrsinnigen Krieg in Burma.«¹⁹²

Der Aufstand griff auf andere Städte über und dauerte zwei Tage. Erst Kwame Nkrumah, der 1947 aus dem englischen Exil in sein Land zurückgekehrt war und später erster Präsident Ghanas wurde, beruhigte die Massen und versprach, ihnen zu helfen. »Danach wurde ich ein politisch denkender Mensch«, sagt Victor Nuno. Dennoch haben diese Proteste den Veteranen wenig genützt. *The Military Veteran*, die Publikation der ghanaischen Veteranenorganisation, schrieb 1986, die Kriegsheimkehrer seien Analphabeten gewesen, hätten keine Anstellung gefunden und in ihre Dörfer zurück-

kehren müssen. Zu diesem Zeitpunkt hätten sie ihre gesamte Kriegsabfindung schon ausgegeben gehabt.

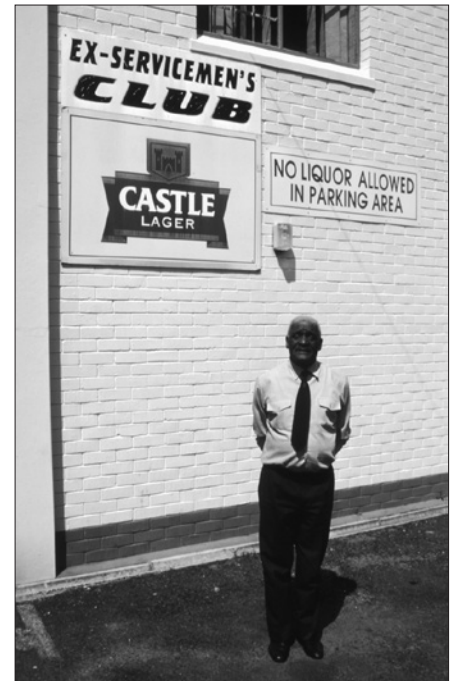
»Bis heute haben viele Veteranen kein Glück gehabt. (...) Die meisten sind immer noch von Spenden religiöser Gemeinschaften oder humanitärer Organisationen abhängig.«¹⁹³

Ein Fahrrad für die *Natives* Demobilisierung in Südafrika

Louis Mallett heißt der unermüdliche Sekretär der *South African Cape Corps Regimental Association*. Er war selbst zu jung, um am Zweiten Weltkrieg teilzunehmen, kümmert sich aber um die Veteranen unter den *Coloureds* in der südafrikanischen Diamantenstadt Kimberley. Ihre Geschichte kennt er ganz genau. Er zählt auf, welche Entlohnung die Heimkehrer damals erhielten: Zugfahrkarten, Gutscheine für Tee und Lebensmittelrationen; Freiwillige durften ihre Uniform behalten sowie die übrige Armeekleidung, ihre Wasserflasche, ihren Becher und ein Laken. Feldweibel durften auch zwei Decken und ihren Rucksack mit nach Hause nehmen. Die Demobilisierungsprämie betrug drei Pfund bar auf die Hand und neun Pfund Kleidergeld. Wer einen Verdienstorden vorweisen konnte, bekam 15 Pfund für neue Kleidung. Und manche bekamen ein Fahrrad, »aber nur die, die eine Arbeit gefunden hatten.« Die farbigen Veteranen, erzählt Louis Mallett, spotten immer noch darüber und auch über die schäbigen 20 Rand (2,60 Euro) Kriegerrente monatlich.¹⁹⁴

Den schwarzen Ex-Soldaten ist dagegen auch heute nicht nach Spott zumute. Sie waren

Paul Stevens,
vor dem
Veteranen-Clubhaus
in Kapstadt





Veteranen im
Township Soweto

noch schlechter dran. Simon Potsane aus dem Township Soweto nahe Johannesburg, im Krieg Fahrer, erinnert sich: »Man hatte uns den Himmel auf Erden versprochen und dass man uns nach unserer Rückkehr behandeln würde wie die Weißen.« Als sie im Krieg waren, hatte ihnen der

südafrikanische Regierungschef wörtlich erklärt: »Kameraden, wenn ihr zurückkommt, ist Südafrika ein anderes Land.« Aber stattdessen hat 1948 die rassistische Nationalpartei die Macht übernommen. »Wir kamen erst recht in den Schlamassel. Es war schlimmer als vorher!«¹⁹⁵

Jack Balori, ebenfalls ehemaliger Fahrer, stimmt ihm zu: »Vor der Schlacht in Tobruk hat Smuts gesagt, die Apartheid gehe zu Ende. Im Krieg seien Schwarze und Weiße gemischt, und in Südafrika werde es genauso sein.« Ironisch lächelnd sagt der alte Mann. »Als ich nach Durban kam, bin ich sofort in eine Bar für Weiße gegangen, und es hieß postwendend: »Nein, nein, du hast hier nichts verloren! Aber andere Gäste wider-

Der südafrikanische
Feldmarschall Smuts
spricht zu schwarzen
Truppen in Nordafrika



sprachen: »Gib' ihm ein Bier! General Smuts hat's ihnen versprochen! Und dieses eine Mal habe ich ein Bier bekommen.«¹⁹⁶

Auch Pios Mpungushe Shange aus Durban erinnert sich, dass General Smuts schwarzen Soldaten »Farmen versprach und dass er für die Schulbildung unserer Kinder sorgen würde. Es war alles eine große Lüge!«¹⁹⁷

Der südafrikanische Historiker Louis Grundlingh bestätigt: »Die so genannten Farbigen erhielten 60 Prozent der Leistungen für Weiße und die Schwarzen nur 40 Prozent. Die Demobilisierungsgelder für die weißen Veteranen übertrafen also bei weitem die mickrigen Zahlungen für die schwarzen Kameraden.« An Weiße verteilte die Regierung auch Land und Kredite für den Bau von Häusern. Schwarze bekamen »wertlose Orden«.¹⁹⁸

Als besonders perfide Strategie empfanden die Veteranen, dass viele »unehrenhaft« entlassen wurden – insgesamt 45 Prozent der schwarzen Soldaten. Sie sollten sich kleiner Vergehen schuldig gemacht haben, wie etwa zu später Rückkehr vom Heimaturlaub; sie wurden als »schlechte Charaktere« bezeichnet oder als »subversiv«. Sie alle wurden ohne einen Penny nach Hause geschickt. Nach Protesten wurden 9.500 Fälle erneut geprüft. Die Hälfte musste revidiert werden.

Bis heute haben die Veteranen unter den Folgen dieser Diskriminierung zu leiden. In der Hafenstadt Durban kümmert sich nun die Tochter eines Ex-Soldaten, Patience Pontso Koloko, um die Invaliden: »Manche sind sehr, sehr krank und niemand hilft ihnen. Sie kamen mit gebrochenen Beinen nach Hause, aber sie bekamen nie Rollstühle. Manche haben Gehörschäden und es fehlt das Geld für Hörgeräte. Diese Männer haben im Krieg viel geleistet. Auch mein Vater war in der Armee, doch nach der Rückkehr bekamen alle nur Almosen. Seitdem stehen sie unter ständigem Stress, weil sie auf Hilfe warten. Und sie warten und warten – bis sie sterben.«¹⁹⁹

»Gleiche Opfer – gleiche Rechte!«

Veteranen verklagen die französische Regierung

»General de Gaulle hat bestätigt, dass wir Afrikaner im Krieg viel gelitten haben. Aber als wir einen höheren Sold forderten, sagte General Georges Catroux, der Kommandant meines Regiments, es reiche, wenn Afrikaner Brot zu essen hätten. Afrikaner verstünden nichts von Geld.«²⁰⁰ Namongo Ouattara aus der Elfenbeinküste empört sich noch heute über diese Arroganz ebenso wie Yoro Ba aus dem Senegal. Der alte Mann zeigt seinen Ausweis, »ausgestellt vom Nationalen Büro der alten Kämpfer und Kriegsofopfer«, Nummer 71.233. Die Höhe der Bezüge ist darin mit 552 Francs und 4 Centimes festgelegt, auszuzahlen zweimal jährlich, am 15. Mai und am 15. November. Das sind 13 Euro im Monat. Yoro Ba bewohnt heute mit seiner Familie ein kleines Lehmhäuschen in einem Armenviertel von Dakar. »Ich habe den Zweiten Weltkrieg mitgemacht, war vier Jahre lang in Frankreich und als Besatzungssoldat in Deutschland. Für all das zahlen sie mir eine Pension, die nicht einmal ausreicht, um eine Woche lang zu frühstücken. Und das bisschen Geld müssen wir uns auch noch persönlich bei der Kasse der französischen Botschaft in Dakar abholen. Nur wer krank ist, kann jemand anderen mit einer Vollmacht dorthin schicken. Die Kasse liegt gleich neben dem Leichenschauhaus des Zentralkrankenhauses.«²⁰¹

Wie in den englischen Kolonien blieben auch in den französischen Hilfszusagen an die Veteranen äußerst fragwürdige Versprechen. Der Historiker Myron Echenberg schreibt: »Posten als *chefs*, frei gehaltene Arbeitsplätze, Landwirtschaftshilfen, Pensionen, Vorschüsse in bar, zinsfreie Kredite, Wohnungssubventionen – die Liste war beeindruckend. Bei genauer Betrachtung zeigt sich aber, dass jeder Zuschuss an Bedingungen geknüpft war. Konkret: Nur einmal wurde ein Hausbauprogramm wirklich realisiert, Vorschüsse in bar wurden in den Kolonien nie gegeben; nur ganz wenige Afrikaner qualifizierten sich für Kredite, die Zuschüsse für den Ackerbau waren minimal und Jobs gab es nur für wenige Ausgebildete. Deshalb waren die Veteranen

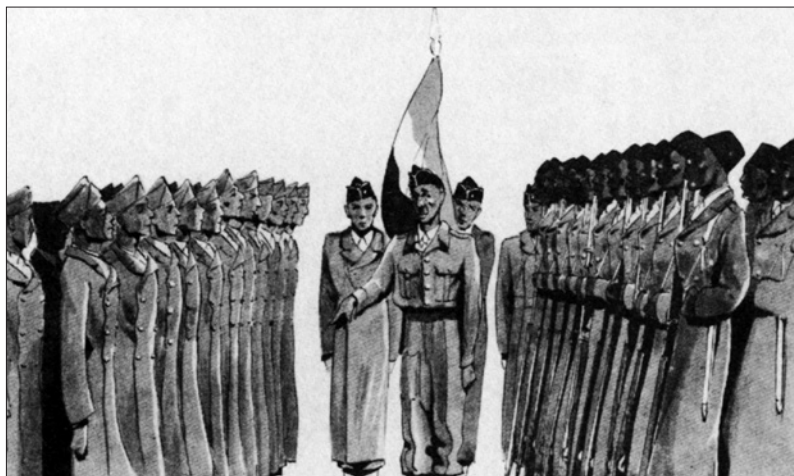
zu Recht unzufrieden.«²⁰² Viele afrikanische Kolonialsoldaten gingen nach dem Krieg völlig leer aus. Denn Pensionsansprüche hatte in den französischen Kolonien nur, wer seine Dienstzeiten, Einsatzorte und Einheiten sowie Art und Dauer seiner Kriegsgefangenschaft mit Dokumenten belegen konnte. Ferner mussten *Tirailleurs* mindestens 60 Jahre alt sein und nachweisen, dass sie mindestens 90 Tage im Fronteinsatz gewesen waren. Diese Bestimmung schloss diejenigen von der Rente aus, die als Hilfsarbeiter, Träger, Köche und Putzkräfte in der Etappe oder in französischen Kasernen gedient hatten. Längst nicht alle *Tirailleurs* konnten die erforderlichen Papiere vorlegen. Die Kolonialbeamten des Vichy-Regimes hatten vor dem Sieg der Alliierten noch zahlreiche Dokumente und Verwaltungsunterlagen vernichtet. Und die Deutschen hatten die Papiere ihrer afrikanischen Gefangenen konfisziert, wie Tuo-Donato aus der Elfenbeinküste erlebt hat: »Ein bössartiger deutscher Offizier in unserem Lager nahm uns alles ab bis auf unsere Hosen, ein Hemd und den alten roten Fez der *Tirailleurs*. Und so wurden wir – nach unserer Entlassung – auch nach Hause geschickt. Alles andere hatte ich verloren. Ich habe auch nie mehr ein neues Soldbuch bekommen, obwohl ich dies fünf Mal bei der zuständigen Stelle im französischen Libourne beantragt habe. Sie schickten mir einfach keine Antwort. Deshalb bekam ich auch nie eine Pension.«²⁰³

Ab 1947 regelte ein Erlass, dass Afrikaner, denen es gelang, die erforderlichen Unterlagen beizubringen, nur halb so viel Rente erhielten wie französische Veteranen. Zwischen 1948 und 1950 registrierte eine Kommission in Afrika 250.000 Veteranen und bearbeitete 60 Prozent ihrer Pensionsanträge. Die restlichen 40 Prozent der Fälle blieben unberücksichtigt. Zwar verabschiedete die Nationalversammlung 1950 das so genannte Gleichheitsgesetz, wonach afrikanische Veteranen nominell gleich hohe Pensionen bezogen wie Franzosen. Aber diese Beträge waren in der seit 1939 in vielen afrikanischen Staaten geltenden Kolonialwährung *Communauté Financière Africaine* (CFA) nur halb so viel wert. Erst 1952 wurden gleiche Renten

eingeführt, und 1954 verfügte die französische Regierung eine Rentenanpassung in CFA, um eine weitere Entwertung zu verhindern. Aber 1959 wurden die Ruhestandsgelder schließlich »eingefroren«, d.h. in Entschädigungszahlungen umgewandelt. Damit waren sie von künftigen Erhöhungen ausgeschlossen und nicht mehr auf die Nachkommen übertragbar.

In den fünfziger Jahren forderten die Bewohner der französischen Kolonien immer lauter ihre Selbstbestimmung, und die Regierung in Paris ersann eine neue Methode des »Teile und Herrsche«: Die afrikanischen Frontkämpfer wurden gegen die Unabhängigkeitsbewegungen ausgespielt. Issa Ougoiba, einer von 25.000 ehemaligen Kolonialsoldaten aus Mali und Sprecher des Veteranenverbandes, erklärt, dass die Franzosen »1959, kurz vor der Unabhängigkeit, noch rasch ein Gesetz verabschiedeten, wonach die afrikanischen Kriegsteilnehmer nicht mehr dieselben Pensionsansprüche haben sollten wie französische Soldaten«. ²⁰⁴ Ausgenommen davon waren nur der Senegal, Gabun, die Zentralafrikanische Republik und der Tschad. Das Dekret vom 26. Dezember 1959 bestimmte, dass die Kriegsrenten nur in »französischen Protektoraten« und »Staaten der Französischen Union« den steigenden Lebenshaltungskosten angepasst werden sollten, also in

Zeichnung
eines französischen
Soldaten



den Ländern, die französische Kolonien blieben. »Alle, die für Frankreich ihr Leben riskiert hatten, wurden so ihres Lohnes beraubt, weil sie nun als Ausländer galten«, kommentierte die französische Zeitung *Le Canard Enchaîné*. Eingefädelt und abgezeichnet wurde dieser Coup von Staatspräsident Charles de Gaulle und Premierminister Michel Debré. »Als Soldaten aus einer Kolonie waren wir vorher schon schlechter behandelt worden als Franzosen«, sagt Issa Ouigoiba. »Wir hatten fast keine Ausbildungschancen, und Frankreich hat kaum etwas für die Entwicklung unseres Landes getan. Nach der Unabhängigkeit wurden wir alten Kämpfer dann vollends fallen gelassen.« ²⁰⁵ Schon 1960 seien deshalb überall in Afrika Vereinigungen afrikanischer Kriegsveteranen entstanden, »vom Senegal über Madagaskar bis auf die Komoren«. All diese Organisationen kämpften dafür, für Afrikaner dieselben Pensionsansprüche wie für Franzosen durchzusetzen. Aber Frankreich habe dies stets »kategorisch abgelehnt«. Issa Ougoiba hat resigniert: »Für die Franzosen sind wir immer noch die kleinen Negersoldaten aus Mali, die sie mit einem läppischen Trinkgeld abspeisen können. Aber im Krieg machten die Kugeln des Feindes keinen Unterschied zwischen Schwarzen und Weißen. Alle starben denselben Tod. Nur zählt das alles heute nicht mehr.« ²⁰⁶

1979 verabschiedete Frankreich unter Präsident Valéry Giscard d'Estaing ein Gesetz, wonach die Pensionen der *Tirailleurs* in den Ländern des ehemaligen Kolonialreiches gesenkt wurden, wobei jetzt auch die vier Länder Senegal, Gabun, der Tschad und die Zentralafrikanische Republik mit einbezogen wurden. Im Jahre 2002 bezogen französische Veteranen daher im Schnitt jährlich 420,10 Euro Rente, Senegalesen mit 174,60 Euro jedoch nur ein Drittel davon und Algerier sogar nur 56,40 Euro, nicht einmal 5 Euro im Monat.

Der Fall Amadou Diop

Einige senegalesische Veteranen wollten die Diskriminierung 1985 nicht länger hinnehmen. 700 der damals noch lebenden 6.000 *Tirailleurs* legten bei der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen ge-

meinsam Beschwerde gegen die ungleichen Renten von afrikanischen und französischen Kriegsteilnehmern ein. Diese Praxis der französischen Regierung verstöße gegen internationale Abkommen, die auch Frankreich unterzeichnet habe. Vier Jahre später, am 3. April 1989, erhielten die *Tirailleurs* vor der UNO-Kommission Recht. Tatsächlich verstieß die französische Regierung unter anderem gegen Artikel 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention, der jede Ungleichbehandlung von Kriegsveteranen »nach ihrer Herkunft« untersagt. Da jedoch weder die UNO-Kommission noch die Europäische Menschenrechtskonvention nationale Gesetze außer Kraft setzen können, nahm Frankreich den Richterspruch gelassen zur Kenntnis und änderte nichts. Unter Berufung auf die UNO-Entscheidung klagte deshalb 1994 der senegalesische Veteran Amadou Diop vor dem Verwaltungsgericht in Paris darauf, dass seine Kriegsrente an das Niveau der Franzosen angepasst werde. Als ihn die erste Instanz abwies, ging er in Revision. Bevor am 7. Juli 1999 endlich ein Urteil zu seinen Gunsten gefällt wurde, starb Amadou Diop im Alter von 79 Jahren.

Die französischen Ministerien für Verteidigung und Finanzen befürchteten nach diesem Präzedenzfall, dass zahlreiche Veteranen Nachzahlungen fordern würden und legten vor dem Kassationsgericht Widerspruch ein. Die Hauptargumente der Regierung vor dem obersten französischen Gericht lauteten, die *Tirailleurs* hätten keine französische Staatsbürgerschaft und in Afrika seien die Lebenshaltungskosten niedriger als in Frankreich. Dagegen argumentierten die Anwälte der Veteranen, zum Beispiel Oumar Ngalla N'diaye, die Franzosen müssten den *Tirailleurs* eigentlich mehr statt weniger zahlen, weil sie arm seien und Frankreich nicht auch noch davon profitieren dürfe.²⁰⁷ Außerdem bezögen andere Kriegsveteranen ohne französische Staatsbürgerschaft die gleichen Pensionen wie Franzosen, zum Beispiel Deutsche und Italiener, die im französischen Widerstand gekämpft hatten. Am 30. November 2001 sprach auch das Kassationsgericht Amadou Diop posthum dieselben Pensionsansprüche wie einem franzö-

sischen Staatsbürger zu. Im ersten Jahr nach dieser Entscheidung klagten mehr als 300 afrikanische Veteranen mit Verweis auf den Fall Diop in Frankreich ihre Renten ein. Der Nationalrat für die Rechte der alten Kämpfer und Militärs aus Übersee, eine Vereinigung französischer Veteranen, unterstützte ihre Forderungen.

Bereits 1999 hatte diese Organisation ein Weißbuch veröffentlicht, in dem es hieß: »Die Bestbezahlten unter unseren vergessenen Waffenbrüdern beziehen heute 5 Francs am Tag, die Unglücklichsten gerade 20 Centimes. Andere werden bislang völlig ignoriert. (...) Wie ist zu erklären, dass Frankreich, ehemals Vorkämpferin der Menschen- und Bürgerrechte, ihnen hartnäckig und inzwischen schon bösartig ihr Recht verweigert?«²⁰⁸ Die Veteranenverbände machten so viel Druck, dass selbst der französische Präsident Jacques Chirac im März 2002 im Wahlkampf die Kriegsrenten für Afrikaner als »ungerecht« bezeichnete. Nach der Wahl erhöhte seine Regierung die Pensionen der afrikanischen Veteranen um 20 Prozent. Damit waren sie den französischen »Waffenbrüdern« aber noch lange nicht gleichgestellt. Ein Rechtsanwalt der Veteranen kommentierte: »Offenkundig geht der französische Staat davon aus, die alten Kämpfer aus Übersee so lange in juristische Verfahren verwickeln zu können, bis sie einer nach dem anderen gestorben sind.«²⁰⁹

In Bafou, einem Dorf im Westen Kameruns, streift seit Jahr und Tag ein alter, obdachloser Mann in zerlumpten Kleidern durch die Gassen. Fragt man ihn nach seinem Namen, antwortet er: »Nennt mich *Mitrailais*, den MG-Schützen!« Wohin er auch geht, stets schleppt der Alte ein paar verrottete Gegenstände mit sich herum. Er hat sie mit einer Schnur zusammengebunden und um seine Hüften geschlungen: einen Topf, der wie ein Helm aussieht, ein Stück Holz, das die Form einer Pistole hat, ein Kistchen, das Munition enthalten könnte, und einen dicken Ast, an dem er so lange herumgeschnitzt hat, bis er aussah wie ein Maschinengewehr. »Nennt mich *Mitrailais*!«

Nie ist der Alte ohne Mütze unterwegs. Mal trägt er ein Barett, dann wieder einen Fez, nur rot müssen sie

sein, so wie die Kopfbedeckungen der *Tirailleurs*. Sein khakifarbenes Hemd hängt ihm in Fetzen am Leib herunter, und doch prangt an seiner Brust stets ein glänzender Orden: »Verliehen für seine Verdienste um das Freie Frankreich.« Es war 1940, als die Franzosen auch nach Bafou kamen, um Soldaten für den Krieg zu rekrutieren. Als der damals junge Mann fünf Jahre später aus Europa zurückkehrte, brachte er nur diesen Orden mit. Sonst nichts. Er besaß kein Geld, hatte keine Papiere, um eine Unterstützung oder Rente zu beantragen, und seine Familie war verschollen. So landete er auf der Straße. Keine Behörde hat sich je um ihn gekümmert, kein Veteranenverband sich je für ihn eingesetzt. Er wurde zum Gespött der Leute und verlor darüber den Verstand. Und wenn er nicht gestorben ist, dann läuft er noch heute durch die Gassen von Bafou, pfeift vor sich hin, summt Soldatenlieder oder fordert im Kommando-ton: »Nennt mich *Mitrailleurs!*«

Veteranen und Befreiungsbewegungen

»Zwischen Granaten und Kugeln waren die europäischen Kameraden uns gegenüber weder hochmütig noch überheblich. Wir teilten den gleichen Tee, das gleiche Wasser und die gleichen Witze. Rassistische Beleidigungen wie »Nigger« oder »Affen« hörten wir kaum. In der weißen Hitze der Schlachten schmolz dies alles dahin. Übrig blieb nur, was uns gemeinsam war, unsere Menschlichkeit und unser Schicksal – Tod oder Leben.«²¹⁰ Wie viele Afrikaner erlebte auch Waruhiu Itote aus Kenia im Zweiten Weltkrieg, dass er, der Kolonialisierte, den Soldaten aus Europa ebenbürtig war und dass sie ihn im Schützengraben als gleichwertig anerkannten. Als aber die Siegermächte nach dem Krieg den kolonialen Status quo fortschrieben, schloss sich Waruhiu Itote der Befreiungsbewegung in Kenia an und stieg während des Befreiungskampfes in den fünfziger Jahren unter dem Namen »General China« zum Anführer auf.

Der senegalesische Veteran Ousmane Sembène, heute ein bekannter Schriftsteller und Filmemacher, beschreibt seine Empfindungen gegenüber den euro-

päischen Soldaten so: »Im Krieg haben wir diejenigen, die uns gestern noch kolonialisiert hatten, nackt gesehen. Wir haben Seite an Seite mit ihnen gekämpft, Hunger und Durst gemeinsam erlitten und über denselben Schmerz geweint. Danach war klar: Es gibt eigentlich keinerlei Unterschiede zwischen uns. Aber: Die Franzosen haben sich eher mit feindlichen deutschen Soldaten angefreundet als mit uns, ihren schwarzen Kameraden. Das hat uns verbittert. Diese Erfahrungen haben vieles verändert.«²¹¹ Sembène war empört darüber, dass er sein Leben riskierte und dennoch als Mensch zweiter Klasse behandelt wurde. Auch er wurde zu einem Vorkämpfer für die Unabhängigkeit in seinem Land.

Solche Erfahrungen haben das Bewusstsein der afrikanischen Soldaten, ihre Sicht auf die Politik und vor allem auf ihre Unterdrücker, verändert. »Während des Krieges kamen Afrikaner mit Menschen aus allen Teilen der Erde in Kontakt«, schreibt der Befreiungskämpfer Ndabaningi Sithole aus Simbabwe, »die Afrikaner sahen, wie sich die angeblich zivilisierten, friedlichen und ordentlichen Weißen gegenseitig gnadenlos abschlachteten, ganz so, wie es ihre eigenen angeblich barbarischen Vorfahren in ihren »Stammeskriegen« getan hatten. Die Afrikaner konnten keine Unterschiede zwischen dem »primitiven« und »zivilisierten« Menschen erkennen. Sie durchschauten, dass sich die Europäer nur anmaßten, die Afrikaner als »Wilde« zu bezeichnen.«²¹² Der kenianische Historiker Ali Mazrui analysiert: »Afrikaner waren bislang mit Teufeln, Affen und Kindern gleichgesetzt worden. Im Krieg wurde ihr Image auf ein menschliches Maß gebracht und damit aufgewertet. Auch das Image der weißen Männer wurde zurechtgerückt: Ihr Image wurde abgewertet, da sie nicht länger als Supermänner, Engel und Götter erschienen.«²¹³

Diese Entmystifizierung bedrohte die Macht der Kolonialisten. Das war ihnen durchaus bewusst, wie der kenianische Historiker O.J.E. Shiroya schreibt. Das überlegene Bild, das die Europäer von sich verbreitet hatten, sei eine starke Waffe in ihrer Hand gewesen, »eine mächtige Kraft, mit der sie die afrikanische Seele bezwungen hatten. Die europäischen Herren hatten

Ousmane Sembène, senegalesischer Schriftsteller und Filmemacher, kämpfte für das Freie Frankreich und war als Besatzungssoldat in den letzten Kriegsmonaten in Süddeutschland stationiert



eine Art psychologischen Krieg gegen die Afrikaner geführt und gewonnen; dieses Image der Überlegenheit war durch die Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg zerstört worden. Darum hatten die Europäer richtiger- und verständlicherweise das Gefühl, Macht verloren zu haben, während die Afrikaner spürten, dass sie ein wenig davon gewonnen hatten.«²¹⁴

Historiker wie der Kenianer Shiroya haben die Rolle der Veteranen in den nationalen afrikanischen Bewegungen untersucht. Sie haben die These aufgestellt, dass die Kolonialsoldaten aufgrund ihrer Kriegserfahrungen eine wichtige Funktion in den antikolonialen Befreiungskämpfen hatten. So schreibt der Westafrikaner Joseph Ki-Zerbo in seiner *Geschichte Schwarzafrikas*: »In der rohen Verachtung, mit der Hitler die anderen Weißen und die Schwarzen betrachtete, entdeckten die Schwarzen auf einmal ihren eigenen Wert. Gleichzeitig erreichten sie die Statur und den Status von Rittern; hier zeigte sich der wahre Unterschied zwischen den Menschen: in der menschlichen Würde. Die afrikanischen Soldaten waren die Begründer der afrikanischen Emanzipation. Diejenigen, die der Sturm verschlungen hat, ebenso wie die, die ihm verstümmelt oder unversehrt entkamen. Manche von ihnen spielten eine aktive Rolle in den fortschrittlichsten politischen Bewegungen ihres Landes.«²¹⁵

Andere Ex-Soldaten waren nach dem Krieg weiterhin für die Kolonialherren tätig. Sie halfen als Soldaten und Polizeikräfte aktiv mit, antikoloniale Aufstände im eigenen Land und in anderen Kolonien zu bekämpfen und ließen sich gegen streikende Arbeiter, revoltierende Kleinbauern und kommunistische Guerillas einsetzen. So haben zum Beispiel ostafrikanische Kolonialtruppen zwischen 1952 und 1956 in Kenia den Aufstand gegen den Landraub durch die weißen Siedler niedergeschlagen und 1953 die Befreiungsbewegung in Malaya (heute: Malaysia) bekämpft. Der Zweite Weltkrieg hat also durchaus das politische Bewusstsein mancher Veteranen geprägt, aber für die meisten stand die persönliche Existenzsicherung im Vordergrund: der Arbeitsplatz, weitere berufliche Perspektiven, Beförderung,

Lohn, Bildung und Sozialfürsorge. Das galt auch für die große Mehrheit der französischen Kolonialtruppen, wie die Historikerin Brigitte Reinwald schreibt: »Obwohl auch in den westafrikanischen Territorien nach dem Zweiten Weltkrieg eine allgemeine politische Radikalisierung einsetzte, die sich in überregionalen Streikbewegungen und anderen öffentlichen Manifestationen politischen und sozialen Protestes artikuliert (...), ließe sich für die Gruppe der Veteranen die Heterogenität ins Feld führen, innerhalb derer der Zugang zu materiellen Ressourcen, sozialen Aufstiegsmöglichkeiten und Prestige abgestuft und hierarchisiert war und wodurch in der Folge übergreifende Solidarisierungsprozesse verhindert worden sind.«²¹⁶ Der südafrikanische Historiker Louis Grundlingh schreibt, es sei »schwierig, wenn nicht gar unmöglich, herzuleiten, wie viele Soldaten aufgrund ihrer Kriegserfahrungen politisch bewusst und sogar aktiv wurden«.

Zwischen den südafrikanischen Soldaten zum Beispiel, so Grundlingh, konnte sich wegen der harten Kontrollen und der Repression keine anhaltende Solidarität herausbilden. Sie seien stets in der Minderheit und in untergeordneten Positionen geblieben. Nach dem Krieg habe man sie schnell wieder ins Apartheidsystem gezwungen; sie blieben mittellos und ohne Schulbildung. Ihre Selbstorganisationen waren unpolitisch und konzentrierten sich lediglich auf soziale Verbesserungen. Wesentlich radikaler als die schwarzen Kriegsheimkehrer waren in Südafrika die schwarzen Arbeiter. Sie hatten zwischen 1939 und 1948 in über 200 Streiks um höhere Löhne gerungen.²¹⁷

In der Nachkriegsgesellschaft Kenias sieht Timothy Parsons den Einfluss der Veteranen weniger auf der politischen als auf der ökonomischen und sozialen Ebene. Typisch sei die Aussage eines *Askari*: »Hundert von uns haben an diesem Krieg teilgenommen. Sie haben mit den Alliierten gekämpft, um einen Feind zu besiegen, der die Freiheit der Welt zerstören wollte. Die Afrikaner warten auf die Freiheit, für die sie gekämpft haben. Aber dieses neue Leben können wir natürlich nicht ohne Geld erreichen, nicht ohne festen Lohn und



Joseph Ki-Zerbo verfasste in den sechziger Jahren die erste Geschichte seines Kontinents aus afrikanischer Sicht

eine Anstellung. Unser Kampf wird nutzlos sein, wenn unsere Leute nach dem Krieg aus der Armee entlassen werden, in ihre Dörfer zurückkehren und dort untätigherumsitzen, ohne Arbeitsplatz.«²¹⁸ So vermischte sich das neue Selbstbewusstsein mit dem Anspruch auf materielle Gleichbehandlung und dem Widerstand gegen koloniale Strukturen, wie Bildad Kaggia, der spätere Befreiungskämpfer aus Kenia, in seinen Lebenserinnerungen schreibt: »Wir konnten nicht länger akzeptieren und glauben, dass ein Weißer etwas Besseres sei als ein Afrikaner. Aus diesem alles durchdringenden Gefühl heraus entstanden die Organisationen der Ex-Soldaten. Diese jungen Männer konnten die repressiven Methoden der Regierung in den Reservaten nicht länger ertragen. (...) Sie opponierten offen gegen *chiefs*, die nichts anderes waren als Marionetten der Weißen.«²¹⁹ Die Kolonialmacht war sich dieser Opposition bewusst und fürchtete eine Radikalisierung vor allem derjenigen, die vor dem Krieg als kleine Gewerbetreibende mehr schlecht als recht überlebt, während des Krieges aber als »Spezialisten« in der Armee vergleichsweise gut verdient hatten. In Kenia zählten die Behörden etwa 30.000 Männer zu dieser Gruppe. Dass sie gemeinsame Ziele hatten, stellten die Männer erst nach dem Krieg fest, denn die Armee hatte sie nach Bevölkerungsgruppen, Ausbildung, Einsatzgebieten und militärischen Dienstgraden getrennt. Nach dem Krieg aber wollten sie alle nicht mehr als billige Knechte aufs Land zurückkehren; der Kolonialstaat hatte ihnen nichts zu bieten.

Trotz ihrer Unzufriedenheit wussten die meisten Ex-Soldaten sich kaum politisch zu artikulieren. Sie fielen eher dadurch auf, dass sie sich von der übrigen Bevölkerung abgrenzten und sich den Zivilisten gegenüber überlegen fühlten. Für die Kolonialmacht gefährlich war ihre Aufmüpfigkeit. So weigerten sie sich zum Beispiel, bei Zugfahrten Fahrkarten zu lösen und zeigten keinen Respekt vor der Polizei. Vor allem aber verweigerten sie den traditionellen *chiefs* den Gehorsam. Als lokale Agenten der Briten waren die *chiefs* tragende Säulen im britischen Konzept der »indirekten Herrschaft«. Sie hatten Deserteure denunziert; sie hatten ihre »Untertanen«

an die Front geschickt und zum Durchhalten aufgefordert; sie hatten den Sold der Soldaten zu Hause verwaltet. Ein *Askari* aus Malawi kritisierte die *chiefs*, weil ihre traditionelle Herrschaft kaum geeignet sei, »unser Land nach vorne zu bringen«.²²⁰ Der Angriff auf die Dorfvorsteher war ein politischer Akt, ohne dass die Veteranen ihn als Teil des antikolonialen Befreiungskampfes ansahen. Die Kolonialmacht reagierte darauf, indem sie die Ex-Soldaten in ihr Herrschaftssystem einband und ihnen selbst Posten als *chiefs* in den Dörfern übertrug.

Der »Krieg ist ein Gleichmacher«, schreibt der südafrikanische Historiker Louis Grundlingh. Die Nähe und gegenseitige Hilfe von Soldaten unterschiedlicher Hautfarbe und Herkunft hätten nicht nur das hierarchische Verhältnis zwischen Herr und Diener aufgeweicht, sondern auch die Spaltung der Kolonialisierten untereinander.²²¹ So wundert sich zum Beispiel Bildad Kaggia, der als Soldat in Ägypten stationiert war, über »die große Zahl von Menschen, die dort auf der Straße leben und betteln«, galten doch die Araber in der kolonialen Hierarchie Ostafrikas als den Afrikanern überlegen. Aber in Ismailiya »rollten sie nachts ihre Matten aus und schliefen auf den Bürgersteigen oder in Parks. Sie folgten einem und ließen nicht eher ab, bis man ihnen etwas gegeben hatte. (...) Dann waren sie sehr nett. Wenn man sich aber weigerte, wurde man wüst beschimpft – als »Hund« oder als »Jude«. (...) Zu afrikanischen Soldaten sagten sie: »Afrikaner sind gut, Engländer sind nicht gut«, zu Weißen: »Engländer sind gut – Araber und Engländer sind gleich.«²²² Bildad Kaggias festgefügtes Bild vom angeblich unterschiedlichen Wert der Menschen aus verschiedenen Weltregionen geriet auch durch die Begegnung mit afroamerikanischen Soldaten ins Wanken. »Man hatte uns immer gesagt, dass Afrikaner nicht befördert werden könnten. (...) Nun trauten wir unseren Augen kaum, als wir einen Schwarzen mit drei Sternen auf der Schulterklappe sahen. Und weil er Hauptmann war, lebte und aß er auch in der Offiziersmesse.« Kaggia diskutierte mit dem US-amerikanischen Arzt, der sich über den niedrigen Sold der afrikanischen Soldaten empörte. In diesen Gesprächen sei er sich der Rassen-

schränken erst richtig bewusst geworden, schreibt der Kenianer: »Die Diskussionen mit ihm machten großen Eindruck auf mich. Damals erwachte mein politisches Bewusstsein.«²²³

In seinem Heimatland Kenia versuchte die britische Kolonialverwaltung, afroamerikanische Soldaten, die dort Zwischenstation machten, von den Einheimischen fern zu halten. Ohne Erfolg. *Askaris* erzählen, dass »die schwarzen Brüder aus den USA« sie aufgefordert hätten, eine faire Behandlung zu verlangen. Außerdem kursierten Gerüchte, dass Afroamerikaner Deserteuren zur Flucht in die USA verhelfen oder dass gar paramilitärische afroamerikanische Einheiten die Kolonie von der britischen Fremdherrschaft befreien würden.

Auch der Einsatz von afrikanischen Soldaten in Südostasien brachte festgefügte Vorstellungen ins Wanken. Etwa über die Stellung der Inder, die, wenn sie in Ostafrika lebten, als Händler meist zu den Privilegierten zählten. Als nun west- und ostafrikanische Soldaten 1944 in Indien ankamen – um von dort weiter in die Kämpfe nach Burma geschickt zu werden – sahen sie die Armut auf den Kais von Bombay und in der City von Madras. Auch hörten sie die Vorurteile der Inder, die Afrikaner für »Kannibalen mit Schwänzen« hielten – eine Legende, die die britischen Behördenvertreter bewusst schürten, um die Japaner abzuschrecken.

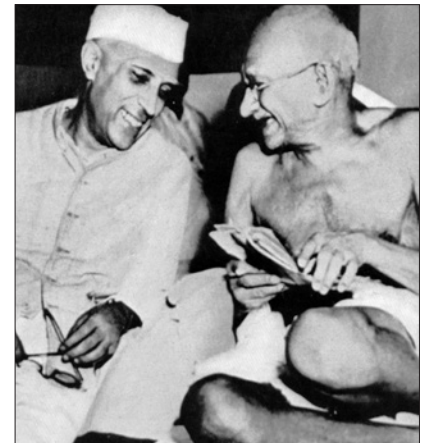
Den afrikanischen Soldaten fiel auch auf, dass Indien eine höhere Entwicklungsstufe erreicht hatte war als ihre Heimatländer. Die gute Infrastruktur, die Eisenbahnlinien, die wachsenden Städte und die eigenständige Industrie hinterließen bleibende Eindrücke und animierten sie, ähnliche Pläne für ihre Länder zu entwerfen. Soldaten von der Goldküste berichteten: »Als wir nach Madras fuhren, sahen wir so viele Bahnhöfe! In Accra gab es damals nur einen einzigen. (...) Was wir in Indien sahen, brachte uns dazu, über die Entwicklung unserer eigenen Stadt zu diskutieren. Die Inder kümmerten sich auch um ihre Dörfer, sorgten für die Ausbildung ihrer Leute und hatten ausgezeichnet asphaltierte Straßen.«²²⁴ Die Afrikaner hörten auch von der indischen Unabhängigkeitsbewegung und von Ma-

hatma Gandhi, der von den Briten als Gegenleistung für die Teilnahme indischer Soldaten am Krieg das Selbstbestimmungsrecht gefordert hatte. Einige Afrikaner haben den »Jesus von Indien« sogar persönlich erlebt, wie zum Beispiel Aziz Brimah von der Goldküste: »Gandhi trug seinen üblichen Lendenschurz, seine Brille und einen Stock. Er sagte, wir seien gekommen, um im Krieg zu kämpfen. (...) Wir sollten aber nach unserer Rückkehr für die Unabhängigkeit in unseren Ländern kämpfen. Wir haben damals nicht viel darüber nachgedacht, aber wir haben seine Worte im Gedächtnis behalten.«²²⁵

Als Indien 1947 tatsächlich seine Unabhängigkeit erkämpfte, stieß dies auch in Afrika auf große Resonanz. Ein Veteran von der Goldküste meint: »Wir, die wir immerhin in Indien gewesen waren und Erfahrungen aus erster Hand gemacht hatten, sahen keinen Grund, warum Indien die Unabhängigkeit erhalten sollte, aber die afrikanischen Kolonien nicht. (...) Dieses politische Erwachen war der Anfang unserer Bewegung. Die jungen Anführer verstanden das und gewannen die Ex-Soldaten für ihre Sache, so dass sie mit ihnen agitierten.«²²⁶ Tatsächlich spielten die Veteranen in Ghana eine bedeutendere Rolle in der antikolonialen Bewegung als anderswo, wie Adrienne Israel festgestellt hat: »Auch wenn nur wenige Veteranen persönlich militante Nationalisten wurden, so forderten die jungen Heimkehrer nach dem Krieg mehr als andere Zugeständnisse und Belohnungen von der Kolonialverwaltung. Und als ihre Erwartungen unerfüllt blieben, trugen sie zweifellos dazu bei, dass die Bewegung gegen die britische Herrschaft stärker wurde.«²²⁷

In der Goldküste kochte 1948 die Stimmung über. Es kam es zu einem ausgedehnten Boykott europäischer Geschäfte und zu Tumulten in den größeren Städten. Ghana errang

Mahatma Gandhi
und
Jawaharlal Nehru



1957 die Unabhängigkeit von Großbritannien. In anderen afrikanischen Ländern unter britischer Herrschaft waren Veteranen eher vereinzelt in den neuen politischen Bewegungen zu finden. In Kenia waren es Pau Ngei, Bildad Kaggia und Waruhiu Itote, die an prominenter Stelle am Befreiungskampf beteiligt waren. In Uganda gründete der ehemalige Oberfeldwebel Robert Kakembo nach dem Krieg eine Handelskooperative, die 5.000 Veteranen beschäftigte und schließlich von der britischen Kolonialverwaltung Briten verboten wurde. Kakembo schrieb ein Buch über seine Kriegserfahrungen, das ebenfalls zensiert wurde.

In Südafrika wurde Potlako Leballo, der während des Krieges eine Meuterei gegen die Rassendiskriminierung angeführt hatte, Sekretär des *Panafrican Congress* (PAC); sein Landsmann Frank Sexwale wurde im *African National Congress* (ANC) aktiv. Herman Toivo Ja Toivo aus Südwestafrika wurde zum »Vater des Unabhängigkeitskampfes in Namibia«. Er war Mitbegründer der

namibischen Befreiungsbewegung, der *South West African People's Organisation* (S.W.A.P.O.) und saß in der Nachkriegszeit 16 Jahre im Gefängnis.

Auch die afrikanischen Nationalisten, die es geschafft hatten, während des Krieges an Universitäten in den USA und in Großbritannien zu studieren, hofften auf eine nahe Unabhängigkeit. Unter den Studenten waren viele junge Männer, die später hohe Ämter in ihren Ländern übernehmen sollten, zum Beispiel Hastings Banda aus Njassaland (studierte während des Krieges Medizin in England), Kwame Nkrumah aus der Goldküste (studierte in den USA und England Wirtschaftswissenschaften, Soziologie und Theologie), Jomo Kenyatta aus Kenia (studierte Anthropologie an der *London School of Economics*) und Obafemi Awolowo aus Nigeria (arbeitete in seinem Land als Stenograph, Reporter und Angestellter einer Spedition, erwarb seinen Studienabschluss als Anwalt durch Abendstudien, bevor er nach London ging). Sie alle hatten verfolgt, wie der Mythos vom unbesiegbaren britischen Empire mit der japanischen Eroberung Südostasiens ins Wanken geriet. Sie hatten die Atlantikcharta diskutiert, die Winston Churchill und Franklin D. Roosevelt im August 1941 unterzeichnet hatten. Artikel drei versprach das »Recht aller Völker, ihre Regierung zu wählen, unter der sie leben wollen«. Das hatte Churchill allerdings nicht davon abgehalten, seinem Parlament zu erläutern, dieses Selbstbestimmungsrecht der Völker gelte nicht für die Kolonien, sondern nur für Europa. Die afrikanischen Intellektuellen in Europa und den USA hielten dagegen. Sie hatten sich mit Sozialismus und der *Black Renaissance* in den USA und der Karibik auseinandergesetzt. Daraus hatten sie die Idee des Panafrikanismus entwickelt und zahlreiche Konferenzen dazu abgehalten. Aber erst der letzte Kongress im Oktober 1945 in Manchester begründete eine politische Bewegung. 90 Delegierte aus Afrika, von den westindischen Inseln und aus England trafen zusammen, unter ihnen Hastings Banda, Obafemi Awolowo, Jomo Kenyatta und Kwame Nkrumah. In der Abschlusserklärung hieß es: »Wir glauben an das Recht aller Menschen, sich selbst zu regieren.

Jomo Kenyatta feiert den Sieg seiner Partei bei den Wahlen zur Unabhängigkeit 1963. Er hatte den Krieg in England verbracht, war nach seiner Rückkehr von 1952 bis 1959 in Haft und wurde 1963 Staatspräsident Kenias



(...) Alle Kolonien müssen von imperialistischer Kontrolle politisch und ökonomisch frei sein. (...) Wir fordern die Bewohner der Kolonien auf, sich für diese Ziele mit allen Mitteln einzusetzen. Der Kampf der kolonisierten und unterdrückten Völker um die politische Macht ist der erste Schritt und eine notwendige Voraussetzung auf dem Weg zu vollständiger sozialer, ökonomischer und politischer Emanzipation.«

Die Kolonialmächte versuchten, diese Freiheitsbestrebungen mit politischen und wirtschaftlichen Zugeständnissen auszuhebeln. Der britische Historiker David Killingray schreibt: »Die ausgebildete Elite wurde als Partner im kolonialen Staat gewonnen; die traditionellen Regenten wurden entmachtet und bestehende Autoritäten (...) schrittweise abgebaut.«²²⁸ Ohne Erfolg. Die bescheidenen Verbesserungen erzeugten nur Forderungen nach weiter reichenden Reformen. Die gebildete Elite wollte einen größeren Anteil an der Macht. Die städtische Bevölkerung unterstützte sie. Viele Bewohner in den Metropolen waren erwerbslos oder unterbeschäftigt. Farmer kritisierten die festgelegten Rohstoffpreise, und Kleinbauern protestierten, weil weiße Siedler sie von ihrem Land vertrieben. Auch die Ex-Soldaten gehörten zu den Unzufriedenen. Sie fühlten sich verraten, gedemütigt und mit einem Taschengeld abgespeist. »Das Wertvollste, das sie ihren Brüdern in Zivil mitbrachten, waren die Ideen, die sie während des Kriegsdienstes erworben hatten. (...) Nach der Rückkehr ins zivile Leben hatten sie ihren Freunden und Verwandten viel zu erzählen. Die Diskussionen drehten sich um militärische Operationen, fremde Länder, die sie besucht, und Leute, die sie kennen gelernt hatten. Aber das populärste Thema war ihre Beziehung zu den Europäern, die ihnen nach dem Krieg in einem neuen Licht erschien.«²²⁹

Vehementer als die afrikanischen Kolonialsoldaten in britischen Diensten hatten die *Tirailleurs* aus den französischen Kolonien gegen Ende des Krieges und in den Übergangslagern gegen ungerechte Behandlung, miserable Bedingungen, lange Wartezeiten und die Diskriminierungen durch ihre französischen Vorge-

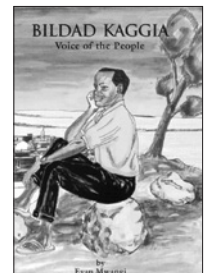
setzten protestiert. Sie hatten Befehle verweigert und Aufstände initiiert. Das Massaker im Kriegsheimkehrerlager von Thiaroye hatte ganz Westafrika aufgerüttelt. Die Kunde von der Niederschlagung des Soldatenaufstandes verbreitete sich wie ein Lauffeuer in den Dörfern. Monatelang war von nichts anderem die Rede. »Die Reaktion war immer die gleiche: Schock und Empörung über einen brutalen Akt der Unterdrückung gegen Soldaten, deren Verbrechen nichts anderes war, als das ihnen zustehende Geld zu verlangen.«²³⁰ Thiaroye wurde zum Symbol für die Gewalt und die Willkür der Kolonialmacht und die Widersprüche zwischen ihren Worten und Taten. Frankreich versuchte, den Unmut und die Freiheitsbestrebungen der Kriegsheimkehrer durch kleinere Wahlrechtsreformen zu beschwichtigen. Man erlaubte ein paar zusätzlichen afrikanischen Abgeordneten, in der Nationalversammlung in Paris mitzudebattieren; in einigen Ländern ließen die Franzosen Gewerkschaften und Zeitungen von und für Afrikaner zu. Für Kandé Kamra, Veteran aus Guinea, war dies eine Folge des Zweiten Weltkrieges: »Hätten wir nicht in den Kriegen des Westens gekämpft, wären wir nicht in Übersee gewesen und hätten wir nicht gezeigt, dass auch wir Menschenwürde besitzen, hätten wir Schwarze auch weiterhin nichts gegolten.«²³¹

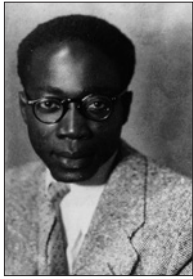
Auf der Afrikanisch-Französischen Konferenz von Brazzaville 1944 wurde die Kolonialpolitik der Nachkriegszeit festgelegt, und 1946 fasste Frankreich seine Kolonien in einem neuen Staatenbund zur »Französischen Union« zusammen. Aber anders als viele Afrikaner erhofft hatten, erhielten sie kein Selbstbestimmungsrecht. Als »Partner« sollten sie nur beschränkte Mitbestimmungsrechte erhalten. Erst langfristig war für alle Afrikaner die französische Staatsbürgerschaft und damit auch ein gewisser Einfluss auf die französische Politik vorgesehen. Tatsächlich währte sich Frankreich in »unauflöslicher Einheit« mit seinen Kolonien verbunden und behielt auch seinen »rassistisch motivierten Paternalismus« bei, wie die Historikerin Brigitte Reinwald schreibt.²³² Allerdings erhielten die Veteranen ein Privileg, das bislang der kleinen assimilierten Elite vorbehalten



Kwame Nkrumah wurde 1957 Präsident des unabhängigen Ghana

Bildad Kaggia war Soldat des Empires, kenianischer Befreiungskämpfer, und schrieb ein Buch über diese Erfahrungen





Léopold Senghor, in den dreißiger Jahren Dichter der Négritude, im Zweiten Weltkrieg französischer Kolonialsoldat, von 1960 bis 1980 Präsident des Senegal

Erste demokratische Wahlen in der Goldküste. Accra, Juni 1954

ten war: das Wahlrecht. Damit durften 1946 gerade mal sieben Prozent der westafrikanischen Bevölkerung die französische Nationalversammlung in Paris mitwählen, was sie jedoch weder automatisch zu ergebenden Untertanen, noch zu Befreiungskämpfern machte. Ihre Rolle blieb ambivalent.

Myron Echenberg schreibt in seiner sozialhistorischen Untersuchung über Kolonialsoldaten: »Obwohl die Veteranen wussten, dass man sie für ihre Opfer niemals adäquat entschädigen würde, waren nur wenige bereit, zum antifranzösischen Nationalismus überzulaufen. (...) Die meisten kehrten in ihre Dörfer zurück, in die Arme von Familie und Verwandtschaft. Zweifellos waren viele enttäuscht, dass sie so wenig finanziellen Gewinn zeigen konnten. Andererseits waren sie froh, noch am Leben zu sein.«²³³ Eine maßgebliche Minderheit habe sich jedoch politisch engagiert, zumal sie als potentielle Wähler sowohl von der Kolonialmacht als auch von oppositionellen afrikanischen Parteien umworben wurden. Zu dieser Opposition gehörte das 1946 gegründete und anfangs mit der Kommunistischen Partei Frankreichs liierte überregionale Bündnis *Rassemblement*

Démocratique Africain (RDA), in dem Veteranen bis ins Exekutivkomitee aufstiegen. An seiner Spitze stand der Abgeordnete Félix Houphouët-Boigny, ein Arzt aus der Elfenbeinküste. Auch die gemäßigte Partei Léopold Senghors im Senegal, der *Bloc Démocratique Sénégalais* (BDS) setzte die Anliegen der *Tirailleurs* auf seine Agenda. Beide Organisationen fanden Anhänger bei den Veteranen. Senghor hatte schon als Kriegsteilnehmer erfolgreich den Kontakt zu anderen Kolonialsoldaten gesucht. Immerhin schaffte es die von den Franzosen als »moskaufreundlich« und »subversiv« verfolgte RDA im Jahr 1946, das Gesetz über die Zwangsarbeit zu Fall zu bringen. An dem Hauptärgernis der ehemaligen *Tirailleurs*, den ungerechten Renten, konnten aber auch diese Parteien wenig ändern.

Die Rolle der Veteranen bei der Dekolonialisierung beschreibt auch die Historikerin Brigitte Reinwald als widersprüchlich: »In bestimmten Regionen Französisch-Westafrikas wurden sie als Wähler zum ausschlaggebenden Faktor für den parlamentarischen Erfolg politischer Parteien bzw. zur Massenbasis für Demonstrationen.« Aber ihr ständiges Schwanken zwischen den verschiedenen Lebenswelten habe sie »zu lebenslangen Pendlern zwischen Imperium und Nation« gemacht, zu einer »potentiell einflussreichen, aber auch in gleichem Maße beeinflussbaren Gruppe«.²³⁴ Dafür sind die Veteranen exemplarisch, die später an der Spitze ihrer Länder standen: Léopold Senghor rührte in seiner zwanzigjährigen Amtszeit als erster Präsident des unabhängigen Senegal (von 1960 bis 1980) nur noch ungern an alte Wunden aus der Kolonialzeit. Der Schriftsteller, der noch 1945 in seinem Gedicht *Schattengesang* über Thiaroye versprochen hatte: »Ihr seid nicht umsonst gestorben. Ihr steht für das unsterbliche Afrika«, ließ nicht einmal eine Gedenktafel auf dem Soldatenfriedhof anbringen. Er pflegte seine guten Kontakte zu Frankreich und ließ antikoniale Filme wie die von Ousmane Sembène über das Massaker in Thiaroye verbieten.

In der Elfenbeinküste kam mit Félix Houphouët-Boigny 1960 ein Kriegsveteran an die Macht, der trotz seiner erfolgreichen Kampagne gegen die Zwangsarbeit stets



vehement für die Beibehaltung der französischen Kolonialherrschaft eingetreten war. Auch die ehemaligen Kolonialsoldaten Seyni Kountché im Niger und der erste Präsident im Tschad, François Tombalbaye, erwiesen sich als Statthalter Frankreichs. Mit Jean Bédel Bokassa in der Zentralafrikanischen Republik und Mobutu Sese Seko in Zaire putschten sich Mitte der sechziger Jahre schließlich weitere Diktatoren an die Macht, die ihre Erfahrungen in der französischen Kolonialarmee gesammelt hatten.

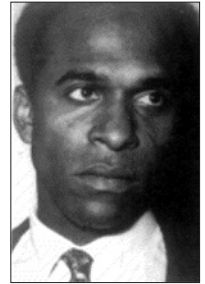
Tag der Befreiung in Europa – Tag der Trauer in Afrika | Der 8. Mai 1945 in Algerien

»In Algerien hatten sich viele Männer freiwillig als Soldaten gemeldet und geglaubt, dass das Ende dieses Krieges auch ihnen die Freiheit bringen würde, wie es die Franzosen versprochen hatten«, erinnert sich die algerische Publizistin Alice Cherki. »Am 8. Mai 1945, dem Kriegsende in Europa, gingen die Menschen in Constantine, Guelma und Sétif auf die Straße, um de Gaulle an sein Versprechen zu erinnern. Dabei kam es zu Auseinandersetzungen mit französischen Siedlern, die blindlings in die Menge schossen. Die französische Armee kam ihnen zu Hilfe und setzte sogar Flugzeuge ein. Das Ergebnis war ein furchtbares Massaker an algerischen Zivilisten. Ganze Familien wurden dabei niedergemetzelt.«²³⁵ Französischen Quellen zufolge kamen 6.000 bis 8.000 Algerier an diesem Tag um. Algerische Quellen nennen bis zu 45.000 Opfer. Der 8. Mai, in Frankreich bis heute ein nationaler Feiertag, ist in Algerien ein Tag der nationalen Trauer. Im Revolutionsmuseum in Algier sind Fotos von diesem Tag ausgestellt. Sie zeigen französische Soldaten auf Lastwagen, die Leichenberge aus den Städten karren und verbrennen. »Dieses Massaker hatte wesentlichen Einfluss auf die Entstehung einer bewaffneten Befreiungsbewegung in Algerien«, sagt Alice Cherki, die selbst in der algerischen *Front de Libération Nationale* (FLN) aktiv war.

Kateb Yacine demonstrierte am 8. Mai 1945 in Sétif: »Ich hatte in der Schule die Französische Revolution kennen gelernt und mich vollkommen mit ihren Zielen

identifiziert. Dann kamen die Demonstration des 8. Mai 1945 und die französische Repression. Ich war damals 16 Jahre alt, wurde verhaftet und landete für mehrere Monate in einem Konzentrationslager. Doch das öffnete mir die Augen. Denn zum ersten Mal lernte ich wirklich mein Volk kennen und verstand, was es alles erdulden musste. Brüderlichkeit und revolutionären Geist hatte ich bis dahin nur aus meinen Lehrbüchern gekannt. Jetzt ging es nicht mehr um Bücher und nicht mehr um Frankreich, sondern um Algerien, um mein Volk und mein Land. (...) Nichts hätte mir dies mehr verdeutlichen können, als das Vorgehen der Franzosen. Wenn es irgendetwas gibt, wofür ich ihnen dankbar bin, dann für diese Erkenntnis.«²³⁶ Die algerische Befreiungsbewegung FLN musste acht Jahre lang für die Unabhängigkeit ihres Landes kämpfen, von 1954 bis 1962. Dabei töteten die Franzosen eineinhalb Millionen Menschen, ein Sechstel der algerischen Bevölkerung.

Veteranen aus dem Zweiten Weltkrieg übernahmen im algerischen Befreiungskampf führende Rollen, so zum Beispiel Frantz Fanon, der internationale Sprecher der FLN. Geboren in der Kolonie Martinique, war Fanon mit 18 Jahren freiwillig für das Freie Frankreich in den Krieg gezogen. Alice Cherki, seine langjährige Mitstreiterin und spätere Biografin, erklärt, dass Fanon bereits in jungen Jahren »die Einstellung eines Widerstandskämpfers der Résistance« hatte. Insbesondere der Völkermord der Deutschen an den Juden habe ihn tief erschüttert. Fanon schrieb darüber: »Der koloniale Rassismus unterscheidet sich in nichts von den anderen Rassismen. Der Antisemitismus trifft mich mitten ins Fleisch, ich erregt mich, eine entsetzliche Aberkennung zapft mir das Blut ab, man verweigert mir die Möglichkeit, ein Mensch zu sein. Ich kann mich von dem Schicksal nicht lossagen, das meinem Bruder bereitet wird.«²³⁷ Obgleich die Franzosen stets die Menschenwürde beschworen, so Alice Cherki, »bekam Fanon in der französischen Armee zu spüren, wie es einer unterdrückten Minderheit erging. Zwar wurden Soldaten von den Antillen wie er besser behandelt als die aus den afrikanischen Kolonien. Doch sah er sich alltäglich mit blankem Rassismus konfron-



Frantz Fanon zog für das Freie Frankreich freiwillig in den Krieg und verarbeitete seine Erfahrungen in seinen Büchern gegen den europäischen Rassismus und Kolonialismus



Unabhängigkeitsfeier
Ghanas 1957

Unabhängigkeitsfeier
Algeriens 1962

tiert.« Fanon selber schrieb: »Wir erinnern uns an einen Tag, als es mitten im Kampf darum ging, ein Nest von Maschinengewehrschützen auszuheben. Dreimal wurden die Senegalesen vorgeschickt, dreimal wurden sie zurückgeschlagen. Dann fragte einer von ihnen, warum denn die *Toubabs* nicht hingingen.«²³⁸ Die *Toubabs* waren die Weißen. Fanon registrierte mit Abscheu, dass die Europäer schwarze Soldaten als Kanonenfutter missbrauchten und schwarze Offiziere allenfalls als Dolmetscher neben sich duldeten, »um ihren Artgenossen die Befehle des Herrn zu übermitteln.«²³⁹ Die Kriegserlebnisse haben Fanons Analyse des europäischen Rassismus und seine Theorie der antikolonialen Revolution maßgeblich geprägt. Vor allem in seinem letzten und bekanntesten Buch *Die Verdammten dieser Erde* griff er 1961, kurz vor

Herrn zu übermitteln.«²³⁹ Die Kriegserlebnisse haben Fanons Analyse des europäischen Rassismus und seine Theorie der antikolonialen Revolution maßgeblich geprägt. Vor allem in seinem letzten und bekanntesten Buch *Die Verdammten dieser Erde* griff er 1961, kurz vor

seinem Tod, darauf zurück. So kritisierte er darin, dass die Bundesrepublik Deutschland, kaum für die deutschen Kriegsverbrechen habe büßen müssen: »Die der besiegten Nation auferlegten Reparationen sind nur zum Teil eingetrieben worden, denn die betroffenen Nationen haben Deutschland in ihr antikommunistisches Verteidigungssystem einbezogen – aus derselben steten Besorgtheit, die die kolonialistischen Länder auch veranlasst, ihre alten Kolonien in das westliche System einzuspannen oder, wenn das nicht gelingt, ihnen Militärbasen abzurufen und sie in Knechtschaft zu halten. Sie sind übereingekommen, ihre Forderungen im Namen der NATO-Strategie, im Namen der freien Welt zu vergessen. Und man konnte förmlich sehen, wie ein Regen von Dollars und Maschinen über Deutschland niederding. Ein erstarktes und mächtiges Deutschland war eine Notwendigkeit für das westliche Lager. Das richtig verstandene Interesse des so genannten freien Europa forderte ein wiederaufgebautes, prosperierendes Deutschland, das fähig wäre, als erstes Bollwerk gegen die roten Horden zu dienen. Und Deutschland hat sich die europäische Krise wunderbar zunutze gemacht. Die Vereinigten Staaten und die anderen europäischen Länder empfinden nun mit Recht Bitterkeit angesichts dieses Landes, das gestern noch auf den Knien lag und ihnen heute auf dem internationalen Markt eine unversöhnliche Konkurrenz liefert.«²⁴⁰

Fanons Wahlheimat Algerien konnte nach der Unabhängigkeit nicht auf einen »Dollarregen« hoffen. Mit Ahmed Ben Bella übernahm 1962 ein Veteran aus dem Zweiten Weltkrieg das Amt des Staatspräsidenten. Ben Bella hatte an den Feldzügen der Alliierten in Frankreich und Italien teilgenommen und sich bei der Schlacht um Monte Cassino ausgezeichnet. Doch nach dem Krieg hatten ihn die Franzosen inhaftiert, weil er für die Freiheit seines Landes eintrat. Als er nach dem erfolgreichen Befreiungskrieg zum Staatspräsidenten gewählt wurde, verhängte Frankreich einen Wirtschaftsboykott gegen das sozialistisch orientierte Algerien und sorgte dafür, dass er von der neu gegründeten Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) eingehalten wurde.



Die Kriegswirtschaft und ihre Folgen

»Vom Kap bis nach Kairo gab es kaum einen Lebensbereich, den der Zweite Weltkrieg nicht in materieller Hinsicht sowie in anderen weniger messbaren Bereichen in seinen Grundfesten erschütterte«, schreibt der englische Historiker David Killingray in seinem Buch *Africa and the Second World War*. Danach markierte der Krieg einen tiefen Einschnitt in der ökonomischen Entwicklung des gesamten Kontinents: »Ab 1939 schrumpften die afrikanischen Wirtschaften schnell, zum Beispiel im Handel und auf den Arbeitsmärkten; die Lohnarbeiter in den Städten mussten Einkommensverluste hinnehmen, und auch die Einkommen der ländlichen Bevölkerung, die für die Exportmärkte produzierte, sanken dramatisch.«²⁴¹ Und das, obwohl den afrikanischen Kolonien während des Krieges eine strategisch wichtige Rolle zukam, vor allem nach dem Zerfall des britischen Empires in Südostasien 1942.²⁴²

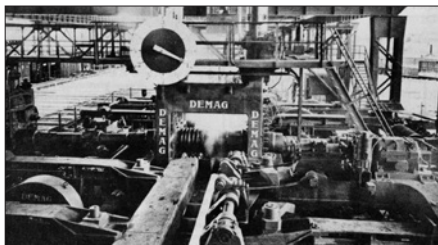
Nordafrika wurde zum Kriegsschauplatz – mit desaströsen Folgen für den regionalen Handel, der unterbrochen wurde und teilweise zum Erliegen kam. Ägypten

war das Hauptquartier des britischen Kommandos im Nahen Osten. Die Häfen von Freetown in Sierra Leone, Kapstadt in Südafrika und Mombasa in Kenia lagen auf den Haupttrouten des militärischen Nachschubs nach Nordafrika und Fernost. Die US-Luftwaffe nutzte auch Flughäfen in Westafrika, etwa in Takoradi (Goldküste) und im nigerianischen Kano, für den Transport militärischer Güter in den Nahen Osten. Die Bauern in Französisch-Äquatorialafrika versorgten die Truppen des Freien Frankreich. Aus den französischen Kolonien in Westafrika bezogen das Vichy-Regime und die Nazis bis zur Landung der Alliierten 1942 wichtige Rohstoffe. Alle afrikanischen Kolonien lieferten Bodenschätze, Lebensmittel, Arbeitskräfte und Geld für den Krieg der Europäer.

Auf den Märkten der britischen Inseln wurden westafrikanisches Öl und Kakao verkauft. Ost- und Zentralafrika lieferten Sisal, Gold, Mais, Kaffee, Baumwolle, Tee und Rindfleisch. Aus Südrhodesien kamen Asbest, Kupfer und Chromerz, aus Nordrhodesien Hirse, Mais, Zink, Kupfer, Kobalt und Vanadium. Südafrika baute

Formale politische Unabhängigkeit

26. 07. 1847: Liberia	05. 08. 1960: Obervolta	24. 10. 1964: Sambia
31. 05. 1910: Südafrika	07. 08. 1960: Elfenbeinküste	18. 02. 1965: Gambia
28. 02. 1922: Ägypten	11. 08. 1960: Tschad	30. 09. 1966: Botswana
24. 12. 1951: Libyen	12. 08. 1960: Senegal	04. 10. 1966: Lesotho
01. 01. 1956: Sudan	13. 08. 1960: Zentralafrikanische Republik	12. 03. 1968: Mauritius
02. 03. 1956: Marokko	15. 08. 1960: Kongo (Brazzaville)	06. 09. 1968: Swasiland
20. 03. 1956: Tunesien	17. 08. 1960: Gabun	12. 10. 1968: Äquatorialguinea
06. 03. 1957: Ghana	22. 09. 1960: Mali	24. 09. 1973: Guinea-Bissau
02. 10. 1958: Guinea	01. 10. 1960: Nigeria	25. 06. 1975: Mosambik
01. 01. 1960: Kamerun	28. 11. 1960: Mauretanien	05. 07. 1975: Kap Verde
27. 04. 1960: Togo	27. 04. 1961: Sierra Leone	06. 07. 1975: Komoren
26. 06. 1960: Madagaskar	09. 12. 1962: Tansania	12. 07. 1975: São Tomé u. Príncipe
30. 06. 1960: Zaire	01. 07. 1962: Burundi / Ruanda	11. 11. 1975: Angola
01. 07. 1960: Somalia	05. 07. 1962: Algerien	28. 06. 1976: Seychellen
01. 08. 1960: Benin	09. 10. 1962: Uganda	27. 06. 1977: Dschibuti
03. 08. 1960: Niger	12. 12. 1963: Kenia	18. 04. 1980: Simbabwe
	06. 07. 1964: Malawi	21. 03. 1990: Namibia



Südafrikanisches
Walzwerk mit
deutschen
Maschinen,
1934

weltweit das meiste Gold ab und wurde im Krieg zum größten Produzenten von Platin, einem wichtigen Rohstoff für die elektronische und chemische Industrie. Darüber hinaus verdoppelte das Land am Kap die Förderung von Kohle, die zu Spottpreisen nach Eng-

land ging, führte neue Produktionsbereiche in seine Stahlindustrie ein, baute in Durban das größte Trockendock zwischen Singapur und Gibraltar und versorgte 400 Schiffskonvois sowie sechs Millionen Soldaten, die die Häfen am Kap passierten. Die Zahl der überwiegend schwarzen Arbeiter in der Industrie wuchs während des Krieges um 50 Prozent und sie wurden extrem schlecht entlohnt. Sie produzierten in der neuen Rüstungsindustrie Waffen, Munition und Ersatzteile für die Alliierten sowie 32.000 Kraftwagen, zwölf Millionen Paar Stiefel und mehr als fünf Millionen Decken.

Die französischen Kolonien in Westafrika belieferten erst das Vichy-Regime und später die Truppen des Freien Frankreich mit Sisal und Baumwolle. Aus Guinea

Südafrikanische
Wanderarbeiter auf
dem Heimweg von
den Gold- und
Kohlebergwerken



kam Bauxit, aus Kamerun Kakao und Kautschuk. Die zentralafrikanischen Kolonien führten allein im Jahr 1943 rund 70.000 Tonnen Lebensmittel wie Öl, Kakao, Zucker und Kaffee aus. Die Exporte des Landes, die 1920 noch 118 Millionen Francs CFA betragen hatten, waren 1943 zwölf Mal so hoch und lagen bei 1.537 Millionen Francs CFA.

Kamerun, »das reichste, oder genauer gesagt: das am wenigsten arme Land unter französischer Kontrolle«, leistete nach Aussage des ehemaligen Repräsentanten der französischen Kolonialmacht, Colonel Raymon Dronne, den größten Beitrag für das Freie Frankreich. »Es lieferte Rohstoffe wie Gold und Titan, Kautschuk und Lebensmittel aller Art, die für die Alliierten unverzichtbar waren.«²⁴³ De Gaulle verlangte von Félix Eboué, dem Gouverneur Französisch-Zentralafrikas, »den Bau von 6.000 Kilometern Straße und Piste ausschließlich aus eigenen Mitteln der Kolonien, um den Nachschub aus Brazzaville, Douala und Lagos für die Truppen des Freien Frankreich im Tschad und ihren Vorstoß bis an die Grenze des italienisch kontrollierten Libyen möglich zu machen.«²⁴⁴

Die Kriegskabinette in London und Paris ließen die Kolonien zwangsbewirtschaften. Dafür wurde die Wirtschaftsstruktur vieler afrikanischer Länder völlig umgekrempelt. Die Kolonialverwaltungen führten Kontrollen und Zwangsmaßnahmen ein: Sie beanspruchten weite Teile der Produktion, legten die Preise fest, bildeten Monopole und verhängten rigide Devisenkontrollen. Sie kontrollierten den Im- und Export, zentralisierten das Transportwesen, etwa beim Schiffsverkehr, und rationierten den Konsum, indem sie Lebensmittelkarten einführten. Die britischen Kolonien durften mit Ländern, in denen eine andere Währung als der Sterling galt, nur begrenzt Handel treiben.

Jede wirtschaftliche Tätigkeit wurde auf den Krieg zugeschnitten. Die Rohstoffpreise stiegen zwar an, führten aber in vielen Kolonien vor allem nach 1942 zur Inflation. Nur eine kleine vermögende Elite profitierte davon und konnte sich mehr Konsumgüter leisten. Investitionen in eine eigene, regionale Industrie, die Afri-

ka von Importen unabhängiger gemacht hätte, gab es kaum. Die Masse der schwarzen Bevölkerung hatte die höheren Preise zu tragen: »In den fünf Jahren zwischen 1942 und 1947 erlebten alle Afrikaner einen massiven Anstieg der allgemeinen Lebenshaltungskosten.«²⁴⁵ Bei Lebensmitteln lag er zwischen 75 und 100 Prozent. In einigen afrikanischen Kolonien wie Kenia und Tansania verschärften Dürrekatastrophen die Lage, und die afrikanische Bevölkerung litt unter Hungersnöten. Die Kolonialmächte forcierten die Zwangsarbeit und drückten die Löhne. Die Gewinne aus der staatlich gelenkten Kriegswirtschaft blieben in weißer Hand: bei Siedlern, Farmern und europäischen Exportfirmen.

Bodenschätze für den Krieg

Afrikanische Rohstoffe waren unentbehrlich für den Sieg der Alliierten. In der afrikanischen Erde lagerten zwar nur wenig Öl, Eisen oder Blei, dafür aber unersetzbare Industriediamanten, Kobalt, Gold und Uran. Für die während des Krieges in der Rüstungsindustrie neu entwickelten Werkstoffe, die hohe Geschwindigkeiten, hohe Temperaturen und starke Belastungen aushalten mussten, waren auch Chrom, Mangan, Vanadium, Platin und Kupfer erforderlich.

Die Alliierten orderten ihren Bedarf per Dekret »und konnten mit einer zuverlässigeren und direkteren Erfüllung ihrer Aufträge (meist zu festen Preisen) rechnen, als wenn sie es mit unabhängigen Ländern zu tun gehabt hätten«, analysiert der US-amerikanische Historiker Raymond Dumett.²⁴⁶ Nach der Eroberung Osteuropas nutzte Deutschland die Mineralien dort ausschließlich für den eigenen Bedarf, entzog damit mehr als 14 Prozent der Mineralien weltweit dem Markt und entwickelte viele synthetische Stoffe. Dass auch die Alliierten verstärkt Mineralien nachfragten, »brachte die bis dahin marginale Produktion Afrikas ins Spiel.«²⁴⁷

1938 betrug Afrikas Anteil an der Weltproduktion von Industriediamanten (für extrem harte Bohrer und Schleifmaschinen zur Bearbeitung neuen Edelmetalls) 99 Prozent, bei Kobalt (als Legierungsmetall für Schneidestahl in der Rüstung) 94 Prozent, bei Uran 80 Prozent,

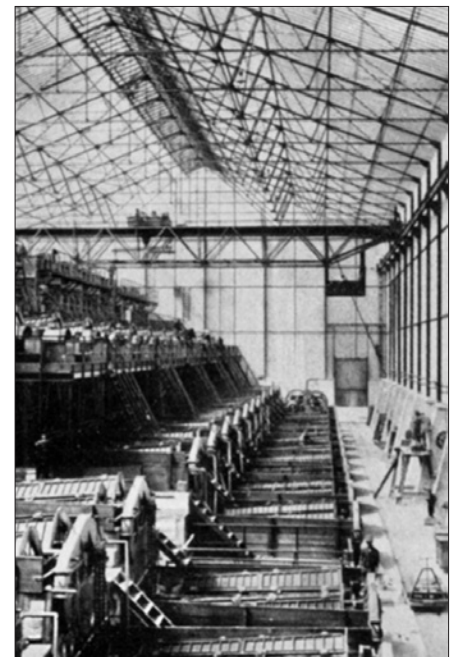
bei Phosphat 44 Prozent, bei Gold und Silber 40 Prozent. Die wichtigsten Lieferländer für diese Mineralien waren neben dem Kongo Südafrika, Nord- und Südrhodesien, die Goldküste, Nigeria, Angola, Sierra Leone, Marokko und Südwestafrika. Der Bedarf der USA an Rohdiamanten stieg von 1,2 Millionen Karat vor dem Krieg auf das Zehnfache im Jahr 1943. »Es gibt keinen Zweifel, dass der Zweite Weltkrieg die Diamantenproduktion in Afrika modernisierte«, meint Raymond Dumett.²⁴⁸

Während die Alliierten 90 Prozent der Weltdiamantenvorkommen kontrollierten, besorgten sich die Achsenmächte die strategisch wichtigen Edelsteine über die Vichy-Regierung aus Französisch-Guinea und die japanischen Besatzer aus Borneo. Sie erwarben Schmuggelware aus Brasilien und Venezuela, beschlagnahmten Vorräte aus der Vorkriegszeit und raubten Steine aus den Schmuckstücken ihrer Opfer.

Das Uran aus dem Kongo

Die belgische Kolonie Kongo blieb wenig davon berührt, als die deutsche Wehrmacht im Mai 1940 die Beneluxstaaten besetzte. Schon vor dem Überfall der Nazis hatten die Briten eine Seeblockade vor der belgischen Küste verhängt. Sie sollte verhindern, dass nach einer möglichen Besetzung Rohstoffe in die Hände der Achsenmächte fallen könnten. An der Bergbaugesellschaft im Kongo, der *Union Minière du Haut-Katanga* (UMHK) waren neben dem belgischen Staat auch die Briten beteiligt. Sie baute unter anderem Uran ab. Die UMHK hatte schon kurz vor dem Krieg Geschäftsstellen außerhalb Belgiens eröffnet, in New York, Südafrika und Lissa-

Schon unter deutscher Kolonialherrschaft gebaute Waschanlage für Diamanten in Deutsch-Südwest. Im Zweiten Weltkrieg lieferte Afrika rund 90 Prozent der Weltproduktion an Industriediamanten



bon, sowie Kupferschmelzen in Katanga und New York in Betrieb genommen. Die deutschen Besatzer erbeuteten darum nur einen kleinen Teil des kongolesischen Urans aus der belgischen Raffinerie Oolen. In der Kolonie Kongo konkurrierten derweil drei belgische Fraktionen um die Macht: der Gouverneur Paul Ryckmans, der die Alliierten unterstützte und dabei selbstständig agieren wollte, die belgische Exilregierung in London, die den Kongo der britischen Kriegführung unterstellen wollte, und belgische Geschäftsleute, die Neutralität wahren wollten. Nachdem das Uran Anfang 1939 durch die Entdeckung der Kernspaltung ungeahnte Bedeutung erhalten hatte, exportierte der Direktor der *Union Minière*, Edgar Sengier, rund 1.000 Tonnen gehortetes Uran aus der kongolesischen Provinz Katanga im Oktober 1940 nach New York. Damit begann der Konkurrenzkampf zwischen den zukünftigen Atommächten Großbritannien und USA.

Im Januar 1941 schloss die belgische Exilregierung ein Finanz- und Handelsabkommen mit den Briten, das den Kongo in die Währungszone des britischen Sterling integrierte und die Ein- und Ausfuhr von Gold und Devisen verbot. Die britische Regierung garantierte im Gegenzug, festgelegte Mengen von Rohstoffen abzunehmen, und sagte zu, den Kongo mit Konsumgütern zu beliefern. Während Belgien von den Deutschen besetzt war, stand seine Kolonie nach diesem Abkommen faktisch auf Seiten der Briten und lieferte ihnen einen finanziellen Kriegsbeitrag, gedeckt aus den Schätzen des Kongo. Aber einige belgische Funktionäre und Manager der Minengesellschaft verkauften die Rohstoffe lieber direkt an die US-Amerikaner, die besser bezahlten. Die USA propagierten den Freihandel und unterliefen ihn gleichzeitig, indem sie bis zu 200 Prozent höhere Preise als die Briten zahlten. Der US-amerikanische Anteil an den Exporten Belgisch-Kongos stieg von 3,5 Prozent vor dem Krieg auf

30 Prozent während des Krieges; dabei beanspruchten die US-amerikanischen Importeure die gesamte Produktion an Mangan, Tantalerzen und Zinn, 70 Prozent des Kobalts und die Hälfte der Kupfererzeugung. Im September 1941 kaufte die US-Regierung – ohne mit den Briten oder der belgischen Exilregierung zu verhandeln – das in New York gelagerte kongolesische Uran und im Mai 1943 weitere kanadische Vorräte, ohne die Verbündeten zu unterrichten. Im September 1944 befreiten die Alliierten das besetzte Belgien. Kurz danach unterzeichnete die belgische Kolonialmacht ein Abkommen, das sie sich nach langen Verhandlungen hatte abnötigen lassen: Der Kongo lieferte kurzfristig über 1.500 Tonnen Uranoxyde und räumte der US-amerikanischen und britischen Regierung für zehn Jahre Vorkaufsrechte ein. Mit dem Uran aus dem Kongo bauten die USA die Atombomben, die am 6. und 9. August 1945 Hiroshima und Nagasaki zerstörten. Im Oktober 1946 schlossen die USA weitere Kaufverträge mit den kongolesischen Uranproduzenten ab und hatten damit den Uranhandel erfolgreich monopolisiert.

Die kongolesischen Arbeiter in den Minen erlebten den Krieg »als Zeit der Verknappung, des Kaufkraftverlustes und der Repression. Allein als Folge der Teuerung zu Kriegsbeginn verloren die afrikanischen Einkommen zwischen 25 und 35 Prozent an Kaufkraft.« 1941 streikten nicht nur die ungelernten, sondern auch die Facharbeiter in den Minen Katangas. »Was als einzelne Widerstandsaktion begann, mündete in einen Generalstreik und erzwang zumindest eine bescheidene Realloohnerhöhung. Die brutale Niederschlagung der Proteste aber kostete allein in Elizabethville an die hundert Menschen das Leben.«²⁴⁹

Hartfaser aus Tanganyika

»Es gab nur mangelhafte Unterkünfte, viele der Arbeiter mussten im Freien schlafen. (...) Wenn sie krank wurden, durften sie allenfalls einen medizinkundigen Schneider im Dorf, aber kein Krankenhaus aufsuchen. Die Aufseher drängten sie, wieder zu arbeiten. Die Arbeiter bekamen keinen Lohn und mussten den Maisgrieß, den

Der amerikanische Präsident Roosevelt und der britische Premier Churchill stritten schon während des Krieges um die Ressourcen Afrikas



sie aßen, auch noch selbst bezahlen.«²⁵⁰ So beschrieb 1944 ein Distriktkommissar die Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter in Mwanza, einer Stadt am südlichen Ufer des Viktoriasees. Während des Zweiten Weltkrieges zwang die britische Kolonialverwaltung in ihrem Mandatsgebiet Tanganjika (heute: Tansania) 84.501 Afrikaner zur Fron, meist auf Sisalplantagen. Tanganjika lieferte zwar auch Baumwolle, Kaffee, Reis, Nüsse und Tee – aber Sisal war als Grundstoff für die Taue der britischen Kriegsmarine und für Seile und Stricke unentbehrlich. Die Produktion verdreifachte sich zwischen 1929 und 1942 von 45.000 Tonnen auf 136.000 Tonnen. Das war die Hälfte des Bedarfs der Alliierten an der besonders reiß- und scheuerfesten Hartfaser.

1939 gehörten fast ein Drittel der Sisalplantagen deutschen und Schweizer Farmern sowie ein Viertel britischen Siedlern, die im Unternehmerverband, der *Tanganyika Sisal Growers' Association* (TSGA) das Sagen hatten. Viele der ca. 3.200 deutschen Siedler waren Anhänger der Nazis, und die afrikanische Bevölkerung befürchtete die Rückkehr der Deutschen in ihre ehemalige Kolonie Deutsch-Ostafrika. Bei Kriegsbeginn im September 1939 gerieten manche Afrikaner regelrecht in Panik. In Tunduru, einem abgelegenen Ort im Süden, töteten die Bewohner alle ihre Hühner, damit die Deutschen nichts zu essen vorfänden, wenn sie einmarschierten. In Biharamulo im Nordwesten verließen 11.000 von 18.000 Plantagenarbeitern spontan ihre Arbeit, um nach ihren Familien und Häusern zu sehen. Die Lage beruhigte sich erst, als die britische Kolonialverwaltung die deutschen Siedler, Geschäftsleute und Missionare internierte. Die meisten wurden nach kurzer Zeit des Landes verwiesen, ins Deutsche Reich abgeschoben oder in südafrikanischen Kriegsgefangenenlagern inhaftiert. Ausgewiesene Nazis verbannten die Briten auf eine kleine Insel vor der tansanischen Hauptstadt Daressalam, allerdings enteigneten sie die Deutschen nicht. Die Briten befürchteten Racheakte, falls die Deutschen englische Territorien besetzen würden. Eine Treuhandgesellschaft verwaltete fortan die Plantagen und verpachtete sie vor allem an britische Siedler.

Obwohl Tausende Afrikaner damit ihre Arbeit verloren und auch Schulen und Krankenstationen deutscher Missionen geschlossen wurden, unterstützte die afrikanische Bevölkerung den Kampf der Alliierten gegen die Achsenmächte.

Erika Fiah, Chefredakteur der Swahili-Zeitung *Kwetu*, schrieb am 29. Juni 1940: »Für jeden Afrikaner, der sich für die Deutschen ausspricht, ist das ebenso eine Sünde, wie eines der zehn Gebote zu brechen. (...) Jeder Afrikaner sollte dafür beten, dass Großbritannien für immer die Herrschaft über uns behält.«²⁵¹

Nachdem die Japaner 1942 Java und die Philippinen besetzt hatten, brauchten vor allem die USA Nachschub an Sisal. London erklärte die Produktion von Sisal zur »ersten Priorität« in der Kolonie. Alle Import- und Exportgeschäfte wurden streng kontrolliert. Die Sisalindustrie mit ihren veralteten deutschen Maschinen benötigte besonders viele Arbeitskräfte. Noch lehnte die Kolonialverwaltung die Einführung von Zwangsarbeit ab.

1942/43 führte eine Dürre zu einer schweren Hungersnot, weil Getreide und Rinder für die Alliierten exportiert worden waren und für Lebensmittelimporte die Schiffe fehlten. Die Briten richteten »Hungerlager« ein, in die Tausende Afrikaner strömten, die für ein paar Essensrationen Dämme und Straßen bauen mussten. Auch auf den Sisalplantagen litten die Arbeiter Hunger, denn ihre Rationen waren von durchschnittlich einem Kilogramm Lebensmittel pro Tag auf 316 Gramm geschrumpft; und sie verdienten nicht einmal mehr die Löhne aus den zwanziger Jahren. Manche Plantagenbesitzer ließen auch Kinder und Frauen für noch

Sisal-Aufbereitung
in Ostafrika – die
Alliierten brauchten
den strategisch
wichtigen Rohstoff für
Tauwerk und Seile



niedrigere Löhne arbeiten. Die Preise für Lebensmittel hatten sich währenddessen verdoppelt. Immer weniger Afrikaner sahen einen Sinn darin, auf den Plantagen ein Auskommen zu suchen.

Schließlich stimmte der britische Premier Winston Churchill der Zwangsarbeit in Tanganjika zu. Bis zum Ende des Krieges wurden 24.000 Afrikaner zwangsverpflichtet. Diese Entscheidung wurde in Großbritannien begrüßt, weil sie den britischen Steuerzahlern Kosten ersparte.

Die *chiefs* mussten in jedem Bezirk eine bestimmte Quote von Arbeitern rekrutieren. Das gelang längst nicht immer. So ließen sich zum Beispiel 600 Männer der Sukuma singend von ihren *chiefs* in ein Arbeitslager führen, aber schon in der ersten Nacht ergriffen viele die Flucht. Die *chiefs* der Meru behaupteten, alle arbeitsfähigen Männer seien bereits beschäftigt, und die Kolonialverwaltung konnte dies mangels eigener Erhebungen vor Ort nicht widerlegen. Die Behandlung der Zwangsarbeiter war hart. Hatte ein Schnitter eine Pflanze übersehen, wurde ihm der Lohn von sieben Arbeitstagen gestrichen. Kranke erhielten nur die Hälfte der Essensrationen und manchmal gar nichts; das Feuerholz wurde gestrichen. 13 Prozent der Zwangsarbeiter auf den Sisalplantagen desertierten innerhalb der ersten sechs Monate. Die Briten bestrafte die Deserteure außerordentlich hart, so dass bald nur noch fünf bis zehn Prozent der Geknechteten die Flucht wagten.

Diese Zwangsmaßnahmen stießen auf wachsenden Unmut in der afrikanischen Bevölkerung. Erika Fiah schrieb 1941 in seiner Zeitung, dass

»Freiheit für mehr und mehr Afrikaner auch die Freiheit von der Ungerechtigkeit der britischen Kolonialverwaltung bedeute.«²⁵²

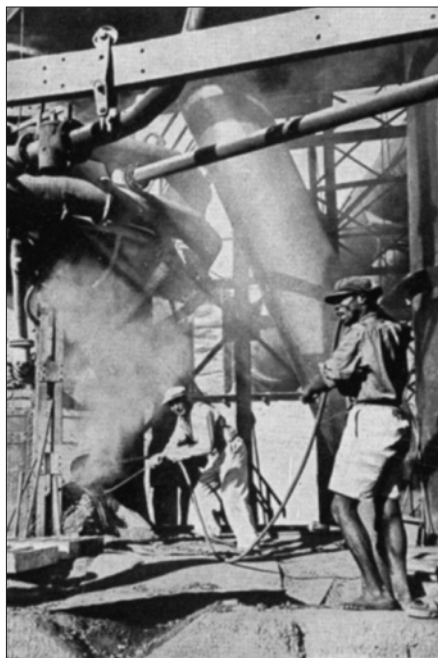
Im Mai 1942 warf er die Frage auf, was nach dem Krieg passieren sollte: »Werden Afrikaner in diesem Land einen besseren Platz, mehr Mitspracherecht und Verantwortung bekommen oder werden sie weiterhin als Untergeordnete auf unterster Stufe stehen, wie es immer schon war?«²⁵³

Zwangsarbeit: Die moderne Form der Sklaverei

Nachdem Großbritannien 1833 und Frankreich 1848 die Sklaverei offiziell abgeschafft hatten, wurden afrikanische Arbeitskräfte nicht mehr massenhaft verschleppt, sondern an Ort und Stelle ausgebeutet. Die Zwangsarbeit wurde »unentbehrlich für die Wirtschaft der Kolonialmächte«²⁵⁴ und unterschied sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum von Leibeigenschaft. Obwohl die Internationale Arbeitsorganisation (IAO) 1930 eine Konvention gegen Zwangsarbeit verabschiedet hatte, missachteten in der Praxis alle Kolonialmächte das Abkommen gleichermaßen.

Bei einer Konferenz 1930 in Genf klagte die IAO Frankreich wegen seiner Verstöße an, doch die französische Regierung wies die Vorhaltungen der Organisation zurück. Statt von »Zwangsarbeit« sprach sie von einer »Arbeitspflicht«, die darauf abziele, »die Eingeborenen aus ihrer Apathie und aus der Barbarei herauszuführen.«²⁵⁵ So erreichte die Zwangsarbeit in den französischen Kolonien in der Zwischenkriegszeit ein bis dahin unbekanntes Ausmaß, vor allem bei öffentlichen Bauvorhaben. Von 1924 bis 1934 mussten Zwangsarbeiter die Schneise für die Verkehrsachse aus dem zentralafrikanischen Kongo bis zum Atlantischen Ozean durch den Dschungel schlagen. Die Straße erlangte im Krieg große Bedeutung. Tausende Afrikaner mussten auf den Sisalplantagen der *Compagnie des Cultures Tropicales en Afrique* in der Sahelregion von Tambacounda und in der senegalesischen Provinz Casamance schuften. In Niger verpflichtete die Kolonialregierung von 1925 bis 1945 Tausende Arbeiter für den Bau von Staudämmen,

Arbeit in einer
Kupfermine im
südlichen Afrika – die
britische Kolonie
Nordrhodesien lieferte
Kupfer für
die Alliierten



Kanälen und Straßen sowie für das Anpflanzen von Baumwolle auf über 400.000 Hektar Land. Die Franzosen wollten »das Tal des Niger in ein riesiges Baumwollfeld verwandeln. Es soll unserer Textilindustrie zu Gute kommen und sie in einigen Jahren von englischen und amerikanischen Lieferungen unabhängig machen.«²⁵⁶

In Kamerun, so der Historiker Engelbert Mveng, sicherten die Afrikaner die Versorgung der Truppen des Freien Frankreich und bauten Rohstoffe für die Rüstungsproduktion der Alliierten ab. »Dafür bedurfte es großer Opfer. (...) Vor allem die Methoden, mit denen damals zwei (kriegswichtige) Metalle gewonnen wurden, haben sich unauslöschlich in das Gedächtnis der Bevölkerung eingegraben. Rutil (ein Mineral, das aus Titandioxid besteht) und Gold wurden ausschließlich in Handarbeit abgebaut. Ganze Tage standen Arbeiter dabei barfuß in kaltem Wasser im Unterholz. Viele von ihnen wurden krank, litten unter Lungenentzündungen, Malaria, absterbenden Füßen und halbseitigen Lähmungen. Gerade im Goldbergbau herrschten verheerende Arbeitsbedingungen. Die Goldminen von B'taré-Oya lagen inmitten der weiten Dschungelwälder im Osten von Kamerun. Die Arbeiter wurden in regelrechten Razzien »rekrutiert«. Die Dörfer wurden überfallen und alle kräftigen Männer deportiert. Die einen mussten im Tagebau arbeiten, andere den Sand aus den Bachläufen durchsieben.«²⁵⁷

Auch in der Landwirtschaft Kameruns wurden massenhaft Zwangsarbeiter eingesetzt, zum Beispiel auf der Kakaopflanzung von Zamakoe und auf der gigantischen Kautschukpflanzung Disangué in der Region Edéa. Letztere glich, so Engelbert Mveng, einem Arbeitslager und wurde von einem französischen Siedler beaufsichtigt, »der zu den übelsten und raffgierigsten Folterknechten gehörte«.

In den englischen Kolonien bedeutete der Arbeitsdienst, dass jede Verweigerung sofort mit körperlicher Züchtigung, Gefängnis oder Geldbußen bestraft wurde. In Kenia schufteten unter diesen Bedingungen über 20.000 Zwangsarbeiter in überwiegend privaten Sisal, Zucker, Gummi und Flachs verarbeitenden Betrieben

sowie in Kalkbrennereien. In Nordnigeria wurden von April 1942 an 100.000 Bauern zur Arbeit in den Zinnminen gezwungen. »Die medizinische und soziale Versorgung war völlig unangemessen, die Unterbringung ärmlich, die Lebensmittel reichten nicht aus.« 1943 starb dort jeder Zehnte.²⁵⁸ In ihrer Kolonie Südrhodesien hatten die Briten ein Trainingszentrum der *Royal Air Force* für 15.000 Auszubildende eingerichtet. Einheimische Zwangsarbeiter bauten dafür die Flugplätze. Der Lohn lag mit 15 Schilling pro Monat noch unter dem Hungerlohn für Farmarbeiter von 17,6 Schilling, weshalb Tausende Männer über die Grenzen flohen. Mitte 1942 verabschiedete die britische Regierung gegen den heftigen Protest der oppositionellen Labour-Partei ein Gesetz zur Zwangsarbeit von »Eingeborenen« in den Kolonien für Arbeit »in ungewöhnlichen Umständen. (...), die keinerlei Aufschub duldet«. Offiziell wurden in Südrhodesien über 33.000 Männer zwangsverpflichtet, die Beschäftigten der Luftfahrtprogramme hinzugezählt dürften es zwischen 50.000 und 100.000 gewesen sein. Folglich lagen weite Teile der Landwirtschaft brach, weil nur Frauen, Alte und die Kinder in den Dörfern zurückblieben. So begann der Niedergang der Subsistenzwirtschaft.

Aus der Nachbarkolonie Nordrhodesien bezog die britische Kolonialmacht Kupfer für die Rüstungsindustrie. Der Einkauf wurde zentral aus London gesteuert, eingekauft wurde zu festen Preisen, und so »ersparte Nordrhodesien dem Mutterland unzweifelhaft Millionen Pfund«²⁵⁹, ohne dass umgekehrt nennenswerte Summen in die veralteten Anlagen investiert worden wären. Die Löhne im Kupferbergbau waren vergleichsweise erträglich, und so zogen viele Männer vom Land in die Minen, und die Nahrungsmittelproduktion ging zurück. Also schickte der Staat den weißen Farmern Zwangsarbeiter. Timothy Siamaimbo, der in der Maisregion um Tonga lebte, erinnert sich, wie der Distriktbeamte dort vorging: »Er hat uns eingefangen. (...) Er kam in unser Dorf mit seinen Handlangern. (...) Die anderen Jungen waren weggelaufen, aber uns haben sie erwischt. Wir haben Pech gehabt.« Zwei Monate arbeitete Timothy Siamaim-

bo als einer von 200 jungen Männern aus seiner Provinz auf den Feldern eines Weißen, der »hart« und »grausam« war und den sie »Fettsack« nannten.²⁶⁰ Außerdem bildete die Kolonialregierung ein Afrikanisches Arbeitskorps. Farmer konnten für einen Schilling pro Tag Arbeiter ausleihen, die sich unter staatlichen Aufsehern plagen mussten. Das war eine direkte Subvention, an der die Briten auch nach dem Krieg festhielten, um weiße Siedler in die Kolonie zu locken.

Spenden für de Gaulle und Churchill

Im November 1987 ehrte die französische Nationalversammlung mit einem Kolloquium General Philippe Leclerc de Hautecloque. Der General hatte in den afrikanischen Kolonien, die sich dem Freien Frankreich angeschlossen hatten, Geld für die Alliierten gesammelt. Der Pater und Historiker Engelbert Mveng aus Kamerun gab vor den Abgeordneten zu Protokoll: »Alle, mit denen ich über die Zeit des Krieges gesprochen habe, erwähnen die Last der Steuern und Abgaben, die damals erhoben und von denen Waffen gekauft wurden. Mehrmals im Jahr mussten die lokalen *chefs* vor den regionalen *chefs* erscheinen, um gesammeltes Geld abzuliefern. Es hieß, davon würden Flugzeuge, Waffen und Munition für General de Gaulle beschafft. In den Dörfern wurde mit Transparenten dafür geworben. Sie zeigten ein Flugzeug, wie von Kinderhand gezeichnet, und daneben stand: ›Das ist das Flugzeug, das ihr für General de Gaulle kaufen werdet.«²⁶¹

Atéba Yéné, Historiker aus Kamerun, erinnert sich, wie für das Freie Frankreich gesammelt wurde: »Anfang 1942 mussten alle Schüler bei der Einschulung oder zu Beginn des neuen Schuljahres pro Kopf fünf Francs CFA abliefern. Mit dem Geld, das damals ein Vermögen war, sollte der Bau eines französisch-britischen Kampfflugzeuges namens *Spitfire* finanziert werden. Beamte mussten einen halben Monatslohn spenden. Bauern mussten den Gegenwert von zehn Kilogramm Kakao abliefern, ob sie wollten oder nicht.«²⁶² Alle, so Engelbert Mveng, mussten zu dieser Geldsammlung beitragen: erwachsene Männer, Greise und alte Frauen,

Dorfvorsteher, junge Burschen und Mädchen, selbst kleine Kinder.²⁶³ Für die *Spitfires* ließen die Alliierten ab 1940 in allen Kolonien sammeln. Für 5.000 englische Pfund konnten Spender ihren Namen auf eines der insgesamt 12.000 Pfund teuren Jagdflugzeuge setzen lassen. Und so finden sich in der Liste der fast 1.000 von den Kolonien finanzierten Jagdflugzeuge neben zahlreichen Maschinen mit britischen Städtenamen auch die »Mombasa«, die »Kamba Meru«, die »Kalahari«, die »Sierra Leone II«, drei »Zansibars«, die »Bahamas I«, die »Ceylon I bis V«, drei »Newfoundland«, »North Borneo I«, »Tasmania I«, Namen zahlreicher indonesischer Inseln, »Benoni« und mehrere »Capetowns« aus Südafrika, zahlreiche indische Städte und schließlich auch die »Popocatepetl«, die »Spirit of Uruguay«, die »Oman«, »Kuwait« und »Bahrein«.

In der Hauptstadt der Goldküste, Accra, war vor der Hauptpost ein großes *Spitfire*-Spendenthermometer aufgebaut worden. Am 19. Oktober 1940 war in der Zeitung *West Africa* ein Foto abgedruckt, auf dem es bei 35.000 Pfund stand. Allein 1941 kamen in der Goldküste über 340.000 Pfund zusammen. »Uns von den *Asante* hatte man gesagt, wir sollten nicht erwarten, die Deutschen würden bei uns friedlich landen. Wenn sie kämen, dann, um uns mit ihrer Luftwaffe zu bombardieren. Flugzeuge könne man aber nur mit Flugzeugen abwehren. Die Briten müssten Kumasi schützen. Und wir könnten dabei mit Geld für eine *Spitfire* helfen,« erzählt T.E. Kyei.²⁶⁴

In Nigeria war es nicht anders. »Während dieser Hitlerzeit, 1940, gab es große Not«, erzählt der Veteran Alhaji Afolabi vom *Labour Corps*, »wir mussten alles beim Distrikt-Verwalter abgeben, sogar unser Salz. Alles für den Krieg. Dazu kam noch, dass die Rekruteure von Haus zu Haus gingen, Kleider mitnahmen und Altmetall einsammelten. Und an bestimmten Sammelpunkten musste jeder Haushalt Geld zahlen. Man sagte uns, der König von England baue ein Flugzeug namens *Spitfire*, das Feuer spucke und Hitler eines Tages töten werde.«

Die Massai in Kenia verpflichteten sich, 6.000 Rinder jährlich an die Regierung zu liefern und mussten dafür im Gegenzug keine Zwangsarbeit verrichten.

In der ganzen Welt sammelten Menschen für das Kampfflugzeug *Spitfire*, von Lateinamerika bis Indonesien. Das *Spitfire*-Spendenthermometer in der ghanaischen Hauptstadt Accra stand 1940 auf 35.000 Pfund



Der französische General Leclerc de Hautecloque organisierte in den afrikanischen Kolonien Kollektive zur Unterstützung französischer Städte und Dörfer, die vom Krieg in Mitleidenschaft gezogen wurden. So organisierte er eine groß angelegte Kampagne in Kamerun für den Wiederaufbau der französischen Ortschaft Debruyere. Und Menschen in Kamerun, die selbst kaum über das Lebensnotwendigste verfügten, spendeten für britische Soldaten ihre letzten Betttücher, Teller, Gläser, Messer und Gabeln. Insgesamt sollen Afrikaner während des Zweiten Weltkrieges sechs Millionen Pfund Sterling für ihre Kolonialherren gesammelt haben.

Nachschub für die Nazis

Die meisten französischen Kolonien in Afrika unterstanden bis 1942 der Kollaborationsregierung von Vichy, und damit hatte auch das faschistische Deutschland Zugriff auf diese Länder. 1941 einigten sich das Vichy-Regime und die Naziregierung darauf, in Westafrika Geld zur Verpflegung Zehntausender Afrikaner in deutscher Kriegsgefangenschaft sammeln zu lassen, die in Frontlagern im besetzten Norden Frankreichs inhaftiert waren. In der Elfenbeinküste mussten Bauern einem Komitee zur Versorgung der Kriegsgefangenen Kolanüsse, Mais, Mehl, Honig und Geld liefern. Der Wert dieser Abgaben belief sich allein im Juli 1942 auf 841.095 Francs CFA. In Nordafrika litt die einheimische Bevölkerung bereits unter Lebensmittelknappheit und Hunger, als die Kolonialbeamten im Januar 1941 auf einer Konferenz in Algerien beschlossen, noch mehr landwirtschaftliche Produkte als zuvor aus Maghreb nach Frankreich zu exportieren. Ein Beamter des Landwirtschaftsministeriums lieferte dafür die zynische Begründung: »Es kommt nicht in Frage, dass Tunesien und Algerien ihre Grundbedürfnisse zu hundert Prozent decken, wenn das Mutterland selbst nur unzureichend versorgt ist. Die landwirtschaftliche Produktion Nordafrikas dient bekanntlich der Versorgung aller, und ihre Verteilung ist deshalb auch der Zentralverwaltung unterstellt. Zweifellos wäre es nicht legitim, wenn die produzierenden Länder alles an die Zentrale abtreten müssten. Aber die Bedürfnisse dieser

Länder sollten sich auch mit 25 bis 30 Prozent ihrer Erzeugnisse befriedigen lassen.« Konkret bedeutete dies, dass 1941 allein Algerien 450.000 Doppelzentner Getreide, 220.000 Schafe und 4,8 Millionen Hektoliter Wein an das Vichy-Regime abtreten musste.²⁶⁵ Die Kolonialbehörden trieben auch einen großen Teil des algerischen Viehbestandes ein, um ihn nach Deutschland zu exportieren. Die Algerier litten derweil an Unterernährung, Tuberkulose und Typhus. Insgesamt waren Afrikaner elf Mal häufiger von diesen Krankheiten betroffen als französische Siedler.

Schon bei der Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages zwischen Vichy-Frankreich und Hitler-Deutschland im Juni 1940 hatten die Sieger verlangt, dass Proviant für das deutsche Afrikakorps aus den französischen Kolonien zu liefern sei. Diese Forderung wurde im April 1941 konkretisiert. Im Mai 1941 reiste eine deutsche Delegation unter dem Kommando von Major Dankworth nach Algier, um dort für das Afrikakorps 1.000 Lastwagen, 50 Reisebusse, 250 bis 300 Personenkraftwagen und 100 Baufahrzeuge zu requirieren. Insgesamt belieferte die Vichy-Administration die Achsenmächte über nordafrikanische Häfen wie Algier, Beni-Saf, Nemours und Bezerte mit mehr als 900.000 Tonnen Phosphat, 350.000 Tonnen Eisen, 25 Tonnen Molybdän (ein bleiähnliches Mineral), 93 Tonnen Antimon (ein Rohstoff, aus dem Schutzhüllen für Kabel gefertigt werden) und 300 Tonnen Kobalt – alles wichtige Ressourcen für den Krieg.

Die zweite koloniale Besetzung

»Den afrikanischen Völkern wurden außergewöhnliche Kriegseinstellungen abverlangt«, schreibt der Historiker Joseph Ki-Zerbo, der in den sechziger Jahren die erste Geschichte seines Kontinents aus afrika-

Lastwagen mit Nachschub für das Afrikakorps der Wehrmacht



nischer Sicht verfasste. »In den großen Küstenstädten herrschte Not. Die Ärmsten hüllten sich in alte Getreidesäcke. Doch im Allgemeinen ertrug man die Kriegslast ohne großen Widerstand: Man litt stumm. Zweifellos fühlten die Menschen, dass sie an einem großen, weltweiten Drama teilnahmen. Dennoch war die Kriegslast manchmal für die Soldaten leichter zu tragen. Sie befanden sich Auge in Auge mit den Nazitruppen und wussten, gegen wen sie kämpften. Die anonymen Massen der Afrikaner aber ließ man Tausende von Kilometern vom Kriegsschauplatz entfernt arbeiten und zahlen. Das Ende des Krieges weckte den berechtigten Wunsch nach einem normalen menschlicheren Leben.«²⁶⁶ Dieser Wunsch äußerte sich millionenfach in Kämpfen für die Unabhängigkeit, und die beiden Kolonialmächte England und Frankreich konnten die Rufe nach politischer Selbstbestimmung nicht länger ersticken. Überdies waren die beiden Imperien nach dem Zweiten Weltkrieg empfindlich geschwächt. Die globalen Machtverhältnisse hatten sich wesentlich verschoben. Mit der Sowjetunion und den USA gingen zwei neue Supermächte aus dem Krieg hervor, die sich beide – aus unterschiedlichen Gründen – antikolonial gaben. Die Sowjetunion kritisierte die kapitalistische Durchdringung der »Dritten« Welt, in der sie selbst wenig Einfluss besaß, und die USA hatten während des Krieges erstmals auf die kolonialen Ressourcen zugreifen können und nutzten nun ihre Doktrin vom »freien Handel«, um weiter ungestört Profite abzuschöpfen. Der unmittelbar nach 1945 einsetzende Kalte Krieg und der Krieg in Korea heizten den Konkurrenzkampf um die Rohstoffquellen auch in Afrika weiter an.

Frankreich und Großbritannien wollten aber keineswegs ihre Rolle als Kolonialmächte aufgeben. Beide Länder waren zu großen Teilen zerstört und ökonomisch ausgelaugt; sie bezogen Rohstoffe aus den Kolonien, um ihre Städte wiederaufzubauen. Außerdem sollte der Verkauf kolonialer Güter die so dringend benötigten Devisen bringen, um die im Krieg vor allem für Waffenkäufe aufgelaufenen Dollarschulden bei den USA begleichen zu können. Großbritannien untersagte

seinen Kolonien darum den Direktexport von Waren in die USA. Alle Rohstoffe mussten zu festgelegten, meist niedrigen Sterlingpreisen an England verkauft werden.

Den antikolonialen Stimmungen begegneten die europäischen Nachkriegsregierungen mit einigen Zugeständnissen. Sie versuchten den Kampfgeist der nunmehr selbstbewussten Afrikaner durch kosmetische Verbesserungen bei der Kolonialverwaltung zu besänftigen und politische Vertreter aus Afrika erhielten Sitze in den Parlamenten von Paris und London sowie in Provinz- und Stadträten der Kolonien; einige »assimilierte« und gut ausgebildete Afrikaner bekamen zudem Jobs in den Kolonialverwaltungen. Europäische Experten legten Programme für das Bildungswesen und die Gesundheitsversorgung, ja sogar für die allgemeine Wohlfahrt auf. Die Briten stellten fünf Millionen Pfund Sterling für derartige Entwicklungsprogramme zur Verfügung und hofften, damit »auf einen Schlag die extremsten Aktivist*innen« zu können, »die dem Nationalismus die ›Glaubwürdigkeit der Straße‹ verliehen.«²⁶⁷

Die Umsetzung war schwieriger als gedacht, zumal die weißen Siedler in den Kolonien Gefallen an den Sondergesetzen, Zwangsmaßnahmen und den von ihnen während des Krieges besetzten Positionen in den Verwaltungen gefunden hatten und keinerlei Demokratisierung zulassen wollten.

Letztlich hielten alle Kolonialmächte an der dirigistischen Ökonomie fest, mit der sie Handel und Produktion während des Krieges gesteuert hatten. Sie verschärften sie sogar. »Die weitreichenden Kontrollen, die im Krieg als ›Kriegsaufwand‹ begründet worden waren, wurden in gewissem Ausmaß in ›Entwicklungsprogramme‹ für Industrie, Landwirtschaft und Infrastruktur umbenannt.«²⁶⁸ Die Produktion sollte angekurbelt werden und die afrikanischen Kolonien mehr Rohstoffe und landwirtschaftliche Erzeugnisse abwerfen. »Der Krieg hatte zur Folge, dass der koloniale Staat große Sektoren der Wirtschaft kontrollierte, neue Quellen für Steuern suchte und Arbeitskräfte, Investitionen, Bergbau, Landwirtschaft sowie Exporte dirigierte.«²⁶⁹ Kontrollaus-

schüsse überwachten die Rohstoffausfuhr, Quoten und fixe Preise wurden beibehalten oder gar ausgebaut.

In Kenia verordneten die Briten auch nach 1945 Zwangsarbeit auf den Kaffeepflanzungen. In Tanganjika vertrieben sie weitere Afrikaner von ihrem Land. Der Krieg hatte erodierte Böden und Monokulturen hinterlassen; die Subsistenzwirtschaft war weitgehend zerstört. Die Kolonialverwaltung beschuldigte die Einheimischen, sie hätten »ineffektiv« gewirtschaftet, und übertrug Ländereien an europäische Farmer. 3.000 Bauern, die in dem Gebiet zwischen dem Kilimandscharo und dem Berg Meru lebten, weigerten sich, in die trockene Tiefebene zu ziehen, wo die Tsetsefliege die Schlafkrankheit verbreitete. 1951 wurden sie mit Gewalt umgesiedelt.

In Äthiopien demontierten die Briten die bescheidene einheimische Industrie. Nach der Befreiung des Landes von den italienischen Besatzern 1941 ließ die Verwaltung ganze Fabriken, militärische Ausrüstungen und Lastkraftwagen in andere Kolonien verschiffen, zum Beispiel nach Britisch-Somaliland, Kenia und Indien. »Die Briten waren der Meinung, Äthiopien hätte kolonisiert werden sollen«, sagt der in Äthiopien lebende britische Historiker Richard Pankhurst, »und wenn die Italiener das nicht geschafft hätten, würden sie es eben selbst machen.« Tatsächlich behielt die britische Besatzungsmacht dort noch bis Dezember 1944 die Kontrolle über die wichtigsten öffentlichen Sektoren – Eisenbahnlinien, Rundfunk, Telekommunikation – sowie über die militärische Sicherheit der Hauptstadt Addis Abeba. Und die Briten profitierten von den äthiopischen Exporten, die in Sterling abgerechnet wurden. Erst 1954 war Äthiopien wieder im Besitz seines gesamten Staatsgebietes.

Auch in den französischen Kolonien folgte auf das Kriegsende keineswegs die politische Befreiung. Schon im August 1940 hatte die Exilregierung des Freien Frankreich betont, dass sie die Kolonien in Zentralafrika und Kamerun vollständig erhalten wolle, »um sie in ein unabhängiges Frankreich eingliedern und alle ihre Ressourcen zur Befreiung unseres Vaterlandes einsetzen zu können.«²⁷⁰ So setzte sich die im Krieg erzeugte Ausplünderung des Kontinents fort, schreibt der Historiker

David Killingray: »Die afrikanischen Kolonien stellten das wirtschaftliche Vermögen für den Wiederaufbau und die wirtschaftliche Erholung der Industrieländer.«²⁷¹

Darüber hinaus stellte der Zweite Weltkrieg »ein wichtiges Stadium im Prozess der Eingliederung Afrikas in das weltweite kapitalistische System dar«, schreibt der kenianische Historiker Ali Mazrui. In den zwei Jahrzehnten nach Kriegsende mussten die Kolonialmächte den meisten afrikanischen Ländern zwar formal die politische Unabhängigkeit gewähren, aber ökonomisch setzte sich die Abhängigkeit des Kontinents von den Industrieländern fort. Ali Mazrui, Mitherausgeber der vielbändigen *Allgemeinen Geschichte Afrikas* der UNESCO, macht dafür »Verzerrungen« der afrikanischen Ökonomien verantwortlich, die während des Krieges begannen und sich seitdem immer stärker verfestigten: Die landwirtschaftliche Produktion wurde ganz auf den Export nach Europa umgestellt. Der Anbau von sogenannten *Cash Crops* wie Baumwolle, Erdnüsse, Kaffee und Kakao wurde durch erhöhte Preise gezielt gefördert, die Subsistenzwirtschaft vernachlässigt. Mit der Folge, dass multinationale Konzerne riesige Plantagen mit Monokulturen anlegten und mit chemischen Düngemitteln und Pestiziden die Böden auslaugten, während die einheimische Bevölkerung nicht mehr genug Nahrungsmittel für den eigenen Verbrauch anbauen konnte. Junge Afrikaner zogen auf der Suche nach Arbeit und Lebenschancen in die Städte, die Slums wuchsen, und die auf dem Land Gebliebenen verarmten zusehends. Überdies investierten die ehemaligen Kolonialmächte bevorzugt in die afrikanischen Staaten, welche die kolonialen Strukturen beibehielten (wie Südrhodesien und Südafrika) oder im Kalten Krieg auf ihrer Seite standen.

In den Staaten, die ihre Unabhängigkeit erreichten, versuchten die ehemaligen Kolonialmächte, afrikanische Politiker in Führungsfunktionen zu hieven, die ihre Ausbildung in Europa erhalten hatten und den weiteren ökonomischen Ausverkauf ihrer Länder zuließen. Die gegenüber ihren Gönnern willfährigen Herrscher sollten den Konzernen freie Hand bei der Ausbeutung der wertvollen Bodenschätze lassen. Die Energie liefer-

ten gigantische Staudämme und Kraftwerke. Die dafür nötigen Straßen und Häfen wurden weiter ausgebaut. Afrika wartete aber vergeblich auf den Transfer neuer Technologien und die Entwicklung verarbeitender Industrien. Wie eh und je exportierte der Kontinent Rohstoffe und importierte Anlagen und Konsumgüter.

Diese Tendenzen, so Ali Mazrui, haben dazu beigetragen, dass Afrika vom Boom der Nachkriegszeit weitgehend abgekoppelt blieb, kaum wettbewerbsfähige Industrien aufbauen konnte und weiterhin an »fragmentierten« Ökonomien herumlaborierte. Der bis in die Gegenwart andauernde Teufelskreis von Abhängigkeit, Verschuldung und weiterer Verarmung nahm seinen Lauf.

Der Historiker Joseph Ki-Zerbo forderte schon in den sechziger Jahren, Afrika dürfe »nicht länger Objekt der Geschichte bleiben«, sondern müsse sein Schick-

sal endlich selbst bestimmen. Voraussetzung dafür seien Ausbildung und Einheit der Afrikaner, »ein neues Wirtschaftssystem, eine neue Sozialstruktur und ein anderer Umgang mit Grund und Boden«. Jahrzehnte später musste er feststellen, dass sich keine seiner Hoffnungen erfüllt hatte: »Wenn man sich heute den Außenhandel und die Zahlungsbilanzen Afrikas anschaut, so findet man dasselbe Schema wie zur Zeit des Sklavenhandels: Schwarze »Könige« schließen Verträge mit ausländischen Händlern, die Schwarze wirtschaftlich versklaven. So wird sich Afrika nie erholen. Wenn wir uns als Macht unter anderen Mächten behaupten wollen, müssen wir uns zusammenschließen und der neokolonialen Abhängigkeit ein Ende bereiten. Sonst werden die Industrienationen unseren Kontinent auch weiterhin ausbeuten.«²⁷²

SCHWARZE IM NATIONALSOZIALISMUS

»Alle Schwarzen sind auf der Stelle zu töten«

Schwarze Kriegsgefangene und schwarze Befreier

Als die französische Armee im Juni 1940 kapitulierte, gerieten fast 100.000 afrikanische Kolonialsoldaten in deutsche Gefangenschaft.¹ Zahlreiche Afrikaner wurden von der deutschen Wehrmacht ermordet, als sie sich ergaben. Der einzige Grund: ihre Hautfarbe. Als zum Beispiel die 4. Infanteriedivision der Kolonialtruppen (D.I.C.), die aus mehreren Regimentern von *Tirailleurs Sénégalais* bestand, am 10. Juli 1940 den Deutschen ihre Waffen abliefern musste, beobachteten Augenzeugen Folgendes: »Nach ihrer Entwaffnung werden die Soldaten rasch auseinander getrieben: die Weißen auf die eine Seite, die Schwarzen auf die andere. Während die Deutschen Erstere zunächst nicht weiter beachten, müssen sich alle *Tirailleurs*, die noch dazu in der Lage sind, also auch Verletzte, sofern sie noch gehen können, am Straßenrand aufstellen. Dort werden sie mit Maschinengewehren niedergemäht. Wer zu fliehen versucht, wird zur Zielscheibe deutscher Scharfschützen, die mit Karabinern bewaffnet sind. Auf Befehl eines deutschen Offiziers wird eine Gruppe von verletzten Senegalesen auf die Straße geschleppt. Der Offizier zieht seine Pistole und jagt den Schwarzen, die auf der Erde liegen, unter wüsten Beschimpfungen einem nach dem anderen eine Kugel in den Kopf. Dann brüllt er den gefangenen weißen Soldaten zu: »Erzählt das in Frankreich!«²

Von Sommer 1940 bis zur Landung der Alliierten in Frankreich am 6. Juni 1944 beging die deutsche Wehrmacht zahlreiche Massaker an schwarzen Soldaten.³ Dass es sich dabei nicht nur um Übergriffe einzelner Of-

fiziere gehandelt hat, belegen Akten des NS-Regimes. So ordnete etwa der Gauleiter für Belgien, Karl Holz, ausdrücklich an, »keine Gefangenen zu machen«, und der ihm unterstellte Kommandeur des Volkssturms befahl, »alle farbigen Gefangenen auf der Stelle zu töten, da sie stinken«.⁴

Die Mehrheit der gefangenen Kolonialsoldaten wurde allerdings, wie die weißen auch, in Kriegsgefangenenlager eingewiesen. Seit 1941 gab es in Deutschland 80

Hunderttausend schwarze Soldaten der französischen Armee waren 1940 in deutschen Kriegsgefangenenlagern inhaftiert



dieser so genannten Stalags (Mannschafts-Stammlager) und weitere in den besetzten Staaten.⁵

Die Wehrmacht internierte die Häftlinge unter unmenschlichen hygienischen Verhältnissen und ließ sie hungern und dursten. Die Aufseher reagierten sich extrem gewalttätig an den Gefangenen ab. Gleichzeitig bediente sich die nationalsozialistische Wirtschaft der Lagerinsassen – neben denen der Konzentrations- und Zwangsarbeiterlager – als billiger Arbeitskräfte. Sowohl Kriegsgefangene als auch zivile Häftlinge mussten Zwangsarbeit leisten und wurden dazu häufig in kleinere Barackenlager in der Nähe von Industrie- oder Landwirtschaftsbetrieben verlegt.⁶

»Sie haben mich fünf Jahre lang festgehalten«, berichtet Tuo Lielourou aus der Elfenbeinküste, der 1940 in die Gewalt der Deutschen geriet und viele seiner afrikanischen Schicksalsgenossen in der Kriegsgefangenschaft sterben sah. »Die Deutschen haben viele Gefangene umgebracht. Warum? Sie sagten, die Franzosen hätten im Krieg 1914/18 viele Deutsche getötet, sie barfuß an die Wand gestellt und erschossen. Und dafür würden sie sich jetzt an uns rächen. Jeden Morgen, wenn wir noch schliefen, wählten sie ein paar Männer

aus, führten sie zu einem Graben und schossen sie nieder. Anderen schnitten sie die Ohren ab oder stachen ihnen die Augen aus.«⁷

Fe Lia aus der Elfenbeinküste, der in einem Frontlager die Gefangenennummer 3.322. trug, erinnert sich: »Jeden Morgen haben sie einige von uns umgebracht. Eines Tages haben sie ein Pferd im Galopp über uns hinweggejagt, als wir auf der Erde lagen und schliefen. Dabei starben viele Gefangene. Ihre Füße und Schädel waren zerschmettert.«⁸

Aus Unterlagen des Frontlagers 153, in dem 3.354 Schwarze und Nordafrikaner interniert waren, geht hervor, dass ein Viertel dieser Gefangenen an Tuberkulose litt.⁹ »Wir hatten ständig Hunger«, erzählt Daouda Tuo-Donatoho. »Ein kleines Scheibchen Brot und ein winziges Stückchen Gemüse in einem Topf voll Wasser, das war alles, was sie uns zu essen gaben. Viele Männer waren so hungrig, dass sie Gräser sammelten, aufkochten und aßen. Sie wurden davon sehr krank – ihre Bäuche blähten sich auf. Auch ich war im Lager schwer krank.«¹⁰

Ein Franzose bestätigt, dass seine afrikanischen Mitgefangenen von den deutschen Wärtern besonders brutal misshandelt wurden: »Wir waren Zeugen von Szenen, in denen Senegalesen, die beim Essenstransport gestürzt waren, mit Kolbenhieben aufgefordert wurden aufzustehen.« Bei minus 20 Grad seien die Schwarzen mit Peitschenhieben nach draußen gejagt worden und mussten im Freien arbeiten.¹¹ Üblicherweise waren schwarze Gefangene aufgrund eines Wehrmachtsbefehls von Weißen getrennt untergebracht¹² und wurden im Allgemeinen schlechter behandelt als ihre weißen Leidensgenossen: »Die Deutschen haben uns eines Tages abgeholt und nach Berlin gebracht«, erinnert sich Yeo Porio. »Dort mussten wir für sie arbeiten. Zu essen gab es fast nichts, nur irgendetwas, das in heißem Wasser herumschwamm. Ich weiß nicht mehr, wie viele von uns dort verhungert sind. Die französischen Arbeiter durften dagegen Zivilkleidung tragen und wurden bezahlt. Die Deutschen ließen sie in Ruhe. Uns haben sie verrotten lassen.«¹³

Die schwarzen Kriegsgefangenen wurden von den weißen getrennt und besonders brutal behandelt



Ein anderes Arbeitskommando bestand aus 5.450 Gefangenen, die strikter militärischer Disziplin unterworfen waren, wie Edmond N'Guetta bezeugt. »Sie führten uns in einen Schlachthof. Wir waren dort eingeschlossen, und es gab wieder einmal nichts zu essen. Bei uns waren viele Algerier, die jeden Morgen für die Deutschen irgendwelche Arbeiten in der Stadt erledigen mussten. Wir haben am Bahnhof Lebensmittel für die Deutschen und ihre Markthändler verladen. Die französischen Gefangenen haben dabei manch Essbares mitgehen lassen. Wir trauten uns nicht. Wir hatten zwar großen Hunger, aber noch größere Angst um unser Leben.«¹⁴

Nach Aussage des algerischen Historikers Belkacem Recham behandelten die Deutschen senegalesische Kriegsgefangene noch schlechter als die aus Nordafrika – je dunkler die Hautfarbe, um so schlimmer das Los der Gefangenen.

Weißer Gefangene, die für das Freie Frankreich gekämpft hatten, setzten die Deutschen oft als Vorarbeiter ein. Sie mussten zum Beispiel 1.400 Nordafrikaner überwachen, die in einer Waffenfabrik arbeiteten.¹⁵

Schwarze Kriegsgefangene wurden auf Anweisung hoher NS-Funktionäre systematisch schlechter behandelt als weiße. So erteilte General Heinz Guderian aus dem Generalstab des Heeres im Mai 1940 den Befehl: »Gegenüber den eingeborenen Soldaten wäre jegliche Nachsicht ein Fehler. Es ist strikt verboten, diese Soldaten ohne Wachen zu lassen. Sie sind mit der größtmöglichen Härte zu behandeln.«¹⁶

Im Sommer 1940 deportierte die deutsche Wehrmacht drei Viertel der 100.000 schwarzen Kriegsgefangenen aus Stalags in Deutschland in Kriegsgefangenenlager im Norden des besetzten Frankreich, wo der nationalsozialistische Sicherheitsdienst 1944 insgesamt 300.000 schwarze Kriegsgefangene verzeichnete.¹⁷ In Deutschland waren im Juli 1940 noch 28.722 schwarze Soldaten in 20 von insgesamt 44 Stalags untergebracht¹⁸; wenige Monate später waren alle bis auf etwa 1.000 abtransportiert. Maguéye Kassé, Professor für Germanistik und Soziologie an der Universität von Dakar, vermutet, dass die Deutschen ihre schwarzen Gefangenen außer Lan-

des schafften, weil sie dem Wahn verfallen waren, die Afrikaner würden tropische Krankheiten einschleppen.¹⁹ Ohnehin wollte das Nazi-Regime Deutschland von Schwarzen freihalten²⁰; es gab einen Befehl Hitlers, es dürften »im Prinzip keine Schwarzen auf deutschem Boden verbleiben«.²¹

In den von Deutschland besetzten Gebieten Frankreichs bewachten auch Franzosen die gefangenen Kolonialsoldaten. Die Inhaftierten empfanden das als »besonders schmerzlich«, weil sie für die Befreiung Frankreichs gekämpft hatten.²²

Nur wenigen afrikanischen Kriegsgefangenen gelang die Flucht aus den Lagern, denn anders als die Franzosen konnten sie sich aufgrund ihrer Hautfarbe nicht unbemerkt unter die Bevölkerung mischen. »Außerdem«, so Somongo Soro, »kannten wir uns weder in Deutschland noch in Frankreich aus. Wohin also hätten wir fliehen sollen?« Daouda Tuo-Donato bestätigt, dass die meisten afrikanischen Häftlinge keine Pläne zur Flucht schmiedeten, »weil wir nicht wussten, wie es draußen hätte weitergehen sollen.«²³ 10.000 von ihnen gelang in den Jahren 1940 bis 1942 dennoch die Flucht.²⁴

1944 gab es in Deutschland selbst nur noch etwa 500 schwarze Kriegsgefangene; sie waren im Stalag III A in Luckenwalde untergebracht. 300 von ihnen waren im Herbst 1941 Statisten für den UFA-Film *Germania* (Uraufführung 1943), der für die kolonialen Ambitionen Deutschlands in Afrika warb. Luis Trenker spielte die Hauptrolle.²⁵ Die Filmstudios in Babelsberg waren allerdings nicht der eigentliche Grund, weshalb die Gefangenen noch in Deutschland zurückgehalten wurden. Das Oberkommando der Wehrmacht wollte an ihnen tropenmedizinische Experimente durchführen.²⁶



In allen besetzten
Ländern Europas
richtete das
NS-Regime Lager für
Kriegsgefangene ein,
darunter einige nur
für Schwarze



Schwarze Kriegsgefangene mussten entwürdigende Vermessungen über sich ergehen lassen

Nur selten gelang es den Nazis, schwarze Lagerinsassen als Kollaborateure zu gewinnen



Anderorts, z.B. im Krankenhaus Saint-Mérard bei Bordeaux und im Stalag bei Stargard/Pommern, haben solche Experimente stattgefunden; sie sollten Möglichkeiten testen, wie weiße Soldaten und Kolonisten Tropenkrankheiten überstehen könnten.²⁷ Ob ähnliche Menschenversuche an afrikanischen Gefangenen in Deutschland stattgefunden haben, ist nicht dokumentiert.²⁸ Allerdings stellte die Wehrmacht 1944 dem Bakteriologen Paul

Uhlenhuth an der Universität Freiburg 150 schwarze Gefangene zur Verfügung. An ihnen sollten neue Impfstoffe gegen Tropenkrankheiten getestet werden. Ob es sich wirklich um Gefangene aus dem Lager in Luckenwalde handelte, ist ungeklärt, da das weitere Schicksal der dort Inhaftierten nicht dokumentiert ist. Nur eine Spur ist erhalten geblieben: Auf dem Lagerfriedhof von Luckenwalde liegen zwanzig Gräber von schwarzen Soldaten, der rassistischen Staatsdoktrin entsprechend in deutlichem Abstand zu den Gräbern weißer Kriegsgefangener.²⁹

Als die Nazitruppen Ende 1944 den Rückzug antraten und ihre Lager in den besetzten Gebieten räumen mussten, trieben sie Zehntausende Gefangene in Gewaltmärschen ins Innere Deutschlands. Viele kamen dabei um oder wurden erschossen. Wie viele Schwarze unter ihnen waren, ist nirgendwo festgehalten.³⁰

Auch wenn es keine dem Völkermord an den Juden und den Roma und Sinti vergleichbare Politik des systematischen Massenmords an Afrikanern gab, so besteht doch kein Zweifel, dass die Deutschen Zehntausende Kolonialsoldaten umbrachten. Sie waren Opfer von Massakern und Hinrichtungen, Misshandlungen und Folter, von Hunger und Zwangsarbeit. Nach Schätz-

ungen von Historikern kam etwa die Hälfte der afrikanischen Kriegsgefangenen in den deutschen Lagern ums Leben; ihre Todesrate lag deutlich über der der weißen Kriegsgefangenen.³¹

Einige der afrikanischen Gefangenen ließen die Deutschen jedoch noch während des Krieges frei. Sie sollten in Nordafrika und der Levante (Syrien und Libanon) dem Vichy-Regime helfen, Aufstände der einheimischen Bevölkerung niederzuschlagen. Mithilfe eines angesehenen Senegalesen, der sich selbst als Leiter des »sozialen Hilfswerks der senegalesischen Kriegsgefangenen« bezeichnete, versuchte der Sicherheitsdienst der Nazis Gefangene aus Nord- und Westafrika dafür zu gewinnen, an der Seite der Faschisten die Résistance in Frankreich und im Maghreb zu bekämpfen (so der Brief eines SS-Obergruppenführers an Himmler vom 14. Juli 1944).³² Die Nazis hofften, die afrikanischen Gefangenen würden ihre Landsleute überzeugen, dass sich der Kampf gegen das Freie Frankreich gegen ihre Kolonialmacht richtete. Außerdem sollten die inhaftierten Afrikaner Deutschland vor Ort helfen, ein Kolonialreich aufzubauen. Aus diesen Gründen, so der senegalesische Wissenschaftler Kassé, seien nur wenige schwarze Kriegsgefangene in die Vernichtungslager der Nazis deportiert worden.

Um Afrikaner gegen die britischen und französischen Kolonialmächte aufzustacheln, gaben die Nazibehörden Zeitschriften für Kriegsgefangene heraus; für Soldaten aus den französischen Kolonien in Westafrika zum Beispiel *Le Malinké* und *Le Bambara*. Darin war zu lesen, dass an einer »deutschen Universität« bereits »schwarze Führer« ausgebildet würden, um nach dem »Endsieg« der Nazis führende Positionen in ihren afrikanischen Heimatländern zu übernehmen.³³

Unter den maghrebiniischen Gefangenen war die deutsche Propaganda am intensivsten. An sie richtete sich die Zeitschrift *Lissane el Assir* (»Die Stimme des Kriegsgefangenen«). Darin waren Fotos abgebildet, die das freundschaftliche Verhältnis Hitlers zum Großmufti von Jerusalem dokumentierten. Installiert wurde auch ein Auslandssender, der in arabischer Sprache sende-

te. Im Pariser Studio arbeiteten Nordafrikaner, die sich freiwillig in den Dienst des NS-Regimes gestellt hatten. Allerdings wurden maghrebische Soldaten in deutscher Gefangenschaft gegen ihren Willen als »Kronzeugen« in Radiosendungen benutzt. Sie mussten Texte wie den folgenden vorlesen und aufnehmen lassen: »Man hat uns gegen unseren Willen in den Krieg geschickt, was zu unserem Schaden und nicht in unserem Interesse war. Dabei waren diejenigen, gegen die wir kämpfen mussten, seit langem unsere Freunde. Sie haben uns nie ungerecht behandelt. Deshalb sagen wir uns von denen los, die immer nur von unseren Ländern zu profitieren versuchten. erinnert euch, welchen Demütigungen sich die Araber ausgesetzt sahen. Brüder, wacht auf aus eurer Erstarrung!« Diese Texte tauchten dann später in Sendungen des deutschen Auslandsradios auf.³⁴

Die Zahl der afrikanischen Kollaborateure des NS-Regimes war jedoch gering im Vergleich zu den Zehntausenden Afrikanern, die gegen den Faschismus kämpften. Darunter waren auch Schwarze, die ihren deutschen Häschern entkommen waren und sich in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten den Partisanen und der Résistance anschlossen. Wie viele von ihnen gefasst und in deutsche Konzentrationslager deportiert wurden, ist unklar. Die Nazis unterschieden die Häftlinge in den KZ-Akten nicht nach der Hautfarbe. Einige Schicksale sind allerdings bekannt geworden: Der afro-französische Sänger John William war im KZ Neuengamme inhaftiert.³⁵ Carlos Grevkey aus Äquatorialguinea, der als Mitglied der Internationalen Brigaden gegen Franco gekämpft hatte, wurde 1942 nach Mauthausen deportiert. Erika N'gando aus Kamerun starb im KZ Ravensbrück. Johnny Vosté aus dem Kongo, der sich dem belgischen Widerstand angeschlossen hatte, wurde 1942 nach Dachau deportiert. John Nicolas aus Haiti kam 1943 ins KZ Buchenwald und konnte kurz vor Kriegsende aus Dora-Mittelbau fliehen. Die Senegalesen Sidi Camara und Dominique Mendy überlebten ihren KZ-Aufenthalt in Neuengamme.³⁶ Die Lebensgeschichte von Mendy hat der Filmemacher Serge Bilé aus der Elfenbeinküste 1995 dokumentiert.

Als die überlebenden Häftlinge der Konzentrationslager 1945 endlich von ihrem Martyrium erlöst wurden, gehörten auch Afroamerikaner zu ihren Befreierern. So war es der schwarze US-Soldat William McBurney, der mit seinem Panzer das Tor des KZ Dachau durchbrach. Fast fünfzig Jahre später beschrieb er, was er dabei empfand: »Ich dachte, ich komme in ein Kriegsgefangenenlager. Aber es sah dort aus wie im Land der lebenden Toten. Überall nur wandelnde Skelette. Wir hatten Nahrungsmittel draußen auf unseren Panzern, weil unsere Feldküche nicht mit uns Schritt gehalten hatte. Also gaben wir einigen Leuten etwas zu essen. Aber das war das Schlechteste, was wir tun konnten. Sie waren ja gar nicht mehr an richtiges Essen gewohnt, und manche wurden davon sofort krank.«

Der afroamerikanische Soldat Preston McNeil holte Gefangene aus einer Baracke, die ein deutscher Arzt in die Gaskammer hatte treiben wollen. »Ich habe nur noch geweint und gedacht: ›Ich kann nicht glauben, was ich hier sehe! Solange ich lebe, wird mir niemand erzählen können, das sei alles nur Propaganda. Ich habe es selbst gesehen.«³⁷

Als Widerstandskämpfer und wegen ihrer Hautfarbe verfolgt, wurden auch Schwarze in Konzentrationslager deportiert



Der Friedensnobelpreisträger Eli Wiesel schrieb über den 11. April 1945, als er aus dem KZ Buchenwald befreit wurde: »Ich werde mich immer voll Zuneigung an diesen riesigen schwarzen Soldaten erinnern. Er weinte wie ein Kind – Tränen des Schmerzes und der Wut über diese Welt. Jeder, der diesen Tag miterlebt hat, wird ein Gefühl der Dankbarkeit für die amerikanischen Soldaten bewahren, die uns befreit haben.«³⁸

Zwischen Zwangssterilisation und Deportation Schwarze Deutsche im Nationalsozialismus

Als die Nationalsozialisten 1933 an die Macht kamen, lebten bis zu 20.000 Afrodeutsche und Afrikaner in Deutschland.³⁹ Darunter waren Bewohner und deren Nachfahren aus den ehemaligen deutschen Kolonien, Kinder afrikanischer Soldaten aus der französischen Besatzungszeit nach dem Ersten Weltkrieg und Arbeitsmigranten. Die von nationalsozialistischen Dienststellen geführten Listen weisen Mitte der dreißiger Jahre ca. 60 Familien aus. Der heute 80-jährige Afrodeutsche Theodor Michael hält diese Zahl für realistisch.⁴⁰ Ende der dreißiger Jahre, so schätzt die Historikerin Marianne Bechhaus-Gerst, lebten in Deutschland wahrscheinlich nur noch etwa tausend Afrodeutsche.⁴¹

Afrikaner und Afrodeutsche waren seit den zwanziger Jahren in Deutschland politisch organisiert. So gab der Internationale Rote Gewerkschaftsbund der schwarzen Arbeiter (*International Trade Union Committee of Negro Workers*) seit 1930 in Hamburg eine Zeitschrift mit dem Titel *The Negro Worker* heraus. Bevor sie von den Nazis verboten wurde, hieß es darin im Mai 1933: »Die meisten Schwarzen in Europa und Amerika, genauso wie in den Kolonien, erkennen noch nicht, dass der Faschismus die größte Gefahr ist, der sich nicht nur der weiße Arbeiter gegenüber sieht, sondern dass sie auch die feindseligste Bewegung gegen die schwarze Rasse ist. (...) Seit-

dem Hitler Kanzler geworden ist, hat diese Nazi-Agitation die Form der offenen körperlichen Gewalt gegen alle farbigen Völker angenommen. (...) Das jetzige Regime des Terrors und Blutvergießens gegen die deutsche Arbeiterklasse, Juden und Schwarze – wovon die meisten Bürger aus den früheren deutschen Kolonien Kamerun und Togoland sind – sollen nicht nur für den Schwarzen in England und Amerika als eine Warnung dienen, sondern auch für alle farbigen Völker der Welt.«⁴²

Herausgeber der kommunistischen Zeitschrift war George Padmore, der zugleich das so genannte Negerbüro der Roten Gewerkschaftsinternationale leitete. 1902 in Trinidad geboren, studierte er zwischen 1924 und 1929 in den USA, besuchte dann die Arbeiterschule der Kommunistischen Partei in Moskau und wurde von dort aus 1930 nach Deutschland geschickt. Als die Nationalsozialisten im Januar 1933 an die Macht kamen, gehörte Padmore zu den ersten schwarzen Aktivisten, die von ihnen inhaftiert wurden. Nur weil er einen britischen Pass hatte, kam Padmore frei und wurde abgeschoben.⁴³

Die Nazis hatten Afrikaner, die aus britischen und französischen Kolonien stammten, aus Deutschland ausgewiesen⁴⁴, und viele schwarze Deutsche waren ins Exil geflohen, soweit es ihnen gelang, mit ihren Pässen die Grenze zu überqueren.⁴⁵ Schon die Weimarer Behörden hatten diese mit dem Zusatz »staatenlos« oder »ehemaliger deutscher Schutzgebietsangehöriger« versehen; die Nazis stellten ihnen nur noch so genannte Fremdenpässe aus. Selbst Afrodeutschen, die mit deutschen Frauen verheiratet waren und Kinder hatten, wurde die Staatsangehörigkeit aberkannt. Nur auf Antrag erhielten sie noch befristete Aufenthaltsgenehmigungen; sie durften also weder arbeiten noch ins Ausland reisen.⁴⁶ Das gleiche Schicksal teilten ihre Frauen und Kinder, denn ihre Staatszugehörigkeit oder eben die Staatenlosigkeit richtete sich nach der des Ehemannes.⁴⁷

Solange das Auswärtige Amt plante, ein afrikanisches Kolonialreich zu errichten, verlangte es Zurückhaltung gegenüber Afrikanern und Afrodeutschen, um »eine

Mit Häme und Spott wurden die Frauen und Kinder schwarzer Besatzungssoldaten überschüttet



Misstimmung unter den Negern« zu verhindern. »Diese Misstimmung ist deswegen für uns besonders unangenehm, weil sie nicht auf die hier lebenden Neger beschränkt bleibt, sondern sich durch Beziehungen, die sie selbstverständlich nach Afrika haben, auch in Afrika auswirkt. (...) Sollte die Frage der Mandatserteilung an Deutschland in Afrika einmal akut werden, kann dieser Umstand für Deutschland höchst unangenehme Rückwirkungen haben.«⁴⁸

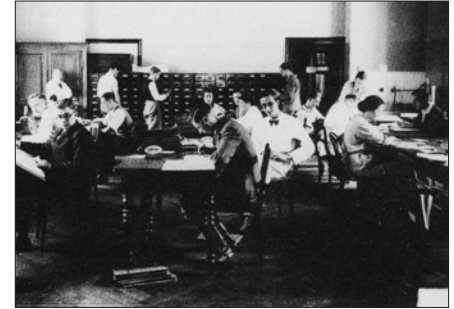
Die örtlichen Polizeibehörden, SA- und SS-Verbände interessierten solche außenpolitischen Erwägungen wenig. So wurde der Antifaschist Hilarius Gilges, Sohn eines schwarzen Rheinschiffheizers und einer Düsseldorfer Textilarbeiterin, bereits im Juni 1933 verhaftet und von Gestapo und SS-Männern gefoltert und ermordet.⁴⁹ Am 13. April 1933 hatte Minister Hermann Göring die Regierungspräsidenten im Rheinland und den anderen ehemals besetzten Gebieten angewiesen, ihm zur »Lösung der Bastardfrage« umgehend alle »Mischlinge« zu melden, also Kinder deutscher Frauen und französischer Besatzungssoldaten. Bis Anfang 1934 waren 145 dieser Kinder registriert, aber das Ministerium ging von insgesamt 600 Kindern aus. Die »Lösung der Bastardfrage« wurde aus Sorge vor Kritik aus dem Ausland ab 1935 als geheime Staatssache weiterverfolgt.⁵⁰

Im Frühjahr 1937 richtete die Gestapo in Berlin die so genannte Sonderkommission 3 ein, die mehrere hundert afrodeutsche Kinder zwangsweise sterilisieren ließ. Wie das im Einzelnen geschah, schildert der Kölner Historiker Reiner Pommerin am Beispiel des 17-jährigen A.: Der Junge wurde am 14. März 1920 in Kandel in der Pfalz als Kind eines französischen Besatzungssoldaten aus Madagaskar geboren. 1935 wurde er vom Gesundheitsamt Germersheim registriert. Am 10. Juni 1937 sollte er vor der geheimen Sterilisierungskommission erscheinen. Weil er nicht kam, wurde er zur Fahndung ausgeschrieben. Nach zwei Wochen wurde er auf einem Rheinlastschiff verhaftet, auf dem er seit einiger Zeit als Schiffsjunge fuhr. Noch in derselben Nacht brachte ihn die Gestapo nach Köln. Dort wurde die geheime Sterilisierungskommission zusam-

mengetrommelt, die nach kurzer Prüfung das Urteil fällte: »Der deutsche Staatsangehörige A., geboren am 14.3.1920 in Kandel, wohnhaft in Pfortz, ist Abkömmling eines Angehörigen der farbigen ehemaligen Besatzungstruppen und weist eindeutig entsprechende Merkmale auf. Er ist deshalb unfruchtbar zu machen.« Hermann Nieden, leitender Arzt der Chirurgischen Abteilung am Evangelischen Krankenhaus Köln-Weyertal, führte den Eingriff durch und notierte: »Der Operierte wurde am 12. Juli 1937 als geheilt entlassen. Nachuntersuchung nicht erforderlich.« Der Fall, der als »Lfd.Nr. 357« firmierte, galt damit als abgeschlossen.⁵¹

1935 formulierte das Innenministerium als »Endziel« »die Ausscheidung aller Personen artfremden Blutes aus dem deutschen Volk«.⁵² Die Naziregierung erließ dazu eine ganze Anzahl von Gesetzen gegen Afrodeutsche und Afrikaner. Sie verbot so genannte gemischtrassige Ehen und entzog bereits verheirateten Eheleuten die deutsche Staatsbürgerschaft.⁵³ Das Reichserbhofgesetz bestimmte schon 1933: »Bauer kann nur sein, wer deutschen oder stammesgleichen Blutes ist; deutschen oder stammesgleichen Blutes ist nicht, wer unter seinen Vorfahren väterlicher- oder mütterlicherseits jüdisches oder farbiges Blut hat.«⁵⁴ Die Reichsrundfunkleitung verbot 1935 den »Negerjazz«.⁵⁵ Ein geheimer Erlass des Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 15. Juni 1939 (veröffentlicht am 22. März 1941) verwehrte staatenlosen oder ausländischen »Negermischlingen« generell den Schulbesuch; selbst wenn sie die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, konnten sie »von der Schule verwiesen werden«.⁵⁶ 1940 untersagte die Reichspropagandaleitung Schwarzen »das Auftreten in der Öffentlichkeit«.⁵⁷

Im selben Jahr wurde die »Deutsche Afrika-Schau« aufgelöst, die bis dahin – gefördert durch öffentliche



»Sterilisierungskommission«:
Zahlreiche schwarze Deutsche wurden nach 1933 zwangssterilisiert

Gelder – 30 Afrodeutsche in einem »Negerdorf« auf Tour durch Deutschland geschickt hatte. Sie seien so besser unter Kontrolle zu halten, hatte das Auswärtige Amt seine Unterstützung begründet.⁵⁸ Außerdem solle das »koloniale Gedankengut« bei den Deutschen auf diese Weise wach gehalten werden.

Dennoch wurden in diesen Jahren Schwarze immer wieder als Komparsen, meist als Diener oder »Wilde«, für die Propagandafilme der Nazis gebraucht, so zum Beispiel für Josef von Bakys *Münchhausen*. Als Filmstatisten konnten einige von ihnen in den Studios von Babelsberg überleben.⁵⁹

Wie viele Afrodeutsche in den Konzentrationslagern der Nazis umkamen, ist nicht bekannt. Sie wurden, im Gegensatz zu anderen Verfolgten, von der NS-Bürokratie nicht gesondert erfasst, sondern als »Kriegsgefangene«, »Asoziale« oder »Politische« deportiert und so auch in den Lagerakten geführt.⁶⁰

Der französische Historiker und Überlebende des KZ Dachau Joseph Rovin⁶¹ erinnert sich zum Beispiel an Karl Bethmann, der als »Rheinlandbastard« ins KZ verschleppt wurde und als Zwangsarbeiter für die Stadt München bei Aufräumarbeiten umkam. Der afrodeutsche Hans Hauck weiß von einem Leidensgenossen,

der nach seiner Sterilisierung ins KZ eingeliefert wurde.⁶² Die in Deutschland in den zwanziger Jahren sehr bekannte Familie Boholle, ursprünglich aus Kamerun, wurde ebenso in Konzentrationslager deportiert wie die schwarzen Deutschen Charlie Manop, Abdulla Ben-Moosa oder Guillermito Ster.⁶³ Der Schweizer Historiker Micha Grin schätzt, dass etwa 2.000 Schwarze in den KZs inhaftiert waren, neben Afrodeutschen auch Afrikaner aus den besetzten europäischen Staaten.⁶⁴

Sicher ist dagegen, dass nur sehr wenige schwarze KZ-Häftlinge und afrodeutsche Zwangssterilisierte in der Nachkriegszeit für ihre Leiden entschädigt wurden.

Fasia Jansen, eine Afrodeutsche, gehörte nicht zu ihnen: Sie wurde 1929 in Hamburg als Tochter des Generalkonsuls von Liberia und einer deutschen Konsulatsangestellten geboren. Sie musste als 14-Jährige ein Jahr Arbeitsdienst im KZ Neuengamme leisten und trug schwere Gesundheitsschäden davon. Obwohl sie mehrfach »Wiedergutmachung« beantragt hatte, sind alle Anträge von den bundesdeutschen Behörden abgelehnt worden. Angeblich ließe sich nicht nachweisen, dass die Rassengesetze der Nazis auch für Schwarze gegolten hätten.⁶⁵

Kritiker schildern die Antragsprozedur als »Kleinkrieg gegen die Opfer«. ⁶⁶ »Widerspruchsfrei« musste ein Entschädigungsantrag begründet werden, und Zeugenaussagen mussten ebenso »widerspruchsfrei« dazu passen – wobei bereits unterschiedliche Zeitangaben über erlittenes Unrecht ausreichten, damit ein Antrag abgelehnt wurde.⁶⁷

Fasia Jansen musste im KZ Neuengamme in der Lagerküche arbeiten und war dort in einer Baracke mit kriegsgefangenen Franzosen, ukrainischen Zwangsarbeitern und Jüdinnen aus Polen untergebracht. Sie musste für die Gefangenen aus »stinkendem verfaultem Kohl eine Brühe« kochen, die in Eimern verteilt wurde. »Ich habe schreckliche Sachen gesehen«, berichtete Fasia Jansen. »Wie man in ein paar Monaten aus Menschen Tiere machen kann, wenn man ihnen kaum was zu essen gibt. (...) Die polnischen Judenfrauen sind alle vernichtet worden. Keine ist am Leben geblieben.«⁶⁸ Bis

Luis Trenker 1943
mit schwarzen
Komparsen als
Propagandist
national-
sozialistischer
Kolonialambitionen
in dem Film
Germania



Fasia Jansen 1998 im Alter von 68 Jahren starb, verweigerten ihr die Behörden jede »Wiedergutmachung«.⁶⁹

Auch sieben Jahrzehnte nach seiner Verabschiedung ist das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses«, Grundlage der Sterilisation von 400.000 Menschen, immer noch nicht annulliert. Nur eine verschwindende Minderheit der Zwangssterilisierten wurde entschädigt, mit eher symbolisch zu nennenden Zahlungen.⁷⁰ Mit Unwillen wurde in bundesdeutschen Behörden dagegen registriert, dass es bis 1955 wieder etwa 4.600 uneheliche afrodeutsche Kinder gab, die aus Beziehungen zwischen afroamerikanischen Besatzungssoldaten und deutschen Frauen hervorgegangen waren.⁷¹ Schon 1950, ein Jahr nach Gründung der Bundesrepublik, hatte das Bundesinnenministerium den Plan diskutiert, die Kinder baldmöglichst außer Landes zu bringen, »nach Afrika oder Amerika«. Bundesweit wurden die Jugendämter zu diesem Vorschlag befragt, der – so der zuständige Ministerialrat Dr. Rothe – nicht aufgrund »einer Gegeneinstellung gegen die schwarze Rasse, sondern nur aus der Sorge für das einzelne Kind« entworfen worden sei.⁷² Die meisten Ämter und Wohlfahrtsverbände befürworteten den Plan, die Kinder aus Deutschland fortzuschaffen. Der Direktor der Inneren Mission, Pastor Münchmeyer, schrieb: »Nach den Berichten unserer Landesverbände zeigen diese Kinder mit zunehmendem Alter besondere Charakter- und Temperamentseigenschaften, die ihre Erziehung schwierig ma-

chen. Je mehr die Eigenarten einer fremden Rasse hervortreten, um so brennender wird das Problem einer zweckmäßigen Unterbringung und Versorgung.«⁷³ Das Landesjugendamt Wiesbaden meinte, es sei schwierig, »auf diese kleinen, in ihrer seelischen Struktur sich gänzlich von unseren Kindern unterscheidenden Erdenbürger so einzuwirken, dass sie reibungslos in unsere Schulgemeinschaft eingegliedert werden können«.⁷⁴ Pater Alkuin Heibl, Vertrauensmann eines katholischen Fürsorgevereins, war der Auffassung, »dass durch die Existenz der 2.000 Negermischlingskinder für Deutschland Konflikte entstehen werden, sobald sie herangewachsen sind. Die Fruchtbarkeit der Neger ist durchaus im Stande, die Blutfärbung eines Volkes in kurzer Zeit vorzunehmen. Die Zwiespältigkeit, die diesen Kindern mitgegeben ist, verführt sie, zu einer Gefahr für das Land zu werden.«⁷⁵ Auch zwei anthropologische Studien über die, so wörtlich, »Negermischlingskinder« Anfang der fünfziger Jahre standen noch ganz im Geiste der nationalsozialistischen »Rassenlehre« und unterstützten die Idee, afrodeutsche Kinder auszubürgern.



Deutsche Behörden wollten afrodeutsche Kinder nach 1945 außer Landes schaffen, »nach Afrika oder Amerika«

SCHWARZE IN DER US-ARMEE

Heimreise im »Waggon für Farbige«

Afroamerikaner und Native Americans in den US-Streitkräften

Im April 1946 erschien in den USA eine Karikatur unter der Überschrift »Tagebuch eines heimkehrenden Helden«. Sie zeigt einen hochdekorierten Soldaten der US-Armee in einem überfüllten Eisenbahnabteil. Der Sitzplatz neben ihm ist frei, und eine Mutter mit einem Baby im Arm verkündet dem Schaffner wutentbrannt: »Lieber stehe ich den ganzen Weg!« Der heimkehrende Held ist schwarz.¹ Die Karikatur illustriert die Situation afroamerikanischer Soldaten nach dem Zweiten Weltkrieg: Sie mochten in Übersee mit ihren Landsleuten gegen den Faschismus gekämpft haben – zu Hause blieben sie Bürger zweiter Klasse. In der Eisenbahn durften sie nicht einmal im selben Abteil sitzen wie Weiße, sondern nur im Waggon für Farbige, *Colored only*. Der Sieg war weiß.

Dabei hatten 1,2 Millionen Afroamerikaner im Zweiten Weltkrieg in den US-amerikanischen Streitkräften gedient; sie stellten mehr als ein Zehntel aller Rekrutierten. Der 1940 verabschiedete *Selective Service Act* – das erste Gesetz, das die Wehrpflicht in Friedenszeiten einführt – galt für alle diensttauglichen US-Bürger, unabhängig von ihrer Hautfarbe. Die Armee rekrutierte dennoch nach rassistischen Kriterien, weil sie die Zahl der *Negro soldiers* durch ein Quotensystem begrenzte. Der Rassenhass der Weißen nahm teilweise groteske Formen an. Der schwarze Kriegsberichterstatter Alfred Duckett lernte weiße Kommandanten kennen, die krankhafte Ängste entwickelten, dass sich schwarze Soldaten mit weißen Europäerinnen einlassen könnten.

Gegen Ende des Krieges suchte der militärische Geheimdienst Gebiete auf, in denen afroamerikanische Truppen stationiert waren, ergänzt der schwarze Ex-Soldat Charles A. Gates: »Sie versuchten, die Menschen gegen uns aufzustacheln. (...) Unser Geheimdienst. Militärgeheimdienst. Sie verbreiteten, dass der Negersoldat ein nichtswürdiger, völlig unzuverlässiger Mensch sei. In England gingen sie sogar so weit, zu

Ausbildung
schwarzer
Soldaten
zu Flugzeug-
mechanikern



behaupten, dass wir Neger Schwänze hätten wie die Affen und solche Sachen.«²

Charles A. Gates befehligte eine Kompanie des 761. Panzerbataillons, einer rein »schwarzen« Einheit. Denn gemischte Truppen waren nicht vorgesehen – zur Rassendiskriminierung kam die Rassentrennung, und die war gesetzlich festgeschrieben. Wo Weiße und Schwarze gemeinsam auf einem Stützpunkt lebten, gab es getrennte Quartiere, Transportmittel, Poststellen und Freizeitangebote. Die Afroamerikaner wurden dabei in der Regel wesentlich schlechter untergebracht und gepflegt. Das US-amerikanische Rote Kreuz trennte im Zweiten Weltkrieg sogar Blutspenden in eine »weiße« und eine »schwarze« Blutbank. Begründung: Die Möglichkeit, versehentlich »schwarzes« Blut zu bekommen, könnte weiße Verletzte davon abhalten, eine lebensrettende Transfusion anzunehmen.

»Ich war achtzehn, als der Krieg ausbrach«, erzählt Erskine Moore, »und ich gehörte zum 8. Illinois Infanterie Regiment. Dass das eine »schwarze« Einheit war, verletzte unseren Stolz nicht, denn ihre Gefechts-geschichte war unübertroffen. (...) Wir waren gut ausgebildet, kampfbereit und wollten nach Übersee, aber wir mussten in Arbeitseinheiten dienen als Quartiermeister, Lastwagenfahrer, Schauerleute. Erst als viele weiße Jungs, die nur wenige Monate Ausbildung erhalten hatten, mit Amputationen heimkehrten, wurden wir wieder in Infanteristen zurückverwandelt.«³

Erskine Moore kämpfte später u.a. in den Philippinen; viele andere afroamerikanische Soldaten blieben den ganzen Krieg über Zuarbeiter für Weiße in der Etappe. Einer Militärstatistik zufolge dienten im Quartiermeisterkorps und bei den Pioniertruppen 15 bis 25 Prozent Afroamerikaner; in der Infanterie waren es fünf Prozent und in der Luftwaffe nur zwei Prozent. Schwarze Luftwaffenpiloten kamen erst 1943 in Europa zum Einsatz.

Sie hatten ihren eigenen Stützpunkt in Tuskegee (Alabama). Die weißen Piloten wehrten sich lange dagegen, »Neger« als Flankenschutz zu akzeptieren. Als die 450 *Tuskegee Airmen* schließlich in den Krieg zogen, durften sie keine Bomber fliegen, sondern nur ältere Maschinen zur Begleitung. Lucius Johnson, einer der *Tuskegee Airmen*, verlor dabei zwei seiner engsten Freunde. »Sie sind abgestürzt. Es war eindeutig Sabotage. Nicht Feindsabotage. Es waren unsere weißen Landsleute.«⁴

Afroamerikaner wurden einberufen, um als Soldaten zweiter Klasse ihre bürgerlichen Rechte zweiter Klasse im Namen der Demokratie gegen den Faschismus zu verteidigen, kritisierte die *National Association for the Advancement of Colored People* (NAACP). Die afroamerikanische Bürgerrechtsorganisation schrieb 1940 in ihrem Monatsblatt *The Crisis*: »Wir bedauern die Brutalität, das Blut und die Toten unter den Völkern Europas, ebenso wie es uns für China und Äthiopien Leid tat. Aber die hysterischen Schreie unserer Demokratieprediger lassen uns kalt. Wir wollen Demokratie in Alabama, Arkansas, Mississippi und Michigan, in Washington – und im Senat der Vereinigten Staaten!«⁵

Die NAACP startete in der afroamerikanischen Presse die *Double V Campaign* – eine Kampagne für den doppelten Sieg gegen den Faschismus in Übersee und gegen Rassendiskriminierung an der »Heimatfront«. Am 5. April 1945 demonstrierten hundert afroamerikanische Offiziere auf dem Luftwaffenstützpunkt *Freeman Field* in Indiana gegen die Rassentrennung, indem sie den weißen Offiziersclub besetzten (die so genannte *Freeman Field Mutiny*). Sie wurden verhaftet; drei von ihnen kamen vors Kriegsgericht und erhielten einen Verweis. Erst 1995, ein halbes Jahrhundert später, wurde dieses Urteil für ungültig erklärt.

1997 bekamen zum ersten Mal sieben afroamerikanische Soldaten (im Vergleich zu 432 Nicht-Schwarzen) die höchste militärische Auszeichnung der USA, die *Medal of Honor*, für ihre Verdienste im Zweiten Weltkrieg. Sechs der Geehrten waren zu diesem Zeitpunkt bereits tot. Nach dem Krieg waren viele hoch qualifi-

Veteranen der Navajo, deren Sprache der US-Armee im Krieg als Code diente



zierte afroamerikanische Offiziere ohne Arbeit in der Armee, denn weiße Einheiten durften sie nicht führen. Darum schaffte Präsident Harry S. Truman 1948 die Rassentrennung in den Streitkräften offiziell ab – weil sie ineffizient war. Bis heute leugnen viele Weiße die Verdienste der afroamerikanischen Soldaten. Als 1992 in dem Dokumentarfilm *Liberators* KZ-Überlebende und schwarze Ex-Soldaten von den Afroamerikanern erzählten, die zusammen mit Weißen Konzentrationslager wie Buchenwald und Dachau befreiten, sprachen Veteranenverbände und Publizisten in den US-amerikanischen Medien von Fälschungen. Einige der Kommentatoren scheuten sich nicht, die Dokumentation mit Nazi-Propagandafilmen zu vergleichen.

Während die Afroamerikaner aus der US-amerikanischen Mehrheitsgesellschaft ausgeschlossen wurden und darum kämpften, dazuzugehören, war die Situation der *Native Americans* (der »Indianer«) genau umgekehrt: Sie sollten ihrer Kultur beraubt und assimiliert werden, wehrten sich aber dagegen. Das brachte die deutschen Nationalsozialisten auf die bizarre Idee, die *Native Americans* auf ihre Seite ziehen zu wollen. In den dreißiger Jahren schickte das Naziregime als Ethnologen getarnte Agenten zu den *Native Americans*, und NS-Propagandaminister Joseph Goebbels spekulierte, »Indianer« würden überlaufen, da das Hakenkreuz einem mystischen Symbol indianischer Völker ähnele. Tatsächlich meldeten sich aber im Zweiten Weltkrieg viele *Native Americans* freiwillig zum Militär, um gegen die Nazis zu kämpfen. 25.000 von ihnen dienten im Krieg. Einige empörten sich, dass sie als untauglich eingestuft wurden, weil sie aufgrund ihrer Armut in schlechtem körperlichen Zustand waren. Ein Chippewa, der zurückgewiesen wurde, weil er keine Zähne mehr hatte, schimpfte: »Ich will die nicht beißen! Ich will die erschießen!«⁶ Indianische Nationen wie Irokesen, Chippewa und Sioux erklärten Deutschland den Krieg, während einzelne *Native Americans* der US-Regierung das Recht absprachen, sie einzuziehen. Zu besonderem Ruhm gelangten die *Navajo Code Talkers* in der US-Marine: Sie benutzen die Sprache der Navajo (die damals

höchstens 30 Nicht-Navajos weltweit verstanden), um militärische Nachrichten zu übermitteln. Der Code wurde von den Japanern nie entschlüsselt. Rund 400 *Navajo Code Talkers* waren bei allen größeren Gefechten im Pazifik zwischen 1942 und 1945 im Einsatz. Von einem weißen Offizier der 5. Marinedivision ist das Bekenntnis überliefert: »Ohne die Navajos hätten wir Iwo Jima niemals eingenommen!«

Bei der Eroberung von Iwo Jima, einer winzigen, unter großen Verlusten eroberten Pazifikinsel, schrieb ein anderer *Native American* Geschichte: Ira Hayes, Fallschirmspringer und Pima-Indianer aus Arizona, gehörte zu der Gruppe von Marines, die die US-Fahne auf der kleinen Pazifikinsel Iwo Jima hissten. Das Photo davon ging um die Welt und diente später als Vorlage für eine berühmt gewordene Bronzestatue. Ira Hayes erhielt einen Orden, ein Heldenfilm – mit dem weißen Schauspieler Tony Curtis in der Hauptrolle – wurde ihm gewidmet, und er wurde auf dem Nationalfriedhof Arlington beerdigt. Gestorben aber ist Ira Hayes 1955 arm, mittellos und vermutlich betrunken in einem Wassergraben der Reservation, aus der er stammte. Ira Hayes hat der Kriegseinsatz nicht zu besseren Lebensbedingungen verholfen, und den *Native Americans* insgesamt auch nicht: Die US-Regierung strich finanzielle Unterstützung für die Reservationen, um Mittel für den Krieg frei zu machen und baute Holz, Öl, Gas, Blei, Zink, Kupfer, Vanadium, Asbest, Kohle und andere Rohstoffe auf indianischem Land ab. Während des Kriegs verließen 40.000 bis 70.000 *Native Americans* zum ersten Mal ihre Reservationen, um für die Rüstungsindustrie zu arbeiten. Viele kehrten nie zurück, sondern bildeten die ersten indianischen Communities in den Städten. In den späten sechziger und siebziger Jahren entstand hier die politische Widerstandsbewegung der *Native Americans*.



Ira Hayes,
Pima-Indianer und
Veteran des
Pazifik-Krieges

Ira Hayes und andere
Marines hissen
die US-Flagge auf
Iwo Jima



LATEINAMERIKA

zu Beginn des
Zweiten Weltkriegs

(F) Französisch

(GB) Britisch

(US) US-amerikanisch



LATEINAMERIKA UND KARIBIK

»Die netten Nachbarn aus dem Süden«

Rohstoffe und Soldaten

»Die netten Nachbarn aus dem Süden begleiten die Vereinigten Staaten im Weltkrieg«, spottet Eduardo Galeano, Schriftsteller aus Uruguay, über das Jahr 1942 und die neue panamerikanische Freundschaft.¹ »Die Länder Lateinamerikas geben als ihren Beitrag billige Rohstoffe, billige Nahrungsmittel und den einen oder anderen Soldaten. Das Kino rühmt die gemeinsame Sache. (...) Donald Duck bekommt einen brasilianischen Freund, den kleinen Papagei José Carioca.« In den Hollywoodfilmen der Kriegsjahre bringen die Helden »auf pazifischen Inseln oder europäischen Schlachtfeldern haufenweise Japaner und Deutsche um: Jeder Star hat an seiner Seite einen sympathischen, etwas trägen und einfältigen Latino, der den blonden Bruder aus dem Norden bewundert und ihm als Echo und Schatten dient, als treuer Knappe, lustiger Musikant, als Bote und als Koch.«

Auch Lateinamerika war in den Zweiten Weltkrieg involviert. Zehntausende Soldaten aus Süd- und Mittelamerika kämpften gegen die Achsenmächte in Europa, in Nordafrika und in den Philippinen, Hunderttausende wurden in ihren Ländern und in den USA verpflichtet. Und der Kontinent verlor enorme Geldsummen, weil er wichtige Rohstoffe zu Billigpreisen an die Alliierten lieferte.

Dabei hatten die lateinamerikanischen Regierungen zunächst versucht, sich aus diesem Krieg herauszuhalten, und im September 1939 bei einer Konferenz in Panama ihre Neutralität erklärt. In den dreißiger Jahren

hatten Lateinamerikas Wirtschaftseliten versucht, von den aufkommenden Spannungen zwischen den imperialistischen Mächten zu profitieren. Nazideutschland bezog nach 1933 Agrarprodukte wie Kaffee, Kakao, Zitrusfrüchte und Baumwolle aus Lateinamerika. Da beiden Seiten Devisen fehlten, gab es einen Tauschhandel, der in »ASKI-Mark« abgerechnet wurde: Auf »Ausländer-sonderkonten für Inlandszahlungen« (ASKI) schrieben die Deutschen für ihre Importe Reichsmarkbeträge gut, für die die lateinamerikanischen Lieferländer begehrte Industriegüter in Deutschland kaufen konnten.

Soldaten aus der Karibik auf dem Weg nach Europa



So erhöhte sich der Anteil der Importe aus Südamerika an den deutschen Gesamtimporten zwischen 1932 und 1938 von 9,6 Prozent auf 14,9 Prozent. In vielen südamerikanischen Staaten stieg Deutschland noch vor Großbritannien zum zweitwichtigsten Handelspartner nach den Vereinigten Staaten auf, in Argentinien überflügelte es 1938 sogar die USA.

In Brasilien regierte mit Getulio Vargas seit 1930 ein nationalpopulistischer Diktator, der gute Beziehungen zu Nazideutschland pflegte. Er versuchte, eine eigenständige Industrie aufzubauen und die brasilianische Wirtschaft zu modernisieren.

Nach Ausbruch der Weltwirtschaftskrise schützten die USA ihren Agrarmarkt mit Zöllen vor der Konkurrenz billiger Produkte aus den lateinamerikanischen Ländern. Außerdem konkurrierten diese auf dem US-amerikanischen Markt gegeneinander, zum Beispiel brasilianischer Kaffee mit kolumbianischem und zentralamerikanischem. Beim Handel mit Baumwolle traten Brasilien und die USA sogar als direkte Konkurrenten auf dem Weltmarkt auf. Großbritannien und Frankreich versorgten sich mit Agrarprodukten aus ihren Kolonien. Dagegen handelte Nazideutschland verstärkt mit Lateinamerika und war 1938 erstmals der zweitwichtigste Markt für brasilianische Produkte nach den USA. Brasilien war im selben Jahr auch der wichtigste außer-europäische Abnehmer deutscher Produkte und stand unter den Wirtschaftspartnern des Deutschen Reiches an zentraler Stelle. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges

kam dieser rege Austausch zum Erliegen, weil die britische Flotte den Atlantik kontrollierte und Passagen deutscher Handelsschiffe verhinderte.

»Wahre Wälder von Hakenkreuzfahnen« Nazisymphisanten in Lateinamerika

Die Nazis wollten sich auf dem Kontinent nicht nur mit Rohstoffen versorgen. Sie glaubten, mit einem Sieg über Frankreich und Großbritannien würde ihnen bald ein großes Kolonialreich in Afrika zufallen. Für dessen Verwaltung würden sie erfahrene deutsche Siedler brauchen, etwa Auslandsdeutsche aus Lateinamerika. Darum sollte deren Integration in ihre lateinamerikanische Wahlheimat verhindert und ihr »Deutschtum« gestärkt werden. Anfang der dreißiger Jahre lebten in Lateinamerika über eine Million Deutsche, davon 700.000 in Brasilien, 220.000 in Argentinien, 35.000 in Chile, 19.000 in Mexiko, 9.000 in Paraguay und 6.000 in Uruguay. Sie unterhielten Hunderte Schulen, trafen sich in zahlreichen Vereinen und gaben etwa 120 deutsche Zeitungen heraus, davon neun mit Auflagen zwischen 10.000 und 45.000 Exemplaren.² Die große Mehrheit der deutschen Einwanderer war konservativ und nationalistisch eingestellt, und die Nationalsozialisten wussten diese Stimmung zu nutzen. »Wanderredner der Nazi-partei zogen durch Lateinamerika. Kunstausstellungen wurden abgehalten, um zu zeigen, wie ganz anders im nationalsozialistischen Deutschland gemalt und gezeichnet würde als zur Zeit der »entarteten« Kunst. Die

Führerkult und Massenaufmärsche

Nationalpopulisten unterschiedlicher politischer Couleur regierten in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren in mehreren lateinamerikanischen Ländern. Neben dem Brasilianer Getulio Vargas war der Argentinier Juan Domingo Perón der bekannteste.

Wie bei den Faschisten in Deutschland, Italien, Spanien und Portugal gehörten Führerkult,

Massenaufmärsche, autoritäre Strukturen und die korporative Einbindung der Gewerkschaften in das Herrschaftssystem zu den Merkmalen der nationalpopulistischen Regime. Gleichzeitig betrieben sie eine aktive Sozialpolitik und wiesen dem Staat die Schiedsrichterfunktion bei Konflikten zwischen Arbeit und Kapital zu. Wirtschaftlich gab es Parallelen zu sozialistischen Entwicklungsmodellen, weil versucht

wurde, durch den Ausbau von dynamischen Staatsbetrieben die Industrialisierung nachzuholen.

Außenpolitisch wollten sich alle nationalpopulistischen Regierungen von der wirtschaftlichen und politischen Vorherrschaft Großbritanniens und vor allem der USA emanzipieren, und einige sympathisierten offen mit den faschistischen Achsenmächten.

nazistischen Feiertage wurden auf südamerikanischen Boden nach entsprechenden, aus Berlin kommenden Richtlinien unter dem Hakenkreuzbanner gefeiert. Flottenbesuche, Filmveranstaltungen, Winterhilfssammlungen, Eintopfsonntage hinterließen ihre Spuren.«³

Koordiniert wurden diese Aktivitäten durch die NSDAP-Auslandsorganisation (AO) und den Verein für das Deutschtum im Ausland in Berlin. Vor allem in Chile, Argentinien, Uruguay, Paraguay und Brasilien bedienten sich die Nazis eines weit verzweigten Netzes deutscher Vereine, Einrichtungen, Schulen und Kirchengemeinden. Lokale NSDAP-Gruppen waren in vielen südamerikanischen Staaten bereits 1931 entstanden (in Paraguay schon 1929). Die NSDAP-AO sorgte nach 1933 dafür, dass sämtliche Institutionen der Auslandsdeutschen systematisch gleichgeschaltet wurden. Wichtige Nazis übernahmen die Führungspositionen, und Juden und Antifaschisten wurden ausgeschlossen. In den deutschen Schulen wurde faschistisches Gedankengut gelehrt, jüdische Kinder wurden der Schule verwiesen, und wo Eltern, wie in Buenos Aires, dagegen protestierten, drohte Berlin, die finanziellen Zuschüsse zu streichen.⁴

Die Nationalsozialisten hatten mit dieser Politik Erfolg. Ohne größeren Zwang bekannte sich die überwältigende Mehrheit der Auslandsdeutschen in Lateinamerika zu Nazideutschland. »Überall bildeten sich kleine Gruppen, die, als Stoßtrupps verkleidet, den Arm zum faschistischen Gruß erhoben«, schrieb Pablo Neruda über die Nazis in Chile. »Die alten Feudaloligarchien des Kontinents sympathisierten mit jeder Art von Antikommunismus. (...) In jenen Tagen der dröhnenden Hitlersiege musste ich mehr als einmal Straßen eines südchilenischen Dörfchens oder Städtchens zwischen wahren Wäldern von Hakenkreuzfahnen überqueren.«⁵ Lediglich einige deutsche Arbeitervereine widersetzten sich der Gleichschaltung, zum Beispiel der Ende des 19. Jahrhunderts von eingewanderten Sozialdemokraten gegründete *Vorwärts* in Buenos Aires sowie ein gleichnamiger Verein in Montevideo. Die NSDAP hatte ihre Hochburgen in Chile und Argentinien. In Chile sammel-

te der Freiburger Anthropologe Johann Schäuble, ein NSDAP-Mitglied, 1934 »Material« unter Indianern und »Indianer-Europäer-Mischlingen« – Messungen, Hand- und Fingerabdrücke – für seine Dissertation zur »Bastardforschung«, die die Minderwertigkeit der chilenischen Rasse untermauern sollte. Das NS-Regime bildete an einer Deutsch-Ibero-Amerikanischen Ärztekademie in Berlin Hunderte lateinamerikanische Ärzte aus (1939 waren es 650), die als Multiplikatoren an der »Germanisierung« Chiles teilnehmen sollten. Pablo Neruda rief 1938 Ärzte aus Chile vergeblich dazu auf, »nicht nach Deutschland zu reisen«. Als im selben Jahr die nazistische Bewegung Chiles unter ihrem »Führer« Jorge González von Marées putschte, vermuteten viele Chilenen, die deutsche Regierung habe die Fäden gezogen. Diplomaten wie der chilenische Generalleutnant in Berlin, Miguel Cruchaga Ossa, und der chilenische Konsul in Prag, Gonzalo Montt Rivas, warben für die faschistische Ideologie der Deutschen, verhinderten die Ausreise jüdischer Flüchtlinge nach Lateinamerika und befürworteten die Vernichtung der Juden. In Argentinien organisierte die NSDAP Großveranstaltungen, etwa 1937 eine Maifeier in Buenos Aires, zu der 16.000 Auslandsdeutsche aufmarschierten. Ein knappes Jahr später feierten dort 20.000 die Volksabstimmung der Na-



Lateinamerikanisches
Schwarzbuch
über den Naziterror
in Europa

Antifaschistische
Demonstration in
Montevideo



zis in Österreich, mit der die Annexion bestätigt werden sollte, mit einem eigenen symbolischen Plebiszit. Dies war allerdings die vorläufig letzte NS-Manifestation. Denn diesmal hatten die mehrheitlich anarchistischen argentinischen Gewerkschaften zu einer Gegendemonstration mobilisiert, die den Nazis eindrucksvoll ihre Grenzen aufzeigte. Die *Pariser Tageszeitung*, ein von deutschen Emigranten in Frankreich herausgegebenes Blatt, berichtete am 28. April 1938: »Als nun die Teilnehmer des ›Plebiszits‹ aus dem Luna-Park kamen, angeführt von den Hitleragenten, die mit dem Hitlergruß die Menge auf den Straßen provozierten, brach der Sturm los. Mehr als zwanzig Hakenkreuzfahnen, die von verschiedenen deutschen Geschäften und Institutionen wehten, wurden herabgerissen und auf den Straßen verbrannt. Die Glasscheiben der deutschen Glashandlung, des deutsch-argentinischen Instituts und zahlreicher deutscher Bierwirtschaften gingen in Trümmer. Ebenso wurden den Autos, die das Hakenkreuz trugen, die Fensterscheiben eingeschlagen.«⁷

Der massive Auftritt der Faschisten hatte in der argentinischen Öffentlichkeit einen Stimmungswandel bewirkt. War die Tätigkeit der NSDAP-AO bis dahin meist ignoriert oder als Folklore abgetan worden, fühlten sich viele Argentinier nun von den Auslandsdeutschen bedroht. Die argentinische Polizei ging gegen die Nazis vor, und in Brasilien verbot die Regierung ihre Parteigruppe. Das Außenministerium in Berlin drängte die NSDAP-AO deshalb, keine öffentlichen Kundge-

bungen mehr in Lateinamerika zu organisieren und nur noch in deutschen Siedlungsgebieten zu agitieren. Viele Lateinamerikaner dachten kritisch über Nazi-Deutschland, als es 1940 Belgien, die Niederlande und Luxemburg überfiel, die sich politisch neutral verhalten hatten. Um die Gemüter in Lateinamerika zu beruhigen, beteuerten deutsche Diplomaten, der Krieg sei bald zu Ende. Die meisten lateinamerikanischen Regierungen glaubten den Versicherungen und wollten es sich mit dem vermutlichen Sieger Deutschland nicht verderben. Nicht zu Unrecht fürchteten die Brasilianer, dass Deutschland bald wieder Kolonien erobern könnte und dann nicht mehr auf die Agrargüter Lateinamerikas angewiesen wäre.

»Präsident Roosevelt schaut nervös zur Seite« Die Lateinamerikapolitik der USA

Bei Beginn des Zweiten Weltkriegs waren die meisten Länder Lateinamerikas seit über hundert Jahren unabhängige Republiken. Trotzdem standen sie weiterhin unter der politischen und ökonomischen Vorherrschaft des mächtigen Nachbarn im Norden. Einige kleinere Staaten waren noch europäische Kolonien. Guayana im Norden Lateinamerikas teilten sich zum Beispiel Frankreich, die Niederlande und Großbritannien, das in Zentralamerika außerdem Britisch-Honduras (Belize) kontrollierte. Auch die meisten karibischen Inseln waren noch kolonialisiert. Mit Ausnahme von Kuba, Haiti und der Dominikanischen Republik standen sie entweder unter britischer Oberhoheit (Jamaika, Kaiman-Inseln, die Bahamas, die Bermudas, Trinidad und Tobago und die Ostkaribik), französischer (Guadeloupe, Martinique), niederländischer (Aruba, Bonaire, Curaçao und einige kleinere Eilande) oder US-amerikanischer Verwaltung (Puerto Rico und die Jungfern-Inseln). In Mittelamerika und der Karibik war die Dominanz der USA besonders spürbar. Das eigentliche Machtzentrum der jeweiligen Länder sei nicht der Präsidentenpalast, so ein geflügeltes Wort jener Zeit, sondern die US-Botschaft. Bei seiner Amtseinführung im März 1933 versprach der demokratische US-Präsident Franklin D. Roosevelt eine

Spendenbeleg für
eine Sammlung in
Uruguay zu Gunsten
der Roten Armee



»Politik der guten Nachbarschaft« und meinte damit Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten Mittel- und Südamerikas und ein Ende der Politik des *big stick*, der Militärinterventionen der USA. Zum Testfall kam es im März 1938 in Mexiko, als der linksnationalistische mexikanische Staatspräsident Lázaro Cárdenas die Ölförderanlagen ausländischer Konzerne verstaatlichte. Eduardo Galeano schreibt: »Seit dreißig Jahren plündern die Unternehmen die unterirdischen Reichtümer und bereichern sich durch Betrug, Steuern und Löhne. Da beschließt Cárdenas eines schönen Tages, dass das mexikanische Erdöl Mexiko gehört. Von dem Tag an kommt niemand mehr zur Ruhe. Riesige Menschenmengen strömen in unaufhörlicher Demonstration auf die Straße, tragen Särgе auf den Schultern, die die Shell und die Standard Oil darstellen. (...) Präsident Roosevelt pfeift nervös und schaut zur Seite.«⁸ Während die britische und die französische Regierung daraufhin das mexikanische Öl boykottierten, weigerte sich der US-Präsident, Truppen nach Mexiko zu schicken, um die Interessen der US-amerikanischen Konzerne zu verteidigen. Er verhandelte lediglich mit der mexikanischen Regierung über eine angemessene Entschädigung für die nationalisierten Unternehmen. Da deutlich wurde, dass Hitler Krieg führen wollte, konnten die USA keine Konflikte in ihrem so genannten Hinterhof gebrauchen.

Roosevelt drängte auf eine Allianz mit den lateinamerikanischen Staaten. Auf der 8. Panamerikanischen Konferenz im Dezember 1938 in der peruanischen Hauptstadt Lima schlug er vor, ein Verteidigungsbündnis gegen Angreifer von »außerhalb der westlichen Hemisphäre« (so nennen die USA den amerikanischen Kontinent) zu schmieden. Doch die lateinamerikanischen Regierungen, vor allem die argentinische, reagierten reserviert und beschränkten sich auf unverbindliche Erklärungen. Auch nach Kriegsbeginn in Europa interessierten sich die Südamerikaner wenig für ein Militärbündnis mit den USA. Neben wirtschaftlichen Nachteilen befürchteten sie neue politische Abhängigkeiten. Die US-Geheimdienste versuchten daraufhin, die Stimmung in den lateinamerikanischen Staaten zu

beeinflussen. Sie lancierten Berichte in den Zeitungen, die Gräueltaten und Kriegsverbrechen der Nazis beschrieben, um so den ohnehin wachsenden Unmut gegen die Auslandsdeutschen zu verstärken. Diese wurden als so genannte fünfte Kolonne der deutschen Kriegführung dargestellt, mit deren Hilfe Hitler Staatsstreich in verschiedenen Staaten Südamerikas plane.

Erst nach dem Überfall Nazideutschlands auf die Sowjetunion im Juni 1941, dem Angriff der Japaner auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 und dem Kriegseintritt der USA rückten die Regierungen Lateinamerikas von ihrer Neutralitätspolitik ab. Beim dritten Treffen der amerikanischen Außenminister im Januar 1942 in Rio de Janeiro erreichten die USA, dass die Minister in einer gemeinsamen Erklärung allen Staaten der Region nahe legten, die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abzubrechen. Lediglich die traditionell eng mit Deutschland verbündeten Staaten Argentinien und Chile unterhielten noch bis 1943 diplomatische Beziehungen zur NS-Regierung in Berlin.

Die meisten mittelamerikanischen und karibischen Länder erklärten Deutschland Ende 1941/Anfang 1942 den Krieg. Im Mai 1942 folgte Mexiko, im August des gleichen Jahres Brasilien, im November 1943 Kolumbien. Die übrigen Länder Südamerikas gaben ihre Kriegserklärungen an Deutschland und Japan erst im Februar und März 1945 ab.

»Aus fast nichts wird nichts«

Billige Rohstoffe für die Alliierten

Als sie in den Krieg eintraten, verlangten die USA von den lateinamerikanischen Ländern Rohstofflieferungen zu ermäßigten Preisen für die Rüstungsindustrie. Obwohl nationalistische Bewegungen in Ländern wie Argentinien, Bolivien und Mexiko eine nationale Kontrolle der Ressourcen forderten, gelang es den USA in den meisten Fällen, die Lieferungen im gewünschten Umfang zu erhalten, zum Beispiel aus Bolivien. Dort lagerten die einzigen Zinnvorkommen der westlichen Hemisphäre. »Bolivien ist eines der Länder, die den Krieg bezahlen«, schrieb Eduardo Galeano. »Immer schon zu

Hungerrationen verurteilt, trägt Bolivien zur alliierten Sache bei, indem es sein Zinn zehnmal billiger verkauft, als der ohnehin schon niedrige Normalpreis einbringen würde. Die Minenarbeiter bezahlen diesen Schleuderpreis: Ihre Löhne fallen, aus fast nichts wird nichts.«⁹ Junge städtische Intellektuelle forderten, den Bergbau zu verstaatlichen und das Zinn nicht mehr als Rohrz auszuführen, sondern in Bolivien zu verhütten, damit das Land mehr davon profitierte.

Dafür setzte sich auch die im Januar 1941 gegründete Revolutionäre Nationalistische Bewegung (MNR) ein, sehr zum Ärger der USA. Der amerikanische Geheimdienst fälschte im Juli 1941 einen Brief des bolivianischen Militärattachés in Berlin an den deutschen Botschafter Ernesto Wendler in Bolivien. Darin wurde der Eindruck erweckt, dass beide einen nazifreundlichen Putsch in Bolivien planten. Die bolivianische Regierung wies Wendler daraufhin aus, erklärte den Ausnahmezustand, verbot die nationalpopulistische MNR als vermeintliche Nazi-Verbündete und ließ ihre führenden Mitglieder verhaften. So wurde der Einfluss der MNR gebrochen, und die USA erhielten weiterhin billiges Zinn. Die bolivianische Regierung kündigte sogar an, die Zinnlieferungen auszuweiten – zu einem Preis unterhalb des Weltmarktniveaus.

Daran änderte auch ein Streik der Minenarbeiter 1942 nichts, über den Eduardo Galeano schrieb: »Da befiehlt der Präsident Enrique Peñaranda der Armee, ›hart und energisch durchzugreifen‹. Patiño, der König der Minen, ordnet an, ›ohne Zögern zu handeln‹. Seine Vizekönige Aramayo und Hochschild stimmen zu. Stundenlang spucken die Maschinengewehre Feuer und bedecken die Hochebene mit Toten. Die Minengesellschaft *Patiño Mines* bezahlt ein paar Särge, spart sich aber eine Entschädigung. Der Tod durch Maschinengewehr zählt nicht als Arbeitsunfall.«¹⁰ Der bolivianische Historiker Guillermo Bedregal hat berechnet, dass Bolivien durch die Schleuderpreise für Zinn in den Kriegsjahren 900 Millionen US-Dollar verloren hat. Sein Kollege Fernando G. Baptista beziffert die Verluste auf 670 Millionen US-Dollar. Zudem legte die US-Regierung aus Über-

schüssen dieser Jahre eine strategische Reserve an. Damit drückte sie bis in die achtziger Jahre den Weltmarktpreis für Zinn.¹¹

Strategisch wichtig war auch das Bauxit aus Niederländisch-Guayana (Surinam), das als Grundstoff für die Herstellung von Aluminium gebraucht wurde. Am 24. November 1941 besetzten US-amerikanische Truppen mit puertoricanischen Kolonialsoldaten das Land an der Nordküste des Kontinents, um nach der Besetzung der Niederlande durch Nazideutschland ein Machtvakuum und einen möglichen Aufstand der antikolonialen Kräfte zu verhindern.

In einem Bulletin des US-Außenministeriums hieß es, dass die Bauxitminen in Niederländisch-Guayana 60 Prozent des Bedarfs der Aluminiumindustrie der Vereinigten Staaten deckten und somit lebenswichtig für die Verteidigung der USA, der westlichen Hemisphäre und der antifaschistischen Allianz seien. Die Besetzung der Kolonie sei mit der Exilregierung der Niederlande und mit der Regierung Brasiliens abgestimmt. Die Konzessionen zum Bauxitabbau hielten die niederländische Shell-Tochterfirma Billiton und die Suralco, eine Tochtergesellschaft der *Aluminium Company of America* (Alcoa), die – geschützt von den US-Marines – die Bauxitförderung erheblich ausweiteten. Kamen vor der US-Besetzung 60 Prozent des Bauxitbedarfes der USA aus Niederländisch-Guayana, so waren es zwischen 1942 und 1945 75 Prozent. Außerdem begann die Suralco dort 1941 mit der Herstellung von Aluminium.

Auch Mexiko zahlte den Alliierten einen wirtschaftlich bedeutenden Betrag. Das große mittelamerikanische Land wurde ebenso wie die USA an der Atlantik- und an der Pazifikküste von Deutschen und Japanern angegriffen. Im April 1941 schlossen die USA und Mexiko deshalb ein Abkommen, das den USA im Kriegsfall die Benutzung bestimmter mexikanischer Stützpunkte und Einrichtungen gestattete. Im Gegenzug verpflichteten sich die USA, die mexikanische Luftwaffe auszurüsten und ihre Piloten auszubilden. Weiterhin garantierte die mexikanische Regierung den USA höhere Öllieferungen und den Export bestimmter Agrargüter, vor allem von

»In Brasilien werden wir ein neues Deutschland schaffen. (...) Übrigens haben wir ein Anrecht auf diesen Kontinent, die Fugger und Welsler haben hier Besitzungen gehabt.« Adolf Hitler, Januar 1942¹³

Ölsaaten. Außerdem sollten bis zu 300.000 mexikanische Vertragsarbeiter in den USA Arbeitskräfte vor allem in der Landwirtschaft ersetzen, die die Armee abgezogen hatte.

Brasilens wichtigster Rohstoff für den Krieg war Kautschuk – der Grundstoff für Reifen. In den dreißiger Jahren kaufte Nazideutschland die gesamte brasilianische Produktion auf, bis die britische Seeblockade die Handelsbeziehungen beendete. 1942 besetzten japanische Truppen die britische Kolonie Malaya und ihre Kautschukplantagen. Seitdem waren die Alliierten auf Rohgummi aus Brasilien angewiesen. Die brasilianische Regierung Vargas willigte ein, die bis dahin bescheidene Produktion schnell anzukurbeln. Dafür wurden 55.000 Männer aus dem brasilianischen Nordosten als Zäpfer zwangsrekrutiert. »Man drohte ihnen, entweder du gehst nach Amazonien und zapfst Kautschuk, oder du gehst an die Front nach Europa«, berichtete der brasilianische Historiker Pedro Martinello.¹² Die Zwangsarbeiter, Gummisoldaten genannt, lebten im Amazonasstaat Acre wie Sklaven. Ihre Unterkünfte waren erbärmlich, anstelle von Lohn erhielten sie nur Nahrungsmittel und Schnaps, und Deserteuren drohte die Todesstrafe. Eine parlamentarische Untersuchungskommission ermittelte, dass die Hälfte der Zwangsarbeiter ums Leben kam. Die meisten starben in den feuchtheißen Wäldern an tropischen Krankheiten, gegen die die Männer aus dem trockenen Nordosten keine Abwehrkräfte besaßen.

Mit dem Ende des Krieges stornierten die Amerikaner abrupt ihre Nachfrage nach brasilianischem Kautschuk. Die Zwangsarbeiter wurden entlassen; sie hatten ihre Schuldigkeit getan.

Die lateinamerikanischen Länder stellten den USA im Zweiten Weltkrieg auch Militärbasen zur Verfügung. Brasilien etwa erlangte im Krieg in Nordafrika strategische Bedeutung für die Alliierten. Natal an der Nordostspitze Brasiliens liegt nur etwa 3.000 Kilometer von Dakar, der senegalesischen Hafenstadt an der Küste Westafrikas, entfernt und war damit ein ideales Sprungbrett für die U.S. Air Force, die die britischen

Truppen in Nordafrika unterstützte. Roosevelt und der brasilianische Präsident Vargas einigten sich bei einem Geheimtreffen darauf, Anfang 1941 bei Natal eine amerikanische Luftwaffenbasis einzurichten. Ohne diese hätten die alliierten Truppen in Nordafrika kaum ihre Nachschubprobleme lösen können.

Die meisten Opfer waren Zivilisten

Terror deutscher U-Boote vor der Küste Brasiliens

Nachdem die USA ihren Stützpunkt in Brasilien gebaut hatten, griffen deutsche und italienische U-Boote im Südatlantik brasilianische Schiffe an. Insgesamt versenkten U-Boote der Achsenmächte von 1942 bis 1944 mindestens 37 brasilianische Kriegs-, Handels- und Passagierschiffe sowie Fischerboote. Das beeinträchtigte den Handelsverkehr zwischen dem brasilianischen Nordosten und den Großstädten im Südosten (Rio de Janeiro, São Paulo, Belo Horizonte) erheblich, da die Waren fast ausschließlich auf dem Seeweg transportiert wurden. Straßen gab es kaum. Die U-Boot-Angriffe forderten viele zivile Opfer. Eine Spur der Zerstörung hinterließ das deutsche U-Boot U-507, das vom 15. bis 17. August 1942 sechs brasilianische Schiffe vor der Küste des nordöstlichen Bundesstaats Bahia versenkte, darunter einen Truppentransporter sowie zivile Handels- und Passagierschiffe. Brasilien war auf diese Angriffe nicht vorbereitet, Rettungsmannschaften gab es nicht. So mussten die Sportflieger des lokalen Fliegerclubs von Sergipe die Küsten nach Schiffbrüchigen und havarierten Schiffen absuchen. Insgesamt starben an den drei Augusttagen über 600 Brasilianer.

Der Terror der deutschen

Bericht der
brasilianischen
Zeitung
O GLOBO
über einen
U-Boot-Angriff



und italienischen U-Boote veränderte die Stimmung in der brasilianischen Öffentlichkeit. Jetzt waren die Brasilianer für ein engeres Bündnis mit den USA und demonstrierten in mehreren Städten dafür, den Achsenmächten den Krieg zu erklären. Dabei kam es auch zu Übergriffen auf deutsche, italienische und japanische Einwanderer sowie ihre Geschäfte und Unternehmen.

Am 22. August 1942 erklärte Brasilien Deutschland den Krieg und stellte seine Luftwaffe und Marine unter US-amerikanisches Oberkommando. Mit einem Überwachungssystem aus den USA konnten brasilianische Flugzeuge fortan feindliche U-Boote orten und angreifen. Zwischen Januar und September 1943 versenkten die alliierten Streitkräfte ein italienisches und zehn deutsche U-Boote, darunter auch die U-507. Danach wurden weniger brasilianische Frachter torpediert; nach 27 Schiffen im Jahr 1942 waren es ein Jahr später acht und 1944 ein einziges. Insgesamt kostete der deutsch-italienische U-Boot-Krieg rund 1.000 Brasilianer das Leben; die meisten Opfer waren Zivilisten.

Brasilien schickte auch eigene Truppen an die europäische Front. Während in der brasilianischen Öffentlichkeit viel von Vergeltung für die U-Boot-Angriffe geschrieben und gesprochen wurde, verfolgte die Regierung des Nationalpopulisten Vargas damit darüber hinausgehende politische Ziele. Wenn Brasilien auf Seiten der Alliierten am Krieg teilnahm, so die Hoffnung der Regierung, würde es danach zum Industriestaat und zur wichtigsten Macht Lateinamerikas aufsteigen. Das kleinere, damals aber ökonomisch stärkere Nachbarland Argentinien sollte auf den zweiten Rang verwiesen werden.

Umgeben von Diesel und Blut Das brasilianische Expeditionskorps in Italien

1944 verschiffte die brasilianische Militärführung 25.000 Soldaten nach Italien. Sie sollten den alliierten Vormarsch unterstützen und übernehmen Stellungen von US-Truppen, die zur Invasion in die Normandie abkommandiert worden waren. Es dauerte bis Mitte 1944, bis die *Força Expeditionária Brasileira* (FEB) rekrutiert und

aufgestellt war. Zwar meldeten sich viele junge Brasilianer freiwillig – vor allem weil sie arm waren und in der Armee etwas zu verdienen hofften –, aber etliche Bewerber wurden wegen ihrer schlechten körperlichen Verfassung abgelehnt. Vor allem die Saisonarbeiter aus den Zuckerrohrregionen im Nordosten Brasiliens waren chronisch unterernährt. In der siebten Militärregion in Nordostbrasilien zum Beispiel wurden 48,9 Prozent der Eingezogenen und 41 Prozent der Freiwilligen ausgemustert, weil sie als untauglich galten.

Die Infanteriesoldaten der FEB landeten zwischen Juli und November 1944 in Neapel. Dazu kam ein Geschwader der brasilianischen Luftwaffe. Die Propagandasender der Nazis hatten die Italiener offenbar darauf vorbereitet, dass brasilianische Truppen ankommen würden, denn einige Veteranen erzählten in der Zeitung *Correio da Bahia* in Salvador im Jahr 2003: »Der Empfang war unfreundlich. Auf die Mauern waren Affen gemalt, und Sprüche verkündeten, Brasilianer würden Menschenfleisch essen. Die Brasilianer gaben den zitternden Kindern Schokolade, um zu beweisen, dass sie keine Tiere waren. In einer kleinen Stadt in Norditalien schrubbten die Bewohner die Haut des Schwarzen Astrogildo Sacramento, um zu sehen, ob die Farbe abging.« Letztlich siegte jedoch die wirtschaftliche Not über die rassistischen Vorurteile. »Die Italiener litten Hunger und näherten sich den Brasilianern mit der Bitte ›Niente da mangiare, brasiliano‹. Eltern boten ihre Töchter für ein wenig Nahrung oder Kleidung an. Der Soldat Danilo de Andrade erinnert sich, wie man an eine Frau kam: ›Einfach. Mit einer Tafel Schokolade kriegte man die schönste Frau Italiens.«¹⁴

Die meisten brasilianischen Soldaten waren schlecht ausgebildet; für die Militärpolizei hatte die Regierung lediglich einfache Polizisten aus São Paulo rekrutiert, für den Sanitätsdienst waren Frauen in Schnellkursen ausgebildet worden. Die militärische Hierarchie der FEB spiegelte wider, wie groß die Kluft zwischen Arm und Reich, Schwarz und Weiß in der brasilianischen Gesellschaft war. Die Offiziere, überwiegend (weiße) Männer aus den Mittelschichten des Südens und Südostens,

Emblem des
brasilianischen
Expeditionskorps



hatten absolute Befehlsgewalt; die Rechte der Mannschaftsdienstgrade ignorierten sie. Dies war zumindest der Eindruck der kommandierenden US-amerikanischen Offiziere. Umgekehrt stieß den Brasilianern die Rassentrennung in der *US Army* auf. Anders als in den USA gab es in Brasilien zwar eine ökonomische Rassentrennung – schwarz zu sein bedeutete fast immer arm zu sein –, aber keine institutionalisierte. Einfache schwarze Soldaten wurden in ihrer Armee nicht anders behandelt als ihre weißen Kollegen. Sie bekamen das gleiche Essen, teilten dieselben Unterkünfte und waren gleichermaßen rechtlos gegenüber den Offizieren. In den US-Streitkräften dagegen waren schwarze und weiße Mannschaften getrennt, die Afroamerikaner hatten andere Unterkünfte und erhielten schlechtere Verpflegung.

Fast den gesamten Winter 1944/45 kämpften brasilianische Truppenkontingente in den Bergen nahe Bologna, bevor die Alliierten Ende Februar 1945 die so genannte Gotenlinie der Deutschen im Apennin durchbrachen und in die Poebene vorstießen. Zwischen dem 21. November 1944 und dem 21. Februar 1945 griffen die brasilianischen Einheiten viermal Monte Castello an, eine von den Deutschen ausdauernd verteidigte, strategisch wichtige Anhöhe bei Belvedere, bis sie sie schließlich einnehmen konnten. Bei diesen Kämpfen verzeichneten die brasilianischen Truppen mehr Tote als bei allen anderen Einsätzen in Italien. Allein bei einem Angriff am 12. Dezember 1944 kamen 145 brasilianische Soldaten ums Leben. Der heute 85-jährige Joel Silveira erlebte die Schlachten um Monte Castello als Kriegsberichtersteller in den brasilianischen Schützengräben und beschrieb sie als »eine schreckliche Mischung aus Blut und Dieselöl«, weil nahe einer Mineralölfabrik gekämpft wurde. Die Erinnerung an den Geruch sei ihm zeitlebens geblieben, zumal die Soldaten oft zwei Wochen lang keine Möglichkeit gehabt hätten, sich zu waschen: »Der Gestank war unerträglich. Die Leute schliefen in Kleidern. (...) Wer sagt, er habe keine Angst gehabt, ist ein Scharlatan. Für uns war immer Nacht wegen des brennenden und rauchenden Dieselöls. Das sollte die Deutschen über unsere Ziele im Unklaren las-

sen. Ich habe die Sonne erst gesehen, nachdem Monte Castello eingenommen war.«¹⁵

Die an tropische Temperaturen gewöhnten brasilianischen Soldaten waren nicht nur von deutschen Granaten bedroht, sondern auch vom norditalienischen Winter. Schnee und Minusgrade hatten die meisten von ihnen noch nie erlebt. Die monatelange Kälte in den Gebirgen, die Nächte in den Schützengräben mit Temperaturen bis zu minus 20 Grad und die ungeheizten Unterkünfte waren für sie kaum zu ertragen. Coronel Bráulio Ferraz erzählte, wie sich die Brasilianer gegen das Erfrieren ihrer Füße zu schützen versuchten, gegen *pés-de-trinchera*, »Schützengrabenfüße«: Sie rissen einen Streifen von einer Decke, wickelten ihn um die Füße, füllten den Überschuh mit Heu und zogen den Schuh bis zur Fessel hoch. Danilo de Andrade, dritter Sergeant im 1. Gesundheitsbataillon bekämpfte die Eiseskälte bei 18 Grad unter Null mit Whiskey, den er eigentlich verabscheute. Die täglichen Rationen der Brasilianer bestanden aus einem Paket Zigaretten, einem Päckchen Streichhölzer, einem Riegel Schokolade, einer Rolle Klopapier und einer Pille, die 24 Stunden lang den Hunger unterdrückte.

Auf den neuen Kriegsgegner stellte sich auch die deutsche Wehrmacht propagandistisch ein. In portugiesischsprachigen Rundfunkprogrammen und über Lautsprecher wurden die brasilianischen Truppen agitiert, nicht an der Seite der US-Truppen zu kämpfen. Derartige Aufrufe blieben jedoch wirkungslos, die Desertierungsrate unter den FEB-Einheiten war die niedrigste unter allen alliierten Truppen in Europa. Im März und April 1945 rückten die brasilianischen Soldaten zusammen mit US-amerika-



Landung
brasilianischer
Truppen
in Neapel

Gemälde eines
brasilianischen

Soldaten:
Wehrmachtstruppen
kapitulieren vor dem
FEB in Italien,



nischen Einheiten in Norditalien vor, trafen jedoch auch in diesen letzten beiden Kriegsmonaten noch immer auf heftige Gegenwehr deutscher und italienischer Truppen. So erlitten beide Seiten schwere Verluste in Montese, ehe die Brasilianer die Stadt am 16. April 1945 einnehmen konnten.

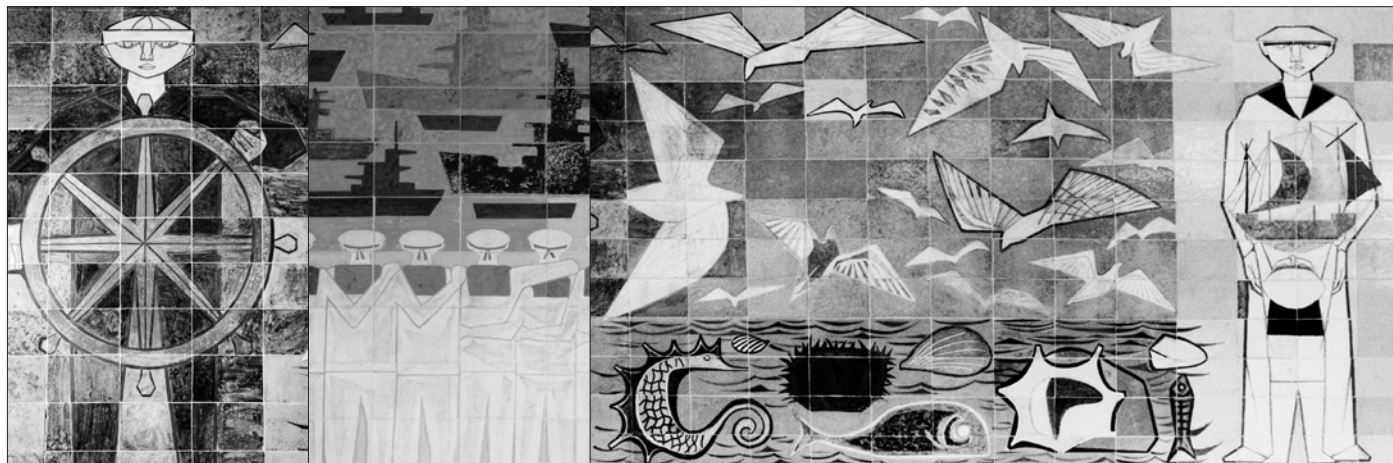
Armando Veiga Marques, heute 82, gehörte zum 6. Infanterieregiment, das die Stadt eroberte: »Der schwierigste Kampf für die FEB war in Montese, mit 400 Toten und Verletzten. Wir kämpften Haus um Haus, das dauerte vier Tage.« Wegen besonderer Tapferkeit erhielt Armando Veiga Marques das Kampfkreuz Erster Klasse. Sechs Jahrzehnte später kämpfte er vor Gericht immer noch um eine Kriegsrente.¹⁶

Im Kampf gegen den europäischen Faschismus sind in Italien fast fünfhundert brasilianische Soldaten gefallen. Das Ende des Zweiten Weltkrieges leitete das vorläufige Ende des Regimes von Getulio Vargas in Brasilien ein. Nach seiner Rückkehr im Juni 1946 erklärte ein verwundeter Soldat, Veriano Jelén, wartenden Journalisten am Hafenkai von Rio de Janeiro: »Die amerikanischen Soldaten in Italien haben an den Präsidentschaftswahlen in den Vereinigten Staaten teilgenommen und neben Panzern und in Schützengräben ihre Stimmen abgegeben. Unsere Soldaten haben das

miterlebt und verstehen nicht, wieso ihnen das Wahlrecht verweigert wird. Wir können hier in Brasilien nicht ein Regime aufrechterhalten, das wir in Italien unter Einsatz unseres Lebens bekämpft haben.«¹⁷ Am 29. Oktober 1945 zwang die Militärführung Staatschef Vargas zum Rücktritt. Außerdem musste er die Wahl einer verfassunggebenden Versammlung ankündigen. Vorher gründete er noch zwei Parteien, die seinen Einfluss weiterhin sichern sollten: die bürgerlich-konservative PSD und die »Arbeiterpartei« PTB. Mit deren Unterstützung gelang es Vargas 1950 noch einmal, als gewählter Präsident das höchste Staatsamt zu übernehmen.

Offiziere der FEB spielten in den folgenden Jahrzehnten die bestimmende Rolle im politischen Leben Brasiliens. Dafür waren nicht zuletzt die engen Beziehungen dieser Militärs zu den USA verantwortlich. Sie bildeten im April 1964 auch den Kern der Putschisten gegen die linksdemokratische Regierung von João Goulart und nahmen in den Militärdiktaturen bis in die achtziger Jahre strategische Positionen ein. Innerhalb der Militärführung galten sie als *linha branda* (sanfte Linie), die einen modernistischen, an die USA angelehnten Kurs vertraten und Ende der siebziger Jahre, als die Militärdiktatur obsolet geworden war, die Politik der kontrollierten Öffnung einleiteten.

Mosaiken des Denkmals zu Ehren der Gefallenen des Zweiten Weltkriegs in Rio de Janeiro



Während die Offiziere militärische und politische Karrieren machten, kehrten die einfachen Soldaten nach dem Krieg in ihre bescheidenen Lebensverhältnisse zurück. Die Generäle der Diktatur erinnerten sich nicht an ihre ehemaligen Kameraden. Rentenzahlungen für ehemalige Frontkämpfer bewilligte erst eine Zivilregierung im Jahre 1990. Wer schon eine andere Rente bekam, musste sich zwischen beiden entscheiden. Erst als ein Betroffener Einspruch einlegte, entschied ein Gericht am 24. August 1999, dass Veteranen ihre Renten kumulieren konnten.

»Mexiko freut sich auf Sie« | Asyl in Lateinamerika

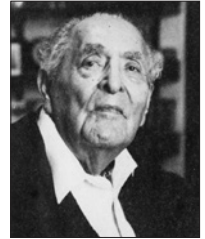
»Ich bekam schließlich mein Visum. Da war dieser wunderbare mexikanische Generalkonsul Gilberto Bosques. Ich werde nie vergessen, wie er mir das Visum gab. Er gab mir die Hand und sagte: »Mexiko freut sich auf Sie.« Sie können sich nicht vorstellen, was das in dieser Situation bedeutete. Ich war Flüchtling, überall wurde mir vermittelt, dass ich lästig und unerwünscht sei, und plötzlich so etwas. Gilberto Bosques war eine legendäre Figur in Marseille. Er half, wo er konnte, oder besser gesagt, mehr als er konnte. Und er musste dafür bezahlen. Die Deutschen haben ihn und alle Mitarbeiter des Konsulats verhaftet und irgendwo in Deutschland interniert.«¹⁸ Die jüdische Schriftstellerin Lenka Reinerová aus Prag gelangte 1942 über Marseille und Casablanca nach Mexiko und damit in Sicherheit. Wie Tausende Antifaschisten, denen die seit 1940 amtierende Regierung des Sozialreformers und Generals Lázaro Cárdenas Asyl gewährte.

Wie Getulio Vargas in Brasilien gehörte Cárdenas zu den nationalpopulistischen Präsidenten Lateinamerikas, verkörperte aber die linke Variante dieses Politikertypus. Er trat stärker für soziale Reformen ein und gehörte in den dreißiger Jahren zu den wenigen Regierungschefs weltweit, die den Faschismus konsequent bekämpften. Mexiko war neben der Sowjetunion das einzige Land, das die spanische Republik im Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 mit Waffen (20.000 Gewehre und 20 Millionen Patronen) gegen den Putschisten Franco unterstützte.

Mexiko protestierte 1935 im Völkerbund gegen die italienische Invasion in Äthiopien und 1938 gegen die deutsche Besetzung Österreichs, während die Vertreter der europäischen Demokratien allesamt schwiegen. Dass ein lateinamerikanisches Land sie öffentlich kritisierte, ärgerte die Nazis ungemein. Der deutsche Gesandte in Mexiko, Rüdiger von Collenberg, sprach inoffiziell von einem »übersteigerten Selbstbewusstsein Mexikos«, das bereits so weit gehe, »dass General Cárdenas glaubt, die Weltgeschichte mitdirigieren zu können«.¹⁹ Offiziell reagierte das deutsche Außenministerium zurückhaltender, und Collenberg drückte gegenüber dem mexikanischen Außenministerium nur sein »Befremden« aus.

Als die spanische Republik im Frühjahr 1939 zusammenbrach, bot Cárdenas den Zehntausenden republikanischen Kämpfern, die über die Grenze nach Frankreich geflohen waren, Asyl in Mexiko. Er beauftragte Gilberto Bosques, einen engen politischen Vertrauten, die Ausreise der Flüchtlinge zu organisieren. Bosques übernahm von 1940 bis 1942 das mexikanische Generalkonsulat in Frankreich. Als die deutschen Truppen im Juni 1940 Paris und zwei Drittel Frankreichs besetzten, verlegte er das Konsulat nach Marseille. In der südfranzösischen Hafenstadt sammelten sich jüdische und politische Emigranten aus Deutschland und den faschistisch besetzten Ländern und hofften auf ein Visum und einen Platz auf den wenigen Schiffen nach Übersee. Sie fühlten sich im Frankreich der Vichy-Kollaborateure nicht mehr sicher und fürchteten, die deutsche Wehrmacht werde ganz Frankreich besetzen. Das mexikanische Generalkonsulat in Marseille war der wichtigste Anlaufpunkt für die Flüchtlinge. Bosques half besonders Mitgliedern linker Organisationen, denen die USA, Argentinien und Brasilien die Einreise verweigerten. Etwa 4.000 spanische Republikaner und mehrere tausend Deutsche, Österreicher und Tschechoslowaken, die meisten von ihnen Juden, konnten dem Naziterror mit Hilfe eines mexikanischen Visums entkommen.

Wenige Tage nach der Kriegserklärung Mexikos an Deutschland im Mai 1942 wurde Bosques in Vichy festgenommen. Er war dorthin gereist, um die diploma-



Gilberto Bosques,
mexikanischer
Generalkonsul in
Marseille, verhalf
Tausenden
Antifaschisten
zur Flucht nach
Lateinamerika

tischen Beziehungen zur französischen Kollaborationsregierung offiziell abzubrechen. 1993, als er bereits 101 Jahre alt war, erzählte Gilberto Bosques der Journalistin Sybille Flaschka: »Ich musste das gegenüber den französischen Behörden vortragen. Sie gewährten uns nicht die für solche Fälle geltenden Schutzbestimmungen, also die Möglichkeit zur Ausreise mit Garantie für Leib und Leben. Stattdessen internierten sie uns in Amélieles-Bains, einem alten Seebad in Südfrankreich. Von dort brachten sie uns nach Mont d'Or bei Clermont-Ferrand, und von da deportierten sie uns auf Befehl der Nazis nach Deutschland, nach Bad Godesberg.«²⁰ Dort hatten die Nazis im Rheinhotel Dreesen ein Sondergefängnis für feindliche Diplomaten eingerichtet, in dem Bosques und seine Mitarbeiter fast zwei Jahre inhaftiert blieben. Dort »wurde alles durch die Gestapo kontrolliert. In jedem Winkel standen militärische Wachen. Wir wurden von einer jungen Frau bedient. Wir stellten sie auf die Probe, ob sie Spanisch sprach und unsere Gespräche belauschte: Wir erzählten uns Witze, die unwiderstehlich zum Lachen reizten. Einmal ist sie davongelaufen, um ihr Lachen zu verbergen. Also wussten wir, dass wir auch vor dem Bedienungspersonal auf der Hut sein mussten. Wenn wir in den Speisesaal hinuntergingen, durchsuchte die Gestapo unsere Zimmer, ohne Spuren zu hinterlassen. Manchmal wurden uns auch Dinge zugespielt, deren Quellen wir nicht kannten. Kurz bevor wir aus Bad Godesberg im Rahmen eines Gefangenenaustausches weg konnten, (...) tauchte in meinem Zimmer eine Karte mit dem gesamten militärischen Lageplan des Atlantikwalls auf, mit allen Einzelheiten über die Verteidigungsanlagen. (...) Diesen Plan, der für höhere Offiziere bestimmt war, nahm ich natürlich mit, mir blieb gar nichts anderes übrig. Nach meiner Rückkehr übergab ich ihn General Cárdenas, dem damaligen Verteidigungsminister Mexikos.«²¹

Vorher hatten Unbekannte Bosques ein Flugblatt der Widerstandsgruppe Weiße Rose zugesteckt. Es liegt nahe, dass Widerstandskämpfer im Rheinland wussten, dass mexikanische Diplomaten in Bad Godesberg inhaftiert waren, und ihnen Informationen zuspielten.

1944 kehrte Bosques nach Mexiko zurück. Alexander Abusch, später Politiker in der DDR, lebte damals dort im Exil und schrieb in der von Emigranten herausgegebenen Zeitung *Freies Deutschland*: »Ende März trafen die mexikanischen Diplomaten, aus New York kommend, auf dem Bahnhof in Mexiko-Stadt ein. Dort hatten Tausende spanischer Flüchtlinge acht Stunden auf das Eintreffen des Zuges gewartet, mit dem Bosques ankam. Ihr Jubel brauste durch die Bahnhofshalle, sie hoben ihn auf ihre Schultern. Es war das freie hochherzige Mexiko, das sie in Gilberto Bosques emporhoben.«²²

Im November 1993 wurde während eines internationalen Symposiums über Antifaschisten im Exil in Mexiko-Stadt ein Denkmal für Gilberto Bosques enthüllt. Bei dem Festakt im Museum Leo Trotzki (dem letzten Wohnhaus des 1940 im mexikanischen Exil ermordeten russischen Revolutionärs) waren viele ehemalige Emigranten aus ganz Europa anwesend. Bosques starb 1995 im Alter von 103 Jahren in Mexiko-Stadt.

Nazideutschland rächte sich für das antifaschistische Engagement Mexikos und seine Kooperation mit den USA und griff mexikanische Handelsschiffe an: Am 13. Mai 1942 versenkte ein deutsches U-Boot im Golf von Mexiko den Öltanker *Potrero del Llano*, am 22. Mai den Frachter *Faja de Oro*. Beim zweiten Angriff kamen 21 mexikanische Seeleute ums Leben.

Als Reaktion auf die U-Boot-Angriffe erklärte Mexiko am 22. Mai 1942 Deutschland den Krieg. Zwei Tage später rief die Regierung zu einer Großkundgebung auf dem Zócalo, dem riesigen Platz im Zentrum von Mexiko-Stadt, auf. Vor 100.000 Menschen begründete Cárdenas Nachfolger, Präsident Manuel Avila Camacho, den Kriegseintritt, und Politiker, Gewerkschafter sowie Vertreter sozialer Organisationen prangerten den Faschismus an.

Der letzte Redner war ein deutscher Flüchtling. Der Schriftsteller Ludwig Renn, Präsident der Bewegung Freies Deutschland, erklärte, »dass es Deutsche gibt, die den kriegerischen Angriff Hitlers auf Mexiko mit derselben Entrüstung verurteilen und verabscheuen wie das mexikanische Volk.«²³

Büste von Gilberto Bosques in Mexiko-Stadt, 1993
gestiftet von ehemaligen deutschen und österreichischen Exilierten



Aber in Mexiko gab es mit der *Acción Revolucionaria Mexicanista* (ARM), auch eine klerikalfaschistische Bewegung, die enge Verbindungen zur spanischen Falange Francos und zur deutschen Botschaft pflegte und vom NS-Regime finanzielle Unterstützung erhielt. Ihre Mitglieder wurden Goldhemden genannt. Die Regierung der USA ließ die Goldhemden überwachen, weil sie fürchtete, sie könnten japanische Landemanöver an der mexikanischen Pazifikküste vorbereiten.

Im April 1944 sandte die mexikanische Regierung ein Luftwaffengeschwader in die Philippinen, um die Alliierten zu unterstützen. Das *Escuadrón Aéreo 201*, die »Aztekischen Adler«, war dort von März bis August 1945 im Einsatz. Von den entsandten 31 Piloten wurden fünf bei Luftkämpfen getötet. Außerdem schickte Mexiko eine aus 300 Soldaten bestehende Freiwilligen-Einheit in die Philippinen.

Die mexikanische antifaschistische Regierung förderte auch Zeitungen und Bücher von Emigranten. Ende 1944 dankte die Redaktion der Exilzeitung *Freies Deutschland* dem Staatspräsidenten Avila Camacho und versprach, Mexikos großmütige Haltung gegenüber exilierten deutschsprachigen Schriftstellern und deutschen Antifaschisten niemals zu vergessen. Insgesamt gelangten jedoch nur 1.500 deutsche Flüchtlinge, darunter vor allem prominente linke Schriftsteller und Politiker, nach Mexiko.

Andere Regierungen Lateinamerikas verweigerten sozialistischen und kommunistischen Emigranten dagegen häufig die Einreise. So ließ Brasilien zwar 25.000 Flüchtlinge aus Deutschland ins Land, nicht aber bekannte Linke. Viele jüdische Flüchtlinge erhielten erst ein Visum für Brasilien, wenn sie sich taufen ließen und katholisch wurden. Brasilien schloss 1936 mit den Nachbarländern Uruguay und Argentinien einen Dreierpakt, wonach politische Flüchtlinge genau überprüft und linke Spanienkämpfer abgewiesen werden sollten. Nach Argentinien retteten sich etwa 45.000 deutsche Flüchtlinge, da die Einreise mit einem Touristenvisum vergleichsweise einfach war und es keine polizeiliche Meldepflicht gab. Argentinien nahm mehr Flüchtlinge

auf als jedes andere lateinamerikanische Land, die meisten von ihnen waren jüdischer Abstammung. In Chile fanden 12.000 Deutsche Asyl. (Zum Vergleich: Nach dem Militärputsch Pinochets 1973 nahm die BRD 3.000 chilenische Flüchtlinge auf und die DDR 2.000.) Nach Uruguay flohen 7.000 Deutsche, nach Bolivien 5.000, nach Kolumbien 2.000 und auf die karibischen Inseln 5.000. Insgesamt lebten deutsche Emigranten in 18 lateinamerikanischen Ländern.²⁴

Oft wurden sie von den alteingesessenen, mit den Nazis sympathisierenden Auslandsdeutschen ausgegrenzt und angefeindet. Unterstützung erhielten die Flüchtlinge von antifaschistischen Komitees, Gewerkschaften und linken Parteien, die mit Demonstrationen, Kulturveranstaltungen, Flugblättern und Boykottaufrufen gegen die Achsenmächte mobil machten. So fand in Mexiko-Stadt unter der Losung »Verboten in Deutschland – bejubelt in Mexiko« ein Konzert statt, das vor allem Musik präsentierte, die in Deutschland als »entartet« diffamiert wurde.

Uruguay: Keine Reparatur des Nazi-Schiffs Der Untergang der »Graf Spee«

Die Hauptstädte Argentinien und Uruguays, Buenos Aires und Montevideo, liegen einander gegenüberliegend am Ufer des Rio de la Plata. Mit modernen Schnellfähren dauert die Überfahrt heute gut drei Stunden. Wenn man von Buenos Aires kommend in Montevideo eintrifft und die Ankunftshalle verlässt, befindet man sich mitten im Hafengelände, wo alle Ein- und Ausfahrten des Drei-Millionen-Einwohner-Staates gelöscht bzw. verschifft werden. Auf dem Weg zum Ausgang passiert man ein kleines Denkmal: Vor einer kleinen weißen Mauer liegt ein großer Anker. Die Mauer trägt die Aufschrift: »Anker Graf Spee – er erinnert an die Ideale, die wir heute gemeinsam verteidigen.«

Die *Graf Spee*, ein deutscher Panzerkreuzer, operierte seit September 1939 im Südatlantik, um durch Angriffe auf britische Handelsschiffe den englischen Handel mit Argentinien und Uruguay zu stören. Am 30. September 1939 versenkte sie den britischen Frachter *Clemente*.



La Otra Alemania,
Buenos Aires,
wichtigste
sozialistische
Exilzeitschrift
in Lateinamerika,
Ausgabe vom
15. Mai 1945



Das Wrack der
Graf Spee, 1939

Die britische Kriegsmarine entsandte daraufhin einen Flottenverband in die Region, um den deutschen Kreuzer aufzuspüren und anzugreifen. Im Dezember 1939 orteten britische und neuseeländische Schiffe die *Graf Spee* in der

Mündung des Rio de la Plata und griffen sie an. Das deutsche Schlachtschiff wurde stark beschädigt, es gelang der Besatzung aber noch, den Hafen von Uruguays Hauptstadt Montevideo anzulaufen. Dort wollte man den Panzerkreuzer reparieren lassen und danach versuchen, dem britisch-neuseeländischen Flottenverband zu entkommen.

Die Regierung Uruguays hatte sich im Krieg für neutral erklärt. Das Land hatte eine lange demokratische Tradition und eine starke Arbeiterbewegung. Seine Eliten, die Gewerkschaften, die Presse und große Teile der Bevölkerung standen dem Nazifaschismus ablehnend gegenüber. Als der deutsche Panzerkreuzer Montevideo anließ, weigerten sich die uruguayischen Werftarbeiter, das Schiff zu reparieren. Die Presse verlangte von der

Denkmal mit dem
Anker der *Graf Spee*
im Hafen von
Montevideo



Regierung, auf ihrer Neutralität zu bestehen, welche die Unterstützung eines Kriegsteilnehmers verbiete. Die *Graf Spee* müsse umgehend den Hafen von Montevideo verlassen. Die Regierung schloss sich dieser Sicht an und setzte dem Kapitän Hans Langsdorff eine Frist von 72 Stunden, um wieder auszulaufen. Da dies zur Reparatur des Schiffes nicht ausreichte und die britische Kriegsmarine zudem ihre Kräfte im Rio de la Plata noch verstärkt hatte, entschied Langsdorff, das Kriegsschiff im Rio de la Plata zu versenken. Die Mannschaft wurde kurz zuvor auf Rettungsbooten nach Buenos Aires gebracht.

Pieter Siemsen lebte damals als Flüchtling in Buenos Aires und erinnert sich an das Ende der *Graf Spee* und die Reaktionen der auslandsdeutschen Kolonie in Argentinien: »Langsdorff fuhr aus mit Mannschaft und Offizieren und versenkte das Schiff noch vor Kontakt mit den an Feuerkraft weit stärkeren Engländern. Kapitän Langsdorff nahm sich das Leben, die Mannschaft wurde später in Argentinien von der dortigen deutschen Kolonie auf das Beste betreut und herungereicht. Viele von ihnen heirateten, und die Brautfamilien betrachteten das als große Ehre. Die Spee-Matrosen wurden zu Kultfiguren, und viele von ihnen siedelten sich im Laufe der Zeit in der Ortschaft Villa General Belgrano an, einer vor allem von Deutschen bewohnten Siedlung in den Bergen der Provinz Córdoba, bekannt wegen ihrer landschaftlichen Schönheit und klimatisch günstigen Lage im Nordwesten Argentiniens.«²⁵

Für die Mehrheit der uruguayischen Bevölkerung bedeutete die Ausweisung der *Graf Spee* eine Parteinahme gegen den Faschismus in Europa. Der uruguayische Kommunist Willi (Guillermo) Israel war 1936 mit seinen Eltern als jüdischer Flüchtling aus Trier nach Montevideo gekommen. Mit anderen Emigranten und Emigrantinnen aus Nazideutschland engagierte er sich dort im Deutschen Antifaschistischen Komitee. In einem Gespräch im Januar 1996 erzählte er vom Engagement der uruguayischen Bevölkerung während des Zweiten Weltkriegs: »Das Komitee integrierte sich in eine breite antifaschistische Dachorganisation, die *Acción Antinazi*,

in der sozialistische, kommunistische, christliche, bürgerliche und gewerkschaftliche Gruppen vereint waren, um den Kampf der Alliierten gegen Nazideutschland und seine Verbündeten zu unterstützen. Da wurden z.B. in einer kleinen Schuhfabrik Stiefel für die Rote Armee hergestellt. Die Fabrikbesitzer stellten die Maschinen zur Verfügung, die Arbeiter ihre Arbeitskraft und Kenntnisse, und das Material wurde z.T. noch von den Fabrikbesitzern gespendet oder zu billigen Preisen erstanden. Ähnliches gab es in der Textilbranche, wo z.B. Verbandszeug hergestellt wurde. Es war wirklich eine breite Solidaritätsbewegung, und wir arbeiteten da als deutsche Antifaschisten mit.«²⁶

»Für manche Angelsachsen waren wir Schafe« Soldaten aus Lateinamerika und der Karibik in den alliierten Streitkräften

Schätzungsweise 250.000 bis 500.000 Soldaten aus Lateinamerika bzw. lateinamerikanischer Abstammung dienten im Zweiten Weltkrieg in den US-Streitkräften, das waren zwischen 2,5 und fünf Prozent der US-amerikanischen Soldaten. Die Angaben sind ungenau, weil die sogenannten *Hispanics* in den Streitkräften statistisch nicht gesondert erfasst wurden und anders als Afroamerikaner nicht in gesonderten Einheiten dienten. Sicher ist, dass meisten Latinos in der US-Armee Mexikaner oder mexikanischer Abstammung waren. Die meisten dieser *Mexican-Americans* kamen aus den südlichen Bundesstaaten Kalifornien, Texas, Arizona und New Mexico, von denen weite Teile bis Mitte des 19. Jahrhunderts zu Mexiko gehört hatten, ehe die USA sie in mehreren Kriegen und durch Gebietskäufe annektierten.

Ab 1942 kamen zudem Mexikaner durch ein Arbeitskräfteabkommen in die USA und ließen sich für den Kriegsdienst anwerben. Wie viele *Mexican-Americans* im Zweiten Weltkrieg starben, ist unbekannt. 1948 geriet ein Fall in die Schlagzeilen, der für die Latinos in den USA zu einem augenfälligen Beispiel für ihre Diskriminierung wurde: der Streit um die Beisetzung von Felix Longoria. Der US-Soldat mexikanischer Ab-

stammung war in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 in den Philippinen bei einer Freiwilligenmission gefallen. Seine Familie wollte seine sterblichen Überreste auf dem Friedhof seiner texanischen Heimatstadt Three Rivers beisetzen. Aber der Bestattungsunternehmer sperrte die Friedhofskapelle für die Trauerfeier, weil mexikanische Gottesdienste in der Vergangenheit »ruhestörend« verlaufen seien und weil »die Weißen es nicht wünschten«. Longorias Familie wandte sich an Dr. Hector Garcia, den Gründer des *American G.I. Forum*. Garcia machte den Fall öffentlich und schrieb Protestbriefe an texanische Kongressabgeordnete. Ein prominenter Senator, der spätere US-Präsident Lyndon B. Johnson, ermöglichte der Familie, Felix Longoria am 16. Februar 1949 auf dem Nationalfriedhof Arlington bei Washington mit allen Ehren zu bestatten. Das war ein Meilenstein für die Latinos in den USA, die gegen ihre Diskriminierung kämpften. Der populäre Sänger Juan Gaytán erinnert in einem Lied daran, in dem es heißt: »Wenn man nur bedenkt, welche Diskriminierungen wir Latinos erleiden, auf dem Land und in den Dörfern! Für manche Angelsachsen waren wir Schafe. (...) Ich bin Lateinamerikaner und habe, ohne Rassenunterschiede

Soldaten aus der
Karibik in ihren
Unterkünften in
England



zu machen, für Gleichberechtigung und Demokratie gekämpft. (...) Möge Harry Truman unsere Klagen erhören, so wie Lyndon B. Johnson im Fall von Longoria in Texas.«²⁷

Neben Brasilianern, Mexikanern und *Mexican-Americans* dienten vor allem Puertoricaner in den alliierten Truppen. Die Insel Puerto Rico war US-amerikanische Kolonie, und die Militärs erfassten dort 350.000 Männer, von denen sie 53.000 einzogen, alle Mitglieder der puertoricanischen Nationalgarde. In den USA meldeten sich weitere 17.000 dort lebende Puertoricaner freiwillig zur *US Army*. Die meisten Soldaten blieben als Schutztruppen im eigenen Land, andere wurden auf Kuba und in den europäischen Kolonien Jamaika, Trinidad, Curaçao, Aruba und Niederländisch-Guayana eingesetzt. Das 65. Infanterieregiment der puertoricanischen Nationalgarde war ab 1943 in der Panamakanalzone stationiert. Dieser jeweils acht Meilen breite Streifen an beiden Ufern des Kanals unterstand nicht der Souveränität Panamas, sondern war faktisch US-Kolonie. (Erst seit dem 1. Januar 2000 gehört dieses Gebiet zu Panama.) Als deutsche oder japanische Angriffe auf den Panamakanal nicht mehr zu erwarten waren, wurde das Regiment im Dezember 1944 aus Puerto Rico nach Nordafrika und Anfang 1945 nach Frankreich verschifft. Im März 1945 überquerten die Puertoricaner den Rhein und blieben als Besatzungstruppen in Süddeutschland. Andere puertoricanische Soldaten kamen in Hawaii und Burma zum Einsatz. Die meisten Inseln der Karibik waren zur Zeit des Zweiten Weltkrieges noch britische Kolonien. Bereits der Überfall Mussolinis auf Äthiopien im Jahr 1935 hatte dort große Empörung ausgelöst. Das afrikanische Land, das bis dahin allen Kolonisierungsversuchen widerstanden hatte, und Kaiser Haile Selassie, der vor seiner Krönung als Fürst (Ras) den Namen Tafari getragen hatte, waren in der Karibik hochgeachtet, keineswegs nur unter den Anhängern der in den dreißiger Jahren entstandenen Rastafari-Religion.

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges überließen die Briten den US-amerikanischen Streitkräften die Militärlughäfen der Region. Die U.S. Air Force er-

richtete auf Jamaika, Antigua, St. Lucia, Trinidad, den Bahamas sowie in Britisch-Guayana und Britisch-Honduras (Belize) insgesamt elf Luftwaffenstützpunkte. Von hier aus sollten die U-Boot-Angriffe der deutschen Marine abgewehrt werden, die allein 1942 in der Karibik 336 Schiffe versenkt hatte, die Hälfte davon Öltanker. Ab 1943 gelang es den USA, diese Anschläge weitgehend zu stoppen. Die Luftwaffenbasen brachten den Einheimischen Jobs in Werkstätten, Kantinen und Casinos. Durch die Anwesenheit der US-Truppen nahm aber auch die Prostitution deutlich zu.

Etwa 16.000 Freiwillige von den britisch kontrollierten Westindischen Inseln meldeten sich zur britischen Armee. Der Jamaikaner Dudley Thompson zum Beispiel hatte im Wartezimmer eines Arztes einen Artikel über Hitlers *Mein Kampf* gelesen: »Beim Lesen fand ich Stellen, in denen Hitler in *Mein Kampf* mit den heftigsten Schmähungen Juden und Neger angriff. Ich glaube, wir wurden als »Halbmenschen«, als »unterentwickelte menschliche Wesen« bezeichnet – diese Art von Einordnung. Das verletzte mich. Ich sagte: »Ich werde meinen Teil dazu beitragen, zu beweisen, dass er Unrecht hat. Ich werde fliegen.« Dudley Thompson bewarb sich als Pilot und wünschte sich, »auf irgendeinen Deutschen« zu treffen und ihm zu zeigen, dass er »kein Halbmensch« sei.²⁸ Wie überall gingen die Briten bei der Rekrutierung nicht zimperlich vor. Der Jamaikaner Earl Beckford meldete sich als Funker und war schon sehr bald auf dem Weg nach England, ohne dass er sich von der Familie verabschieden konnte. »Sie erklärten uns nichts – sie zeigten uns nur unsere Quartiere im Bauch des Schiffes. Wir schliefen in Hängematten, jeweils zwanzig Mann zusammen in einem sehr kleinen Raum. Der Kahn war völlig heruntergekommen.« Das Schiff überquerte nach einem Zwischenstopp in den USA in einem Konvoi den Atlantik. Deutsche U-Boote griffen an: »Wir wussten nicht, ob andere Schiffe unseres Konvois versenkt wurden, sie sagten uns einfach nichts.« Wie die meisten karibischen Soldaten versah Earl Beckford seinen Dienst bei der *Royal Air Force*. Einige waren auch bei der *Royal Canadian Air Force* verpflichtet. Am 11.



Earl Beckford
aus Jamaika war
Funker der
Royal Air Force

Billy Strachan
aus Jamaika war
Kampfpilot



Juli 1944 meldete die britische Tageszeitung *The Times*: »2.000 neue Rekruten aus der Karibik werden nun auf dem Stützpunkt in Yorkshire trainiert. Sie sind Teil des massiven Aufgebots von den Westindischen Inseln und werden als Flugzeug- und Motormechaniker, Funker, Köche und Verwalter ausgebildet.«

Wie Rene Webb, der in einem Militärlager arbeitete. Er erinnert sich an das rassistische Verhalten der anderen Soldaten in Kneipen und Tanzlokalen: »Bei diesen Veranstaltungen gab es immer Spannungen und Konflikte zwischen uns und den weißen amerikanischen GIs. Das Problem war, dass sie einfach mit der unnatürlichen Rassentrennung weitermachen wollten. Sie meinten, dass da, wo sie waren, schwarze Soldaten nichts verloren hätten und dass wir nicht mit weißen Frauen tanzen sollten.« Billy Strachan aus Jamaika war einer der wenigen Soldaten aus der Karibik, der nach drei Jahren als Bordschütze Pilot wurde und bis zum Leutnant aufstieg. Einmal wäre er fast mit einer 6000-Kilo-Bombe an Bord im dichten Nebel gegen einen Kirchturm gerast. »Ich bat meinen Ingenieur, den Kurs zu sichern, damit wir die Kirche überfliegen konnten. Da sagte er: »Wir haben sie gerade überflogen.« Und als ich hinaussah, erkannte ich den Turm direkt neben der Spitze unserer Tragfläche. Wir hatten reines Glück gehabt. Ich war der Pilot, hatte den Turm jedoch überhaupt nicht gesehen.« Billy Strachan war so schockiert, dass er den Dienst als Pilot quittierte. Andere hatten weniger Glück. In Europa sind 236 karibische Freiwillige gefallen, 265 wurden verwundet.

Die Bevölkerung der karibischen Inseln stellte aber nicht nur ihre Söhne, Väter und Ehemänner für den Krieg der Europäer zur Verfügung, sondern auch Geld. Selbst die Armen spendeten für den britischen Kriegsfonds. Allein auf der winzigen Insel Grenada mit damals kaum 60.000 Einwohnern kamen über 20.000 Pfund zusammen.

»Wir Sklaven von Surinam«

Das Schicksal des Anton de Kom

Auf den karibischen Inseln hatte sich bereits in den dreißiger Jahren antikolonialistischer Widerstand formiert. Die Weltwirtschaftskrise hatte die Inseln besonders hart getroffen. Die Preise für ihre wenigen Exportprodukte fielen dramatisch, die Arbeitslosigkeit stieg drastisch an, und die USA ließen keine Karibier mehr einwandern. Vielerorts herrschte blanke Not. In Jamaika kam es 1938 zu Hungeraufständen gegen die britische Kolonialverwaltung, in Trinidad organisierte der aus Grenada stammende Uriah »Buzz« Butler die Arbeiter auf den Ölfeldern, und in Surinam protestierte die Bevölkerung mit Unruhen und Streiks gegen die holländische Kolonialmacht. In Surinam spielte dabei Anton de Kom, der wichtigste Intellektuelle des Landes, eine Schlüsselrolle. Der 1898 in der Hauptstadt Paramaribo geborene Afroamerikaner studierte in den zwanziger Jahren in Holland und führte die Studenten an, die für die Unabhängigkeit ihres Landes eintraten. Er pflegte Kontakte zu antikolonialen indonesischen Gruppen in seinem Land – den Nachfahren der Vertragsarbeiter aus Java, der zweitgrößten Bevölkerungsgruppe auf Surinam – und zur niederländischen Arbeiterbewegung. Als er Anfang 1933 nach Surinam zurückkehrte, erwartete ihn schon am Landesteg eine Menschenmenge. Viele setzten große Hoffnungen in den Mann, den die Kolonialmedien einen Kommunisten nannten.

Anton de Kom richtete eine Beratungsstelle für Hilfesuchende ein, weil er den Menschen »etwas von der Hoffnung und dem Mut« vermitteln wollte, »die in einem mächtigen Wort liegen, das ich in der Fremde lernte: Organisation«. Er hoffte, die Uneinigkeit der Kolonisierten überwinden zu können und Schwarze, Ureinwohner, Inder, Hindostaner (Nachfahren der während der Kolonialzeit vor allem in Guayana und Trinidad angesiedelten indischen »Vertragsarbeiter«) und Arbeiter von der indonesischen Insel Java im »Kampf für ein menschenwürdiges Dasein« zu vereinen.²⁹ Tatsächlich suchten Hunderte Menschen täglich seine Beratungsstelle auf und schilderten, welches Unrecht ihnen Ar-



Anton de Kom, Unabhängigkeitskämpfer aus Surinam, in Sandbostel, einem Außenlager des KZ Neuengamme, 1945 ermordet

beitgeber oder die Kolonialverwaltung angetan hatten. Das Büro wurde zum Kristallisationspunkt der antikolonialen Bewegung. Die Kolonialmacht ließ Anton de Kom im Februar 1933 verhaften. Als daraufhin Tausende für seine Freilassung demonstrierten, deportierten die Niederländer ihn und seine Familie nach Amsterdam. Dort agitierte er publizistisch weiter gegen Rassismus und Kolonialismus und veröffentlichte 1934 das Buch *Wir Sklaven von Surinam*, einen Klassiker der antikolonialen Literatur. In Amsterdam trat Anton de Kom der Kommunistischen Partei der Niederlande bei.

Als im Mai 1940 Nazitruppen das Land besetzten, war Anton de Kom extrem gefährdet. Als Schwarzen mit linker Gesinnung kannte ihn auch die Gestapo. Dennoch schloss er sich dem Widerstand an und arbeitete für die Untergrundzeitung *De Vonk*. Im August 1944 ent-

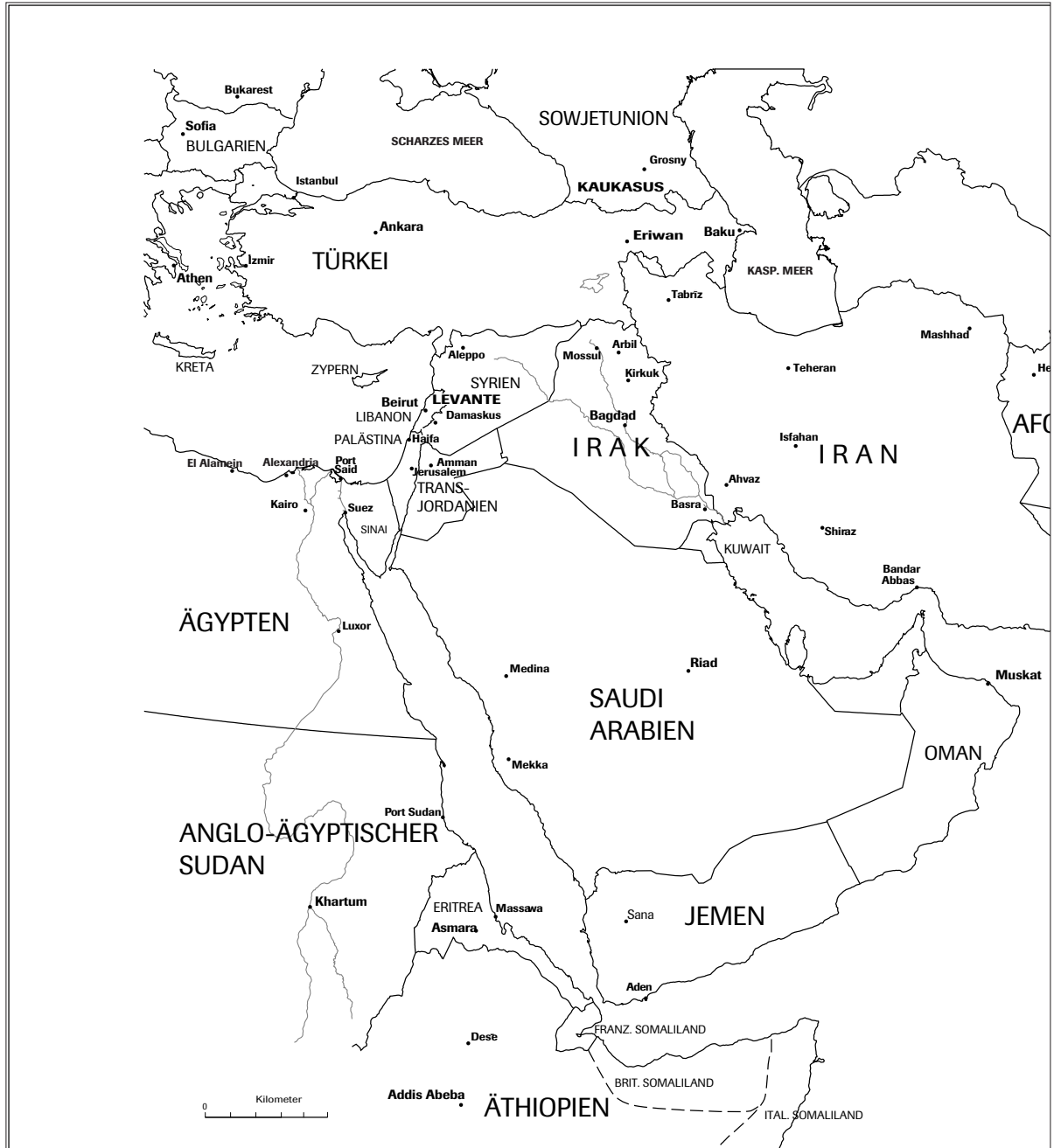
deckten Gestapoagenten in seinem Briefkasten subversives Material. Am 7. August wurde Anton de Kom festgenommen und zunächst in das deutsche Konzentrationslager Vught in den Niederlanden gebracht. Von dort deportierten ihn die Nazis im September weiter nach Oranienburg und später nach Sandbostel, ein Außenlager des KZs Neuengamme.

Sein Buch *Wir Sklaven von Surinam* endet mit den Worten: »Sranang, (Surinam) mein Vaterland. Einmal hoffe ich, dich wiederzusehen. An dem Tage, an dem alles Elend von dir weggewischt sein wird.« Anton de Kom sollte Surinam nicht wiedersehen. Am 24. April 1945, wenige Tage vor der Befreiung des Lagers, starb er in Sandbostel. Erst 1975 wurde Surinam unabhängig. Seitdem trägt die Universität in der Hauptstadt Paramaribo den Namen »Anton de Kom Universiteit van Suriname«.



Soldaten aus Trinidad
an Bord eines Schiffs
der Küstenwache

Der Nahe Osten
zu Beginn des
Zweiten Weltkriegs



NAHER OSTEN

»Hochziel: Öl!«

Kolonialsoldaten, Kriegsschauplätze und Kollaborateure

Die Machtkonstellation im Nahen Osten zu Beginn des Zweiten Weltkriegs war eine Folge des Zerfalls des Osmanischen Reiches. Schon seit dem 19. Jahrhundert hatten die europäischen Kolonialmächte, darunter auch Deutschland, zunehmend an wirtschaftlichem und politischem Einfluss in der Region gewonnen.¹ Großbritannien hatte bereits 1882 Ägypten besetzt und das Land 1914 zum britischen Protektorat erklärt. Als sich die in Konstantinopel residierenden Herrscher des Osmanischen Reichs 1914 auf die Seite der Mittelmächte (Deutsches Reich und Österreich-Ungarn) stellten, wurde der Nahe Osten zum Schauplatz des Ersten Weltkriegs. In seinem Verlauf hoben die Briten im Nahen Osten Kolonialtruppen aus. Neben arabischen Soldaten rekrutierten sie in Ägypten auch ein etwa 700 Mann starkes *Zion Battalion*. Die jüdischen Rekruten waren ins ägyptische Exil gegangen, weil die osmanischen Herrscher sie als Angehörige »feindlicher Nationen« aus Palästina ausgewiesen hatten. Die Hälfte der jüdischen Einwohner Palästinas musste im Ersten Weltkrieg das Land verlassen. Als britische Verbände 1918 von Ägypten aus in Palästina einmarschierten, um die osmanischen Truppen über Gaza und Syrien zurückzudrängen, war auch eine jüdische Legion (*Jewish Legion*) beteiligt.

Um im Ersten Weltkrieg sowohl Juden als auch Araber auf seine Seite zu ziehen, machte Großbritannien beiden Bevölkerungsgruppen weitreichende politische Versprechungen. Die Briten fürchteten, dass sich die

Mehrheit der muslimischen Araber gegen sie stellen könnte und dass es den Machthabern in Konstantino-

Desert Mobile Force,
1941 vor Amman



Die Idee, ein jüdisches Bataillon in Ägypten zu schaffen, das sich unter britischem Kommando an der Befreiung Palästinas beteiligen sollte, stammte von zwei russischen Juden: Zeev Jabotinsky, Zeitungsreporter aus Odessa, und Joseph Trumpeldor, jüdischer Offizier der zaristischen Armee. Sie schlugen dem Verteidigungsministerium in London die Zusammenfassung der jüdischen Rekruten in einem gesonderten Bataillon vor, dessen Kern drei jüdische Einheiten der *Royal Fusiliers* bildeten. Verstärkt durch Freiwillige aus England, den Vereinigten Staaten und Kanada ging das Bataillon im weiteren Kriegsverlauf in der *Jewish Legion* auf. Zu ihren Soldaten gehörte auch David Ben Gurion, der spätere Ministerpräsident Israels.²

pel gelingen könnte, arabische Truppen für den Krieg gegen die »Ungläubigen« aus Europa zu mobilisieren. Zwar waren arabische Nationalbewegungen entstanden, die gegen die osmanische Herrschaft opponierten und für die Unabhängigkeit eintraten, doch die Herrscher in Konstantinopel versuchten, ihre Untertanen durch politische Zugeständnisse einzubinden. So saßen seit der Revolte der Jungtürken im Jahre 1908 sechzig arabische Abgeordnete im neu gegründeten Parlament von Konstantinopel. Um die Araber zum Kampf gegen das Osmanische Reich zu bewegen, gaben die Briten deshalb 1915 dem Emir von Mekka, Sherif Hussein, das Versprechen, nach Kriegsende ein unabhängiges arabisches Reich zuzulassen. Daraufhin ging im Juni 1916 von Mekka eine Revolte gegen die osmanischen Herrscher aus. Großbritannien und Frankreich unterstützten den Aufstand mit Geld und Waffen, und neben dem britischen Agenten T.E. Lawrence (Lawrence von Arabien) waren die Söhne des Emirs, Faisal und Abdullah, aktiv beteiligt. Mit ihren Anhängern kämpften sie auf Seiten der Briten in Palästina und Transjordanien und marschierten im Oktober 1918 noch vor den ersten französischen Truppen in Beirut ein. Danach versuchte Faisal vom syrischen Damaskus aus, ein arabisches Königreich zu begründen, wie es die Briten seinem Vater versprochen hatten. Doch die Zusage der britischen Regierung gegenüber dem Emir von Mekka erwies sich nach Kriegsende als ebenso nichtig wie ihr Versprechen, in Palästina eine »nationale Heimstätte« für verfolgte Juden aus Europa zuzulassen.

Am 2. November 1917 hatte der britische Außenminister Arthur James Balfour in einem Brief an den Sprecher der britischen Zionistenvereinigung, Lord Lionel Walter Rothschild, erklärt, dass »die Regierung seiner Majestät die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina mit Wohlwollen betrachte« und die Durchführung dieses Vorhabens »nach Kräften fördern« wolle.³

Dafür hatte sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die zionistische Bewegung stark gemacht, die in Folge des anwachsenden Antisemitismus in Ost- und

Westeuropa entstanden war. In Russland, das damals auch weite Teile Polens besetzt hielt, galten antisemitische Sondergesetze, und 1881 war es zu antijüdischen Pogromen gekommen. In Frankreich hatte die Dreyfus-Affäre 1894 massive antisemitische Ressentiments bloß gelegt. Und auch in Deutschland herrschte ein virulenter Antisemitismus, obwohl im Ersten Weltkrieg viele Juden dem Stellungsbefehl des Kaisers folgten und an die Front zogen. Dennoch sah zum damaligen Zeitpunkt nur eine Minderheit der Juden in der Auswanderung nach Palästina einen Ausweg aus ihrer Misere in Europa und unterstützte die Forderungen der zionistischen Bewegung.

Letztlich erwiesen sich alle Versprechen, die Großbritannien im Krieg gegenüber arabischen und jüdischen Politikern gemacht hatte, als nichtig. Denn insgeheim hatte sich das britische Königreich längst mit Frankreich, seinem Bündnispartner im Krieg und Hauptkonkurrenten in den Kolonien, darauf verständigt, den Nahen Osten nach der Zerschlagung des Osmanischen Reichs untereinander aufzuteilen. Schon 1916 hatten die beiden Unterhändler Mark Sykes für Großbritannien und Georges Picot für Frankreich ein geheimes Abkommen über die Nachkriegsordnung im Nahen Osten ausgehandelt, welches die Bolschewisten nach der russischen Revolution in den Archiven des Zaren fanden und 1917 öffentlich machten. Demnach sollten die Franzosen das Gebiet von der libanesischen Mittelmeerküste über Syrien bis nach Mossul kontrollieren und die Briten Ägypten, Transjordanien, die arabische Halbinsel und Persien. Palästina sollte unter internationale Verwaltung gestellt werden.

Von wenigen Veränderungen abgesehen verfuhr die beiden europäischen Kolonialmächte im Nahen Osten nach Kriegsende gemäß dieser Vereinbarung. Allerdings nutzte Großbritannien seine militärische Überlegenheit vor Ort, um auch noch die Ölfelder von Mossul einzunehmen, die nach dem Sykes-Picot-Abkommen unter französische Verwaltung geraten sollten. Und die britische Regierung ließ sich vom Völkerbund das Mandat zur alleinigen Verwaltung Palästinas erteilen.

Bei der Aufteilung des Nahen Ostens zogen die europäischen Kolonialmächte neue Grenzen in der Region und fassten ihre Mandatsgebiete zu Ländern zusammen, die, abgesehen von Persien und Ägypten, kaum auf eine gemeinsame Geschichte zurückblicken konnten. Wie willkürlich die politische Neuordnung war, illustriert die Geschichte Faisal Ibn Husseins. Unterstützt von den Briten übernahm der Sohn des Emirs von Mekka nach Kriegsende zunächst im syrischen Damaskus die Macht. Weil Libanon und Syrien nach dem Sykes-Picot-Abkommen jedoch zum französischen Einflussbereich zählten, vertrieben französische Truppen Faisal kurze Zeit später schon wieder von seinem Königsthron. Er floh nach Italien. Von dort holten ihn die Briten 1921 in den Nahen Osten zurück, um ihn in Bagdad zum König des Irak krönen zu lassen. Seinem Bruder Abdullah übertrugen die Briten 1923 das höchste Staatsamt des Emirs im Nachbarland Transjordanien. Die politische Kontrolle und die militärische Macht behielten jedoch in beiden Ländern die Briten. Die *Arab Legion (Al-jeish al-arabi)* in Transjordanien, die nach 1918 aus Einheiten der osmanischen Armee entstanden war, kommandierten britische Offiziere auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg.

Das britische Empire kontrollierte seine Mandatsgebiete im Nahen Osten fast durchweg mit Formen indirekter Herrschaft. Die britische Regierung hievte einheimische Politiker und Würdenträger in Regierungsfunktionen, behielt de facto jedoch die Macht und demonstrierte durch die britische Truppenpräsenz, dass sie willens war, die Vorherrschaft gegebenenfalls auch militärisch abzusichern.

1922 gewährte Großbritannien Ägypten formal die Unabhängigkeit, aber britische Truppen blieben vor Ort stationiert. 1925 begründete Reza Kahn in Persien (ab 1934: Iran) seine Schah-Dynastie, doch die britische *Anglo Persian Oil Company* kontrollierte mit der Ölförderung den wichtigsten Wirtschaftszweig des Landes. 1932 etablierte Ibn Saud mit britischer Billigung das Königreich Saudi-Arabien. Im selben Jahr wurde der Irak formal unabhängig, musste sich jedoch über Jahrzehnte

vertraglich fest an Großbritannien binden. Die irakische Regierung hatte eine Konsultationspflicht beim britischen Botschafter, die Briten unterhielten Truppen und Stützpunkte im Land und kontrollierten die Erdölfelder.

Wie instabil diese künstlich geschaffenen und nur eingeschränkt selbstständigen Staaten waren, zeigt das Beispiel Irak, wo zwischen 1932 und 1939 zwölf Mal die Regierung wechselte und zwischen 1936 bis 1941 sechs Staatsstreiche stattfanden, bei denen das irakische Militär zunehmend an Einfluss auf die Politik gewann.⁴

In der von Großbritannien kontrollierten Zone des Nahen Ostens war nur Palästina von der indirekten Herrschaft ausgenommen. Hier regierte noch während des Zweiten Weltkriegs eine britische Mandatsverwaltung.

Palästina vor dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Ersten Weltkrieg verweigerte die britische Mandatsverwaltung in Palästina nicht nur der arabischen Bevölkerungsmehrheit das zuvor versprochene politische Selbstbestimmungsrecht, sondern sie missachtete auch den Auftrag des Völkerbundes, die Balfour-Erklärung umzusetzen und dort eine »nationale Heimstätte« für Juden zu schaffen. 1918 lebten in Palästina 60.000 Juden unter 700.000 Arabern (darunter 611.000 Muslime und 70.000 Christen).⁵ Der von der jüdischen Minderheit und der zionistischen Bewegung in Europa verfolgte Plan, die Grenzen Palästinas für verfolgte Juden aus aller Welt zu öffnen, fand anfangs auch Befürworter auf arabischer Seite. So traf sich 1918/19 Faisal, Sohn des Emirs von Mekka und damals Regent im benachbarten Syrien, mehrfach mit Chaim Weizmann, dem Vertreter der Zionisten, und versprach ihm, den Arabern zu vermitteln, dass »die Ansiedlung von Juden in Palästina gut für das Land« sei und »die legitimen Interessen der arabischen Bauern dadurch nicht in Mitleidenschaft gezogen« würden. Schließlich gäbe es genug Land für Juden und Araber. Faisal bezeichnete die zionistischen und arabischen Bewegungen damals als »Verwandte«, trat in einer gemeinsamen Erklärung mit Weizmann am 3. Januar 1919 für die sofortige Um-

Im Juni 1919 erklärte David Ben Gurion vor den Mitgliedern des vorläufigen Führungsgremiums der jüdischen Einwohner in Palästina (*Va'ad Zmani*), auch er wisse nicht, wie sich die widersprüchlichen Interessen von Juden und Arabern letztlich vereinbaren ließen: »Es gibt keine Lösung! Zwischen uns gibt es eine Kluft, die sich durch nichts überbrücken lässt. Ich weiß nicht, warum ein Araber damit einverstanden sein sollte, Palästina an die Juden abzutreten. Wir wollen, als Nation, dass dieses Land unser wird, und die Araber wollen, als Nation, dass dieses Land ihres wird.«¹⁰

setzung der Balfour-Erklärung ein und forderte die »schnellstmögliche Einwanderung von jüdischen Migranten in großer Zahl nach Palästina«. Im Gegenzug versprach Weizmann, dass ein »jüdisches Palästina« das von Faisal begründete »arabische Königreich« unterstützen werde.⁶

Auch in Palästina erhofften sich manche Araber von den jüdischen Einwanderern eine forcierte industrielle Entwicklung und einen wirtschaftlichen Aufschwung. Aber die Mehrheit der arabischen Palästinenser empfand die jüdischen Immigranten als Eindringlinge. Vor allem Bauern, die als Pächter und Tagelöhner ein kärgliches Leben führten, sahen ihre Existenz bedroht, als arabische Großgrundbesitzer damit begannen, ihren Boden an jüdische Einwanderer zu verkaufen. Landarbeiter weigerten sich, die Güter und Felder zu verlassen, auf denen sie bislang gelebt und gearbeitet hatten. Die britische Mandatsmacht setzte in einigen Fällen Gewalt ein, um die Ansprüche der neuen Eigentümer durchzusetzen.⁷ Zu den Arabern, die jüdischen Einwanderern Land verkauften, gehörten auch führende palästinensische Familienclans wie die Husseinis, die öffentlich als militante Anti-Zionisten auftraten.

In den Jahren von 1919 bis 1931 wanderten 100.000 Juden nach Palästina ein. Nach Unterlagen der britischen Mandatsverwaltung mussten in dieser Zeit deshalb 664 Araber den Grund und Boden verlassen, auf dem sie bis dahin gelebt und gearbeitet hatten. Viele konnten zunächst in ihren Wohnorten bleiben, weil auch jüdische Siedler arabische Landarbeiter einstellten und Teile ihres Landes an ansässige arabische Bauern verpachteten. Von 1931 bis 1939 kamen 200.000 jüdische Immigranten hinzu. Durch das Land, das sie erwarben, waren weitere 899 arabische Familien zur Umsiedlung gezwungen, das entsprach etwa 5.000 Personen. Die meisten von ihnen zogen in die Städte. Auch wenn die britische Mandatsverwaltung ihre Statistiken möglicherweise schönte, um antijüdische Stimmungen in der arabischen Bevölkerung zu beschwichtigen, besteht kein Zweifel, dass sich bis zum Zweiten Weltkrieg mehr Araber aufgrund schlechter Ernten und hoher Schulden

bei ihren arabischen Arbeitgebern und Grundbesitzern zur Landflucht gezwungen sahen als wegen der Ansiedlung jüdischer Einwanderer. Tatsächlich boten palästinensische Landbesitzer bis Ende der dreißiger Jahre den jüdischen Immigranten weitaus mehr Land an, als diese kaufen konnten.⁸ Wie der Historiker Benny Morris schreibt, blieb trotzdem »im kollektiven Bewusstsein der Palästinenser haften, dass der Verlust von Land auf die zionistischen Grundstückskäufe zurückzuführen sei«. Dies habe »zu einer Radikalisierung der arabischen Bevölkerung geführt, wobei die Konflikte mit den Zionisten sich zunehmend an religiösen Symbolen und Werten entzündeten.«⁹

In den zwanziger Jahren bemühten sich Vertreter der jüdischen und arabischen Bevölkerung Lösungswege aus dem Dilemma zu finden (etwa in Form eines binationalen Staates). Doch alle Verhandlungsbemühungen scheiterten, die Spannungen nahmen zu und mit ihnen die antisemitischen Ressentiments gegenüber den Einwanderern.

Den Worten folgten Taten: Unter Losungen wie »Tod den Juden«, »Palästina ist unser Land, die Juden sind unsere Hunde« und »Wir werden das Blut der Juden trinken« überfielen Araber 1920/1921 jüdische Siedlungen und Wohnviertel. Arabische Polizisten in britischen Diensten sahen zu oder machten mit. Dutzende Juden kamen um, mehr als hundert wurden schwer verletzt.¹²

Bis dahin hatten nur wenige jüdische Wachleute – meist als Freiwillige – mit einfachen Gewehren abgelegene Siedlungen vor Beduinen geschützt, die sich ihrer Weidegründe beraubt sahen und regelmäßig jüdische und arabische Dörfer überfielen. Jetzt entstand mit der *Haganah* eine jüdische Selbstverteidigungsorganisation, die – nach einem weiteren Pogrom im Jahre 1929 – zu einer straff geführten Untergrundarmee ausgebaut wurde und im Zweiten Weltkrieg eine wichtige Rolle spielen sollte.

Aufgrund der zunehmend gewaltsamen arabischen Übergriffe auf jüdische Einwohner und Einrichtungen rückten die Briten immer weiter von der Balfour-Erklärung ab. Einige britische Kolonialbeamten, die selbst

antisemitisch dachten, hatten die Schaffung einer jüdischen Heimstätte in Palästina ohnehin von Anfang an abgelehnt.¹³ 1921 übertrug die britische Mandatsverwaltung – gegen das Votum der Religionsgelehrten und politischen Führer der Araber in Palästina – Hadj Amin el-Husseini das Amt des Großmuftis von Jerusalem.¹⁴ Husseini war damit die höchste geistliche Autorität der Muslime in Palästina und kontrollierte als Präsident des muslimischen Rates deren Institutionen, Finanzmittel und das islamische Gerichtswesen. In seiner Funktion verfügte er schon 1924 frei von britischer Kontrolle über einen Apparat von 1.193 Angestellten und ein Budget von 60.000 Pfund.¹⁵ Husseini stieg in den dreißiger Jahre zum wichtigsten politischen Führer der arabischen Palästinenser auf und spielte in dieser Funktion im Zweiten Weltkrieg eine zentrale Rolle. Die Briten hatten gehofft, er werde sich in die Mandatsverwaltung einbinden lassen und die arabische Gewalt gegenüber den jüdischen Siedlern eindämmen. Doch Husseini schürte sie.

Mit Zustimmung der Briten entstand Anfang der zwanziger Jahre auch die *Jewish Agency* als politische Vertretung des *Jischuw*, wie die jüdischen Einwohner Palästinas genannt wurden. Sie verwaltete nicht nur einen »nationalen Fonds« für den Erwerb, die Nutzbarmachung und Aufforstung von Land und trieb dafür Spenden aus dem Ausland sowie Steuern unter den Siedlern ein, sondern sie gründete auch Schulen, die erste Universität Palästinas sowie Industrieunternehmen und kontrollierte – über die jüdischen Gewerkschaften – die Untergrundarmee *Haganah*.

Nach dem neuerlichen Pogrom von 1929, bei dem 133 Juden ermordet und 339 verletzt wurden, vertiefte sich die Kluft zwischen Arabern und Juden. Die Militanten beider Seiten bestimmten zunehmend die Politik. Zwar hatte es auch Araber gegeben, die ihre jüdischen Nachbarn versteckt und damit Hunderten das Leben gerettet hatten. Aber viele arabische Polizisten hatten den mordenden Mob gewähren lassen und allenfalls in die Luft geschossen.

Husseini benutzte den Aufruhr dazu, oppositionelle Araber vom Clan der Nashashibis auszuschalten, die

für eine Kooperation mit den Briten und für eine Verständigung mit den Juden eintraten, und er rief seine Anhänger zum Wirtschaftsboykott gegen die jüdischen Siedler auf. Damit wurde die ökonomische Spaltung des Landes weiter vertieft.¹⁶ Was die *Histradut*, die jüdische Gewerkschaft, schon lange gefordert hatte, nämlich in jüdischen Betrieben jüdische Arbeitskräfte anstelle der arabischen einzusetzen¹⁷, erhielt durch den Boykottaufruf Husseinis erheblichen Auftrieb: Arabische Palästinenser kündigten ihre Stellen bei jüdischen Arbeitgebern und jüdische Einwanderer übernahmen sie. Damit entstand bereits ansatzweise ein jüdischer Staat im Staate: mit jüdischen Betrieben, jüdischen Handelsgesellschaften und sogar einem jüdischen Hafen.

War es bis dahin erklärte Politik der Untergrundarmee *Haganah* gewesen, sich auf die Selbstverteidigung zu beschränken, so gründeten jüdische Offiziere nach dem neuerlichen Pogrom mit *Irgun Bet* eine militante Gruppe, die Rache forderte und Anschläge auf arabische und britische Einrichtungen verübte.

Auch auf jüdischer Seite nahm die Radikalisierung zu, zumal sich die britische Verwaltung den gewalttätigen Protesten der Araber beugte und ihnen weitere Zugeständnisse machte: Sie erschwerte jüdischen Siedlern den Erwerb von Land und schränkte die Einwanderung ein. Obwohl Anfang der dreißiger Jahre antisemitische Übergriffe in Osteuropa deutlich zunahmen und die NSDAP in Deutschland immer stärker wurden, ließen die Briten nur noch 5.000 Einwanderer jährlich ins Land. Die *Haganah* organisierte deshalb die illegale Einwanderung jüdischer Flüchtlinge nach Palästina. Dadurch geriet sie in Konflikte mit der Mandatsverwaltung, während Husseinis Anhänger an Stränden patrouillierten, um illegale Einwanderer abzufangen.¹⁸

Als die NSDAP Anfang 1933 die Macht übernahm, übermittelte Husseini in seiner Funktion als »Oberhaupt der Muslime in Palästina« dem deutschen Generalkonsul in Jerusalem, Heinrich Wolff, seine Wertschätzung für Nazideutschland. Am 31. März 1933 telegraphierte dieser nach einem Treffen mit Husseini nach Berlin: »Mufti macht mir heute eingehende Ausführungen, dass

1919 erklärte der arabische Würdenträger Aref Pasha Dajani aus Jerusalem gegenüber einer Kommission, die im Auftrag der Siegermächte des Ersten Weltkrieges die Lage in Palästina sondierte: »Es ist für uns völlig ausgeschlossen, uns mit den Juden zu verständigen oder gar mit ihnen zusammen zu leben. Ihre Geschichte und ihre gesamte Vergangenheit zeigen, dass es unmöglich ist, mit ihnen auszukommen. In all den Ländern, in denen sie derzeit leben, sind sie unerwünscht, weil sie immer nur auftauchen, um anderen das Blut auszusaugen. Wenn der Völkerbund dem Appell der Araber nicht folgt, wird es in diesem Land ein Blutbad geben.«¹¹

Aus einem Rundschreiben des Auswärtigen Amtes vom 20. August 1940: »Deutschland verfolgt im Mittelmeerraum, dessen südlicher und östlicher Teil von der arabischen Welt gebildet wird, keine politischen Interessen. Es wird daher Italien bei der Neugestaltung auch des arabischen Raums die Vorhand lassen (...). Dieses politische Desinteressement bedeutet indessen keineswegs einen Verzicht Deutschlands auf die Verfolgung wirtschaftlicher, verkehrspolitischer und kulturpolitischer Interessen. Vor allem wird Deutschland seine Ansprüche auf die Beteiligung an der Ausbeutung von Ölquellen (...) geltend machen. Diese Richtlinien werden jedoch vertraulich zu behandeln sein (...). Insbesondere dürfen sie nicht arabischen Persönlichkeiten mitgeteilt werden.«²⁵

Mohammedaner innerhalb und außerhalb Palästinas neues Regime Deutschlands begrüßen und Ausbreitung faschistischer anti-demokratischer Staatsführung auf andere Länder erhoffen. Jetziger jüdischer Einfluss auf Wirtschaft und Politik sei überall schädlich und zu bekämpfen. Mohammedaner, um Juden in ihrem Wohlstand zu treffen, auf Erklärung Boykotts in Deutschland hoffen, dem sie dann in der ganzen mohammedanischen Welt mit Begeisterung beitreten würden.«¹⁹ Einen Monat später trugen Husseini und andere palästinensische Honoratioren dem Konsul den Wunsch vor, Deutschland möge keine Juden mehr nach Palästina ausreisen lassen.²⁰

1935 gründete Husseini die Palästinensisch-Arabische Partei. Ihr Hauptziel bestand darin, eine jüdische Heimstätte zu verhindern. Ihre Nachwuchsorganisation *al-Futuwwa* war nach dem Vorbild der Hitler-Jugend organisiert. Auf ihrer Gründungsversammlung am 11. Februar 1936 erklärte Jamal el-Husseini, ein Verwandter und enger Mitarbeiter des Großmuftis, auch Hitler habe mit nur sechs Anhängern angefangen, doch inzwischen folgten ihm sechzig Millionen.²¹

Zwei Monate später übernahm Amin el-Husseini als gewählter Vorsitzender eines achtköpfigen Komitees (*Arab Higher Committee*) die Führung eines bewaffneten Aufstands gegen die britische Mandatsverwaltung, der bis 1939 andauerte. Die Aufständischen, auf dem Höhepunkt waren über 20.000 an bewaffneten Aktionen beteiligt, operierten auf dem Land und in den Städten. Ziele die Revolte anfangs auf die Beseitigung der britischen Herrschaft, so gerieten bald unbewaffnete jüdische Siedler ins Visier der Aufständischen. Allein im Mai 1936 zündeten arabische Kommandos 41 Bomben in Jaffa und 35 in Haifa und verübten Anschläge auf jüdische Busse und Kinos. Auf dem Land zerstörten arabische Trupps Felder und Gärten von jüdischen Siedlern und fällten 200.000 »jüdische Bäume«.²²

Nazideutschland und das faschistische Italien unterstützten den arabischen Aufstand in Palästina nicht nur propagandistisch, sondern auch materiell. Dabei bestand das NS-Regime zumindest bis 1937/38 auf

einer strikten Geheimhaltung dieser Kontakte.²³ Denn noch hofften die deutschen Faschisten auf eine Verständigung mit Großbritannien. Sie waren bereit, den Fortbestand des britischen Kolonialreichs zu garantieren, wenn die britische Regierung ihnen im Gegenzug freie Hand bei den geplanten Eroberungsfeldzügen in Europa lassen würde. Auch nach dem Kriegseintritt Großbritanniens 1939 hielt das NS-Regime seine Verhandlungen über Waffenlieferungen in den Nahen Osten, zum Beispiel nach Saudi-Arabien, weiterhin geheim, um den Bündnispartner Italien nicht zu verärgern. Nachdem Italien 1912 Libyen besetzt hatte und 1935 in Äthiopien einmarschiert war, beanspruchte Mussolini die Kontrolle über die Region, und seine Regierung registrierte die deutsche Konkurrenz mit Unbehagen.²⁴

Eingebunden in die Politik des NS-Regimes waren die 2.000 deutschen Siedler in Palästina. Viele hatten sich als Anhänger der Tempelgesellschaft, einer Freikirche, in ländlichen Siedlungen wie Sarona, Wilhelma, Waldheim und Bethlehem abgeschottet; ein Drittel der Siedler trat bis 1939 in die NSDAP ein.²⁶ Sie unterstützten die arabischen Aufständischen mit Geld und technischer Hilfe, aber die Ortsgruppen der NSDAP-Auslandsorganisation in Palästina hatten sie aufgefordert, öffentliche Sympathiekundgebungen zu unterlassen.²⁷ Denn das NS-Regime betrieb in Palästina ein doppeltes Spiel. Während die deutschen Faschisten offiziell die arabische Forderung nach einem Stopp der jüdischen Einwanderung unterstützten und dies in Rundfunksendungen in arabischer Sprache auch verbreiteten²⁸, forcierten sie gleichzeitig die Ausreise von Juden nach Palästina, um Deutschland »judenfrei« zu machen. So stieg die Zahl jüdischer Migranten und Flüchtlinge aus Europa nach Palästina sprunghaft: von 9.533 im Jahr 1932 über 30.000 im Jahr der Machtergreifung der Nazis 1933 bis auf 61.800 im Jahre 1935, als die Nürnberger »Rassengesetze« in Kraft traten.²⁹ Das NS-Regime verdiente sogar an dem erzwungenen Exodus und schloss mit der Zionistischen Organisation für Deutschland sowie der *Anglo-Palestine Bank* das *Haavara*-Abkommen. Danach konnten deutsche Juden einen Teil ihres Ka-

pitals auf ein Sonderkonto der *Anglo-Palestine Bank* und der Tempel-Bank bei der deutschen Reichsbank einzahlen. Von dem Geld durften ausschließlich deutsche Waren zu überhöhten Preisen gekauft und nach Palästina exportiert werden. Nach dem Verkauf dieser Waren bekamen die Einzahler ihre Guthaben dort wieder ausbezahlt.³⁰

Auf dem Höhepunkt der von den Nazis bejubelten arabischen Übergriffe und Boykottkampagnen gegen die jüdischen Siedler erreichten die deutschen Importe in Palästina 1937 den Rekordwert von 32,4 Millionen Reichsmark und lagen damit doppelt so hoch wie 1933. Über das Havaara-Abkommen eignete sich das NS-Regime bis Ende der dreißiger Jahre große Teile des Vermögens deutscher Juden an.³¹

Die britische Regierung beantwortete den arabischen Aufstand mit »Zuckerbrot und Peitsche«. 20.000 britische und ägyptische Soldaten gingen massiv gegen die Aufständischen vor. Dabei griff die Mandatsmacht zu Kollektivstrafen, sprengte Häuser mutmaßlicher Attentäter, machte ein »verdächtiges« Dorf dem Erdboden gleich, exekutierte über hundert Todesstrafen und verhängte kollektive Geldstrafen für arabische Siedlungen, die verdächtigt wurden, die Aufständischen zu unterstützen.³² Die Briten erließen außerdem Haftbefehle gegen die Mitglieder des Arabischen Hohen Komitees und zwangen im Oktober 1937 Husseini zur Flucht nach Beirut, wo ihn die französischen Kolonialbeamten unbehelligt gewähren ließen. Andererseits machten die Briten politische Zugeständnisse, nachdem das Hohe Komitee einen im Juli 1937 von der britischen Regierung entworfenen Teilungsplan für Palästina strikt abgelehnt hatte. Nach einer Rundreise durch Palästina hatte die *Peel-Commission* (eine britische Regierungskommission unter der Leitung des ehemaligen Kolonialministers für Indien, Earl Peel) vorgeschlagen, das Land zu teilen, weil der Konflikt »innerhalb eines Staates nicht zu lösen« sei. Demnach sollten die jüdischen Einwohner, die inzwischen etwa ein Drittel der Bevölkerung stellten, knapp ein Fünftel des Landes erhalten und der Rest mit Transjordanien zu einem arabischen Staat zusam-

mengefügt werden. Von dem dabei geplanten »Austausch der Bevölkerung« wären ungleich mehr Araber (225.000) als Juden (1.250) betroffen gewesen, weshalb die politische Vertretung der arabischen Bevölkerung den Teilungsplan ablehnte. Auch viele Zionisten waren mit dem Peel-Plan nicht einverstanden, weil sie nur einen kleinen Teil Palästinas erhalten sollten. Sie stimmten jedoch dem Vorschlag auf einem Zionistenkongress in Zürich mehrheitlich zu, weil sie hofften, ein eigener Staat könne mehr Juden aufnehmen, als die britische Mandatsmacht zuzulassen bereit war.³³ Doch das Wiederaufflammen des arabischen Aufstandes, bei dem 1937 schon mehr Juden als Briten umkamen, entzog jeder Verhandlungslösung den Boden. Die Briten ließen ihren Teilungsplan fallen.

Auch die *Haganah* schickte nun Patrouillen aus, um arabische Stellungen anzugreifen. Auf Massaker von Arabern an jüdischen Krankenschwestern und Kindern reagierte die militante jüdische Organisation *Irgun* ab Sommer 1937 mit Bombenanschlägen auf arabische Einrichtungen und Busse. Bei einer »Vergeltungsmaß-

Die Britische Armee in Palästina sprengte Häuser verdächtiger Palästinenser, denen sie Attentate gegen jüdische Einwanderer oder britische Behörden vorwarf, Jenin 1938





Kurt Georg Kiesinger, im Krieg Nazi-propagandist, von 1966 bis 1969 Bundeskanzler

Beate Klarsfeld
ohrfeigt Kiesinger
1968 während des
CDU Parteitages:
»Wenn man die
Nazis aus dem
öffentlichen Leben
entfernen will,
muss man mit dem
einflussreichsten
Mann im Staat
anfangen.«



nahme« im November 1937 kamen zehn Araber um.³⁴ Die Auseinandersetzungen eskalierten. 1938 kosteten sie 255 Juden, 77 Briten und schätzungsweise 1.000 Arabern das Leben. Im zweiten Jahr der Unruhen wandte sich die arabische Landbevölkerung zunehmend von den Aufständischen ab, weil die anhaltenden Kämpfe die Existenzgrundlage vieler Bauern zerstörten. Auch arabische Oppositionelle wie die Nashashibis riefen zu einem Ende des Aufstands auf und boten an, mit den Briten und dem *Jischuw* zusammenzuarbeiten. Die Anhänger Husseinis reagierten darauf mit blankem Terror und ermordeten 1939 mehr politische Gegner aus den eigenen Reihen als Juden und Briten zusammen.³⁵ 30.000 Araber flohen vor den internen Machtkämpfen aus Palästina. Das waren mehr als die Zahl derjenigen, die seit Beginn der zionistischen Einwanderung ihr Land zugunsten jüdischer Einwanderer verlassen müssen.

Deutsche und britische Propaganda im Nahen Osten

Das NS-Regime suchte die Destabilisierung des britischen Mandatsgebietes zu nutzen. Im April 1938 empörte sich Adolf Hitler öffentlichkeitswirksam, dass die Briten Palästina »mit brutaler Gewalt« die Freiheit und Unabhängigkeit verwehrten, nur um »den jüdischen Eindringlingen« gefällig zu sein. Dabei trat auch das NS-Regime keineswegs für die Unabhängigkeit der arabischen Länder ein, sondern strebte die Kontrolle der reichen Ölvorkommen in der Region mit Hilfe einheimischer Statthalter an. Was Hitler von der arabischen Bevölkerung hielt, offenbarte seine Absichtserklärung gegenüber dem Oberkommando der Wehrmacht aus demselben Jahr, die »Unruhe in Fernost und in Arabien« zwar weiterhin zu schüren, dabei jedoch kei-

nen Zweifel daran zu lassen, wer letztlich davon profitieren sollte: »Denken wir als Herren und sehen wir in diesen Völkern bestenfalls lackierte Halbaffen, die die Knute spüren sollten.«³⁶ Nach der rassistischen Ideologie der Nationalsozialisten waren auch Araber Menschen zweiter Klasse.

Trotzdem fürchteten die Briten, dass die deutsche und italienische Propaganda im Nahen Osten Früchte zeitigen und dass Araber massenhaft auf die Seite Hitlers und Mussolinis überlaufen könnten. Denn Deutschland hatte seine geostrategischen Interessen in der Region nicht so offensiv durchsetzen können wie die Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich. Vor allem Saudi-Arabien, Ägypten, die Türkei, der Irak und die arabischen Palästinenser galten als »potentielle Verbündete« Nazideutschlands.³⁷ Die Orientabteilung des für Rundfunk zuständigen Amtes der deutschen Auslandspropaganda (geleitet von Dr. Kurt Georg Kiesinger, der 1966 deutscher Bundeskanzler wurde) erteilte Anweisung an ihre arabischen Moderatoren, in ihren Sendungen die Politik des Irak, den Großmufti von Jerusalem, Ibn Saud von Saudi-Arabien und König Faruk von Ägypten positiv herauszustellen.³⁸

In den dreißiger Jahren entstanden auch im Nahen Osten faschistische Organisationen, darunter die »Syrische Volkspartei« (1932), das »Junge Ägypten« (1933), die irakische (1935) und palästinensische *Futuwwa* (1936) sowie die »Libanesisch Falange« (1936).³⁹ Vertreter dieser Organisationen nahmen an Reichsparteitagen der NSDAP in Nürnberg teil. Einige lud Baldur von Schirach, Führer der Hitler-Jugend, persönlich ein, als er 1937 mit einer Delegation den Nahen Osten von Damaskus über Bagdad bis Teheran bereiste.⁴⁰

Über den Archäologen Dr. Jordan vermittelt, der im Auftrag des Reichspropagandaministeriums in Bagdad arbeitete, unterrichteten in den dreißiger Jahren deutsche Lehrkräfte an irakischen Universitäten und Schulen; die deutsche Botschaft lieferte die Lehrbücher dazu. Sie organisierte zudem einen Studentenaustausch und lud Beamte des irakischen Erziehungsministeriums zur Fortbildung nach Deutschland ein, wo sich

der Leiter der Behörde, Mahammad Fadhil al-Jamali, vom »militärischen Geist« an den deutschen Schulen fasziniert zeigte.⁴¹ Dem frisch gekürten ägyptischen König Faruk schenkte Adolf Hitler 1938 zu seiner Hochzeit ein Mercedes-Benz-Sport-Cabriolet. Die NSDAP-AO in Ägypten hetzte derweil gegen die »Judenhochburg« Alexandria, und im so genannten Hansa-Klub in Kairo hielten deutsche Referenten Vorträge über das »Judentum« und »südarabische Rassenfragen«.⁴²

1938 sagte das Auswärtige Amt den Gesandten Ägyptens und Iraks in Berlin zu, im Falle eines Krieges nichts gegen Araber in Deutschland zu unternehmen. Denn ihre Länder seien »Geiseln der Briten«, und Deutschland wisse die starken Aversionen der arabischen Bevölkerung gegen England und die Juden zu schätzen.⁴³ 1939 besuchte Propagandaminister Josef Goebbels die deutsche Gemeinde in Ägypten, begleitet von Rudolf Hess, der im ägyptischen Alexandria geboren war.

Großbritannien reagierte auf die Versuche der deutschen und italienischen Faschisten, die antibritische Stimmung in der arabischen Welt für ihre Zwecke zu nutzen, und umwarb seinerseits die Araber. Dem britischen Empire ging es vor allem darum, seine Verfügungsgewalt über die Erdölquellen in der Region dauerhaft zu sichern. Anders als im Ersten Weltkrieg gehörte Öl inzwischen zu den wichtigsten Rohstoffen für die

Rüstungsproduktion und die mobile Kriegführung. Und die Pipeline von den britisch kontrollierten Ölfeldern im irakischen Mossul endete im Hafen von Haifa in Palästina, wo die Briten eine Raffinerie unterhielten. Der Seeweg durch den Suezkanal sollte gesichert werden, und schließlich führte auch der Landweg zu den britischen Kolonien in Asien (Indien, Malaya und Hongkong) über den Nahen Osten.

Als der Krieg unmittelbar bevorstand, entschied sich die britische Regierung dafür, den Arabern weitere Zugeständnisse zu machen, da den Juden ohnehin keine andere Wahl bleibe, als sich gegen Nazi-Deutschland zu stellen. Im Mai 1939 gab die britische Regierung ihren Teilungsplan für Palästina auf und legte in einem »Weißbuch« die Obergrenze für die Zahl der jüdischen Einwanderer für die nächsten fünf Jahre auf insgesamt 75.000 fest. Sie schränkte den Erwerb von Land durch den *Jischuw* weiter ein und kündigte an, Palästina in spätestens zehn Jahren unter einer mehrheitlich arabischen Regierung die Unabhängigkeit zu gewähren. Während viele Araber das Weißbuch als Erfolg feierten, lehnte das Arabische Hohe Komitee den Plan ab und forderte einen »sofortigen Einwanderungsstopp«.⁴⁴

Für den *Jischuw* war das Weißbuch ein Schock, weil die Briten damit ihre Zusage zurücknahmen, in Palästina eine »nationale Heimstätte« für Juden zu schaffen,

»Rettung der Juden verhindert«

Pierre van Paassen, Kanadier holländischer Abstammung und im Zweiten Weltkrieg Nahost-Korrespondent für US-amerikanische Zeitungen, schrieb im August 1943:

»Als ich einst in einer öffentlichen Versammlung in New York bemerkte, dass durch den Beschluss des Kolonialministeriums, alle weitere Einwanderung nach Palästina gerade jetzt, in der fürchterlichsten Schicksalsstunde der langen und traurigen Geschichte Israels, zu sperren, Deutschland die Rolle des

Judenausrotters und England die Macht zufalle, die die Rettung der Juden verhindert, wurde ich von mehreren britischen Agenturen streng zur Ordnung gerufen. (...) Was sind die Tatsachen? Tausende der bescheidensten und ärmsten Juden, harmlose und unschuldige Männer, Frauen und Kinder werden täglich ermordet, durch Giftgas erstickt, in Todeskammern durch elektrischen Strom getötet, lebendig begraben, von Maschinengewehrfeuer niedergemacht. (...) Was den Juden in jenen finsternen Gebieten Osteuropas geschieht, übertrifft alles,

was Dante sich in seiner Höllenvision erdachte. Drei Millionen Juden sind getötet worden. Doch obgleich die militärische Bedrohung des Nahen Ostens abgewandt worden ist, bleiben die Tore Palästinas verschlossen. (...) Die Juden bleiben aus Palästina ausgesperrt, obwohl die Flüchtlingskonferenzen von Evian und Bermuda schlüssig gezeigt haben, dass kein anderes Land der Erde in der Lage oder willens ist, die jüdischen Einwanderer in großen Mengen aufzunehmen. Ich will weiter sagen und schreiben, dass das eine Ungerechtigkeit ist.«⁴⁵

und das zu einem Zeitpunkt, als nach dem deutschen Einmarsch in Österreich im März 1938 auch die Juden dieses Landes dem Naziterror ausgesetzt waren und das Novemberpogrom (die so genannte Reichskristallnacht) der Weltöffentlichkeit das Ausmaß der Judenverfolgung in Deutschland vor Augen geführt hatte und Juden in großer Zahl aus diesen Ländern zu fliehen versuchten. Palästina hätte ihnen eine Zuflucht bieten können, doch die Briten ließen dies bis Kriegsende nicht zu.

Die Kalkulation der Briten, dass die Juden keine Wahl hätten, als auf Seiten der Alliierten in den Krieg zu ziehen, ging auf. Nur eine kleine militante jüdische Gruppe namens *Lehi* (*Lohamei Herut Israel* – »Kämpfer für Israels Freiheit«, auch *Stern Gang* genannt) antwortete auf den Verrat der Balfour-Erklärung mit Anschlägen auf britische Einrichtungen.⁴⁶ Die Gruppe, zu der auch der spätere israelische Ministerpräsident Yitzhak Shamir gehörte, ermordete 1944 in Kairo den für die britische Nahostpolitik verantwortlichen Minister Lord Moyne. Und auch die Militanten von *Irgun* (darunter Menachem Begin) hielten an ihrer antibritischen Haltung fest. Doch abgesehen davon stand der *Jischuw* im Zweiten Weltkrieg geschlossen auf Seiten der Alliierten. Schon am 3. September 1939, dem Tag der britischen Kriegserklärung an Deutschland, erklärte die politische Führung der *Jewish Agency*: »In diesem schicksalsträchtigen Augenblick hat die jüdische Gemeinschaft eine dreifache Verantwortung: für die Verteidigung des jüdischen Heimatlandes, für das Wohlergehen der Juden und für den Sieg des britischen Empire. Der Krieg, der Großbritannien von Nazideutschland aufgezwungen wurde, ist auch unser Krieg, und jegliche Unterstützung, die wir der britischen Armee und dem britischen Volk geben können und dürfen, werden wir aus vollem Herzen leisten.«⁴⁷ Auch die Medien in Palästina sprachen sich 1939 für die Alliierten und gegen Nazideutschland aus und hielten diese Position bis Kriegsende bei.⁴⁸

Dem Aufruf der *Jewish Agency*, sich freiwillig zum Kriegsdienst in der britischen Armee zu melden, folgten innerhalb kurzer Zeit 85.781 Männer und 50.262 Frauen im Alter von 18 bis 50 Jahren, ein Viertel der jüdischen

Bevölkerung.⁴⁹ Aber die Briten verzichteten auf diese Freiwilligen, weil sie – nach Aussage des britischen Kolonialministers George Lloyd – davon ausgingen, dass der *Jischuw* als Belohnung für jüdische Militärhilfe »die Umwandlung von Palästina in einen jüdischen Staat« erwarten würde.⁵⁰ Erst als deutsche und italienische Truppen in der libyschen Wüste standen und Ägypten einzunehmen drohten, sollten sich die Briten an ihren »vergessenen Alliierten« erinnern und auf den *Jischuw* und seine Untergrundarmee *Haganah* zurückgreifen.

Die Rolle Ägyptens im Zweiten Weltkrieg

Als Großbritannien am 3. September 1939 Deutschland den Krieg erklärte, folgten die ehemaligen britischen Kolonien Australien, Neuseeland, Südafrika und Kanada (die *Dominions*) und auch Indien, das noch unter britischer Herrschaft stand, diesem Beispiel, die Regierungen im Nahen Osten jedoch nicht. Erst im Januar 1943 reihte sich der Irak als erstes arabisches Land in die alliierte Kriegscoalition ein, gefolgt vom Iran im September desselben Jahres. Die formal unabhängigen Länder Saudi-Arabien, Türkei und Ägypten erklärten Deutschland erst im Februar/März 1945 den Krieg.

Als Stützpunkt ihres Oberkommandos für den Nahen Osten besaß Ägypten für die Alliierten besondere Bedeutung. Anders als der Irak oder Saudi-Arabien war Ägypten von alters her ein eigenständiger Staat gewesen. Großbritannien hatte dem Land 1922 formal die Unabhängigkeit zugestanden, aber in allen wesentlichen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Fragen weiter das letzte Wort behalten. Ein großer Teil der ägyptischen Elite stand Nazideutschland, das sie als Feind Großbritanniens wahrnahmen, wohlwollend gegenüber.⁵¹

Das Italien Mussolinis dagegen wurde von ihnen als Bedrohung empfunden, nachdem es in den zwanziger Jahren das Nachbarland Libyen besetzt und 1935 in Äthiopien einmarschiert war. 1936 war die ägyptische Regierung deshalb bereit, mit Großbritannien den Anglo-Ägyptischen Vertrag abzuschließen. Darin wurde Ägyptens Souveränität zwar erneut bestätigt, aber die

ägyptische Regierung musste sich verpflichten, den Briten im Kriegsfall beizustehen und ihnen die Kontrolle des Suezkanals zu überlassen. Der Vertrag legitimierte auch die Stationierung der britischen Truppen, die nach der Unabhängigkeit des Landes ohne Rechtsgrundlage vor Ort geblieben waren. Großbritannien unterhielt in Ägypten einen seiner wichtigsten Militärstützpunkte außerhalb der britischen Inseln und zog dort bei Kriegsbeginn Kolonialsoldaten aus dem gesamten Commonwealth zusammen.⁵²

Aufgrund des Anglo-Ägyptischen Vertrages brach Ägypten zwei Tage nach dem deutschen Überfall auf Polen, am 3. September 1939, die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab und im Juni 1940, nachdem Mussolini England und Frankreich den Krieg erklärt hatte, auch die zu Italien. Nach der Machtübernahme kam es in ägyptischen Städten zu Kundgebungen gegen die Nazis, es gab Boykottaufrufe gegen deutsche Produkte, und eine »Liga gegen den deutschen Antisemitismus« mit 1.500 Mitgliedern entstand.⁵³ Auf der Gegenseite machten die Muslimbrüder mobil, deren Anhängerschaft dank ihrer religiösen und sozialen Aktivitäten innerhalb von drei Jahren von 8.000 auf 200.000 angewachsen war. Sie verfolgten einen generell antiwestlichen Kurs, unterstützten den arabischen Aufstand

in Palästina, riefen zum Boykott jüdischer Geschäfte auf und forderten »Juden raus aus Ägypten und Palästina!«. Infolge ihrer antijüdischen Agitation kam es 1939 zu Strengstoffanschlägen gegen eine Synagoge und jüdische Privathäuser in Kairo.⁵⁴ Ägyptens Ministerpräsident Ali Mahir lehnte die antijüdischen Kampagnen der Muslimbrüder ab⁵⁵, verweigerte aber die von den Briten geforderte Kriegserklärung an Nazideutschland. Auf Druck der Briten ließ die ägyptische Regierung jedoch deutsche und italienische Staatsangehörige internieren, die sich in Ägypten aufhielten und konfiszierte deren Besitz. Der ägyptische Schriftsteller Edwar al-Kharrat, geboren und aufgewachsen in Alexandria und bei Kriegsausbruch 13 Jahre alt, erinnert sich »an Konvois mit italienischen Gefangenen, die vorbeizogen« und »an die gemischten Gefühle vieler Ägypter«, als das Land »von einer fremden Macht in den Krieg gezogen« wurde: »Die Demokratie musste verteidigt werden, das war klar, aber nicht mit den Briten und ihren Alliierten. Die wollten wir schließlich aus unserem Land verjagen!«⁵⁶

Als die Italiener im August 1940 Britisch-Somaliland einnahmen und von Libyen aus die ägyptische Grenze überschritten, wurde Ägypten Kriegsschauplatz. Um die Hauptstadt vor den Folgen des Krieges zu bewahren, wollte Premierminister Ali Mahir Kairo zur »offenen

Kairo 1942

Milad Hanna, Jahrgang 1924, emeritierter Professor für Stadtplanung, über den Kriegsausbruch:

»Kairos Straßen waren voll von Soldaten aus aller Welt. Zum ersten Mal sahen wir nicht nur britische Soldaten, sondern auch Inder, Afrikaner, Neuseeländer, Australier. Einheiten über Einheiten, Autos über Autos, Laster über Laster zogen durch die Stadt. Kairo – damals noch viel kleiner als heute – war völlig überfüllt. Es gab noch keine Busse und keine U-Bahn. Und die Straßenbahnen waren absolut überla-

stet. Als Student musste ich in den Kriegsjahren nachts mit einer kleinen Lampe lernen, die nur meine Bücher und Hefte beschien. Denn wegen der Verdunkelung durften keine anderen Lichter brennen, weder zu Hause noch auf der Straße. Die Fensterscheiben war blau angemalt und die Hauseingänge hatten Vorbauten aus Backstein.«⁵⁸

Milad Hanna über deutsche Fliegerangriffe auf Kairo im Sommer 1942:

»Die Lichter wurden trübe, und dann hörten wir die Alarmsirenen, die vor dem Überfall warnten. Wir flohen in Kellerräume, deren

Decke mit ein paar Holzpfählern abgestützt waren, um uns vor den Bomben zu schützen. Wir hatten Angst. Wir erlebten das zum ersten Mal, meine Mutter, mein Vater, meine Schwester und ich. Es gab kein Licht, und wir flüsterten nur. Wachen auf der Straße kontrollierten, ob alle Lampen gelöscht waren. Sie schriegen: ›Licht aus! Da ist Licht im ersten Stock! Sofort ausmachen!‹ Es war ein wildes Durcheinander. Wir wussten, dass auch Alexandria bombardiert wurde. Darum sind wir in diesem Sommer nach Beni Suef umgezogen, das ungefähr 130 Kilometer südlich von Kairo liegt.«⁶¹

Stadt« erklären und im Zweifelsfall kampflös den italienischen Truppen überlassen. Dafür hätten die Alliierten jedoch ihre Truppen und ihre Luftabwehr abziehen sowie ihr Hauptquartier für den Nahen Osten aufgeben müssen. Das britische Außenministerium, vertreten durch den britischen Botschafter in Kairo Miles Lampson, lehnte Mahirs Vorhaben deshalb ab und zwang den ägyptischen König Faruk im Juni 1940, Hassan Sabri zum neuen Regierungschef zu ernennen, einen Vertrauten des britischen Diplomaten.⁵⁷

Das *Middle East Supply Center* der britischen Streitkräfte in Ägypten organisierte den Nachschub an Waffen, Lebensmitteln und Treibstoff für die alliierten Truppen in Ägypten, Palästina, Syrien, Griechenland, im Irak und im Iran. Um dabei nicht auf Importe aus Europa angewiesen zu sein, stellten die Briten die ägyptische Wirtschaft auf Kriegsbedarf um. Die Produktion von Nahrungsmitteln und Kleidern für die Truppen gewann dabei eine besondere Bedeutung. Die britischen Militärs bezahlten diese Lieferungen nicht bar, sondern stellten der ägyptischen Regierung Pfandbriefe der britischen

Afrikanische
Kolonialsoldaten in
deutscher
Gefangenschaft in
Nordafrika



Staatskasse aus. »Man kann sagen, die Briten ließen anschreiben; sie machten bei den Ägyptern Schulden, und wir räumten ihnen damals Kredite ein.«⁵⁹

Die Kriegswirtschaft führte zu Engpässen bei der Versorgung der einheimischen Bevölkerung. Hungerrevolten waren die Folge. So stürmten Bewohner der Armenviertel von Kairo Bäckereien, weil sie die inflationären Preise für Brot nicht mehr bezahlen konnten.⁶⁰

Die ägyptische Armee bestand damals aus 40.000 Soldaten. Aber die Briten wollten sie nicht an der Front einsetzen, weil sie die Loyalität der ägyptischen Soldaten bezweifelten. Anfang 1941 gelang es den alliierten Truppen unter britischem Kommando, die Italiener in Libyen zurückzuschlagen und Italienisch-Somaliland zu besetzen. Doch nachdem im April 1941 das deutsche Afrikakorps unter General Erwin Rommel eingegriffen hatte, um die drohende Niederlage des Bündnispartners in Nordafrika zu verhindern, überschritten Truppen der faschistischen Achsenmächte im Juni 1942 erneut die ägyptische Grenze. Deutsche Flieger bereiteten mit Bombenangriffen auf Kairo die Einnahme der Stadt vor, und Mussolini ließ sich mit einem Schimmel einfliegen, um dort die Siegesparade persönlich anzuführen.

Viele Araber feierten die Siege Rommels. Der palästinensische Lehrer Khalil Sakakini notierte damals in sein Tagebuch: »Die Araber in Palästina jubelten, als die britische Bastion Tobruk den Deutschen in die Hände fiel. (...) Nicht nur die Palästinenser jubelten, sondern die gesamte arabische Welt, in Ägypten, Palästina, dem Irak, Syrien und im Libanon, nicht weil sie die Deutschen liebten, sondern weil sie die Engländer wegen ihrer Politik in Palästina nicht mochten.«⁶²

Auch in Kairo skandierten Demonstranten in den Straßen »Vorwärts Rommel!«. Der spätere ägyptische Präsident Anwar as-Sadat schreibt in seiner Biographie: »Sie sahen in der Niederlage der Engländer den einzigen Weg, den Feind aus dem Land hinauszubekommen.«⁶⁴ Sadat gehörte damals zur Gruppe der »Freien Offiziere«, die auf seine Initiative hin Kontakt mit Rommel aufnahmen. Sie versprachen »eine ganze Armee aufzubieten« und an der Seite der Deutschen zu kämpfen,

wenn diese Ägypten die »vollständige Unabhängigkeit« zusagten. Tatsächlich ließen die faschistischen Mächte am 3. Juni 1942 eine deutsch-italienische Regierungserklärung verbreiten, in der es hieß: »Die Streitkräfte der Achse betreten Ägypten nicht als Feindesland, sondern mit dem Ziel, die Engländer aus dem ägyptischen Territorium zu vertreiben und die militärischen Operationen gegen England fortzusetzen, die den Nahen Osten von der britischen Herrschaft befreien sollen. Die Politik der Achsenmächte ist von dem Grundsatz geleitet ›Ägypten den Ägyptern.«⁶⁵

In seinem Buch *Revolte am Nil* erklärte Sadat später, dass die »Freien Offiziere« damals in ständigem Kontakt mit dem deutschen Kommando in Libyen gestanden und ihre Aktivitäten mit Rommel koordiniert hätten.⁶⁶ Im September 1942 traf sich Sadat in Kairo mit zwei deutschen Geheimagenten, die ihm gefälschte Papiere, Funkgeräte und 20.000 Pfund für seinen Versuch überreichten, den deutschen Truppen in Ägypten den Weg zu ebnen. Doch die Briten kamen dem zuvor und nahmen Sadat und die beiden Deutschen fest.⁶⁷ Auch der Chef des ägyptischen Generalstabs, Aziz Akli el-Masri, gehörte zum Kreis der Verschwörer und landete in Haft.⁶⁸

Ägyptens König Faruk pflegte über seinen Schwiegervater Jusuf Zulficar, den ägyptischen Botschafter in Teheran, seit Kriegsbeginn Kontakt zu Nazideutschland. Er schickte britische Militärpläne über Kuriere an die Deutschen und erfuhr durch einen Geheimcode

– bestimmte Suren aus dem Koran, die der arabische Auslandrundfunk der Nazis sendete –, ob sie ihren Adressaten erreicht hatten oder nicht. Im Auftrag des Königs traf sich Samir Zulficar, der Bruder des Schwiegervaters, im Oktober 1941 mit Franz von Papen, dem deutschen Botschafter in der Türkei, und erklärte, auch im Namen politischer Parteien wie der *Wafd* zu sprechen, damals die größte Oppositionspartei in Ägypten. Der Mittelsmann des Königs überreichte von Papen weitere Informationen über Stellungen der britischen Truppen in Ägypten und erklärte, seine Auftraggeber täten alles dafür, eine positive Atmosphäre für die Besetzung des Landes durch die Achsenmächte zu schaffen und seien bereit, diese notfalls auch militärisch zu unterstützen. Im Gegenzug bäten sie das NS-Regime, die Bombardierung Kairos einzustellen, Ägyptens Unabhängigkeit zu garantieren und das Land nicht unter italienische Kontrolle geraten zu lassen. Obwohl die Deutschen derlei Garantien verweigerten, versuchten der König und seine Gefolgsleute das Land weiter auf pro-deutschen Kurs zu bringen. Als die von den Briten eingesetzte ägyptische Regierung im Februar 1942 die diplomatischen Beziehungen zur französischen Kollaborationsregierung in Vichy abbrach, ließ der König den verantwortlichen Außenminister absetzen. Aus Protest dankte auch Regierungschef Hassan Sabri ab. Daraufhin ließ der britische Botschafter Miles Lampson ein Infanteriebataillon und drei Panzer vor dem Königspalast auffahren und zwang König Faruk ein weiteres Mal,

»Nazisiege wurden gefeiert«

Der Nahostkorrespondent Pierre van Paassen schrieb 1943:

»Vierundzwanzig Stunden täglich schrieten die Radiostationen von Bari, Palermo und Berlin die Versprechungen Mussolinis – des ›Schwertes des Islam‹ – in arabischer Sprache heraus: ›Unermessliche Beute, Tod den Engländern und Juden!‹ (...) Im Rücken der britischen Armee

[herrschte] eine unheilvolle Stille. Der junge König Faruk von Ägypten und seine Minister hatten sich geweigert, auch nur den kleinen Finger zur Verteidigung ihres angegriffenen Landes zu rühren. Wir wissen von Diplomaten, die damals in Kairo waren, dass die Nazisiege in den Palästen am Nil mit hoffnungsvollem Lächeln und bedeutungsvollem Blickeaustausch kommentiert wurden. In Palästina sagten die

Effendis (Landaristokraten) den *Fellachen* (Bauern): ›Jetzt geht hin und verkauft den Juden euer Land und zwar schnell, denn in einem Monat wird Hitler in Jerusalem sein, und ihr werdet nicht nur euer Land wiederhaben, sondern dazu alles, was die Juden besitzen! Lasst die Messer schärfen! Der große Tag wird bald anbrechen! Der Schutzherr der Juden ist geschlagen!‹⁶³

einen neuen Regierungschef zu ernennen. Zur Überraschung antifaschistischer Kreise in Kairo übernahm auf Druck der Briten der Führer der Wafd-Partei, Mustafa en-Nahhas, das Amt. Seine Partei hatte zwar bis dahin eine antibritische Haltung bezogen, aber auch die kolonialen Ambitionen Italiens in der Region kritisiert. Die Briten hofften, dass die Ernennung von Nahhas zu einer breiteren Unterstützung der ägyptischen Bevölkerung für den Kampf gegen die faschistischen Achsenmächte führen würde, da seine Partei über eine große Anhängerschaft verfügte.⁶⁹

Als die Verbände der Achsenmächte Mitte 1942 auf Kairo vorrückten, schlugen Hitler und sein Außenminister Ribbentrop dem ägyptischen König vor, nach Kreta oder in das Hauptquartier Rommels zu fliehen, um einer Gefangennahme durch die Briten zuvorzukommen. Als Vermittler dienten der palästinensische Großmufti Husseini und der Vize-Präsident der faschistischen »Grünhemden« in Ägypten, Mustafa el-Wakil. Doch Faruk entgegnete, er wolle sich »lieber verstecken«.⁷¹ Im Juli 1942 beriet der König mit dem von den Briten abgesetzten ehemaligen Regierungschef Ali Mahir bereits über die Zusammensetzung des Kabinetts, das mit den

Deutsche Soldaten
auf dem Weg in ein
Gefangenenlager in
Ägypten



deutschen und italienischen Besatzern zusammenarbeiten sollte, und mit Scheikh el-Azhar, dem Oberhaupt der Muslime in Ägypten, bereitete er einen Empfang für die faschistischen Truppen vor, der »den Pomp, mit dem einstmalig Napoleon willkommen geheißen wurde«, noch übertreffen sollte.⁷² Die Briten räumten derweil ihre Dienststellen in Kairo, verbrannten offizielle Dokumente und evakuierten britische Staatsbürger in das gemeinsam mit Ägypten verwaltete Nachbarland Sudan. Kairoer Kaufleute ersetzten eilends Fotos von Churchill und Roosevelt durch solche von Hitler und Mussolini.⁷³ Für den Fall eines deutsch-italienischen Siegs in El Alamein planten die britischen Militärs, die Hafenanlagen von Alexandria sowie die Deiche im Nildelta zu sprengen. Damit wären Hunderte Dörfer mit Salzwasser überflutet worden, um den Vormarsch der Achsenmächte aufzuhalten und den Rückzug der alliierten Truppen über den Suezkanal zu ermöglichen.⁷⁴ Die Realisierung dieses Plans hätte die Felder auf Dauer unbrauchbar gemacht und die Lebensgrundlage Tausender ägyptischer Bauern zerstört. Doch kurz vor Alexandria konnten die Truppen der faschistischen Achsenmächte gestoppt werden. Die britische Marine

»Besatzung ist nicht Befreiung«

Edwar al-Kharrat war 16 Jahre, als deutsche Truppen 1942 in Ägypten einmarschierten:

»Ich war politisch und intellektuell reif genug zu begreifen, dass es eine Sache war, für die Befreiung und Unabhängigkeit unseres Landes einzutreten, aber eine ganz andere, eine andere Besatzungsmacht willkommen zu heißen. Ich war dagegen, eine Besatzungsmacht durch eine andere zu ersetzen. Für mich stand Rommel für Diktatur, Tyrannei und eine rassistische Weltsicht vor allem auf die Menschen der Dritten Welt. Als militärischer Führer war Rommel in Ägypten zwar eine Legende. Aber als Vertreter des faschistischen Deutschlands war er mir nicht willkommen.«⁷⁰

hatte ihre Nachschublinien im Mittelmeer unterbrochen, und die 8. britische Armee hatte mit ihrem Gegenangriff auf El Alamein die Zerschlagung des deutschen Afrikakorps eingeleitet. Bis November 1942 fielen in der libyschen Wüste 10.000 Soldaten der Achsenmächte, 15.000 wurden verwundet und 30.000 gefangen genommen. Den Rest vertrieben die Alliierten erst aus Libyen und zwei Jahre später auch aus Tunesien. Kurz vor Kriegsende erklärte auch Ägypten Deutschland den Krieg. Als der ägyptische Premierminister Achmad Maher dies am 24. Februar 1945 vor dem Parlament verkündete, wurde er von einem pro-deutschen Islamisten, dem 26-jährigen Anwalt Mahmud Issawy, erschossen. Eine Statue von Achmad Maher in Kairo erinnert daran.

Der Putsch im Irak 1941

Als das deutsche Afrikakorps im Frühjahr 1941 auf Seiten der italienischen Truppen in den Krieg um Nordafrika eingriff und von Westen auf die ägyptische Grenze zumarschierte, drohte den Alliierten in Ägypten zugleich die Eröffnung einer zweiten Front im Osten. In der von Frankreich kontrollierten Region an der libanesisch-syrischen Mittelmeerküste hatten seit Mitte 1940 Statthalter des Vichy-Regimes das Sagen. Sie verfügten über französische Soldaten sowie arabische und afrikanische Kolonialtruppen und unterhielten gute Kontakte zur deutschen Wehrmacht, die im Mai 1941 Kreta erobert hatte und damit nicht mehr weit entfernt war. »Messerschmitts und Junkers brausten über Nikosia hin mit Beirut und Damaskus als Zielen, wo deutsche Techniker den Vichyfranzosen bei der Anlage neuer Flugplätze halfen. Der Boden für die Invasion der syrischen Küste war vorbereitet«, berichtete der damalige Nahostkorrespondent van Paassen.⁷⁷ »Hätte nur eine deutsche Division den Fuß an die Ufer Syriens oder Palästinas gesetzt, so hätte das britische Oberkommando in Ägypten eine Feuersbrunst im Rücken gehabt, die sich von der persischen Grenze bis nach Hadhramaut und Aden ausgedehnt hätte.«⁷⁸

Admiral François Darlan, der Stellvertreter Pétains, hatte schon 1940, als er mit Nazideutschland über den

Waffenstillstand in Frankreich verhandelte, als Gegenleistung für den Erhalt des französischen Kolonialimperiums angeboten, »mit eigenen Flotteneinheiten die Straße von Gibraltar für England (zu) sperren sowie mit 150.000 Mann, die in Nordafrika und Syrien unter Waffen standen, gegen den Suezkanal (zu) marschieren«. Im April 1941 erklärte sich Darlan gegenüber dem deutschen Botschafter in Paris erneut bereit, seine Truppen in der Levante »unter den Befehl Rommels« zu stellen.⁷⁹

Im selben Monat kam es zudem im benachbarten Irak zu einem Putsch gegen die dortige Regierung, die – eher aus Zwang, denn aus Überzeugung – mit den Briten kooperierte. Die Drahtzieher des Staatsstreichs waren vier hohe Offiziere, die von den Achsenmächten mit Geld und Waffen unterstützt wurden. Sie setzten sich gewaltsam gegenüber anderen politischen Gruppierungen durch, die ebenfalls für die Unabhängigkeit und panarabische Ideen, aber nicht für eine Kollaboration mit den europäischen Faschisten eintraten.

Bereits in den dreißiger Jahren war es immer wieder zu antibritischen und auch antijüdischen Ausschreitungen im Irak gekommen, und dabei war auch die Begeisterung für Nazideutschland gewachsen. Der deutsche Botschafter, Fritz Grobba, der seit 1932 in Bagdad residierte, hatte diese Stimmungen nach Kräften unterstützt. 1938 half er mit beim Aufbau einer irakischen Jugendbewegung »nach deutschem Muster in militärischem Geiste«, der *Futuwwa*, die schon ein Jahr später 63.000 Mitglieder zählte.⁸⁰ Und in seinen Propagandafeldzügen beschwor Grobba die »traditionelle Freundschaft zwischen Deutschen und Arabern« sowie die »gemeinsame Gegnerschaft zu Großbritannien«. ⁸¹ Grobba hatte einen prominenten Gesinnungsgenossen: Hadj Amin el-Husseini, den palästinensischen Großmufti, der 1939 aus seinem Exil in Beirut nach Bagdad gekommen war und von dort die Erfolgchancen eines neuerlichen arabischen Aufstandes in Palästina auslotete. Als im Frühjahr 1939 der irakische König Ghasi starb, machten viele Iraker die Briten für seinen Tod verantwortlich. Aufgebrachte Demonstranten in Mossul erschlugen den britischen Konsul Monck-Mason und steckten das

Bei Kriegsende beliefen sich die britischen Schulden bei der ägyptischen Regierung auf 215 bis 390 Millionen Pfund Sterling.⁷⁵ Ägypten musste Importe aus Großbritannien (zu überhöhten Preisen) verrechnen, und man überließ dem Land auch andere Kriegslasten. Die Straße nach El Alamein ist noch heute gesäumt von Schildern wie »Britisches Minenfeld voraus«, »Deutsches Minenfeld voraus«, und nach Aussage des Ägypters Edward al-Kharat liegen in der libyschen Wüste noch immer Millionen Landminen: »Sie haben schon viele Opfer gefordert, und noch immer werden Menschen verstümmelt und getötet. Ägypten kann das Problem allein nicht lösen! Es wäre die Aufgabe von Großbritannien, Deutschland, Italien und Frankreich, sich darum zu kümmern. Denn ihre Militärs haben dieses tödliche Erbe hinterlassen!«⁷⁶

britische Konsulat in Brand.⁸² Faschistische Gruppen überfielen derweil in Bagdad jüdische Wohnviertel und ermordeten mehrere Juden. Einige Festgenommene bekannten sich vor Gericht als »Nationalsozialisten« und erklärten, ihre Flugblätter zusammen mit ihren deutschen Lehrern geschrieben und mit Hilfe der deutschen Botschaft gedruckt zu haben.⁸³ Daraufhin wurden einige der deutschen Drahtzieher, darunter auch Grobba, aus dem Irak ausgewiesen.

Als der Staatsstreich im Irak am 1. April 1941 stattfand, beteiligten sich daran auch Hunderte Palästinenser, die vor den Briten ins Exil nach Bagdad geflohen waren.⁸⁴ Hussein rief in Sendungen des irakischen Rundfunks zum Heiligen Krieg (*Jihad*) gegen die Briten auf und erklärte diesen in einer Fatwa zur religiösen Pflicht für die Muslime in der gesamten arabischen Welt.

Die Achsenmächte erkannten die neue irakische »Regierung der nationalen Verteidigung« unter Raschid Ali al-Ghailani umgehend an.⁸⁵ Grobba, der sich in Ankara aufhielt, kehrte am 11. Mai 1941 nach Bagdad zurück. Unmittelbar nach seiner Ankunft händigte er al-Ghailani Gold im Wert von mehr als 200.000 Reichsmark aus und bedachte Hussein mit 62.500 Reichsmark in Dollarnoten. Weitere Zahlungen folgten.⁸⁶ Schon im Vorfeld des Staatsstreichs hatte sich der palästinensische Großmufti über seinen Privatsekretär in Berlin um Waffenlieferungen und militärischen Flankenschutz für die Putschisten im Irak bemüht. Hitler wollte im Nahen Osten jedoch (noch) keine größeren Einsätze deutscher Truppen, denn er verfolgte andere Prioritäten. Die Vorbereitungen für den Überfall auf die Sowjetunion (der unter dem Namen »Operation Barbarossa« am 22. Juni 1941 begann) liefen auf Hochtouren, und dafür ließ er alle verfügbaren Truppen an der Ostfront konzentrieren. Das deutsche Oberkommando ging davon aus, die Rote Armee sei in nur drei Monaten zu besiegen und im Herbst 1941 könnten die Ölfelder des Kaukasus erobert werden. Laut Hitlers Befehl 32 sollte das Afrikakorps unter Rommel im Winter 1941/42 durch die *Western Desert* in Libyen Richtung Suezkanal vorrücken, während deutsche Truppen zeitgleich über Bulgarien

und die Türkei nach Syrien und durch den Kaukasus und den Iran in den Irak einmarschieren sollten, um die Briten in Palästina und Ägypten einzukesseln. Damit hätte der deutschen Wehrmacht auch der Landweg bis zur indischen Grenze offen gestanden. Die deutschen Kriegsstrategen dachten, in den Regierungen des Irans und der Türkei Verbündete zu finden. Falls die türkische Regierung den deutschen Truppen den Durchmarsch verweigern sollte und die Deutschen ihn mit Gewalt erzwingen müssten, waren für den Feldzug in den Nahen Osten nicht 85, sondern 145 Tage eingeplant.⁸⁷

Bis dahin sollten deutsche Agenten Kontakte zu antibritischen Kräften in den arabischen Ländern halten, ihnen Waffen liefern und ihre Kader militärisch ausbilden. Aber gegen die Briten losschlagen sollten sie erst im Frühjahr 1942, wenn deutsche Panzer im Nahen Osten stehen sollten.⁸⁸

Der antibritische Putsch im Irak kam nach dieser Planung ein Jahr zu früh. Doch um die pro-deutschen Kräfte in den arabischen Ländern nicht zu verstimmen, sagte Hitler den irakischen Verschwörern Unterstützung durch eine deutsche Fliegerstaffel zu, ließ Waffen über das von Vichy kontrollierte Syrien in den Irak liefern, und Joachim von Ribbentrop, Außenminister der Nazi-Regierung, erklärte am 3. Mai 1941: »Ein sich beständig ausbreitender Aufstand der arabischen Welt wäre für uns von größter Hilfe bei unserem entscheidenden Vorstoß nach Ägypten.«⁸⁹ Auch das faschistische Italien half den Putschisten mit Fliegern, Bomben und Gewehren.⁹⁰

Der ägyptische König Faruk und seine Gefolgsleute in der ägyptischen Armee fühlten sich durch den Putsch im Irak ermutigt, ihre Kontakte zu Nazideutschland zu intensivieren, und auch die Berater Ibn Sauds in Saudi-Arabien sahen den Zeitpunkt gekommen, sich den Achsenmächten anzuschließen.⁹¹

Der irakische König und pro-britische Politiker flohen dagegen aus Bagdad, wo sich die Lage immer mehr zuspitzte. Der Regierungschef der Putschisten al-Ghailani versuchte zwar, die Briten zur Anerkennung seines Regimes zu bewegen, und bot im Gegenzug an, den Irak

aus dem Weltkrieg herauszuhalten. Aber die Briten fürchteten die Kontrolle über die irakischen Ölquellen zu verlieren und lehnten den Handel ab. Daraufhin belagerten am 28. April 1941 Truppen der Putschregierung den britischen Luftwaffenstützpunkt Habbaniya. Damit hatte der Krieg auch den Irak erreicht. Die von der vierköpfigen Militärjunta befehligte irakische Armee war etwa 60.000 Mann stark, die allerdings über das Land verteilt und schlecht ausgerüstet waren. Gegen die mobilen Streitkräfte der Briten, die von der Hafestadt Basra und aus den Nachbarländern nach Bagdad vordrangen, konnten sie nicht bestehen, obwohl ihnen zwei Dutzend deutsche Kampfflugzeuge mit deutschen Piloten und italienische Militärs zur Seite standen. Die Verstärkung aus Deutschland und Italien kam jedoch zu spät und war nicht umfangreich genug.⁹²

Adolf Hitler bekräftigte am 23. Mai 1941 zwar noch einmal seine Unterstützung für die arabischen Nationalbewegungen und erklärte, er erhoffe sich von diesen »natürlichen Bundesgenossen« eine Stärkung der antibritischen Kräfte im Nahen Osten, eine Unterbrechung des britischen Nachschubs und die Ablenkung britischer Truppen und Schiffe von anderen Kriegsschauplätzen.⁹³ Aber schon am 29. Mai marschierten britische Truppen in Bagdad ein. Mit Hilfe des Nazi-Gesandten Grobba gelang Großmufti Husseini, Regierungschef

Ghailani und den Putsch-Generälen die Flucht in den benachbarten Iran.⁹⁵ Am 31. Mai 1941 erklärten die Briten im Irak den Waffenstillstand. Am 1. Juni kehrten der irakische König und die pro-britischen Politiker nach Bagdad zurück. Bevor sie ihre Amtsgeschäfte wieder aufnehmen konnten, übten Anhänger der Putschisten in der Nacht vom 1. auf den

2. Juni 1941 blutige Rache für ihre Niederlage. Ins Visier der marodierenden Menge gerieten britische Einrichtungen und die jüdischen Viertel der Stadt. Bagdad erlebte ein antisemitisches Pogrom (unter dem Namen *Farhud* in die irakische Geschichte eingegangen), bei dem irakische Soldaten und Anhänger der faschistischen Jugendbewegung *Futuwwa* Hunderte Juden ermordeten, Tausende verletzten und zahlreiche jüdische Häuser und Geschäfte plünderten.⁹⁶

Weder britische noch irakische Truppen schritten ein. Viele Juden in Bagdad überlebten nur, weil sie von ihren muslimischen Nachbarn versteckt wurden und Krankenhausärzte ihre jüdischen Patienten vor dem antisemitischen Mob in Sicherheit brachten.⁹⁷



Der deutsche Botschafter im Irak, Fritz Grobba, und der Großmufti von Jerusalem, Husseini, propagierten die »deutsch-arabische Freundschaft« auf faschistischer Grundlage (Bildmitte: Osman Kemal Haddad, Sekretär des Mufti)

»Die Deutschen freudig begrüßt«

Hauptmann Kohlhaas, ein Offizier der deutschen Abwehr, berichtete 1941:

»Die Feindseligkeit der Bevölkerung gegen England ist unstrittig, und ebenso, dass der Name des Führers auch dem geringsten Araber bekannt ist und dass das Auftreten der Deutschen freudig begrüßt wurde. Darum blieb aber die Volksmasse gegenüber dem Krieg selbst völlig teilnahmslos, wie im Straßenbild von Bagdad täglich, zumal am Tage vor dem Fall der Hauptstadt, und ebenso in Mossul, festge-

stellt werden konnte; der kriegerische Geist der Wüstenbevölkerung setzt sich engere Ziele als den Kampf um ein nationales Arabien.«⁹⁴

»Jüdischen Kindern Durchreise verwehrt«

Der nach dem Putsch von den Briten eingesetzte Premierminister Nuri al-Said war bereits 1933 Innenminister des Irak gewesen, als dort ein Massaker an Assyryern stattfand. Wie der Nahostkorrespondent Pierre van Paassen schrieb, verweigerte er als Regierungschef 1941 tausend jüdischen Kindern Transitvisa:

»Kindern, die vor den Pogromen in Polen gerettet worden waren und die wegen des fehlenden Durchreisevisums des Irak in der Sowjetunion und in Persien ihrem Schicksal überlassen wurden. Nicht in geschlossenen Lastautos, wie vorgeschlagen, nicht bei Nacht, nicht in Flugzeugen, »niemals und unter keinen Umständen werden diese jüdischen Einwanderer durch das Gebiet des Irak reisen«, sagte Nuri Pascha, der gerade eben im Namen seines Landes die Ideale der Menschlichkeit der Atlantikcharta unterschrieben hatte.«⁹⁹

Hitler erklärte am 31. Mai 1941, der Irak werde den Deutschen von selbst in die Hände fallen, sobald Russland »erledigt« sei: »Dann bin ich so frei, dass ich schließlich auch durch die Türkei hinunterstoßen kann.«⁹⁸ Die Briten stationierten nach dem Putsch 100.000 Soldaten im Irak. Das von ihnen eingesetzte Kabinett unter Nuri al-Said verhängte das Kriegsrecht und verbot die Jugendorganisation *Futuwwa* sowie andere Gruppierungen, die mit den Nazis sympathisierten. Ein Militärgericht verurteilte die Anführer des Putschs in Abwesenheit zum Tode. Die vier Obristen wurden von den Briten später im Iran und in der Türkei verhaftet, an den Irak ausgeliefert und in Bagdad gehängt. Der Großmufti und al-Ghailani flüchteten von Teheran über die Türkei und Italien nach Deutschland.

Am 21. Juni 1941
marschieren die
Truppen des Freien
Frankreich in
Damaskus ein



Der Krieg um die Vichy-Kolonien im Nahen Osten

Nach der Niederschlagung des Staatsstreichs und der erneuten Besetzung des Irak rückten Panzer- und Infanterieverbände unter britischem Kommando zusammen mit Truppen des Freien Frankreich am 8. Juni 1941 von Palästina aus in Syrien ein. Die Vichy-Franzosen hatten dort deutsche und italienische Militärvertretungen und Stützpunkte zugelassen, und auch die Truppen der Achsenmächte, die aus dem Irak fliehen mussten, hatten sich dorthin zurückgezogen.

Zwar amtierten in Beirut und Damaskus einheimische Regierungen, doch das Sagen hatten Beamte des Vichy-Regimes. Neben französischen Truppen befehligten sie 18.000 Kolonialsoldaten, von denen die meisten Afrikaner waren.

Ihnen standen auf alliierter Seite 34.000 Mann gegenüber, darunter Australier, Inder, Truppen des Freien Frankreich mit vier Bataillonen von Senegalesen und 2.000 Soldaten aus Gabun sowie jüdische Spezialeinheiten aus Palästina.¹⁰⁰

Kämpfer der *Haganah* eroberten in Guerillamanier einen stark bewachten Grenzposten und ermöglichten damit den Einmarsch australischer Truppen in die Vichy-Kolonie. An den Operationen der jüdischen Freiwilligen waren u.a. der spätere israelische Premierminister Yitzhak Rabin sowie der spätere Verteidigungsminister Moshe Dayan beteiligt, der bei dem Einsatz im Juni 1941 ein Auge verlor.¹⁰¹

Um die arabische Bevölkerung, die noch im Januar 1941 gegen die französische Herrschaft revoltiert hatte, auf die Seite der Alliierten zu ziehen, versprach der Befehlshaber de Gaulles, General Georges Catroux, Syrien und Libanon beim Einmarsch der Alliierten die Unabhängigkeit. Die in der Vichy-Kolonie stationierten deutschen Militärs hatten sich rechtzeitig nach Italien und auf die Insel Kreta zurückgezogen. Von dort aus flog die deutsche Luftwaffe Entlastungsangriffe zugunsten der Truppen Vichys in Syrien, griff britische Nachschubkonvois im Mittelmeer an und bombardierte die Hafenstadt Haifa in Palästina. Die deutsche Kriegsmarine gewährte Schiffen der Vichy-Franzosen auf ihrem Weg nach Syrien Geleitschutz.

Nach harten Kämpfen mit den Vichy-Truppen eroberten die Alliierten am 21. Juni 1941 die syrische Hauptstadt Damaskus. Drei Wochen später war der Krieg um die Levante zu Ende. Die Vichy-Statthalter mussten kapitulieren. Von den 37.736 Offizieren und Soldaten, die für sie gekämpft hatten, waren 1.000 gefallen und 5.668 zu den Truppen de Gaulles übergelaufen. Vertreter des Freien Frankreich übernahmen im Libanon und in Syrien die Verwaltung. Sie gewährten den beiden Ländern zwar 1943 formal die Unabhängigkeit, behielten aber mit eigenen Truppen, die erst 1946 abzogen, bis Kriegsende die militärische Kontrolle.¹⁰²

Der alliierte Einmarsch in den Iran

Als der Putsch im Irak niedergeschlagen und die alliierten Truppen im Juli 1941 den Libanon und Syrien eingenommen hatten, stand die deutsche Wehrmacht bereits tief in der Sowjetunion, marschierte im Norden auf Leningrad, im Osten auf Moskau und im Süden Richtung Kaukasus vor. Den Nahen Osten noch im selben Jahr zu erobern schien möglich, und der Iran, die Nachbarregion des Kaukasus, nahm in den militärischen Überlegungen beider Seiten eine Schlüsselposition ein. Die Wehrmacht wollte von hier aus Richtung Indien marschieren und über den Irak nach Palästina und Ägypten. Für die Alliierten war der Iran bedeutsam, weil sie von dort weiterhin Nachschub an die Sowjetunion liefern konnten, nachdem Angriffe der deutschen Kriegsmarine auf alliierte Schiffskonvois Lieferungen durch die Nordsee und das Mittelmeer erschwerten.

Reza Schah, der autokratische Herrscher des Iran, versuchte sein Land aus dem Krieg herauszuhalten. Er unterhielt jedoch Kontakte zu Nazideutschland und gewährte den pro-faschistischen Putschisten aus dem Irak samt ihren palästinensischen Unterstützern um den Großmufti Husseini Unterschlupf. Zwar war ihnen offiziell jede politische Aktivität untersagt, insgeheim jedoch standen sie in regem Austausch mit den Gesandtschaften Deutschlands, Italiens und Japans in Teheran. Weil die Alliierten fürchteten, der Iran könne den deutschen Truppen bei ihrem geplanten Vorstoß vom Kaukasus zur indischen Grenze freien Durchzug gewähren, überschritt die Rote Armee am 25. August 1941 von Norden her die iranische Grenze, und britische Truppen aus dem Irak marschierten von Südwesten in das Land ein. Am 17. September hatten sie den Widerstand der iranischen Armee gebrochen und die Hauptstadt Teheran eingenommen. Reza Schah musste abdanken und floh ins Exil, wo er 1944 starb.¹⁰³

Der Regierungschef der irakischen Putschisten Ghailani konnte mit Hilfe des deutschen Geheimdienstes über die Türkei nach Berlin entkommen, den palästinensischen Großmufti Husseini schmuggelten italienische Agenten nach Rom.



Arabische Kollaborateure und Hilfstruppen der Nazis

Ende 1941 standen die deutschen Truppen nicht wie geplant an der Grenze zum Iran. Die Rote Armee hatte ihren Vormarsch vor Moskau und vor dem Kaukasus gestoppt, und in Nordafrika hatten die Briten die Italiener zurückgeschlagen. Doch 1942 traten die Achsenmächte zu einer neuen Offensive an. Deutsche Verbände gelangten in der Sowjetunion bis kurz vor die kaukasische Stadt Grosny und bis zur Wolga. In Nordafrika standen Truppen in Reichweite von Kairo. Im Fernen Osten waren zudem japanische Einheiten bis an die Ostgrenze der größten britischen Kolonie Indien vorgerückt. Die Japaner planten die Eroberung von Ceylon und Madagaskar, um von dort die britischen Schifffahrtsrouten im Indischen Ozean zu unterbrechen und anschließend bis zur arabischen Halbinsel vorzudringen.¹⁰⁴

Fritz Grobba, der ehemalige deutsche Gesandte im Irak, entwickelte im Auftrag des Außenministeriums in Berlin Anfang 1942 Visionen für die deutsche Eroberung des Nahen Ostens: »Das Ziel unseres Vormarsches im arabischen Raum wird neben der Besetzung der Länder Irak, Syrien und Palästina der Suez-Kanal und der Persische Golf sein. (...) Vorbereitet werden muss die Über-

Die iranische Armee
ergibt sich
1941 den Alliierten

nahme der Erdölanlagen in den verschiedenen Gebieten Arabiens und Irans (Kerkuk, Khanekin, Abadan, Koweit, Bahrein)«. Darüber hinaus sollten die »Röhrenleitungen nach Tripolis und Haifa« sowie die dortigen Raffinerien von deutschen Truppen erobert und die Konzessionen der britischen *Irak Petroleum Company* von deutschen Firmen übernommen werden. Grobba führte damals bereits Gespräche im Reichsfinanzministerium und mit der Reichsbank über die Finanzierung »der erforderlichen Geräte, insbesondere Bohrgeräte« für den Fall, dass es der deutschen Wehrmacht gelänge, die Ölfelder des Nahen Ostens einzunehmen. Am 10. Juni 1942 berief Hermann Göring eine »Ölsitzung« ein, an der unter anderem Vertreter der Kontinentalen Öl-AG teilnahmen. Aufgrund des raschen Vormarsches der deutschen Truppen im Frühjahr 1942 bezogen sie nicht nur die Ölquellen im Kaukasus bereits fest in ihre Geschäftskalkulationen ein, sondern erklärten auch die Übernahme der Ölfelder im Nahen Osten zu ihrem »Hochziel«, das sie in absehbarer Zeit zu realisieren hofften.¹⁰⁵

Aber die Rote Armee zerstörte Ende 1942 in Stalingrad diese kolonialen Eroberungsvisionen der Deutschen. Die 8. britische Armee besiegte in der libyschen Wüste zudem das Afrikakorps, und Japan eroberte nicht Ceylon, sondern Großbritannien besetzte das bis dahin von Vichy kontrollierte Madagaskar. Mit der Landung US-amerikanischer Truppen im November 1942 in Marokko und Algerien und dem Beginn der russischen Gegenoffensive war die Einnahme des Nahen Ostens durch deutsch-italienische Truppen abgewendet.

Trotzdem versuchte das NS-Regime weiterhin, unter Arabern und Muslimen Kollaborateure und Soldaten für seinen Krieg anzuwerben. 1942 gründete die SS so genannte wissenschaftliche Regionalinstitute, die untersuchen sollten, wie sich der Nahe Osten und Asien für eine »aggressive

deutsche Außenpolitik« nutzbar machen ließen.¹⁰⁶ Am 14. Mai 1943 erteilte der »Reichsführer« der SS, Heinrich Himmler, dem Reichssicherheitshauptamt den Befehl, festzustellen, mit welchen Koranstellen sich Mohammedaner davon überzeugen lassen könnten, »dass der Führer (...) vorausgesagt und beauftragt sei, das Werk des Propheten zu vollenden«.¹⁰⁷ Als sich herausstellte, dass sich weder im Koran noch in anderen muslimischen Schriften brauchbare Zitate finden ließen, sollte Hitler mit Jesus, »der den Judenkönig besiegte«, gleichgesetzt werden. Ob das entsprechende Flugblatt jemals gedruckt und verteilt wurde, ist nicht bekannt.¹⁰⁸

Bei der Mobilisierung von Arabern und Muslimen für die Achsenmächte spielten die ins Exil geflohenen Führer des arabisch-palästinensischen Aufstands von 1936-1939 und des irakischen Putsches eine herausragende Rolle. Hadj Amin el-Husseini traf am 27. Oktober 1941, zwei Wochen nach seiner Ankunft in Italien, erstmals mit Mussolini zusammen und präsentierte sich als Führer einer Geheimorganisation namens »Die Arabische Nation«, die über ein Netzwerk von Anhängern in allen arabischen Ländern verfüge und bereit stehe, den Krieg gegen den gemeinsamen Feind Großbritannien zu unterstützen. Im Gegenzug sollten die Achsenmächte öffentlich »die Einheit, Unabhängigkeit und Souveränität eines arabischen Staates faschistischer Ausprägung« anerkennen, der den Irak, Syrien, Palästina und Transjordanien umfassen sollte.¹⁰⁹

Eine entsprechende Erklärung hatte Husseini von Italien und Deutschland schon während des Aufstands in Palästina (1936-1938) und vor dem Putsch im Irak vergeblich gefordert. Mussolini wusste den Einfluss »von 80 Millionen Arabern und 300 Millionen Muslimen« zwar zu schätzen und versprach, ihnen »politisch, geistig und mit Waffen« zu helfen. Aber eine Zusage, den arabischen Ländern nach Kriegsende die Unabhängigkeit zu gewähren, gab er nicht. Denn zumindest Ägypten, den Sudan und die arabische Halbinsel wollte er unter italienischer Kontrolle sehen.

Von Rom reiste Husseini weiter nach Berlin, wo er am 28. November 1941 mit Hitler zusammentraf und über

Der Großmufti von Jerusalem, Hadj Amin el-Husseini, wird am 28. November 1941 von Hitler empfangen



dasselbe Thema konferierte. Auch dessen Antwort blieb vage. Eine Erklärung zugunsten der arabischen Unabhängigkeit, so Hitler, besitze lediglich »platonischen« Wert, solange sie nicht militärisch durchzusetzen sei. Zu diesem Zeitpunkt triebe sie nur die Franzosen, die ihre Kolonien behalten wollten, auf die Seite de Gaulles. Die Stunde der arabischen Befreiung sei erst gekommen, wenn die deutsche Wehrmacht »von den Südhängen des Kaukasus in den Irak und in den Iran« einmarschiere.¹¹⁰

Auf diese Treffen folgte ein jahrelanges Tauziehen um einzelne Formulierungen einer »arabischen Erklärung« der Achsenmächte und um den günstigsten Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung. An dem Disput nahm neben Husseini auch der irakische Putschistenführer al-Ghailani teil. Beide erhielten sowohl von der italienischen als auch von der deutschen Regierung regelmäßig hohe Geldzahlungen¹¹¹, und das NS-Regime stellte ihnen in Berlin Wohnungen und Büroräume zur Verfügung.

Zwischen den prominentesten arabischen Kollaborateuren entwickelte sich jedoch im Exil eine erbitterte Feindschaft, weil jeder nach einem Sieg der Faschisten die Macht im Nahen Osten für sich beanspruchte. So zeigte sich Husseini empört über die schriftliche Zusage der deutschen und italienischen Regierung an Ghailani, diesen – gegen die Überlassung der Ölkonzessionen – nach einem Sieg über die Briten als Staatschef des Irak anzuerkennen.¹¹² Umgekehrt erregte sich Ghailani darüber, dass Husseini als Großmufti von Jerusalem den Anspruch erhob, als religiöser Führer für alle Araber zu sprechen. Nur in einem Punkt waren sich die deutsche und die italienische Regierung, der Palästinenser und der Iraker einig: in ihrem gemeinsamen Kampf gegen »die Juden«. Auf Vorschlag des palästinensischen Großmuftis Husseini erkannten die Achsenmächte das »Recht der arabischen Länder« an, »die Frage der jüdischen Elemente, die sich in Palästina und in den anderen arabischen Ländern befinden, so zu lösen, wie es den nationalen und völkischen Interessen der Araber entspricht und wie die Judenfrage in Deutschland gelöst worden ist«. Hitler versprach dem Mufti, die Juden

nicht nur in Europa zu bekämpfen, sondern »Schritt für Schritt« auch in anderen Ländern, wobei insbesondere ihre »nationale Heimstätte« in Palästina vernichtet werden sollte.¹¹³

Im Dezember 1941 ließ Husseini sich von Heinrich Himmler zum SS-Gruppenführer ernennen. Himmler erklärte später in einem Telegramm an Husseini: »Die nationalsozialistische Bewegung Großdeutschlands hat seit ihrer Entstehung den Kampf gegen das Weltjudentum auf ihre Fahne geschrieben. Sie hat deshalb schon immer mit besonderer Sympathie den Kampf der freiheitsliebenden Araber, vor allem in Palästina, gegen die jüdischen Eindringlinge verfolgt.«¹¹⁴

Im Januar 1942 richtete Husseini in Berlin ein »Arabisches Büro« ein, das faschistische Kriegspropaganda des NS-Regimes über Rundfunk im Nahen Osten verbreitete. Außerdem machte er sich für den Aufbau muslimischer Verbände stark und arbeitete eng mit dem so genannten Sonderstab F der deutschen Wehrmacht zusammen. Dieser war nach seinem Kommandanten, General Hellmuth Felmy, benannt, der nach dem Putsch im Irak die deutsche Militärmission in Bagdad hatte leiten sollen und inzwischen Kommandant der deutschen

Soldaten der
»Deutsch-Arabischen-
Lehrabteilung« (DAL)
1943 in
Griechenland



Truppen in Südgriechenland geworden war. Schon im Juli 1941 hatte Felmy dort mit dem Aufbau einer Spezialeinheit für subversive Operationen im Nahen Osten begonnen.¹⁵ Das Hauptquartier seines Sonderstab F lag am Kap Sunion nahe bei Athen. Kontaktmann der Einheit im Auswärtigen Amt in Berlin war Fritz Grobba, der ehemalige deutsche Gesandte im Irak. Ende 1941 bestand der Sonderstab F nur aus zwei bis drei Dutzend arabischen Studenten, die deutsche Universitäten besucht hatten, und einigen Freiwilligen aus Syrien, die nach der Niederlage der Vichy-Truppen ihr Land verlassen hatten. Sie sollten Kontakt zu Verbindungsleuten im Irak, im Iran, in Syrien sowie in der Türkei aufbauen und dort »englandfeindliche« Kräfte mit Waffen und Militärberatern unterstützen. Der Sonderstab F verhalf zum Beispiel dem palästinensischen Militärführer Fawzi el Kaukji zusammen mit 300 Kämpfern zur Flucht aus Syrien in die Türkei, nachdem die Alliierten dort einmarschiert waren.

Husseini und Ghailani plädierten für die Formierung gesonderter arabischer Einheiten, die unter arabischer Flagge auf Seiten der Faschisten kämpfen sollten. Husseini konkretisierte diesen Vorschlag in Gesprächen mit Mussolini und Hitler sowie Ribbentrop und Erich von Weizsäcker vom Auswärtigen Amt. Hitler begrüßte die Idee, arabische Einheiten auszuheben, wollte sie jedoch dem Sonderstab F in Griechenland unterstellen, der dafür die Deutsch-Arabische Lehrabteilung (DAL) gründete. Husseini und Ghailani ließen sich erst darauf ein, Soldaten für die DAL anzuwerben, als die Deutschen zusagten, arabische Einheiten nur unter arabischem Kommando in arabischen Ländern einzusetzen. Bis Mai 1942 rekrutierte der Mufti 130 arabische Soldaten aus Palästina, die in deutscher Kriegsgefangenschaft saßen. Arabische Rekruten aus den Vichy-Kolonien in Nordafrika ließen die Deutschen zunächst nicht zu, weil sie dort keine nationalistischen Bewegungen schüren wollten. Erst ab Mitte 1942, als die Position der Vichy-Regierung in den Kolonien immer schwächer wurde, bildete die DAL auch nordafrikanische Soldaten aus. Im Juni 1943 wurden zum Beispiel 600 arabische Soldaten

als Fallschirmspringer und Küstenwächter geschult. Die meisten von ihnen waren Marokkaner.

Im Mai 1942 ließ sich Husseini zudem von Mussolini die Zusicherung zur Formierung einer »Arabischen Legion« in Italien geben. Die Achsenmächte vereinbarten eine Arbeitsteilung, wonach die Italiener Nordafrikaner rekrutieren sollten und die deutsche Wehrmacht eine Indische Legion. Dafür tauschten die beiden faschistischen Mächte 1942 auch indische und arabische Gefangene untereinander aus. Aber beide Seiten hielten sich nicht lange an diese Vereinbarung, und auch die Wehrmacht warb bald darauf wieder Nordafrikaner an.

Die DAL war von den Deutschen als Kern einer arabischen Armee gedacht, die nach der Eroberung des Kaukasus mit deutschen Truppen in den Iran und den Irak einmarschieren sollte. Im Sommer 1942 wurde der Sonderstab F deshalb in die Sowjetunion verlegt und mit ihm auch die DAL, zu der inzwischen 400 Palästinenser und 800 Araber aus Nordafrika gehörten.

Doch mit der Niederlage der Achsenmächte in El Alamein und der Landung alliierter Truppen in Marokko und Algerien änderte sich im November 1942 die Lage. Deutsche und italienische Truppen rückten bei dem Versuch, die Befreiung Nordafrikas durch die Alliierten aufzuhalten, in Tunesien ein und holten zu Beginn des Jahres 1943 auch Soldaten der DAL nach. Tunesien war die letzte afrikanische Kolonie unter Kontrolle der Vichy-Franzosen. Sie verfügten dort über 25.000 Soldaten, von denen die meisten Afrikaner waren. Mit 10.000 Mann, darunter 7.000 Kolonialsoldaten, gehörte die Hafenstadt Bizerte zu den größten Militärstützpunkten in der Region. Aber die dort stationierten Truppen weigerten sich, dem Kommando der Deutschen zu folgen, und ergaben sich erst, als diese drohten, den Stützpunkt in Schutt und Asche zu legen. Die Deutschen übernahmen die französischen Schiffe und U-Boote in Bizerte, musterten die aufsässigen Truppen aus und ließen Franzosen, die sich nicht kooperativ zeigten, nach Frankreich deportieren.

Danach heuerten sie unter der tunesischen Bevölkerung Hilfskräfte und Kundschafter an. Mit Hilfe der

Vichy-Behörden rekrutierten die Deutschen Einheimische, die Befestigungsanlagen bauten, die Truppen mit Wasser und Treibstoff versorgten und in Bäckereien und Metzgereien arbeiteten. Auch die jüdische Gemeinde Tunesiens wurde zum Arbeitsdienst für die Deutschen gezwungen. Sie erhielten nicht einmal die geringen Löhne, die die Wehrmacht anderen Hilfsarbeitern zahlte. Lediglich Juden mit italienischer Staatsbürgerschaft waren – auf Bitte der Regierung in Rom – von der Zwangsarbeit ausgenommen. Die deutschen Faschisten trieben bei den tunesischen Juden zudem 50 Millionen Francs Kriegssteuern ein, mit denen sie die arabische Bevölkerung für Zerstörungen nach deutschen Luftangriffen entschädigten.

Als die Deutschen Ende 1942 auch den bis dahin von Vichy kontrollierten südlichen Teil Frankreichs besetzten, lösten sie die dort stationierten französischen Truppen auf und behielten nur kleinere Verbände zur Aufrechterhaltung von »Ruhe und Ordnung« bei. Dazu gehörte die Anti-Bolschewistische Legion in Frankreich, in der auch Araber dienten. Deren Pendant in Tunesien war die *Phalange Africaine*. Die Deutschen rüsteten sie aus und übernahmen das Kommando, Offiziere aus Frankreich, wie Oberleutnant Cristofini, warben für die *Phalange Africaine* französische und arabische Soldaten an. Die meisten blieben mit einem Arbeitsbataillon in der Etappe. Nur 150 Freiwillige schickte das deutsche Oberkommando am 1. Januar 1943 in Tunesien an die Front, eine weitere Kompanie in ein militärisches Ausbildungslager. Spezialkommandos des deutschen Geheimdienstes setzten arabische Freiwillige darüber hinaus für Sabotageaktionen und Operationen hinter den alliierten Linien ein. Dazu gehörte ein Propagandafeldzug mit Flugblättern, unterstützt durch Rundfunksendungen in arabischer Sprache, in denen »Bolschewisten, Juden und Freimaurer« als gemeinsame Feinde von Deutschen und Arabern denunziert wurden.

Für den deutschen Feldzug in Tunesien bot auch der Großmufti von Jerusalem erneut seine Hilfsdienste an. In einem Memorandum an das Oberkommando der deutschen Wehrmacht hatte er schon am 18. Novem-

ber 1942 vorgeschlagen, Tunesien zu besetzen, in »Verteidigungszonen« einzuteilen und eine »Befreiungsarmee« unter seiner Führung aufzustellen. Sie sollte sich aus maghrebischen Kriegsgefangenen sowie arabischen Freiwilligen aus Frankreich und Nordafrika zusammensetzen und eine Stärke von einer halben Million Mann umfassen. Der alliierte Vormarsch im Maghreb verhinderte die Umsetzung dieses Plans.

Auch nationalistische Politiker aus Tunesien wie der spätere Staatspräsident Habib Bourguiba hofften mit Hilfe der Achsenmächte ihre Unabhängigkeit von Frankreich durchsetzen zu können und ließen sich deshalb dafür einspannen, in faschistischen Propagandasendungen für Nordafrika aufzutreten.

Anfang 1943 landeten 1.200 Mann der Deutsch-Arabischen Lehrabteilung (DAL) in Tunesien, um dort einheimische Soldaten für Kampfeinsätze anzuwerben. Sie trugen Armbinden mit der Aufschrift »Im Dienste der Deutschen Wehrmacht«, und auf ihren Uniformen stand der Schriftzug »Freies Arabien«. Ihr Sold betrug 10 Francs am Tag. Insgesamt konnten jedoch in der Schlussphase des Kriegs in Nordafrika nur noch 600 tunesische Freiwillige für Fronteinsätze rekrutiert werden, und die militärische Bedeutung dieser deutschen Hilfstruppen blieb gering.

Am 25. November 1942 überschritten die ersten alliierten Truppen mit britischen, US-amerikanischen, französischen und afrikanischen Soldaten von Algerien aus die tunesische Grenze. Am 13. Mai 1943 zwangen sie die Truppen der Achsenmächte zur Kapitulation. 250.000 Soldaten, die unter deutschem und italienischem Kom-



Einer von 1.200 Soldaten der »Deutsch-Arabischen Lehrabteilung«, die mit dem Emblem »Freies Arabien« an der Uniformjacke 1943 in Tunesien eingesetzt wurden

mando gestanden hatten, gerieten in alliierte Gefangenschaft. Damit war auch der Krieg im Nahen Osten entschieden, denn die Achsenmächte hatten mit Tunesien ihren letzten Stützpunkt in der arabischen Welt verloren. Danach schlugen sich auch arabische Regierungen, die sich bis dahin neutral verhalten oder mit Deutschland und Italien sympathisiert hatten, auf die Seite der Sieger. In der Türkei wurden jetzt Agenten des palästinensischen Großmuftis, wie Ishaq Derwish, festgenommen und deutschfreundliche Exil-Araber ausgewiesen. Der Irak und der Iran erklärten 1943 den Achsenmächten den Krieg.

Unter den Alliierten begann in dieser Zeit der Konkurrenzkampf um die Ölvorkommen und um die politische Vorherrschaft im Nahen Osten. Techniker aus den USA machten in Saudi-Arabien seit Anfang der vierziger Jahre Probebohrungen, und die sowjetischen Truppen blieben auch nach 1943 im Iran. Die Briten, die ihre Militärstützpunkte in den arabischen Ländern behielten, initiierten die Gründung der Arabischen Liga, um ihren Einfluss in der Region zu wahren. Delegierte aus Ägypten, dem Irak, Transjordanien, Syrien, dem Libanon, Saudi-Arabien und dem Jemen berieten 1944 in Kairo erstmals über diesen Vorschlag.¹¹⁶

Muslimische
Freiwillige der
Wehrmacht 1943
am Atlantikwall beim
Feldgottesdienst



Obwohl die meisten arabischen Regierungen und Politiker 1943/44 mit den Alliierten kooperierten, gaben die prominenten arabischen Führer Husseini und Ghailani ihre Kollaboration mit den Achsenmächten nicht auf, sondern verstärkten ihre Propaganda zugunsten der Faschisten in arabischen Rundfunkprogrammen sogar noch («Tötet die Juden, wo immer ihr sie trefft, aus Liebe zu Gott, unserer Religion und unserer Geschichte!»¹¹⁷). Am 3. November 1943 sprach Husseini in Berlin auf einer Veranstaltung gegen die Balfour-Erklärung und verlas dabei eine Grußbotschaft des Nazi-Außenministers Ribbentrop, wonach Deutschland »mehr als jemals zuvor« auf Seiten der Araber stünde und die nationale Heimstätte der Juden in Palästina »vom Angesicht der Erde ausradiert« werden müsse.¹¹⁸

Husseini hatte schon 1942 dem Chef der deutschen Abwehr, Admiral Canaris, den Einsatz islamischer Geistlicher hinter den sowjetischen Linien im Kaukasus vorgeschlagen («Unternehmen Mohammed»), sich aktiv an der Rekrutierung von 20.000 Muslimen für die Waffen-SS in Bosnien und Kroatien beteiligt und vor Ort persönlich die Parade der Truppen abgenommen.¹¹⁹ Zu ihren Aufgaben gehörte die Verfolgung von Juden und ihre Deportation in die deutschen Vernichtungslager.

Ab November 1943 beteiligte sich Husseini in den überwiegend muslimischen Provinzen der Sowjetunion von Aserbaidschan über Kirgisien bis Usbekistan an der Aufstellung »Osttürkischer Verbände« der Waffen-SS. Im Januar 1944 folgte ein »Ostmuselmanisches SS-Regiment« mit Rekruten aus Tschetschenien und von der Krim. Husseini rekrutierte auch Soldaten für die »Orientlegion« der deutschen Wehrmacht, die aus etwa 200.000 muslimischen Soldaten bestand.¹²⁰ Darunter waren Kriegsgefangene und Überläufer aus sowjetischen Provinzen wie Turkestan, Armenien, Georgien und Aserbeidschan sowie Freiwillige aus dem Nordkaukasus und Araber. Der Großmufti war zudem für die interne Organisation der Einheiten zuständig und achtete darauf, dass Feldgeistliche die Legion begleiteten. Zu diesem Zweck richtete die Waffen-SS »Imam«-Kurse ein und eröffnete 1944 eine »Mullah-Schule« in Dres-

den.¹²¹ Dennoch löste das Oberkommando der Wehrmacht 1943 Teile der arabischen Einheiten wieder auf, weil sie als »unzuverlässig« galten und viele Soldaten desertiert waren.¹²²

Amin Hadj el-Husseini beteiligte sich überdies aktiv am Holocaust.¹²³ Im Frühsommer 1943 sollten mit Hilfe des Internationalen Roten Kreuzes 4.500 Juden aus Bulgarien über Italien nach Palästina gebracht werden. Ihrer Ausreise hatten neben den Alliierten auch die mit Deutschland verbündete bulgarische Regierung und selbst das Reichssicherheitshauptamt in Berlin zugestimmt. Husseini intervenierte mit persönlichen Schreiben an die Regierungen Bulgariens, Italiens und Deutschlands und erreichte aufgrund seines Einflusses, dass die Rettung der Juden verhindert wurde. Im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess 1947 wurden Aufzeichnungen des Nahostreferenten im Auswärtigen Amt Melchers zitiert, wonach der Mufti 1943 mit seinen Protesteingaben »überall« vorstellig geworden sei, »im Ministerbüro, im Vorzimmer des Staatssekretärs und in andern Abteilungen«, in »Presse, Rundfunk und bei der SS«. Für Melchers waren diese »Protestschriften gerade des Mufti in Sachen Balkanjudenaktionen (...) ohne weiteres selbstverständlich. (...) Der Mufti war ein ausgemachter Feind der Juden und machte keinen Hehl daraus, dass er sie am liebsten alle umgebracht hätte.«¹²⁴ Husseini setzte durch, dass die bulgarischen Juden in die Vernichtungslager in Polen deportiert wurden, »wo sie unter besonderer Aufsicht sind«.¹²⁵ In ähnlicher Weise intervenierte der Mufti im Frühsommer 1943 gegen die Auswanderung von 75.000 bis 80.000 Juden aus Rumänien, denen die dortige Regierung gegen Zahlung von Kopfprämien die Ausreise nach Palästina und Syrien gestatten wollte, und gegen die Rettung von 900 jüdischen Kindern aus Ungarn.¹²⁶

Am 7. Mai 1945, einen Tag vor der deutschen Kapitulation, floh Husseini in die Schweiz. Dort wurde er festgenommen und den französischen Behörden übergeben. Aber Frankreich, England und auch die USA verzichteten darauf, Husseini als Kriegsverbrecher anzuklagen, weil sie um dessen breite Anhängerschaft

in den arabischen Ländern wussten und ihre strategischen Interessen im Nahen Osten nicht gefährden wollten. Deshalb konnte Husseini im Mai 1946 – mit Hilfe der französischen Behörden – unter falschem Namen nach Kairo ausreisen, wo es der ägyptische Ministerpräsident Sidky als »Ehre« bezeichnete, ihm Asyl zu gewähren.¹²⁷ Das Arabische Hohe Komitee (*Arab Higher Committee*), das sich bereits nach Kriegsende neu formiert und Husseini – gegen Proteste seiner palästinensischen Gegner – schon im November 1945 »in Abwesenheit« erneut zu seinem Vorsitzenden bestimmt hatte, wurde nun wieder von ihm geführt. Damit war Husseini mit seiner Rückkehr in den Nahen Osten erneut der höchste politische Repräsentant der arabischen Palästinenser. Er genoss zudem die Unterstützung der Arabischen Liga, die ihn zum Leiter der Hohen Regierung Palästinas (*Palestine Higher Executive*) ernannte, die das *Arab Higher Committee* als führende Organisation der arabischen Palästinenser ablöste.¹²⁸

In dieser Funktion zog Husseini 1948 in den Krieg gegen Israel. Nach der Einnahme von Gaza durch ägyptische Truppen wurde er dort am 27. September 1948

Hadj Amin el-Husseini nimmt im November 1943 die Parade einer Einheit bosnischer SS-Angehöriger ab, für deren Aufbau er unter den Muslimen vor Ort geworben hatte



zum Präsidenten des Palästinensischen Nationalrates gewählt. Noch Anfang der fünfziger Jahre traf sich Husseini in Kairo unbehelligt mit hochrangigen Ex-Funktionären des NS-Regimes und hielt enge Kontakte zu den ägyptischen »Grünhemden«, die schon die NSDAP hofiert hatten. 1951 ermordete ein Anhänger Husseinis den jordanischen König Abdullah, der für eine Verständigung mit Israel eingetreten war. Nach dieser Tat wandten sich viele arabische Organisationen von Husseini ab, und »sogar die (ägyptische) Moslembroderschaft (...) wollte nichts mehr mit »einem arabischen Führer« zu tun haben, »der immer noch Sympathie« für die Ideologie der Nazis hatte und sich darauf berief«.¹²⁹ Nach einem gescheiterten Putsch in Ägypten, an dem Husseini möglicherweise nicht unbeteiligt war, forderte ihn Präsident Nasser 1959 auf, das Land zu verlassen. Husseini verlegte sein Hauptquartier in den Libanon, unterstützte Anfang der sechziger Jahre die Rekrutierung einer palästinensischen Befreiungsarmee im Irak, kam 1967 auf Einladung von König Hussein nach Jordanien, um dessen vergeblichen Versuch zu unterstützen, »die Palästinenser von der PLO zu trennen«, und starb schließlich am 4. Juli 1974 im libanesischen Exil.¹³⁰

Arabische und jüdische Soldaten auf Seiten der Alliierten

Bei Beginn des Zweiten Weltkriegs dienten in Transjordanien etwa 1.350 Araber, Tscherkessen und Juden in einer »Arabischen Legion« unter britischem Kommando. Ihre Stärke wuchs bis 1945 auf 8.000 Mann. Die Briten setzten sie in Nordafrika bei den Kämpfen um El Alamein ein.¹³¹ Eine weitere Einheit war die *Trans-Jordan Frontier Force*, die nach dem Putsch im Irak zum Einsatz kam, von den Briten jedoch abgezogen wurde, als die Soldaten meuterten.¹³² Die motorisierte Truppe des *Arab Legion Mechanized Regiment* marschierte mit den Alliierten in Syrien ein. In einer mobilen Wüstentruppe, der *Desert Mobile Force*, operierten 350 bewaffnete Beduinen mit Kamelen unter britischem Kommando. In Palästina rekrutierten die Briten etwa 9.000 arabische Soldaten, die auch in Nordafrika und Europa zum Einsatz kamen

und an der Befreiung Italiens, Griechenlands und Frankreichs von den deutschen Besatzern teilnahmen.¹³³ Als Kriegsgefangene mussten Araber auch Zwangsarbeit in deutschen Rüstungsfabriken leisten (zum Beispiel in Berlin) und gerieten in Lager der Nationalsozialisten. »Unmittelbar nach Beginn des Krieges wurden in Deutschland, im annektierten Österreich und im besetzten Polen Angehörige so genannter Feindstaaten interniert. Unter ihnen waren über hundert Araber, vor allem Ägypter, auch Iraker, Libanesen und Algerier. Die Ägypter wurden auf Anordnung Himmlers als Geiseln für die von den Briten in Ägypten internierten Deutschen auf die Wülzburg bei Nürnberg gebracht.« Für einen in Ägypten gefangenen Deutschen ließ Himmler zwei Ägypter in Lager einweisen. »Die Internierten wurden erst im Juni 1941 mit propagandistischem Lärm aus dem Lager entlassen; einige waren schwer erkrankt, andere wurden anderswo eingesperrt.«¹³⁴

Die britische Regierung ließ 1939 noch keine jüdischen Verbände zu und erlaubte Juden lediglich, dem *Palestine Battalion of the Buffs* beizutreten, einem Infanterie-Regiment aus Ost-Kent, das in Palästina stationiert war. Die Briten bestanden darauf, in diese Einheit ebenso viele Araber wie Juden aufzunehmen. Im April 1941 dienten in den *Buffs* 1.069 Arabern und 919 Juden. Im Dezember 1943, als die *Buffs* in den drei Bataillonen des neu formierten Palästina-Regiments aufgegangen waren, war die Zahl der Juden (3.407) schon fast dreimal so groß wie die der Araber (1.307).¹³⁶ Es fanden sich nicht genügend arabische Freiwillige. Aus der jüdischen Bevölkerung Palästinas – bei Kriegsbeginn etwa eine halbe Million – meldeten sich dagegen 135.000 freiwillig zum Dienst in der britischen Armee, von denen die Briten bis Kriegsende allerdings nur etwa 30.000 aufnahmen.¹³⁷

Die jüdischen Soldaten kämpften in den internationalen Verbänden der 8. britischen Armee gegen das deutsche Afrikakorps und italienische Truppen in Nordafrika. Als diese 1941/42 in Ägypten einmarschierten und die Eroberung Palästinas drohte, waren die Briten erstmals bereit, auch mit der jüdischen Untergrundar-

mee *Haganah* zu kooperieren. Sie stellte neun Kompanien von Partisanen auf, die im Falle eines deutschen Einmarschs den Widerstand gegen die Besatzer organisieren und die jüdischen Siedler gegen mögliche arabische Übergriffe verteidigen sollten. Die Kommandos nannten sich *Plugot Mahatz*, besser bekannt unter dem Namen *Palmach*, und verfügten 1944 über 1.000 Männer und 300 Frauen sowie 400 Reservisten.¹³⁸

Die Briten schrieben die Aufgaben und Kompetenzen der jüdischen Kommandos vertraglich fest, und britische Offiziere halfen bei ihrer Ausrüstung und Ausbildung, die unter strenger Geheimhaltung stattfand. Weder die britische Mandatsverwaltung in Palästina

noch die örtliche Polizei wussten davon. Die *Palmach* rekrutierte sich aus Untergrundkämpfern der *Haganah*, von denen einige bereits mit den alliierten Truppen in Syrien einmarschiert waren oder mit den *Buffis* in Nordafrika gekämpft hatten.

Die *Palmach* baute ein Netz geheimer Funkstationen in Palästina und Syrien auf, um die Kommunikation der britischen Streitkräfte im Falle eines Rückzugs zu garantieren, und übernahm »Todeskommandos« hinter den feindlichen Linien. So sprangen Kämpfer der *Palmach* mit Fallschirmen in den von der deutschen Wehrmacht besetzten Ländern des Balkans ab, um die dortigen Partisanen zu unterstützen.¹³⁹

Nachschub aus Palästina

Zur ökonomischen Bedeutung Palästinas im Zweiten Weltkrieg schrieb der Nahostkorrespondent Pierre van Paassen 1943:

»In der Schicksalsstunde, als Englands Los auf des Messers Schneide stand und Rommel prahlte, dass, soweit es an ihm läge, alles vorüber sei und nur noch der Siegeschrei fehle, stellte das kleine Palästina dem britischen Weltreich und seinen Heeren im Nahen Osten eine Industriemaschine von siebentausend großen und kleinen Fabriken zur Verfügung. (...)

[Sie lieferten] der britischen Armee Verbandstoff, pharmazeutische Artikel (...) Präzisionsinstrumente (...) Tabak (...) 135.000 Paar Stiefel monatlich. (...) Röntgenapparate, 25.000 Tonnen Zement monatlich, Seife, Schokolade, Ersatzteile für Automobile und Lastwagen, Sandsäcke, Bauholz, Zelte, Leinenuniformen und Omnibusse (...)

Die Gesellschaft für den Bau von Zementschiffen (...) begann mit der Massenproduktion von Lastkähnen, Tankschiffen, Barkassen und Frachtdampfern. (...) Außerdem schickte Palästina der Achten Armee: Laboratori-

umsausrüstungen, elektrische Vorrichtungen, Fleisch, besonders Hammelfleisch, fotografisches Material, Wasserrohre, Schreibpapier, Schreibmaschinen, Steinbohrer, Stahlhelme, geschliffene Diamanten für Schneidewerkzeuge im Wert von drei Millionen Dollars, Bier aus den beiden neuen Brauereien Palästinas, Streichhölzer aus Emek Zebulon, Glaswaren und Geschirr, Bettzeug, Matratzen, Landkarten, Walzmetall, Fallschirme, Desinfektionsmittel, Petroleumbrenner, Panzerwagen, Kräne, fünfhundert Sanitätsautos, Draht, Schaufeln, Wassereimer, Messerwaren, Hämmer, Sägen, Nägel, Schrauben, Sättel, Kamele, Maultiere, Pferde, Eisenbahnausrüstungen und Stahl aus den Vulkan-Schmelzereien und -Gießereien in Emek Zebulan.

All dieses Material und diese Ausrüstung, die für eine Armee ebenso notwendig sind wie Patronen und Brot, brauchten nicht über Weltmeere transportiert zu werden, die von Unterseebooten heimgesucht waren. Sie waren da, an Ort und Stelle, in dem Augenblick, in dem man sie am meisten brauchte. Palästinenser-Juden brachten das Petroleum

und das Benzin von Haifa und Mossul durch die Wüsten Syriens und des Sinai zu Montgomerys mechanisierten Truppen (...) Palästina lieferte den britischen Heeren in Libyen, Eritrea, Äthiopien und Somaliland Tausende von Ärzten, Krankenschwestern und Zahnärzten. Es stellte das große *Hadassab Medical Care Center* in Jerusalem dem Empire zur Verfügung.

Die meteorologische Abteilung der hebräischen Universität in Jerusalem bereitete Wetterberichte für die englischen und alliierten Streitkräfte vor, die im ganzen Nahen und Mittleren Osten, im Kaukasus, im Sudan, in Äthiopien und Eritrea operierten. Die Abteilung für Parasitologie führte Kurse in Militärchirurgie und Tropenmedizin für die australische Expeditionstreitmacht durch.

Die Abteilung für Orientstudien stattete den Nachrichtendienst mit Dolmetschern aus, die mit allen Sprachen und Dialekten der Umgebung einschließlich Somalia, Amharic, Galla für Äthiopien, Kurdisch, Chaldäisch, Türkisch und Armenisch für den nördlichen Irak sowie Koptisch und Berberisch für Nordafrika vertraut waren.«¹⁴¹

Für den Fall einer Besetzung Palästinas durch die Achsenmächte sollten die jüdischen Partisanen Eisenbahn- und Straßenverbindungen unterbrechen und Industrieanlagen zerstören, die für den Feind von Nutzen sein könnten. Das betraf insbesondere den von Juden kontrollierten Sektor der palästinensischen Wirtschaft, der industriell weiter entwickelt und technisch besser ausgestattet war als der arabische und der die alliierten Truppen in Nordafrika mit Nachschub aller Art versorgte.

1944 ließen die Briten erstmals auch offiziell die Formierung einer jüdischen Einheit in Palästina zu, die *Jewish Brigade Group*.¹⁴² Sie bestand aus 5.000 Soldaten unter britischem Kommando, erhielt in Burg el Arab, einem Wüstenort zwischen Alexandria und El Alamein in der ägyptischen Wüste, ihre militärische Grundausbildung und kämpfte im letzten Kriegswinter in Italien. Mit dieser Jüdischen Brigade zogen zahlreiche Kämpfer der *Haganah* an die Front. Sie bauten eine geheime Kommandostruktur auf und führten neben ihren offiziellen Einsätzen auch Operationen durch, von denen ihre britischen Befehlshaber nichts wussten. So versuchten sie, in Nordafrika und Europa Waffen für die *Haganah* zu erbeuten und jüdischen Flüchtlingen bei der illegalen Einreise nach Palästina zu helfen.

Jüdische Einheiten aus Palästina kämpften in der britischen Armee gegen Nazideutschland. Die Granate trägt die hebräische Aufschrift: »Gruß an Hitler«



Hannah Senesh

Als 1942 die Nachricht von Hitlers Vernichtungspolitik um die Welt ging, schloss sich die 21-jährige Hannah Senesh in Palästina den Spezialkommandos der *Palmach* an. Sie erhielt eine Ausbildung als Fallschirmspringerin und gehörte dem *Balkan Platoon* an. Im Frühjahr 1944 sprang sie mit fünf weiteren jüdischen Partisanen hinter den deutschen Stellungen in Kroatien ab, wo die Gruppe nach einem zehntägigen Fußmarsch das Hauptquartier der Partisanen erreichte. Die *Palmach*-Kämpfer stellten eine Funkverbindung zu den Briten her, die dadurch die Partisanen lokalisieren

Als die Mitglieder der Jüdischen Brigade in Europa Einzelheiten über den Holocaust erfuhren, gaben sie sich auch bei Fronteinsätzen demonstrativ als Juden zu erkennen. Sie schrieben mit Kreide in großen Lettern und in deutscher Sprache Sprüche auf ihre Jeeps und Militärlaster wie: »Die Juden kommen!« und »Kein Reich, kein Volk, kein Führer« und weckten eine Gruppe von Wehrmachtsoldaten, die sie nachts in einem Haus überraschten, mit den Worten auf: »Raus, ihr Schweine! Die Juden sind hier!«¹⁴⁴ Als die Alliierten schließlich in Nazideutschland einmarschierten, musste die Jüdische Brigade zunächst zurückbleiben, weil die britischen Befehlshaber Racheakte befürchteten. Kommandant Benjamin ließ an »sämtliche Dienstgrade« der Brigade die Mitteilung (»Betr.: Gefangene«) verteilen: »Mir ist durchaus bewusst, dass viele Männer der Jüdischen Brigade ausreichende persönliche Gründe haben, um sich an den Deutschen zu rächen, und dass dies in manchen Fällen dazu führt, dass sie die Deutschen töten, anstatt sie gefangen zu nehmen. Diese Vorgehensweise ist kurzsichtig. Es ist unser Bestreben, alles in unserer Macht Stehende zu tun, um die Niederlage des Gegners zu beschleunigen, und es hat sich immer wieder gezeigt, dass wir mehr erreichen, wenn wir Gefangene machen,

und Waffen und Ausrüstung für sie abwerfen konnten. Als die Deutschen wenige Tage später Ungarn besetzten und auch dort Massendeportationen von Juden begannen, überquerte Hannah Senesh mit drei weiteren Partisanen die Grenze und schlug sich bis Budapest durch. Dort nahm die ungarische Polizei sie bei einer Kontrolle fest, weil sie ein Funkgerät dabei hatte. Trotz schwerer Folterungen verriet Hannah Senesh ihre Mitstreiter nicht. Ein Exekutionskommando richtete sie am 8. November 1944 im Hof eines Gefängnisses von Budapest hin. Der Kibbuz *Yad Hanna* in Israel ist nach ihr benannt.¹⁴⁰

von denen wir im Verhör Informationen bekommen, als die Feinde kurzerhand umzubringen.«¹⁴⁵ Die geheimen Kommandos der *Haganah* in der Jüdischen Brigade fühlten sich daran nicht gebunden. Sie machten Jagd auf faschistische Täter und liquidierten die, die sie als Funktionäre der NSDAP, Gestapo und SS identifizieren konnten. Nach eigenen Schätzungen waren das »wenigstens zweihundert Personen«.¹⁴⁶

Die Kriegsheimkehrer im Krieg um Palästina

Als Nazideutschland im Mai 1945 kapitulierte, blieb die Jüdische Brigade als Teil der alliierten Besatzungstruppen in Norditalien stationiert. 734 jüdische Männer und Frauen waren im Kriegsdienst gefallen und auf verschiedenen britischen Soldatenfriedhöfen begraben.¹⁴⁷ Die *Haganah* nahm Kontakt zu jüdischen Flüchtlingen auf, die in zahllosen Lagern für *Displaced Persons* überall in Europa unter erbärmlichen Bedingungen auf ein Ende ihres Martyriums warteten, forderte sie auf, nach Palästina auszureisen, und versprach, ihnen dabei zu helfen. Viele Überlebende waren sofort zur Ausreise bereit, zumal, als ihnen das Ausmaß des deutschen Massenmordes an den europäischen Juden deutlich wurde. Die *Haganah* schaffte Tausende in LKW-Kolonnen, als alliierte Militärkonvois getarnt, in französische und italienische Häfen. Von dort traten sie die Überfahrt nach

Palästina an. Die britische Regierung hatte allerdings in den Kriegsjahren ihre Palästina-Politik nicht geändert. Selbst unter Einrechnung der illegalen Einwanderer hatte sie bis 1944 rund 20.000 Juden weniger ins Land gelassen, als im Weißbuch von 1939 anvisiert. Torpedos hatten Schiffe mit jüdischen Flüchtlingen im Mittelmeer angegriffen, und die britische Marine hatte vor der Küste Palästinas Tausende jüdische Flüchtlinge abgefangen und nach Zypern und Mauritius in Lager verschleppt, wo sie bei Kriegsende noch immer auf ihre Genehmigung zur Einreise nach Palästina warteten. Vertreter des *Jischuw* hatten während des Krieges immer wieder vergeblich an die britische Mandatsverwaltung appelliert, endlich die Grenzen Palästinas für Verfolgte aus Europa zu öffnen.¹⁴⁹ Auch die US-Regierung hatte vor 1945 darauf gedrängt, gewährte jedoch in den ersten drei Nachkriegsjahren selbst lediglich 12.000 jüdischen Flüchtlingen Aufnahme in den Vereinigten Staaten.¹⁵⁰ Die alliierten Siegermächte setzten nach Kriegsende ihre Flüchtlingspolitik fort, die sie auf den Konferenzen von Evian (1938) und Bermuda (1943) festgeschrieben hatten, und ließen auch weiterhin nur kleine Kontingente von jüdischen Flüchtlingen einreisen.¹⁵¹

Am 18. Juni 1945 stellte die *Jewish Agency* bei der britischen Mandatsverwaltung den Antrag, unverzüglich 100.000 Holocaust-Überlebende aus Europa ein-

Im Kriegseinsatz wurden der arabische Palästinenser Hazim Khalidi und der jüdische Palästinenser Uzi Narkiss Freunde. Gemeinsam kämpften sie in Nordafrika gegen Nazideutschland und das faschistische Italien. In den israelisch-arabischen Kriegen von 1948 und 1967 sollten sie sich auf gegnerischen Seiten der Front wiederfinden. Um nicht der »Kollaboration« beschuldigt zu werden, konnten sie ihre Freundschaft nur noch insgeheim weiterführen. Sie hielt bis zu ihrem Tod. Khalidi starb 1979, Narkiss 2000.¹⁵⁵

»Überlebende des Holocaust retten«

Gabriel Knoller, schon als Junge bei der *Haganah*, traf als Soldat der Jüdischen Brigade an der italienisch-österreichischen Grenze Überlebende des Holocaust:

»Nichts hat mich mehr berührt und nichts sich tiefer in meine Erinnerung eingegraben als die Begegnung in Tarvisio, bei der wir von den Gräueln hörten, die sie im Krieg erlebt hatten. Danach habe ich die Aktivitäten der Brigade aktiv unterstützt, Überlebende zu retten und nach Palästina zu schmuggeln.«¹⁴³



Die Jüdische Brigade verhalf nach Ende des Krieges jüdischen Überlebenden zur Ausreise nach Palästina

Die britische Kriegsmarine griff im Zweiten Weltkrieg zahlreiche jüdische Flüchtlinge aus Europa vor der Küste Palästinas auf und verschleppte sie nach Zypern und Mauritius



wandern zu lassen, um sie nicht, wie es Ben Gurion formulierte, »auf den Friedhöfen ihrer Millionen dahingeschlachteter Angehöriger weiter dahinsiechen zu lassen.«¹⁵² Tatsächlich waren allein in Bergen-Belsen im ersten Monat nach der Befreiung noch 13.000 Juden gestorben.¹⁵³ Die Briten aber blieben hart, und die Spannungen in Palästina eskalierten. Jüdische Untergrundkämpfer befreiten illegale Einwanderer, die in britischen Auffanglagern inhaftiert waren, sprengten Patrouillenboote der Küstenwache, Eisenbahnlinien und Grenzübergänge. Am 22. Juni 1946 verübte die militante jüdische Organisation *Irgun* einen Anschlag auf das King David Hotel, das Hauptquartier der britischen Militäradministration in Jerusalem. Dabei kamen 91 Menschen um, darunter Briten, Araber und Juden. Die *Haganah* distanzierte sich zwar von diesem Terroranschlag, aber die Lage in Palästina geriet für die Briten zunehmend außer Kontrolle, obwohl sie dort 100.000 Soldaten stationiert hatten. Anfang 1947 scheiterten ihre Versuche, Juden und Araber zu Verhandlungen zu bewegen.¹⁵⁴ Am

14. Februar 1947 kündigten die Briten ihre Mandatsverwaltung in Palästina auf und übergaben sie den Vereinten Nationen. Diese beauftragte ein *UN Special Committee on Palestine* (UNSCOP), einen Lösungsvorschlag für den Konflikt zu erarbeiten. Die von der UNO bestimmten Vertreter aus elf

Ländern bereisten Mitte 1947 das Land und präsentierten am 1. September einen Plan zur Teilung Palästinas in einen jüdischen und einen arabischen Staat. Sie sollten eine Wirtschaftsunion bilden, und Jerusalem sowie Bethlehem sollten von der internationalen Gemeinschaft verwaltet werden. Der Teilungsplan gestand den Juden, die etwa ein Drittel der Bevölkerung Palästinas stellten, 55 Prozent des Landes zu. Am 29. November 1947 stimmte die Vollversammlung der Vereinten Nationen einer nur leicht veränderten Version dieses Vorschlags mit einer Mehrheit von 33 zu 13 Stimmen bei 10 Enthaltungen zu. Zu den Befürwortern gehörten neben den USA und der Sowjetunion die meisten westeuropäischen und lateinamerikanischen Länder. Dagegen votierten die arabischen Staaten, Kuba und Indien. Großbritannien enthielt sich der Stimme. Während jüdische Organisationen in aller Welt jubelten, verließen die Vertreter der arabischen Staaten unter Protest den Plenarsaal, erklärten die Abstimmung für ungültig und drohten mit Krieg. Wenige Stunden nach Verabschiedung der UNO-Resolution verübten Araber in Palästina erste Bombenanschläge auf jüdische Busse. Von Kairo aus rief der höchste Funktionär der arabischen Palästinenser, der Nazi-Kollaborateur Hadj Amin el-Husseini, zum Generalstreik auf, und die Arabische Liga bereitete sich auf einen »Krieg gegen die Juden« vor. Am 16. September 1947 gründete der Staatenbund die Arabische Befreiungsarmee (*Arab Liberation Army*) und bestimmte Fawzi al-Kaukji, einen weiteren Kollaborateur der Nazis, zu ihrem Oberbefehlshaber.

»Nur woanders hin«

Aron Derman, ein jüdischer Partisan, der schon mit 18 Jahren in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten war, über seine Flucht aus Europa:

»Direkt nach meiner Befreiung ging ich nach Slodim in Polen, um zu sehen, ob vielleicht jemand überlebt hatte. Ich wusste, dass aus meiner Familie niemand mehr lebte, aber

ich dachte, vielleicht ist irgendjemand übrig, ein Vetter oder Freunde. Aber in Slodim fand ich niemanden. Es war wie auf einem Friedhof. Es war die Hölle. Also wollte ich so schnell wie möglich wieder weg, einfach nur woanders hin. Aber wohin? Ich hatte keine Familie mehr, deshalb wurde Palästina zu meiner Familie. Palästina war mein Traum.«¹⁴⁸

Von November 1947 bis Mai 1948 herrschte in Palästina Bürgerkrieg. Beide Seiten bekämpften sich mit Sabotageakten. Mitglieder der militanten Organisationen *Irgun* und *Stern Gang* führten Bombenanschläge auf arabische Dörfer durch. Jüdische Einheiten besetzten auch Land, das nach dem UNO-Teilungsplan den Arabern zugestanden worden war. Angst und Verunsicherung trieben daraufhin Tausende arabische Palästinenser in die Flucht. Andere folgten der Aufforderung aus den Nachbarländern, das Land zu verlassen, um später »nach der Vertreibung der Juden« mit den arabischen Armeen wieder siegreich in Palästina einzumarschieren. Als der *Jischuw* am 15. Mai 1948 den Staat Israel proklamierte und Truppen aus Ägypten, Transjordanien, Syrien und dem Irak in Palästina einfielen, hatten 400.000 Araber das Land bereits verlassen.¹⁵⁵ Der konventionelle Krieg um Palästina dauerte bis Anfang 1949. Der Generalsekretär der Arabischen Liga Abd al-Rahman Azzam Pasha rief dazu mit den Worten auf: »Dies wird ein Vernichtungskrieg werden und ein gewaltiges Massaker, das in die Geschichte eingehen wird wie die Massaker der Mongolen und Kreuzzügler.«¹⁵⁶

»Wer für Israel eintrat, landete im Lager« Keineswegs alle Araber wollten 1948 »die Juden ins Meer treiben«. Nachdem die Sowjetunion in der UNO für die Gründung eines jüdischen Staates in Palästina gestimmt hatte, vertraten auch Linke in den arabischen Ländern diese Position. Der ägyptische Soziologe Anour Abdel-Malek:

»Der Krieg in Palästina [gestattete] es den reaktionären Regierungen in den arabischen Ländern, eine neue Kampagne gegen die Linke zu eröffnen, die dieses Mal des Verrats beschuldigt wurde, da die verschiedenen kommunisti-

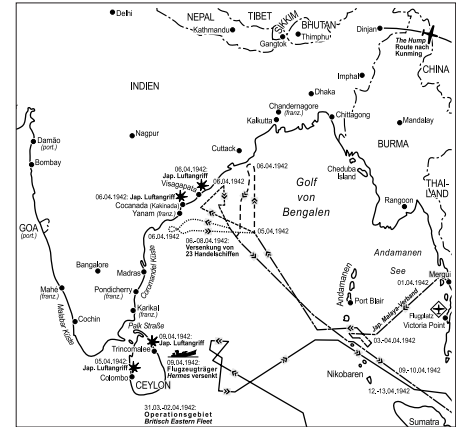
Der Krieg kostete 6.000 jüdische und 12.000 arabische Palästinenser das Leben¹⁵⁸, die neu gegründete israelische Armee fügte den Streitkräften der arabischen Nachbarländer eine vernichtende Niederlage zu.

Die Überlegenheit der israelischen Truppen beruhte unter anderem auf ihren Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Mehr als 35.000 ausgebildete Haganah-Kämpfer hatten nicht nur den konventionellen Krieg kennen gelernt, sondern mit ihrer Untergrundarmee auch Guerillaoperationen durchgeführt. Jüdische Freiwillige aus anderen Ländern, die im Zweiten Weltkrieg Piloten und Offiziere, Marinesoldaten und Frontkämpfer gewesen waren, kamen hinzu und kämpften in der israelischen Armee.

Veteranen aus dem Zweiten Weltkrieg übernahmen im Krieg von 1948 das Kommando. So auch Allon Yigal, einer der jüdischen Oberbefehlshaber, der schon in den dreißiger Jahren Kommandant der jüdischen Untergrundarmee gewesen war. Als der arabische Angriff abgewehrt worden war, sagte er vor seinen Offizieren den prophetischen Satz: »Wir haben den Krieg gewonnen, aber den Frieden verloren!«¹⁶⁰

schen Parteien (...) für eine Anerkennung des israelischen Staates in den von der UNO 1947 festgelegten Grenzen plädiert hatten und für die Schaffung eines arabischen Staates Palästina, für eine Entschädigung der Flüchtlinge und den Abschluss eines Friedensvertrages mit Israel eingetreten waren. Am 15. Mai 1948 wurde über Ägypten der Belagerungszustand verhängt, was mit sich brachte, dass Tausende von Kommunisten, Gewerkschaftlern, Progressiven und linksorientierten Wafdisten im Konzentrationslager *El-Tor* am Roten Meer interniert wurden.«¹⁵⁷

»Die Niederlage der Palästinenser war umfassend. (...) Nach Unterzeichnung des letzten Waffenstillstandsabkommens im Juli 1949 waren über 400 arabische Dörfer verlassen und in ihrer Mehrheit zerstört und unbewohnbar gemacht – zumeist nicht während des Kriegs selbst, sondern durch gezielte Aktionen von Armee und jüdischen Siedlern. Ihr Land und Besitz wurden konfisziert, an jüdische Zuwanderer verteilt, den früheren Einwohnern selbst die Rückkehr verwehrt. Von den 1,4 Millionen arabischen Einwohnern, die zuletzt im Mandatsgebiet Palästina lebten, war zwischen Dezember 1947 und Frühjahr 1949 etwa die Hälfte, d.h. 700.000-760.000 Personen, geflohen oder vertrieben worden.«¹⁵⁹



Der japanische Angriff auf Indien 1942



Das Grenzgebiet Indien/Burma



Die Thailand-Burma Bahn

»Wir sind das Kind zu vieler Eltern«

Krieg um die Kolonien

Zur Geschichte der asiatischen Kolonialsoldaten

»Die Filipinos«, schrieb der bekannteste zeitgenössische Schriftsteller der Philippinen, Francisco Sionil José, »lebten mehr als 350 Jahre in einem spanischen Kloster, danach fast ein halbes Jahrhundert unter der US-amerikanischen Herrschaft Hollywoods, unterbrochen von einem dreijährigen japanischen Intermezzo. Unser Dilemma ist: Wir sind das Kind zu vieler Eltern.«¹

José bringt es auf den Punkt: Mehr als vier Jahrhunderte lang konkurrierten die Kolonialmächte um Macht, Einfluss und profitable Geschäfte in Asien. Die Kolonialisierung begann, als der Portugiese Vasco da Gama das Kap der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas umschiffte und 1498 den Seeweg nach Indien fand. Auch Christoph Kolumbus war 1492, als er in Amerika landete, auf der Suche nach einer Schiffsroute nach China und Indien gewesen. Darum glaubte er in der Karibik, auf westindische Inseln gestoßen zu sein und nannte die Bewohner des amerikanischen Kontinents »Indianer«. Neben den Portugiesen segelten im 16. Jahrhundert auch Spanier, Briten und Holländer nach Asien. Seitdem kämpften die europäischen Mächte dort wirtschaftlich und militärisch um Rohstoffe wie Gewürze, Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak, Reis und Kokosnüsse, später auch um Edelhölzer, Zinn, Kautschuk und Erdöl.

Die europäischen Eroberer legten zunächst nur kleine Flotten- und Handelsstützpunkte an, eroberten von dort aus jedoch schon bald Kolonialreiche, die um ein Vielfaches größer waren als ihre eigenen Länder. Als

erste unterwarfen die Spanier im 16. Jahrhundert die Philippinen. Portugal setzte sich in Timor fest. Die »Holländische Ostindien-Kompagnie« plünderte die indonesischen Inseln aus und begründete auf dem 5.000 Kilometer weiten Archipel die Kolonie Niederländisch-Indien. Die Briten dehnten ihre Herrschaft erst über den indischen Subkontinent aus und dann weiter nach Ceylon, Burma, Borneo, auf die malaiische Halbinsel mit der Hafenstadt Singapur und an die Südküste Chinas mit der Kronkolonie Hongkong. Russland drang im 19. Jahrhundert von Norden her nach Südasien vor, und Frankreich eroberte Vietnam, Laos und Kambodscha und nannte sein Kolonialgebiet Indochina.

Selbst China war politisch zu schwach, um Übergriffe von außen abzuwehren, und so konkurrierten die Kolonialmächte um Macht und Pfründe im »Reich der Mitte« und okkupierten die wichtigsten Häfen an der chinesischen Ostküste. Dort waren seit 1898 die Deutschen mit einem Stützpunkt in Kiautschou vertreten – der im Ersten Weltkrieg der Kriegsmarine als Ausgangspunkt für den asiatisch-pazifischen Raum diente.

Überall in Asien rekrutierten die Kolonisatoren einheimische Hilfstruppen, nicht nur Führer, Träger, Wächter und

Francisco Sionil José,
philippinischer
Schriftsteller und
Kriegsteilnehmer



Kundschafter, sondern auch Zwangsarbeiter, Polizisten und Soldaten, die bei Eroberungsfeldzügen der europäischen Invasoren auch gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen mussten und in Kriegen gegen konkurrierende Kolonialmächte eingesetzt wurden, etwa unter den Franzosen in Indochina und unter den Holländern in Indonesien. Als die US-Amerikaner die Spanier Ende des 19. Jahrhunderts von den Philippinen vertrieben und die Filipinos den Abzug der spanischen Truppen nutzten, um am 12. Juni 1898 die Unabhängigkeit ihres Landes zu proklamieren, überzogen die USA den Inselstaat mit einem Krieg, der zum größten kolonialen Massaker in Asien wurde. Dabei griffen sie auch auf einheimische Kollaborateure zurück. Bei dem Gemetzel starben etwa eine Million Menschen – ein Sechstel der philippinischen Bevölkerung.

Großbritannien herrschte in Asien über das größte Kolonialreich und rekrutierte die meisten Kolonialsoldaten. Dabei unterschieden die Briten zwischen vermeintlich »nicht-kriegerischen« und »kriegerischen Rassen«. Zu

Indische Kavallerie,
im Ersten Weltkrieg
unter britischem
Kommando »an der
Westfront« in Europa



Letzteren zählten sie vor allem Sikhs, Pathanen und Belutschen aus den westlichen und nördlichen Regionen Indiens sowie nepalesische Gurkhas. Als die Briten 1815 Krieg gegen das Himalaya-Königreich Nepal führten, leisteten die Gurkhas erbitterten Widerstand. Nach ihrer Unterwerfung verpflichteten britische Offiziere sie, als Gebirgsjäger und Elitetruppen für die Streitkräfte des Empire zu dienen. Damit begann die bis in die Gegenwart reichende Tradition der Gurkha-Regimenter in der britischen Armee.

Bei Beginn des Ersten Weltkriegs lebten auf dem indischen Subkontinent (zu dem neben Indien auch die heutigen Staaten Pakistan, Bangladesch und Sri Lanka gehörten) etwa 315 Millionen Menschen, und die Briten sahen in der größten ihrer Kolonien »das Juwel der Krone und das höchste Symbol der Macht und des Stolzes ihres Imperiums«. 1914 rekrutierte die Briten 1.679.000 Inder sowie 59.000 Gurkhas aus Nepal, die zusammen ein Fünftel der fast neun Millionen Mann zählenden britischen Streitkräfte im Ersten Weltkrieg stellten. Indische Eliteeinheiten wie das 129. Bataillon des *Duke of Connaught's Own Baluchi Regiment* halfen der kriegsgeschwächten *British Expeditionary Force* (BEF), die vorrückenden deutschen Truppen an der Einnahme der strategisch wichtigen Hafenstädte Boulogne in Frankreich und Nieuwpoort in Belgien zu hindern. Insgesamt kamen 140.000 indische Soldaten an französischen und belgischen Fronten gegen die Deutschen zum Einsatz, davon 90.000 Mann in Kampfverbänden. Etwa 898.000 Inder kämpften in Ost- und Westafrika, in Ägypten und Palästina, in Aden und am Persischen Golf sowie in China. Das britische Oberkommando setzte indische Einheiten zudem gegen die Türken ein.³

Britische Offiziere schätzten den Einsatz und die Tapferkeit der indischen Soldaten. Doch das hielt sie nicht davon ab, den Indern mit rassistischem Hochmut und Misstrauen zu begegnen. Weil Unabhängigkeitsbewegungen in Indien damals an Stärke gewannen und es antibritische Unruhen gab, ließen die britischen Behörden indische Soldaten, die sie »revolutionärer Umtriebe« verdächtigten, überwachen. Im französischen Boulogne

kontrollierte eine Zensurbehörde die Feldpost der Inder und fing auch Briefe verwundeter indischer Soldaten aus englischen Lazaretten ab. In einem davon schrieb ein indischer Soldat am 2. Dezember 1915 aus dem *York Place Hospital* an seine Familie: »Wir Inder werden hier wie Gefangene behandelt. Überall sind wir von Stacheldraht und Wachposten umgeben. Aus London herauszukommen ist schier unmöglich. Nicht mal New Milton können wir sehen. Hätte ich das alles vorher gewusst, wäre ich nie hierher gekommen. Um die Wahrheit zu sagen: Niemals zuvor in meinem Leben musste ich so viel Leid ertragen. Gewiss, wir werden ausreichend versorgt und erhalten angemessene Kleidung. Doch das Wesentliche – die Freiheit – wird uns vorenthalten.«⁴ 61.400 Inder starben im Ersten Weltkrieg, 71.000 wurden verwundet und 11.100 gefangen genommen.

Östlich von Persien und Afghanistan hatten nur zwei asiatische Länder ihre Unabhängigkeit bewahren können: das Königreich Siam (später: Thailand), das seine geographische Lage als Puffer zwischen dem britischen und französischen Kolonialreich zu nutzen wusste, und das Kaiserreich Japan, das Ende des 19. Jahrhunderts antrat, zur mächtigsten Kolonialmacht Asiens aufzusteigen.

Japans Aufstieg zur Kolonialmacht

Nachdem Japan sich mehr als 200 Jahre von der Außenwelt isoliert hatte, drohte die US-amerikanische Regierung 1854 mit Krieg, sollte sich das Inselreich nicht für den Außenhandel öffnen. Japan war den USA militärisch weit unterlegen und innenpolitisch von Unruhen zerrüttet. Nach Missernten und erhöhten Tributzahlungen revoltierten die verarmten Bauern und brachten schließlich das erstarrte japanische Feudalsystem mit seiner rigiden Etikette zu Fall. Um sich gegenüber westlichen Mächten zukünftig besser behaupten zu können, plädierten junge, reformorientierte *Samurai* (Ritter) dafür, sich moderne Technologien aus dem Ausland anzueignen und anstelle der regierenden Feudalherren aus dem Hause Tokugawa wieder dem *Tenno* (Kaiser) die höchste Macht im Staate anzuvertrauen. 1868 bestieg

Kaiser Mutsuhito den Thron, verlegte die Hauptstadt von Kioto nach Tokio und forcierte die Modernisierung von Wirtschaft, Politik und Technik mit Hilfe ausländischer Experten. Bis 1890 holte die japanische Regierung rund 3.000 europäische und US-amerikanische Fachleute ins Land.

Die Öffnung des Landes und die gleichzeitige Industrialisierung sollten Japan gegenüber den Großmächten in der Region wirtschaftlich und militärisch konkurrenzfähig machen. Der Staat baute Schiffswerften, Stahlwerke und Rüstungsbetriebe, führte die allgemeine Wehrpflicht ein und stellte ein stehendes Heer auf. Träger dieser gesellschaftlichen Veränderungen waren jedoch nicht aufgeklärte Bürger und Unternehmer, sondern der dem Kaiser ergebene Adel sowie reiche Händler. Die politische Staatsform blieb entsprechend reaktionär. In der 1890 verabschiedeten Verfassung hieß es: »Der Kaiser ist heilig und unverletzlich.« Er besaß als »direkter Nachfahre der Sonnengöttin Amaterasu« uneingeschränkte Macht. Der *Tenno* war auch Oberbefehlshaber der japanischen Streitkräfte. Der Wahlspruch der von ihm eingesetzten Regierung lautete: Ein »reiches Land« braucht eine »starke Armee«, was den Militärs eine dominante Stellung in der japanischen Gesellschaft verschaffte. Es gab zwar ein gewähltes Parlament, aber auf das Budget der Streitkräfte hatte es kaum Einfluss, und der Kriegsminister sowie der Minister für die Marine waren nur dem Kaiser Rechenschaft schuldig.

Japans Militärs nutzten diese Macht und führten 1894/95 den ersten Krieg gegen China, um unter anderem die koreanische Halbinsel zu erobern. Korea hatte lange dem chinesischen Kaiserhaus Tribut gezahlt, und China hatte von den Bodenschätzen im Norden und von den fruchtbaren Reisfeldern im Süden des Landes profitiert. Japan gewann den Krieg, die Kontrolle über Korea und als Kriegsbeute Formosa (heute: Taiwan). Der erste Schritt auf Japans Weg zur Großmacht Asiens war getan. Gesandte des schwachen koreanischen Königshauses versuchten 1904, das zaristische Russland als Verbündeten gegen Japan zu gewinnen, um die Koloni-

alisierung Koreas zu verhindern. Japanische Streitkräfte zettelten 1904/05 den Russisch-Japanischen Krieg an. Wieder kehrten sie als Sieger zurück und zwangen Korea zunächst, einem Protektoratsvertrag zuzustimmen. 1910 erklärten sie das Land zur japanischen Kolonie.

Im Ersten Weltkrieg stellte sich Japan auf die Seite Frankreichs und Großbritanniens und nahm Deutschland bereits 1914 seinen Stützpunkt Kiautschou an der chinesischen Küste sowie seine Kolonien im nordpazifischen Mikronesien ab. Nach Kriegsende wurde Japan die Mandatsverwaltung der Inseln übertragen, wenn auch mit der ausdrücklichen Auflage des Völkerbundes, die neu erworbenen Gebiete nicht militärisch zu nutzen und die territoriale Integrität Chinas zu respektieren. Damit verfügte Japan über ein beachtliches Kolonialreich, rüstete jedoch weiter auf, um ganz Asien zu erobern. In den zwanziger Jahren stärkten Gewerkschaften, Arbeiterparteien und Bauernbewegungen in Japan zwar kurzzeitig die Position ziviler Politiker. Doch wachsende Arbeitslosigkeit und Armut nach der Weltwirtschaftskrise ließen Anfang der dreißiger Jahre auch in Japan faschistische und chauvinistische Kräfte erstarken, und mit ihnen wuchs wieder der Einfluss des Militärs.

Ohne sich mit der Regierung in Tokio abzustimmen, besetzten japanische Befehlshaber mit ihren Truppen in der Mandschurei im September 1931 mehrere Großstädte und erhoben Anspruch auf das ganze Land mit seinen reichen Kohle- und Gasvorkommen. Japanische Militärs installierten den Vasallenstaat Mandschukuo und setzten dort eine Marionettenregierung ein. Als diese gewaltsame Expansion im Völkerbund auf Kritik stieß, verließ Japan 1933 die Staatengemeinschaft.

Im Februar 1936 putschte eine Gruppe junger Heeresoffiziere und hievte eine armeefreundliche Regierung an die Macht. Um die unangefochtene Führungsrolle Japans in Asien durchzusetzen, erließ sie ein Vier-Punkte-Programm. Sie trieb den Ausbau der Schwer- und Rüstungsindustrie voran, bezog die Mandschurei in ihre Kriegswirtschaft ein, zeigte sich gegenüber konkurrierenden Mächten in der Region zunehmend kompromisslos und verkündete, Japan autark machen zu

wollen. Dafür war Japan auf strategisch wichtige Rohstoffe wie Kautschuk, Kohle und Erdöl angewiesen, die vor allem in China, Niederländisch-Indien (heute: Indonesien), Französisch-Indochina und im britischen Malaya zu finden waren. Auch diese Ressourcen waren nur durch Krieg zu erlangen.

Rückendeckung gab das Bündnis mit Nazideutschland und dem faschistischen Italien, welches im November 1936 mit dem Antikomintern-Pakt gegen die Sowjetunion besiegelt wurde. Den Vorwand für den Krieg lieferte ein vorgetäuschter Angriff auf eine japanische Militäreinheit in der Nähe von Peking im Juli 1937. Japanische Truppen fielen in China ein. Damit begann der Zweite Weltkrieg in Asien, zwei Jahre und zwei Monate vor dem deutschen Überfall auf Polen.

1938 steckte die japanische Regierung bereits drei Viertel ihres Budgets in Militärausgaben.⁵ Sie baute die Kriegsmarine zur stärksten in der Region aus und verdoppelte die Zahl der Wehrpflichtigen. Über sechs Millionen gut ausgerüstete Soldaten standen bereit, für ihren Kaiser die halbe Welt zu erobern.

Die Groß-Ostasiatische Wohlstandssphäre Japans Kriegspropaganda

Am 1. August 1940 verkündete die Regierung in Tokio, sie wolle ein großasiatisches Reich mit dem japanischen Kaiser an der Spitze etablieren. Ähnlich dem Commonwealth, in dem Großbritannien seine Kolonien und die inzwischen unabhängigen *Dominions* (von Australien bis Südafrika) zusammengefasst hatte, wolle Japan eine Großostasiatische Wohlstandssphäre (wörtlich: Größere Ostasiatische Gemeinsame Wohlstandssphäre) begründen, da »die Welt an einem Wendepunkt angelangt« sei und nach »neuen Formen der Regierung, Wirtschaft und Kultur« verlange. Erklärtes Ziel der Japaner war, den »Aufbau einer neuen Ordnung« im Großraum Ostasien voranzutreiben, angefangen mit der »Solidarität Japans mit Mandschukuo und China«, den bereits besetzten Gebieten. Nach diesem Konzept bildete Japan das Zentrum des neuen Reiches, um das sich andere, eroberte Nationen gruppieren sollten, die

entweder japanische Kolonialbeamte oder einheimische Statthalter unter japanischer Kontrolle nach dem Willen des *Tenno* regieren sollten.

In Japan selbst sollten Staat, Gesellschaft, Politik und Wirtschaft auf einen langwierigen Krieg vorbereitet werden. Nach außen benutzten die japanischen Ideologen antikoloniale und antiimperialistische Rhetorik, um Widerstand gegen die westlichen Kolonialmächte zu schüren und Verbündete zu gewinnen – die Losung hieß »Asien den Asiaten«. Dabei dachten die japanischen Herrscher keinesfalls daran, allen asiatischen Kolonien die Unabhängigkeit zu gewähren. Nur wo es militärstrategisch unumgänglich oder aus taktischen Gründen notwendig war, wollten sie in den eroberten Ländern politische Zugeständnisse machen.

Die Japaner verachteten Geschichte, Kultur und Sprache anderer Asiaten, und ihr Überlegenheitswahn glich dem der westlichen Kolonisatoren. Japans Kaiser sollte zum »Führer der asiatischen Rassen« werden. Dafür wollten die Japaner sich die Rohstoffe und das »Menschenmaterial« ganz Asiens einverleiben. Bei den Eroberungsfeldzügen sollten ihre Truppen stets zuerst, dann erst die einheimische Bevölkerung versorgt werden.

In Japan stieß dieses faschistische Konzept nur vereinzelt auf Protest oder Widerstand. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung identifizierte sich mit dem Großmachtstreben ihrer Regierung und sonnte sich in dem Gefühl vermeintlicher »rassischer« Überlegenheit. Die japanischen Medien rührten die Propagandatrommel und erklärten die Raubzüge der kaiserlichen Truppen zum »großen ostasiatischen Krieg zur Befreiung Asiens vom Joch des europäischen und US-amerikanischen Kolonialismus«. In vielen asiatischen Ländern, vor allem in Thailand und Burma, Indochina und Indonesien, hatten sie Erfolg. Sie fanden nicht nur Mitläufer, sondern auch freiwillige Hilfsarbeiter und Soldaten für ihren Krieg. Den indonesischen Journalisten Sunapati dagegen erinnerte das Vorgehen der Japaner, die sich als »Licht, Beschützer und Befreier Asiens« ausgaben, an das Sprichwort: »Der Wolf geht aus der Hintertür

heraus, der Tiger kommt durch die Vordertür herein.« Anders ausgedrückt: »Die europäischen Kolonialisten liefen davon, die japanischen Faschisten kamen!«⁶

Koreas Bedeutung für die japanische Kriegführung

Als Choi Changwha 1930 in dem Dorf Seonchon in Korea geboren wurde, gaben seine Eltern ihm zwar einen koreanischen Namen, aber die Japaner, die das Land 1910 kolonialisiert hatten, nannten ihn Sai Shoka. »Das war mehr als nur eine Namensänderung«, erzählt der spätere Pfarrer Choi Changwha. »Es entsprach dem Plan der Besatzungsmacht, die ethnische und kulturelle Identität der Koreaner und Koreanerinnen auszulöschen und sie zu Japanern zu machen. Schon vor dem Krieg waren wir in unserem eigenen Land gezwungen, vor dem Shinto-Schrein, dem Symbol unserer Unterdrückung, den Tenno anzubeten.«⁷

Bis 1945, insgesamt 36 Jahre, stand Korea unter Fremdherrschaft. Japanische Militärs regierten das Land und japanische Unternehmen plünderten es aus. Die Rohstoffe, die koreanische Bergarbeiter förderten, gingen ebenso weitgehend nach Japan wie der Reis, den die Bauern anbauten. Korea ernährte die japanische Bevölkerung, als Japan seine Wirtschaft auf Kriegsproduktion umstellte und japanische Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft in Rüstungsfabriken arbeiten mussten. Versorgungsengpässe in Korea, wachsende Armut und Hungersnöte waren die Folgen. Koreanische Bauern wanderten massenhaft nach China, in die Mandschurei oder nach Japan aus.

Schon 1919 formierte sich in Korea Widerstand gegen die japanische Kolonialherrschaft.

Japanische Kriegspropaganda: Asien schüttelt mit Hilfe japanischer Soldaten die Ketten der britischen, niederländischen, französischen und US-amerikanischen Kolonialherrschaft ab





Bei den von den Nazis 1936 organisierten XI. Olympischen Sommerspielen in Berlin gewann ein Läufer den Marathon, der zur japanischen Mannschaft gehörte. Er war als »Kitei Son« angetreten. Tatsächlich stammte der Sportler aus Korea und hieß Sohn Kee-Chung, hatte aber unter japanischen Namen antreten müssen

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte US-Präsident Woodrow Wilson versprochen, die »nationale Selbstbestimmung der Völker« unterstützen zu wollen. Koreanische Migranten im chinesischen Shanghai bildeten daraufhin eine »provisorische Exilregierung«, forderten den Abzug der Japaner, und überall in Korea gingen Menschen für die Unabhängigkeit ihres Landes auf die Straße. Die japanischen Kolonialbehörden registrierten innerhalb von drei Monaten in 217 Städten 1.491 Großdemonstrationen, an denen sich zwei Millionen Menschen beteiligten, ein Zehntel der damaligen Bevölkerung Koreas. Die japanischen Besatzungstruppen benötigten ein Jahr, um diese breite Unabhängigkeitsbewegung zu zerschlagen. Dabei ermordeten sie 7.500 Menschen und warfen 46.000 ins Gefängnis.

Danach verdreifachte Japan die Zahl seiner Polizisten in Korea und umwarb gleichzeitig die koreanische Elite, vor allem Grundbesitzer, religiöse Führer und Intellektuelle, um sie in die Kolonialverwaltung einzubeziehen. Koreaner, die zur Kollaboration mit den Besatzern bereit waren, durften ihre Kinder auf japanische Eliteuniversitäten und Militärakademien schicken, womit zugleich einheimische Kader für die Besatzungsbehörden herangezogen wurden.

Die Ausbeutung der koreanischen Bevölkerung verschärfte sich dagegen weiter. Die Bauern mussten sich auf ihrem eigenen Land als Tagelöhner verdingen oder Pacht zahlen. Wer diese nicht pünktlich entrichten konnte, wurde nach Japan verschleppt und musste dort in Kohlegruben, Eisenerzminen oder Rüstungsfabriken, in Werften, beim Straßenbau oder in Häfen schuften

und erhielt dafür nicht einmal halb so viel wie schlecht bezahlte japanische Arbeiter. Die koreanischen »Gastarbeiter« waren in Japan Bürger zweiter Klasse und mussten selbst für Naturkatastrophen wie Erdbeben als Sündenböcke herhalten. Japanische Bürgerwehren machten Jagd auf koreanische Migranten. 6.000 bis 10.000 von ihnen fielen in den zwanziger Jahren der Lynchjustiz des rassistischen japanischen Mobs zum Opfer.

Als mit dem japanischen Überfall auf China 1937 der Zweite Weltkrieg in Asien begann, meldeten sich trotzdem etliche koreanische Männer freiwillig zum Kriegsdienst. Die Oberschicht, die mit der Besatzungsmacht paktierte, empfand es als Ehre, ihre an japanischen Militärakademien ausgebildeten Sprösslinge als Offiziere mit nach China einmarschieren zu lassen. Und Koreaner, die im Elend hausten, ließen sich mit dem versprochenen Sold locken.

Mit Kriegsbeginn verschärfen die Japaner ihr Besatzungsregime. 1938 strichen sie Koreanisch und koreanische Geschichte aus den Lehrplänen der Schulen und ließen nur noch Unterricht in Japanisch zu. Sie untersagten Koreanern, in der Öffentlichkeit ihre Sprache zu sprechen, die beiden großen koreanischen Tageszeitungen *Dong-a Ilbo* und *Choson Ilbo* mussten ihr Erscheinen einstellen, und öffentliche Verlautbarungen gab es nur noch in Japanisch. Nach einem Erlass aus Tokio mussten sich alle Koreanerinnen und Koreaner japanische Namen zulegen. Aus Protest gegen diese entwürdigende Anordnung verübten viele traditionsbewusste alte Menschen Selbstmord.

Im April 1938 verkündete die japanische Regierung das »Gesetz zur Allgemeinen Mobilmachung des Volkes für den vaterländischen Arbeitsdienst«. Danach zwangen die Japaner bis 1945 insgesamt 4,5 Millionen Koreaner und Koreanerinnen zum Kriegsdienst und zur Arbeit für die Kriegsproduktion. 1,5 Millionen davon verschleppten sie nach Japan, wo sie in Rüstungsbetrieben, Bergwerken und Häfen arbeiten mussten. Nachdem sie die meisten Erwachsenen in Korea zwangsrekrutiert hatten, zogen die Japaner 1944 auch Studenten, Schü-

ler und Kinder ein. 155.000 koreanische Jungen im Alter von 13 oder 14 Jahren mussten Hilfsarbeiten für die japanischen Militärs leisten, außerdem schickten die Japaner 10.000 koreanische Kindersoldaten an die Front. Insgesamt kamen im Zweiten Weltkrieg etwa eine Viertelmillion koreanische Zwangsarbeiter und Soldaten ums Leben.

Nach Kriegsende lehnte es Japan ab, den Überlebenden Entschädigungen zu zahlen. Im September 1991 zog Kim Geung-Sok als erster koreanischer Zwangsarbeiter vor ein japanisches Gericht und klagte gegen die *Kawasaki-Stahlhütte* des Großkonzerns *NKK Corporation*, für die er ab Oktober 1942, damals gerade 16 Jahre alt, hatte arbeiten müssen. Seine Aussage: »Zunächst mussten wir alle zum Seouler Bahnhof kommen, wo man uns medizinisch untersuchte, ob wir auch in körperlich guter Verfassung waren. Dann ging es mit dem Zug nach Pusan in Südkorea und von dort mit dem Schiff nach Shimonoseki in Japan. Dann fuhren wir wieder mit der Bahn. Die ganze Zeit wurden wir von Wärtern bewacht, vor denen ich furchtbare Angst hatte. In der *Kawasaki-Stahlhütte* musste ich als Kranführer arbeiten – 12 Stunden am Tag, an Wochenenden auch schon mal bis zu 18 Stunden, inklusive einer Nachtschicht. Zu essen bekamen wir Reis, Weizen und Gerste, die in großen Töpfen mit Schaufeln zusammengemengt wurden. Als Suppe gab es aufgekochtes Salzwasser. Man hatte uns einen Lohn versprochen – immerhin 80 Yen im Monat. Doch davon zog man uns für Kleidung, eine nationale Verteidigungsabgabe und die Zwangsmitgliedschaft in einer Hilfsorganisation auf Gegenseitigkeit so viel ab, dass am Ende des Monats höchstens 25 Yen übrig blieben, meistens sogar nur zehn. Als im April 1943 koreanische Arbeiter aus Protest gegen die schlechte Behandlung durch das japanische Wachpersonal in den Streik traten, verdächtigten mich die Aufseher, einer der Rädelführer zu sein. Sie schlugen mich brutal zusammen, brachen mir mehrere Rippen und kugelten meinen rechten Arm aus. Da ich danach nicht mehr arbeitsfähig war, verfrachteten sie mich im Februar 1944 zurück nach Korea. Mein Le-

ben blieb auch dort hart, denn zwischenzeitlich hatten sie meinen älteren Bruder auf die nordjapanische Insel Hokkaido verschleppt, in ein Kohlebergwerk in Yubari. Er starb kurz nach Kriegsende und liegt dort vermutlich irgendwo begraben.«

Die japanischen Richter sahen darin keinen Grund für Entschädigungszahlungen. Sie wiesen die Klage des Zwangsarbeiters Kim Geung-Sok ab.⁸

Chung Ki-Young

Ein Koreaner sucht nach vergessenen Opfern

Chung Ki-Young bereitete sich gerade auf seine Abschlussprüfung an der Seouler National-Universität vor, als ihn die Japaner am 20. Januar 1944 zum Militär einzogen. Noch als ergrauter Pensionär in den hohen Achtzigern erinnert er sich genau an diesen Tag: »Auf einen Schlag machten die Japaner aus etwa 300 koreanischen Studenten Soldaten ihrer kaiserlichen Armee. In der ersten Woche mussten wir mehrere Impfungen über uns ergehen lassen. Dann verfrachteten sie uns nach Taegu, einer Stadt südlich von Seoul. Dort war die ›Einheit 80‹ stationiert, das Regiment, dem wir von nun an angehörten. Wenig später zwangen sie uns, einen Zug zu besteigen. Die Fahrt ging nach Norden, und nach einigen Tagen erkannte ich die ›Große Mauer‹. Wir waren tatsächlich in China! Erst später erfuhr ich, dass wir über Nanking gefahren waren, bevor wir in der Nähe von Shanghai in die 5. Kompanie des 46. Bataillons der 60. Division eingegliedert wurden. Einige, darunter auch ich, erhielten dort eine sechsmonatige Offiziersausbildung.« Im Juni 1945 war Chung Ki-Young als Zugführer im Hauptquartier

Chung Ki-Young, einer von Tausenden koreanischer »Studentensoldaten«, die ihr Studium abbrechen mussten, um mit der japanischen Armee in den Krieg zu ziehen



der japanischen Truppen in Shanghai stationiert, als er auf japanischen Plakatwänden einen Namen entdeckte, der ihm bekannt vorkam: »Da war zu lesen, dass ein Mann namens Han Seong-Ju von der Militärpolizei gestellt, als Geldbeschaffer der koreanischen Nationalrevolutionären Sozialistischen Partei, die im Untergrund arbeitete, enttarnt und hingerichtet worden sei. Ich war schockiert und wie gelähmt. Denn Han Seong-Ju war ein enger Freund von mir. Ich wusste, dass auch in der Gegend von Shanghai koreanische Partisanen operierten, aber vom Schicksal meines Freundes hatte ich bis dahin nichts erfahren.« Erschüttert über die Nachricht vom Tod seines Jugendfreundes, entschloss sich Chung, dessen Platz im Widerstand gegen die Japaner einzunehmen. »Als ich ein paar Tage später in Shanghai Ausgang hatte, setzte ich mich mit drei koreanischen Kameraden ab, und wir schlugen uns zu den Partisanen durch. Zu der Zeit operierten in China mehrere koreanische Guerillagruppen hinter den Frontlinien der Japaner, und es gelang uns, Verbindung zu Leuten aufzunehmen, die mit der Nationalrevolutionären Sozialistischen Partei Koreas zusammenarbeiteten.«

Im August 1945 tauchte auf Wandzeitungen in China die Nachricht auf, dass die Japaner kapituliert hatten. Doch marodierende japanische Soldaten setzten das Morden weiter fort. »Überall herrschte helle Aufregung, und die Leute versuchten, sich in Sicherheit zu bringen. Bis wir endlich nach Hause zurückkehren konnten, vergingen Monate.«

In dieser Zeit erfuhr Chung Ki-Young erstmals davon, dass Koreanerinnen in japanische Militärbordelle verschleppt worden waren. Er traf einige Betroffene. Er bot ihnen an, sich für sie einzusetzen und nach seiner Rückkehr in Korea ihre Familien ausfindig zu machen. Doch die Frauen bedrängten ihn, nichts dergleichen zu tun. »Sie fühlten sich tief beschämt und fürchteten, nie mehr in den Kreis ihrer Verwandten und Bekannten aufgenommen zu werden, wenn diese erführen, was sie hatten durchmachen müssen.« Die koreanischen Partisanen halfen den Frauen bei der Rückreise nach Korea. »Insgesamt waren wir etwa 1.500 Leute, als wir uns in

kleineren und größeren Gruppen, auf dem See- und auf dem Landweg, zurück in die Heimat aufmachten. Mitte März 1946 trafen wir in Seoul ein.«

Aufgrund seiner eigenen Erlebnisse beschäftigte sich Chung Ki-Young nach dem Krieg mit der Aufarbeitung der koreanischen Geschichte und der japanischen Besatzungszeit. Er veröffentlichte Artikel in koreanischen und japanischen Zeitschriften und gab Bücher heraus. Das Fazit seiner Recherchen: »Von mindestens 1,6 Millionen koreanischen Zwangsarbeitern hatten die Japaner 360.000 Mann in ihre Armee gepresst. Unter diesen Soldaten befanden sich nach meiner Kenntnis etwa 7.000 Studentensoldaten.«

Von den Hunderttausenden koreanischen Zwangsarbeitern und Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg umkamen, starben viele in Japan – bei der Arbeit und bei den Bombardements der Alliierten.

Seit 1991 reiste Chung Dutzende Male nach Tokio, um in Archiven nach Hinweisen auf Orte zu suchen, an denen Japaner im Krieg tote Koreaner verscharrt hatten. Dann verhandelte er mit Vertretern der japanischen Behörden über die Rückführung der Gebeine dieser Gefallenen in ihr Heimatland. Mit Hilfe von Freunden gelang es Chung Ki-Young, die Gräber von 1.200 koreanischen Kriegsoffizieren in Japan ausfindig zu machen, ihre sterblichen Überreste nach Korea zu überführen und sie dort angemessen bestatten zu lassen. In Seoul und in der Hafenstadt Pusan erinnern dank seines Engagements seit einigen Jahren auch Mahnmale an die weitgehend vergessenen koreanischen Kriegsoffiziere. Chung Ki-Young tat dies im Gedenken an seinen Freund Han Seong-Ju und andere Koreaner, die Widerstand gegen die japanischen Kriegstreiber geleistet hatten und deshalb hingerichtet wurden. »Als einer von denen, die das Glück hatten, am Leben zu bleiben, bin ich ihnen das schuldig. Auch ihre Seelen sollen endlich zur Ruhe kommen.«⁹

Hwang Kum-Ju | Eine Koreanerin erinnert an verschwiegene Kriegsverbrechen

Jeden Mittwoch demonstrieren vor der japanischen Botschaft in Seoul, der Hauptstadt Südkoreas, ein paar Dutzend Frauen. Im März 2004 trafen sie sich schon zum 600. Mal. Die meisten, die sich wöchentlich vor dem stark gesicherten und von martialisch wirkenden Polizisten mit Schutzschilden bewachten Eingangstor mit der japanischen Flagge einfinden, sind schon über 80 Jahre alt. Sie singen Lieder, halten Reden, und manche bringen sich Klappstühle mit und halten ihre Transparente im Sitzen. Darauf steht in koreanischen Schriftzeichen: »Strafen für die Verantwortlichen – Entschädigungen für die Opfer!« – »Japan, bekenne deine Schuld!« – »Wir fordern ein Mahnmal für die geschundenen Frauen!«

Die Demonstrantinnen gehören zu den wenigen Überlebenden unter den etwa 100.000 Koreanerinnen, die die Japaner im Zweiten Weltkrieg in ihre Militärbordelle verschleppten. Hwang Kum-Ju war eine von ihnen. Sie war mit zwölf Jahren aus der Provinz in die Stadt Hamhung gekommen, hatte dort bei Adoptiveltern gelebt und mit neunzehn einen Aufruf der Japaner gelesen, in dem der Kaiser »unverheiratete Mädchen und Frauen zu einem dreijährigen Dienst in einer japanischen Rüstungsfabrik« aufrief und dafür »eine Menge Geld« versprach. »Niemand schöpfte Verdacht. Wieso auch bei einem »kaiserlichen Dienst? Meine Adoptiveltern hatten drei Töchter, die unverheiratet waren. Da die beiden anderen studierten, bot ich mich an, den Dienst in einer japanischen Fabrik anzutreten. Meine Adoptivmutter war sehr erleichtert und versprach mir, sich während meiner Abwesenheit um einen Bräutigam zu kümmern, den ich nach meiner Rückkehr heiraten könnte.« Erst später erfuhr Hwang Kum-Ju, dass aus jedem Wohnbezirk eine bestimmte Zahl von Mädchen und Frauen diesem Aufruf folgen musste. Andernfalls hätten die Japaner die Töchter der jeweiligen Dorfvorsteher und Distriktchefs verschleppt.

Hwang Kum-Jus Arbeitsplatz sollte in Jirin sein, in der Mandchurei. »Die Japaner versprachen mir, dass ich

nach zwei Jahren wieder in meine koreanische Heimat zurückkehren könnte. Tatsächlich haben sie mich dort sechs Jahre festgehalten. Danach habe ich Jahrzehnte lang mit niemandem darüber reden können, was ich damals erliden musste.«

Seit Anfang der neunziger Jahre nahm Hwang Kum-Ju an den meisten Protestaktionen vor der japanischen Vertretung in Seoul teil. »Mir geht es nicht ums Geld«, sagt die zierliche Frau mit dem grauen Zopf, die sich beim Gehen auf einen Spazierstock stützt und beim Reden energisch damit auf den Boden stößt. »Meine verlorene Jugend lässt sich nicht wieder gutmachen. Aber ich werde hier bei Wind und Wetter so lange demonstrieren, bis sich die Japaner bei mir entschuldigt haben. Als Nordkoreaner vor einigen Jahren einige Japaner entführten und fünf von ihnen umkamen, machten die japanischen Behörden ein Mordgeschrei und verlangten Entschädigungen von Nordkorea für die Opfer. Dieselben japanischen Regierungsstellen wollen von den Zehntausenden jungen und unverheirateten Mädchen, die ihre Soldaten im Krieg missbraucht haben, nichts wissen und nichts hören. Sie warten einfach darauf, dass Frauen wie ich sterben.«

Die Koreanerin
Hwang Kum-Ju:
»Solange ich lebe,
warte ich auf ein
Schuldeingeständnis
aus Tokio«



Hwang Kum-Ju wohnt in Balsan, einer Plattenbausiedlung am Rande der lärmenden Metropole Seoul. Triste, gleichförmige Hochhäuser säumen hier die Straßen. Das Einzimmer-Appartement der 84-Jährigen, zirka zwanzig Quadratmeter groß, liegt im Haus mit der Nummer 507 im 15. Stockwerk.

Vor Fremden fällt es Hwang Kum-Ju noch immer schwer, darüber zu reden, was sie vor mehr als einem halben Jahrhundert erdulden musste. Aber sie hat es für den »Koreanischen Rat zur Rehabilitierung der Gewaltopfer des Zweiten Weltkrieges« aufgeschrieben, und sie will, dass es auch außerhalb von Korea bekannt gemacht wird.

Ihr Martyrium begann am Bahnhof von Hamhung, wo sich Anfang 1940 zahlreiche Mädchen auf Geheiß des Distriktschefs einfanden. Die meisten Mädchen waren zwischen fünfzehn und siebzehn Jahre alt. Mit knapp zwanzig zählte Hwang Kum-Ju zu den Älteren. Es gab keine Abschiedszeremonie.

Ein älterer Herr führte die Mädchen wortlos zu einem japanischen Soldaten, der sie zum Zug begleitete: »Die vorderen Waggons waren mit Militärs besetzt. In unserem Waggon befanden sich etwa fünfzig Mädchen. Die Fahrt ging nach Norden. Meistens war unser Abteil abgedunkelt. Häufig blieb der Zug in Tunnels stehen, nachts fuhr er kaum. Zweimal am Tag erhielten wir von den Militärpolizisten, die die Eingänge der Waggons bewachten, einige Reisbällchen mit Wasser. Einige Tage dürftten wir so verbracht haben, bis der Zug schließlich sein Ziel in der Mandschurei erreichte: Jirin. Vor dem Bahnhofsgebäude parkte ein Lastwagen, über den eine Plane gezogen war. Wir mussten auf die Ladefläche steigen, jede mit ihrem Bündel Habseligkeiten gepackt. Einen halben Tag lang holperten wir über schlechte Straßen und Schlammwege, dann kam der Laster auf einem Militärgelände zum Stehen. Japanische Soldaten wiesen uns als Schlafstätte eine Baracke zu. Sie nannten sie *koya* [Hütte], und es gab viele davon. Eine *koya* hatte ein abgerundetes Dach aus Wellblech, und der Boden war mit Strohmatten ausgelegt. Wir bekamen eine Decke und ein Kopfkissen. Es war so kalt, dass wir

uns während des Schlafs aneinander kuschelten.« Bis zu diesem Zeitpunkt glaubte Hwang Kum-Ju noch, sie werde am nächsten Tag ihre Arbeit in einer japanischen Fabrik antreten.

Doch dann trafen die Neuankömmlinge Frauen, die schon länger in dem Lager waren und die sie mit den Worten begrüßten: »Es wäre für euch besser gewesen, unterwegs zu sterben, als hier anzukommen und hier arbeiten zu müssen.«

Am nächsten Morgen holten Soldaten die Mädchen einzeln ab. »Mich führten sie in das Zimmer eines Offiziers. Er befahl mir, an sein Bett zu treten und ihn zu umarmen. Ich weigerte mich. Er fragte, warum ich mich ziere, und ich sagte ihm, dass ich lieber putzen und seine Wäsche waschen würde. Aber das kümmerte ihn nicht. Er versuchte, mich zu umarmen, und als ich mich widersetzte, schlug er mir heftig ins Gesicht. Ich schrie vor Schmerzen und bettelte um Mitleid. Das störte ihn nicht, im Gegenteil. Wütend brüllte er: »Tu gefälligst, was ich dir sage!« und drohte, mich umzubringen. Er riss mir das Hemd vom Leib und zerschnitt mit seinem Schwert meine Unterwäsche. Ich wurde ohnmächtig. Später kam ein Soldat, um mich zurückzubringen. Weinend wankte ich hinter ihm her. Mit meinen zerfetzten Kleidern versuchte ich, mich notdürftig zu bedecken. Eine Frau, die vor mir dran war, sagte: »Hier kommen wir nicht mehr lebend raus.«

Etwa zwei Wochen lang dauerte diese Tortur. Jeden Tag mussten Kum-Ju und die anderen Mädchen die Offiziere »besuchen«. Die Neuankömmlinge waren meistens Jungfrauen, und die japanischen Offiziere behielten es sich vor, sie als erste zu vergewaltigen und anderweitig zu erniedrigen. Kondome benutzten sie nicht, viele Mädchen waren bald schwanger. Meistens wussten die Mädchen nichts davon. Wenn sie es feststellten, bekamen sie Spritzen, die ihre Körper anschwellen ließen und zu starken Blutungen führten. Danach schabten japanische Ärzte ihnen in der Lagerklinik die Gebärmutter aus. Wer diese Prozedur drei oder vier Mal über sich ergehen lassen musste, wurde nicht mehr schwanger.

»Nach zwei Wochen wurden wir zur *comfort station* geschickt. Das war eine Holzkonstruktion mit bis zu sechs abgetrennten Räumen. Als Türen dienten Decken. Vier Gebäude dieser Art standen dicht beieinander. Ich hörte, dass es zahlreiche solcher Stationen in der Umgebung gab. Die Räume waren winzig, auf den Holzböden lagen Tücher und Decken. Ständig gingen Soldaten ein und aus – auch nach Mitternacht. Nach der ›Arbeit‹ hätten wir eigentlich in unsere *koya* zurückgehen sollen. Doch häufig waren wir so erschöpft, dass wir auch nachts in der *comfort station* schliefen. Wir aßen in der Kantine der Mannschaften. Die Soldaten gaben uns Reis, Suppen mit Bohnenpaste und eingelegten Kohl. Anfangs mussten wir übergroße Militärhosen und Jacken, Soldatensocken und ausgetretene Stiefel tragen. Erst später gaben sie uns passende Kleidung.«

Die Mädchen wurden Tag für Tag von bis zu 40 Männern vergewaltigt. An Sonn- und Feiertagen bildeten sich vor den *comfort stations* Trauben von Soldaten, die zum Teil in Unterwäsche anstanden. Wenn ihnen die Wartezeit zu lang wurde, schrieten sie: »Mach' schneller Mann, mach' voran!«

»Einige Soldaten reagierten sich brutal bei uns ab, andere heulten, weil sie bald an die Front mussten. Manche kamen mit Kondomen, die meisten ohne. Anfangs gaben die Japaner auch mir eine Schachtel Kondome, aber ich habe sie weggeworfen, weil ich – naiv wie ich damals war – dachte, dann ließen sie mich in Ruhe. Jede Woche mussten wir uns in der Klinik untersuchen lassen. Frauen, die schwanger waren, mussten dort Abtreibungen über sich ergehen lassen.«

Frauen, die sich ansteckende Geschlechtskrankheiten geholt hatten, wiesen die Japaner in eine Isolierstation ein. »Einige Mädchen waren von den Schamhaaren aufwärts bis zum Bauchnabel mit eiternden Wunden übersät. Ihre Gesichter schwellen gelb an, und eines Tages waren sie verschwunden. Wenn wir die Regel hatten, gaben uns die Ärzte Watte oder Baumwolle. Als der Nachschub ausblieb, mussten wir selbst zusehen, wie wir an irgendwelche Stoffetzen herankamen. Manchmal benutzten wir sogar Einlegesohlen aus den

Schuhen der Soldaten. Fanden sie es heraus, schlugen sie uns, weil das angeblich Unglück brachte.«

Prügelstrafen waren an der Tagesordnung. Selbst wenn die Frauen nur den Mond am Nachthimmel anschauten, berichtet Hwang Kum-Ju, hätten die Soldaten sie geschlagen, um herauszufinden, an was sie gerade dachten. Die Folgen dieser Quälereien spürt die 84-Jährige noch sechs Jahrzehnte später: »Sie haben damals so hart auf mich eingeschlagen, dass ich noch heute manchmal minutenlang nichts hören kann. Meine Knie und Oberschenkel sind bandagiert. Immer, wenn ich diese Verbände vor dem Baden abnehme, treten Schwellungen auf, und ich habe große Schwierigkeiten, aufrecht zu sitzen.«

Irgendwann habe sie damals nicht mehr »arbeiten« können, sagt sie, weil ihre Gebärmutter geschwollen war und sie stark blutete. »Da befahl mir ein Offizier, an seinem Penis zu saugen. Ich antwortete ihm: ›Ihren Kot kann ich wohl essen, nicht aber das.‹ Er fauchte ›Ich bringe dich um, du Nutte!‹ und schlug auf mich ein, bis ich in Ohnmacht fiel. Später erzählte man mir, ich sei drei Tage lang bewusstlos gewesen. Die Japaner haben sich benommen wie Tiere, nicht wie Menschen. Möge der Himmel sie bestrafen.«

Lebhaft erinnert sich Hwang Kum-Ju an den 15. August 1945, den Tag der japanischen Kapitulation. Im Lager herrschte plötzlich eine unheimliche Stille. Niemand rief die Frauen zum Abendessen, und der Speisesaal war leer. Nur ein einzelner Soldat tauchte auf und sagte zu Hwang Kum-Ju, die Frauen seien frei und sollten so schnell wie möglich abhauen, bevor die Chinesen kämen und sie alle töteten. Zunächst wollte Hwang Kum-Ju das Lager nicht verlassen, weil viele Frauen zu krank und zu schwach waren, um zu fliehen. »Doch die anderen beschworen mich unter Tränen, mich in Sicherheit zu bringen. Schließlich rannte ich

Zwangsprostituierte
nach ihrer Befreiung
durch alliierte
Truppen, 1945



so schnell ich konnte davon. Der Militärkomplex war viel größer, als ich bis dahin gedacht hatte. Ich passierte mehrere Tore und zerschnittene Stacheldrahtverhaue und erreichte erst nach etwa 15 Kilometern eine Straße. Dort trafen immer mehr Leute ein, die alle dasselbe Ziel hatten: die Flucht Richtung Süden.«

Nach vier Monaten Fußmarsch, bei dem sie um Lebensmittel bettelte, um zu überleben, kam Hwang Kum-Ju im Dezember 1945 in Seoul an.

Völlig erschöpft bat sie am Bahnhof Chongnyangni an einem Verkaufsstand um etwas zu essen. Die Besitzerin empfand Mitleid mit der zerlumpten Person und gab ihr eine heiße Suppe. Hwang Kum-Ju weinte vor Rührung über diese menschliche Anteilnahme nach sechs Jahren der Tortur. »Erstmals konnte ich mich wieder einmal satt essen und waschen. Die Frau schenkte mir saubere Kleidung und Unterwäsche und war sogar so liebenswürdig, mir die Haare zu schneiden und mich zu entlausen.«

Aber nach dieser ermutigenden Begegnung musste Hwang Kum-Ju drei weitere Jahre als Bettlerin unter einer Brücke des Bahnhofs Chongnyangni hausen und ihren Reisbrei in rostigen Dosen aus US-amerikanischen Militärbeständen kochen, die sie auf dem Müll fand. »In dieser Zeit hatte ich starke Unterleibsblutungen und große Schmerzen. Ich dachte, ich würde sterben. Aber einige Leute brachten mich in ein amerikanisches Krankenhaus, wo mich drei Ärzte operierten und mir die Gebärmutter entfernten.« Ihr ganzer Bauch

sei ihr damals weggeschnitten worden, sagt Hwang Kum-Ju, hebt mit einem plötzlichen Ruck ihr Hemd hoch und zeigt auf eine große Narbe. Erst drei Monate nach ihrer Operation habe sie damals wieder aufstehen können. »Da ich in meinem Zustand nicht wieder unter der Brücke leben konnte, mieteten die Ärzte für mich ein Zimmer neben der Polizeiwä-

che von Chongnyangni. Nachbarn schenkten mir Töpfe, Geschirr, Kleidungsstücke und Schuhe, alles, was man zum Leben braucht. Ich fühlte mich reich.«

Als im Sommer 1950 der Koreakrieg begann, floh auch Hwang Kum-Ju wie Millionen ihrer Landsleute aus dem umkämpften Seoul nach Süden. Unterwegs begegnete sie Waisenkindern, deren Eltern nicht aus dem letzten Krieg zurückgekehrt waren und die nicht wussten, dass der nächste Krieg immer näher rückte. »Sie klammerten sich an mich und riefen ›Mama, Mama‹, bis ich schließlich eines auf den Rücken gepackt und bis nach Pusan mitgenommen habe.« Unterwegs kamen vier weitere hinzu. Eines davon starb. Mit den anderen kehrte Hwang Kum-Ju 1953, als der Krieg zu Ende war, in das zerstörte Seoul zurück. Sie zog die Kinder auf, und sie blieben bei ihr, bis sie heirateten. Den Lebensunterhalt für ihre Familie verdiente Hwang Kum-Ju mit einer kleinen Garküche am Bahnhof Chongnyangni.

Ihre eigene Familie hat sie nie wieder gesehen. »Ich habe meine Vergangenheit verheimlicht, weil sie mir peinlich war. Nach Hause zurückzukehren kam nicht in Frage. Wenn ich Leuten in Korea meine Geschichte erzählt hätte, wäre ich wie eine Aussätzige behandelt worden. Deshalb habe ich geschwiegen und auch nicht geheiratet. Wem hätte ich mich anvertrauen können? Nur einem der Ärzte, der mich nach dem Krieg operiert hatte, habe ich alles erzählt. Aber er hatte mir hoch und heilig versprechen müssen, Stillschweigen darüber zu wahren.«

Erst der Auftritt einer Leidensgenossin im koreanischen Fernsehen ermutigte Hwang Kum-Ju 1991, ihr Schweigen zu brechen. Da waren ihre Adoptivkinder längst aus dem Haus. »Ich habe Kim Hak-Sun in den Abendnachrichten gesehen. Sie sprach über ihre Erlebnisse im Krieg und forderte Frauen, die Ähnliches durchgemacht hatten, auf, zu ihr nach Yongsan zu kommen und gemeinsam eine Initiative zu gründen. Am nächsten Tag ließ ich alles stehen und liegen und machte mich auf den Weg nach Yongsan. Ich hatte mir die Telefonnummer notiert, die sie im Fernsehen durchgegeben hatte, und rief sie an. Sie holte mich am Bahn-

Befreite Zwangsprostituierte mit einem chinesischen Soldaten, 1945



hof ab, brachte mich mit anderen Betroffenen zusammen, und seitdem haben wir zusammengearbeitet, bis sie starb.«

Die Initiative ermutigte viele ehemalige Zwangsprostituierte, an die Öffentlichkeit zu treten, und sie forderte japanische Regierungsstellen auf, die Verbrechen und Demütigungen, die japanische Soldaten den koreanischen Frauen zugefügt hatten, endlich einzugestehen und dafür Abbitte zu leisten. Weil die Japaner die Frauen ignorierten, zogen sie im Januar 1992 erstmals vor die japanische Botschaft in Seoul. Seitdem demonstrieren sie dort jede Woche, an jedem Mittwoch. Als Mitgründerin der Selbsthilfeorganisation bereiste Hwang Kum-Ju seit Anfang der neunziger Jahre 22 Länder, um die Massenvergewaltigungen der Japaner im Zweiten Weltkrieg anzuprangern. »Alle Welt soll erfahren, dass die Japaner Zehntausende junge Frauen mit Arbeitsangeboten gelockt, aber dann vergewaltigt und viele von ihnen umgebracht haben.«

Bei Veranstaltungen und Kongressen traf sie Frauen aus Malaysia, Indonesien, Burma, China und den Philippinen, die ebenfalls von den japanischen Streitkräften in Militärbordelle verschleppt worden waren. Und mit der Zeit entstand ein internationales Netzwerk von Frauenorganisationen, die sich um die ehemaligen Zwangsprostituierten kümmern. In der Wohnung von Hwang Kum-Ju in Balsan steht ein Regal voller Mitbringsel von ihren Auslandsreisen. Darunter sind auch Plaketten und Urkunden von Auszeichnungen, die sie erhalten hat. In den USA ehrten Elite-Universitäten wie Harvard, Yale und Columbia sie Mitte der neunziger Jahre als »couragierteste Frau des Jahres«. Und in Südkorea verlieh ihr Präsident Roh Moo-Hyun im Dezember 2003 den »Demokratie-Preis« für ihr langjähriges Engagement zum Schutze von Minderheiten und Entrechteten. Doch, so sagt sie resolut, solange sie lebe, warte sie vor allem auf eines: auf ein Schuldeingeständnis aus Tokio. Ihr letzter Wunsch für die Zeit danach lautet: Sie möchte neben Kim Hak-Sun begraben werden. »Sonst habe ich nach meinem Tod niemandem, mit dem ich reden kann.«¹⁰

Verschleppt, vergewaltigt und verleugnet Die 200.000 Zwangsprostituierten der kaiserlich-japanischen Armee

Nach Schätzungen asiatischer Nichtregierungsorganisationen verschleppte die kaiserlich-japanische Armee zwischen 1932 und 1945 etwa 200.000 Mädchen und Frauen in ihre Militärbordelle. Neben 80.000 bis 120.000 Koreanerinnen gehörten dazu Frauen aus China, den Philippinen, Malaya, Burma, Portugiesisch-Timor (heute: Osttimor) und Niederländisch-Indien (heute: Indonesien), wo auch Holländerinnen betroffen waren. Die japanische Generalität hatte den Bau von Militärbordellen betrieben, um – so die zynische Begründung – Massenvergewaltigungen japanischer Soldaten in den besetzten Ländern zu verhindern und ihre Truppen unter Kontrolle zu behalten. Die japanischen Befehlshaber fürchteten, dass ihre marodierenden Soldaten ansonsten die Disziplin untergraben, durch Geschlechtskrankheiten kampfunfähig werden und möglicherweise militärische Geheimnisse an Prostituierte verraten könnten. Die Japaner kaschierten die Gewalt, die sie den 200.000 Zwangsprostituierten antaten, mit beschönigenden Begriffen, die für die Betroffenen eine zusätzliche Demütigung bedeuteten. So bezeichneten die Japaner die Opfer ihrer Massenvergewaltigungen als »bereitwillige Dienerinnen des Kaisers« und verkündeten auf Plakaten an den Türen der Militärbordelle, die Frauen sähen es als ihre »patriotische Pflicht« an, die Soldaten »willkommen zu heißen«.¹¹ In Korea wurden Zwangsprostituierte während des Krieges *jungshindae* genannt, was so viel heißt wie: »den Körper freiwillig für die Arbeit einsetzen«. Auch der englische Begriff *comfort women* (»Trostfrauen«), der seit den neunziger Jahren internationale Verbreitung fand, denunziert die Betroffenen als willfähige »Trösterinnen«. Dass die japanischen Kriegs-

Alliierte Soldaten
protokollieren nach
der japanischen
Kapitulation
Zeugenaussagen von
Zwangsprostituierten





verbrechen an den asiatischen Frauen an die Öffentlichkeit gelangten, ist den Betroffenen selbst zu verdanken. 1991 entstand der »Koreanische Rat der für den sexuellen Missbrauch durch japanische Militärs zwangsrekrutierten Frauen«.

Anfang 1992, beim Staatsbesuch des damaligen japanischen Premierministers Miyazawa Kiichi in Südkorea, stellte er erstmals öffentlich die Forderung auf: »Wir erwarten, dass die japanische Regierung die Wahrheit enthüllt, die Verantwortlichen zur Rechenschaft zieht, sich offiziell für diese Verbrechen entschuldigt, die Opfer gemäß internationalen Rechtsnormen entschädigt, die Geschichtsbücher korrigiert und ein Mahnmal errichtet.«

Seitdem demonstriert die Selbsthilfeorganisation der koreanischen Frauen einmal pro Woche vor der japanischen Botschaft in Seoul und will ihre Proteste so lange fortsetzen, bis die japanische Regierung

endlich die volle Verantwortung für die Kriegsverbrechen an den Frauen übernimmt. Selbstorganisationen von Betroffenen entstanden in den neunziger Jahren auch in anderen asiatischen Ländern, so zum Beispiel in den Philippinen, in Indonesien und in Osttimor. In Osttimor unterhielten die Japaner etwa 15 Militärbordelle, in denen 800 Frauen und Mädchen vergewaltigt wurden.

Helena Guterres aus Osttimor war gerade 12 Jahre alt, als die Japaner 1942 ihren Heimatort Baucau besetzten, ihr den Namen Misiko gaben und sie zusammen mit

sechs weiteren Mädchen für die kommenden drei Jahre als Zwangsprostituierte in einer Baracke einsperrten. Als die Japaner abzogen, gebar sie einen Sohn.

Esmeralda Boe war so jung, dass sie noch keine Menstruation hatte, als die Japaner sie holten. Die Besatzer drohten damit, ihre Eltern zu töten. »Ich habe meine Unschuld verloren. Während des Tages wurden wir zur Landarbeit gezwungen, des Nachts riefen Soldaten unsere Namen und vergewaltigten uns.«¹²

Die sexuelle Gewalt gegen Frauen während des Zweiten Weltkrieges wurde auch in Osttimor mehr als ein halbes Jahrhundert totgeschwiegen, zumal sie sich während der 24-jährigen Besetzung der Insel durch indonesische Truppen unvermindert fortsetzte.

Erst 2000 wagten sich Helena Guterres und Esmeralda Boe mit ihren Zeugnissen an die Öffentlichkeit. Der Anlass war ein »Internationales Kriegsverbrechertribunal über sexuelle Versklavung durch die japanische Armee 1932 bis 1945«, kurz »Frauentribunal 2000« genannt, das Frauenorganisationen aus verschiedenen Ländern vom 8. bis 12. Dezember 2000 in Tokio veranstalteten. Es verfügte zwar über keine juristischen Vollmachten, erzielte aber dennoch international einige Aufmerksamkeit. Nach bewegenden Aussagen von Zeuginnen aus mehreren asiatischen Ländern sprachen die Juristinnen, die als Richterinnen dieses Tribunals fungierten, den japanischen Kaiser Hirohito, seine Regierung und seine Streitkräfte aufgrund der von ihnen institutionalisierten Vergewaltigung und sexuellen Versklavung von Zehntausenden Frauen der Verbrechen gegen die Menschheit schuldig.

Das Tribunal bewertete das System der Zwangsprostitution als integralen Bestandteil der Kriegsstrategie des japanischen Staates, weshalb auch die nachfolgenden Regierungen dafür Rechenschaft abzulegen und Entschädigungen zu zahlen hätten. Den alliierten Siegermächten des Zweiten Weltkriegs legte das Tribunal zur Last, die an den Frauen begangenen Verbrechen nicht verfolgt zu haben, obwohl sie nach Kriegsende bekannt waren und umfangreiches Beweismaterial dafür vorlag. Die Alliierten seien deshalb mit dafür verantwortlich,

Ehemalige chinesische, koreanische und philippinische Zwangsprostituierte auf dem »Frauentribunal« in Tokio, 2000

dass die japanischen Täter nie als Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt worden seien. Durch das Tribunal in Tokio fühlten sich Teilnehmerinnen aus Osttimor dazu ermutigt, »die sexuelle Gewalt gegen Frauen in der Geschichte unseres jahrhundertlang besetzten Landes weiter zu erforschen«.¹³

Inzwischen hat das *Central Communication Forum for East Timorese Ex-Romusha and Comfort Women*, eine Nichtregierungsorganisation, die sich um die Aufarbeitung der Geschichte in Osttimor bemüht, 3.450 Opfer von Zwangsarbeit und Zwangsprostitution aus der japanischen Besatzungszeit identifiziert und ihre Aussagen aufgenommen. Die japanische Regierung versuchte, den Forderung der Betroffenen, die in den neunziger Jahren zunehmende Aufmerksamkeit in den internationalen Medien fanden, zu begegnen, indem sie einen so genannten Wohltätigkeitsfonds für ehemalige Zwangsprostituierte einrichtete. Dieser war auf private Spenden angewiesen und vergab nur in Einzelfällen Geld an »bedürftige« Frauen. Die Betroffenen empfanden dies als zynisch und zogen in Japan vor Gericht, um Entschuldigungen und Entschädigungen einzuklagen. Doch die japanischen Richter schmetterten ihre Klagen ebenso ab wie die von Zwangsarbeitern, die im Krieg von den Japanern ausgebeutet worden waren.

Nach einem Bericht der südkoreanischen Tageszeitung *JoongAng Ilbo* lebten 2002 noch 132 ehemalige Zwangsprostituierte in Südkorea und eine geringfügig höhere Zahl wurde in Nordkorea vermutet. Auf eine Bestrafung der japanischen Verantwortlichen für das Martyrium, das die Frauen im Zweiten Weltkrieg durchmachen mussten, warteten sie auch sechs Jahrzehnte später noch immer vergeblich.¹⁴

Japans Vernichtungskrieg gegen China

Im Sommer 1937 marschierten japanische Truppen von der Mandschurei aus in China ein. In weniger als einer Woche standen 20.000 Soldaten in der Umgebung von Tianjin und Peking, und am 7. Juli 1937 inszenierten die Japaner an der Marco-Polo-Brücke nahe der Stadt Wanping einen nächtlichen Feuerüberfall auf eine ihrer

Kompanien, der ihnen als Vorwand für den von langer Hand vorbereiteten Krieg gegen China diene. Die chinesische Gesellschaft befand sich zu diesem Zeitpunkt in einem dramatischen wirtschaftlichen und politischen Wandel. Nach dem Zusammenbruch der letzten Kaiser-Dynastie 1911 hatten seit den zwanziger Jahren kommunistische Gruppierungen zunehmend an Einfluss gewonnen. Anders als marxistisch-leninistische Organisationen in Europa bauten chinesische Kommunisten wie Mao Tse-tung nicht auf das in China zahlenmäßig unbedeutende Proletariat als Subjekt einer revolutionären Umwälzung der Gesellschaft, sondern auf die Millionen verarmten chinesischen Bauern und Landarbeiter. Als die Japaner einmarschierten, verfügte die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) auf dem Land bereits über erheblichen Einfluss und übte in so genannten befreiten Gebieten in Zentralchina auch die politische Macht aus. Die Regierung in der damaligen Hauptstadt Nanking (Nanjing) stellte dagegen die nationalchinesische Kuomintang-Partei unter Führung des Generalissimus Chiang Kai-shek (Jiang Jieshi), dessen reaktionäres Regime jedoch zunehmend in Misskredit geriet. Während sich Chiang Kai-shek zu der japanischen Provokation bei Peking zunächst nicht äußerte, erklärte die Kommunistische Partei Chinas bereits einen Tag später: »Landsleute, Peking und Tianjin sind in Gefahr! Nordchina ist in Gefahr! Die chinesische Nation ist in Gefahr! Der Widerstandskrieg der ganzen Nation gegen die japanische Aggression ist unser einziger Ausweg. Wir fordern einen unverzüglichen entschlossenen Widerstand gegen die angreifende japanische

Antijapanische
Guerillaeinheit in
China



Armee und sofortige Vorbereitungen, um neuen großen Wendungen wohl gerüstet entgegenzutreten.«¹⁵ Militärisch entsprach das Kräfteverhältnis der beiden Kriegsparteien dem zwischen David und Goliath.

Während China nur über etwa 100.000 ausgebildete Soldaten verfügte, griffen die Japaner mit 500.000 Elitesoldaten an. Zwar rekrutierte die chinesische Regierung, als sie den Krieg als unvermeidbar erkannte, eiligst weitere 200.000 einfache Soldaten, doch waren diese bei weitem nicht so gut ausgerüstet wie die japanischen Angreifer. Den chinesischen Streitkräften fehlten Lastwagen und Panzer, und an Feuerkraft übertrafen die japanischen Truppen sie um das Vierfache.¹⁶ Nach der Eroberung Nordchinas marschierten die Japaner im September 1937 Richtung Süden, um Shanghai und die Hauptstadt Nanking einzunehmen und von dort weiter ins Landesinnere einzudringen.

Die Schlacht um Shanghai dauerte bis November 1937 und zerstörte die chinesischen Hoffnungen auf eine Wende im Krieg oder ein Eingreifen der Westmächte zu Gunsten Chinas. Der Völkerbund ließ Japan gewähren, und Chiang Kai-shek konnte im August 1937 lediglich einen Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion schließen.

War im ersten Kriegsjahr Nazideutschland noch Chinas wichtigster Rüstungslieferant, obwohl das NS-Regime bereits ein Jahr zuvor mit Japan den Antikomintern-Pakt geschlossen hatte, so wurde ab 1938 die Sowjetunion zum Hauptlieferanten von Waffen und Munition für die chinesischen Streitkräfte.

In dieser für China existenzbedrohenden Kriegssituation erklärten Chiang Kai-shek und Mao Tse-tung ihre Bereitschaft, gemeinsam gegen die Invasoren aus Japan vorzugehen. Mao prophezeite, dass der Krieg mit dem Zusammenbruch des

japanischen Imperialismus enden und den Zerfall Chinas aufhalten werde.¹⁷ Und Chiang Kai-shek befahl den chinesischen Soldaten Mitte 1937, ihre Stellungen bis zum letzten Mann zu halten und »Opfer bis zum Ende zu bringen«. Eine extrem hohe Zahl von Opfern unter der chinesischen Zivilbevölkerung war die Folge. Um die japanischen Truppen auf ihrem Vormarsch aufzuhalten, ließ Chiang Kai-shek Deiche sprengen und riesige Landstriche überfluten. 1938 kamen allein bei der Sprengung der Deiche am Fluss Huanghe (zwischen Peking und Nanking) 860.000 Chinesen ums Leben. Elf Städte und 4.000 Dörfer waren davon betroffen, und vier Millionen Menschen verloren ihr Hab und Gut. Noch sechs Jahre später war diese Region unpassierbar. Die japanischen Truppen konnten das überschwemmte Gebiet jedoch südlich und nördlich umgehen, und um der massiven Kritik an seiner Militärtaktik zu begegnen, behauptete Chiang Kai-shek, sie hätten die Deiche gesprengt – eine Geschichtsfälschung.

Am 9. November 1937 eroberten die Japaner Shanghai, das damals zirka 1,6 Millionen Einwohner hatte. Bei der Verteidigung der Stadt verloren die chinesischen Streitkräfte viele ihrer am besten gerüsteten Einheiten. Der Rest ergriff, wie ein Augenzeuge berichtete, in Panik die Flucht: »Der Rückzug der Truppen war ein Alptraum. Offiziere ließen ihre Einheiten im Stich, um ihre eigene Haut zu retten. Verwundete und Kranke wurden zurückgelassen, wo sie gestürzt waren, einige schrieten um Hilfe, andere krochen oder schleppten sich durch die Reisfelder nach Westen, alles um den wütenden Japanern zu entkommen. In dem wilden Durcheinander waren die chinesischen Einheiten in der Nacht nicht mehr fähig, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden und eröffneten das Feuer aufeinander.«¹⁸

Trotz der hohen Verluste erklärte Chiang Kai-shek am 19. November gegenüber der *New York Times*: »Der Feind wird niemals begreifen, dass das Staatsgebiet Chinas nicht zu erobern ist. China lässt sich nicht zerstören. Solange es auch nur einen freien Flecken in China gibt, den der Feind nicht erobern konnte, wird die chinesische Regierung die Oberhand behalten.«¹⁹

Mao Tse-tung bei einer Ansprache an seine Truppen



Nur einen Tag nach dieser Stellungnahme musste Chiang Kai-sheks Regierung aus der Hauptstadt fliehen und ihren Sitz nach Hankou verlegen. Der japanische Angriff auf Nanking begann. Am 8. Dezember 1937 hatten japanische Truppen nahezu alle Stadttore erobert. Als Tang Shengzhi, der chinesische Oberbefehlshaber, den Ausbruch der ihm verbliebenen unterlegenen chinesischen Truppen aus der Stadt befahl, versuchten Zehntausende Zivilisten ebenfalls, sich durch das letzte Schlupfloch im japanischen Belagerungsring in Sicherheit zu bringen.²⁰ Einen Tag später besetzten die Japaner die Stadt, und die kaiserlichen Truppen erhielten den Befehl, dort gnadenlose »Säuberungs- und Ausrottungsaktionen« durchzuführen. Die Folge war ein Massaker an der chinesischen Zivilbevölkerung von unfassbarem Ausmaß.

Das Massaker von Nanking **Erste Augenzeugenberichte nach sechs Jahrzehnten**

»Die siegreichen japanischen Soldaten drangen auf ihrem Vormarsch in die Stadt in die Häuser entlang ihres Weges ein, töteten die Männer und vergewaltigten die Frauen. Dann steckten sie die Häuser in Brand. (...) Von den östlichen Vororten Cao Xia Gorge und Yan Zi Ji und vom Nordrand der Stadt bis zum Flusshafen Xia Guan waren die Straßen blutgetränkt. Leichen gefallener Soldaten, Kriegsgefangener und Zivilisten lagen überall herum und produzierten einen stechenden Gestank. Kleine und große Teiche sowie der ehemals malerische Mou-Chou-See waren mit Toten überschwemmt, die das Wasser rot färbten. An den Straßenecken türmten sich die Leichenberge von Männern und Frauen. In den ersten acht Tagen nach dem Einmarsch, vom 13. bis zum 20. Dezember 1937, schlachteten die Japaner schätzungsweise 20.000 chinesische Zivilisten und Kriegsgefangene ab.«²¹ So fasste Chen Guanyu, Leiter einer juristischen Untersuchungskommission des Gerichts von Nanking, nach Kriegsende die Zeugnisse von Überlebenden zusammen, die das Rote Kreuz und andere Wohlfahrtsorganisationen gesammelt hatten.

Nach deren Aussagen schnitten die Japaner Frauen die Brüste ab, nagelten Kinder an Wände oder rösteten sie über offenem Feuer. Sie zwangen Väter, ihre eigenen Töchter zu vergewaltigen, und kastrierten chinesische Männer. Sie häuteten Gefangene bei lebendigem Leib und hingen Chinesen an ihren Zungen auf. Ein japanischer Kriegsreporter schrieb nach dem Einmarsch in Nanking: »Ich sah Hunderte von Leichen den Jangtse hinuntertreiben. Ich erinnere mich an einen kleinen See außerhalb von Nanking. Er sah aus wie ein Meer voller Blut. Hätte ich doch nur einen Farbfilm dabei gehabt, was für ein ausdrucksstarkes Foto wäre das geworden.«²²

Ein japanischer Kriegsveteran bezeugte: »Es war üblich, einer jungen Frau, nachdem sie von der Gruppe vergewaltigt worden war, eine Flasche in die Vagina zu stecken, und die Frau dann, indem man die Flasche in ihr zerstörte, zu töten.«²³

Schon in den ersten drei Tagen nach der Einnahme Nankings ließen die japanischen Besatzer zudem 30.000 chinesische Soldaten foltern und zogen 4.200 Chinesen zu Zwangsarbeiten heran.²⁴ Der japanische Kriegsreporter Ishikawa Tatzuko flog am 29. Dezember 1937 aus der besetzten Stadt über Shanghai zurück nach Japan und schrieb Anfang 1938 ein 330 Seiten starkes Buch über das, was er in Nanking erlebt hatte. Sein Titel: *Ikiteiro heitai*, frei übersetzt: »Aus dem Leben der Soldaten«. Das Buch sollte im März 1938 erscheinen, doch die japanischen Zensoren verboten es.²⁵ Sie scheuten Zeugnisse ähnlich dem folgenden: »Jede kämpfende Einheit stand vor dem Problem, wie sie mit Kriegsgefangenen umgehen sollte. Als der Krieg begann, war es unmöglich, vorzurücken und gleichzeitig Kriegsgefangene zu bewachen oder mitzuschleifen. Einfacher war es, sie zu töten. »Wenn du einen Gefangenen machst, töte ihn, hieß es deshalb von oben, auch wenn es keinen expliziten

Kind im zerstörten
Nanking 1938



Befehl dafür gab. Doch das Töten war mühsam. General Kasahara erwies sich in dieser Situation als besonders beherzt. Er schlug dreizehn Gefangenen, die wie ein Rosenkranz nebeneinander aufgereiht waren, die Köpfe ab. Er schleppte die dreizehn Mann in eine Ecke des Flughafens, befahl ihnen, sich aufzustellen, zückte sein Schwert und stieß es tief in die Schulter des ersten Mannes. Sofort fielen die anderen auf die Knie, beteten, schrieten und bettelten um ihr Leben. Zwei von ihnen zitterten unglaublich. Doch Kasahara köpfte einen nach dem anderen – ohne Pause.«²⁶

Bereits am 15. Dezember 1937 berichtete die *Chicago Daily News* über »fünf Meter hohe Leichenberge« in den Straßen von Nanking.²⁷ Unterlagen von Wohlfahrts-einrichtungen, die die Leichen beseitigen mussten, vermittelten eine Vorstellung vom Ausmaß des japanischen Massakers. Allein die Organisation *Zhong Shan Tang* verbrannte 112.267 Leichen und die »Rote Kreuz Gesellschaft« beerdigte weitere 43.071. Am Zijin-Berg im Osten von Nanking begruben die Japaner mindestens 3.000 chinesische Kriegsgefangene und Zivilisten bei lebendigem Leibe.²⁸ Die Gesamtzahl der Opfer lässt sich nur schätzen. US-amerikanische und chinesische Historiker gehen übereinstimmend davon aus, dass es in Nanking mindestens 370.000 Tote gab²⁹, außerdem 20.000 bis 80.000 Vergewaltigungen. Nach dem Krieg blieb das Nanking-Massaker jahrzehntelang tabuisiert.

Auch die von Kommunisten gestellte chinesische Regierung unter Mao Tse-tung ließ bis in die achtziger Jahre keine Aufarbeitung des japanischen Besatzungs-terrors zu, um ihre Geschäftsbeziehungen zu Japan nicht zu gefährden.³⁰ Der japanische Justizminister Nagano Shigeto stritt das Massaker noch 1994 schlichtweg ab.³¹

Ein Jahr später holte der chinesische Regisseur Wu Ziniu erstmals Zeitzeugen vor die Kamera. Als er seinen Film *Nanjing 1937: Don't cry Nanjing* im Mai 1998 in Tokio zeigte, erntete er heftige Kritik, nicht nur von Japanern, sondern auch von seinen Landsleuten. Erst damit begann in China endlich eine öffentliche Debatte über die Zeit des Zweiten Weltkriegs und die japanischen Kriegsverbrechen. Eine Folge davon war die Gründung eines »Forschungszentrums zum Nanking-Massaker« an der Universität der Stadt im Dezember 1998, in dem Historiker und Sozialforscher aus dem In- und Ausland zusammenarbeiten. Zu ihren Projekten gehören Untersuchungen »über die sozio-psychologischen Auswirkungen des Massakers auf die Bevölkerung in Nanking« und zur »Kolonialisierungsstrategie der Japaner« in der besetzten Stadt. Bei alledem ist das vordringliche Ziel des Zentrums, Aussagen der letzten überlebenden Zeitzeugen zu dokumentieren und zu publizieren. Die folgenden Auszüge daraus erscheinen hier erstmals in deutscher Übersetzung.³²

Augenzeugenbericht Xia Ruirong

(Jahrgang 1922, aufgezeichnet im August und September 1999)

»Als die Japaner am 13.12.1937 in Nanking einmarschierten, wohnte unsere Familie in der Nähe des Präsidialamtes. Außer mir lebten dort mein Großvater, meine Eltern, mein älterer Bruder und meine jüngere Schwester. Zusammen waren wir sechs Personen. In jenem Jahr war ich gerade 15 Jahre alt geworden. Am Tag des japanischen

Einmarsches wollte mein Großvater unbedingt die Soldaten sehen. Er wollte hinausgehen und zurückkehren, sobald er sie gesehen hatte. Als er aus der Tür trat, schossen drei japanische Soldaten auf ihn. Er fiel zu Boden und blutete. Ich hatte noch den Namen meines Großvaters auf den Lippen, als die Japaner den noch Lebenden mit ihren Bajonetten erstachen. Unsere gesamte Familie stand auf der Türschwelle und sah es. Vor lauter Angst traute sich niemand, ihm zur Hilfe zu kommen.

Sein Leichnam lag noch tagelang vor unserem Haus. Dann hat sich wohl das Rote Kreuz der Leiche angenommen. Nachdem Großvater gestorben war, wagten wir uns nicht mehr vor die Tür. Drei Tage später kam eine japanische Patrouille ins Haus. Ihr Übersetzer erteilte uns brüllend den Befehl, es sofort zu räumen und in den Nanmin-Bezirk zu ziehen. Wir fünf gingen also zusammen nach Nanmin. Dabei mussten wir die Shanghai-Road überqueren. Mitten auf der Straße lag eine Frauenleiche, vollkommen

nackt. Es war eine fettleibige Frau mit einem dicken Bauch, aus dem die Gedärme herausquollen. Daneben lag die Leiche einer jüngeren Frau von etwa 20 Jahren. Sie lag auf dem Rücken. Am Rande der Zhujiang-Straße sahen wir weitere Leichen, die verkohlt waren. Es war schrecklich und beängstigend. Der Nanmin-Bezirk war voller Menschen, kaum ein Platz, der nicht überfüllt war. In der Grundschule des Bezirkes hatten die Japaner eine Station eingerichtet, in der sie Männer im Alter zwischen 20 und 30 Jahren untersuchten. Wer Narben und Schwielen an den Händen hatte, den verdächtigten sie, der chinesischen Armee angehört zu haben. Die betroffenen Männer nahmen sie fest, luden sie auf Lastwagen und schafften jeden Tag zwei bis drei Fuhren fort. Keiner der Männer kam je wieder zurück. Später hörte ich, sie seien alle exekutiert worden.

Im Nanmin-Bezirk habe ich auch Japaner beobachtet, die Frauen entführten. Daran schienen die Japaner besonders interessiert zu sein. Sie kamen gewöhnlich mit zwei, drei Lastwagen oder Jeeps, parkten auf der Grünfläche vor den Häusern und durchsuchten sie nach jungen Frauen. Die Soldaten zerrten meist zwei oder drei Frauen heraus, die noch sehr jung waren. Das ging einige Tage lang so weiter. Wohin sie die Frauen brachten, weiß ich nicht. Wenige, die hatten fliehen können, kamen zurück, die anderen blieben verschwunden.

Im Frühjahr 1938 befahlen mir die Japaner, in der Taiping-Straße als Kuli für sie zu arbeiten. Damals waren die meisten japanischen Militäreinheiten in dieser Straße stationiert. Ich musste für sie Essen zubereiten, Wasser kochen, sauber machen und sie beim Einkauf von Gemüse und anderen Dingen begleiten. Ein anderes Mal musste ich den Japanern in einem drei- oder vierstöckigen Gebäude neben der Dahanggong-Grundschule in der Küche hel-

fen. Eines Tages schleppten sie dort eine etwa 20-jährige, sehr hübsche Frau herein. Zwölf Soldaten brachten sie in ein leeres Zimmer im Keller, belästigten sie mit anzüglichen Bemerkungen, rissen ihr die Kleider vom Leib und vergewaltigten sie. Von morgens um fünf bis sechs Uhr abends.

Auf der Guofu-Straße habe ich zwei betrunkene Halunken gesehen, die eine 30-jährige Frau in ein leeres Häuschen auf einem Parkplatz zerrten und dort vergewaltigten. Ein anderes Mal sah ich eine etwa Zwanzigjährige auf der Straße, der drei oder vier Soldaten begegneten. Die Frau hatte eine sehr helle Haut, was die Japaner offenbar aufstachelte. Aber als sie die Frau vergewaltigen wollten, zog sie ihre Hosen herunter und schrie: »Seht her, ich bin doch unten schon völlig kaputt!« Ich sah, dass sie voller Blut war. Da ließen die Soldaten von ihr ab.

In der Nähe des Feldlagers von Nanking gab es ein Krankenhaus. In der zweiten Hälfte des Jahres 1938 lieferten dort die Japaner viele Chinesen in Wagen mit abgedunkelten Fenstern ein. Gleichzeitig trugen Japaner in weißen Hosen röhrenförmige Lasten hinein, Schornsteine. Sie erklärten gegenüber Patienten, sie sollten dazu dienen, den Rauch von verbrannten Leichen abzulassen. Bis heute quälen mich die Erinnerungen an diese grauenhaften Verbrechen, und vor lauter Alpträumen kann ich oft nicht schlafen.«

Augenzeugenbericht Chu Shenxing

(Jahrgang 1924, aufgezeichnet am 30. September 1999)

»Unsere Familie wohnte damals in der Nähe der Jinsha-Frauenuniversität, die von einem Amerikaner verwaltet wurde. Als die Japaner in die Stadt einmarschierten, lebte unsere zehnköpfige Familie dort, meine Mutter, meine äl-



Ein japanischer Soldat erschießt einen Mönch, Nanking 1938

Opfer des Massakers, Nanking 1938





Gefangene werden
lebendig begraben,
Nanking 1938

tere Schwester, meine Tante und die Frauen aus der Familie meines Onkels. Am 13. Dezember 1937 sah ich die ersten berittenen Soldaten in der Nähe. Als mein Vater an diesem Abend die Schwester meiner Mutter in die Shanghai-Straße Nr. 11 brachte, sahen sie, dass Japaner mit einem Maschinengewehr an einer Kreuzung Passanten niedermetzten.

Viele Frauen flüchteten damals in die Jinsha-Universität. Doch am Abend des 14. Dezember kamen die Japaner auch dorthin. Wer in einem Zimmer untergebracht war, konnte sich noch vergleichsweise sicher fühlen. Aber viele Frauen lagerten auf den Fluren, und die Japaner suchten sich junge Mädchen unter ihnen aus und schleppten sie fort. Die Frauen flehten: ›Rettet uns! Rettet uns!‹, und viele der verschont Gebliebenen konnten danach vor Angst nicht mehr schlafen. Meine Mutter hat sich damals unter ihrer Bettdecke versteckt.

Zirka drei bis vier Tage nach dem Einmarsch kamen 20 Soldaten und durchkämmten die Universität nach Frauen, die ihnen als Zwangsprostituierte dienen sollten. Frau Wang [eine chinesische Kollaborateurin] führte sie herum. Die meisten Frauen wehrten sich, doch die Soldaten schleppten sie gewaltsam mit sich. Das alles passierte am helllichten Tag, ich habe es mit eigenen Augen gesehen.

Die Japaner hatten viele Methoden, chinesische Frauen in den Schmutz zu ziehen und zu demütigen. Damals gab es bei uns in der Nähe einen Wachposten der Japaner. Wenn Frauen vom Dorf auf dem Weg in die Stadt waren, riefen die Japaner sie zu sich, forderten sie auf, sich auf den Boden zu legen, ihre Unterkleider auszuziehen, sich *Youtiaos* (gebratene Teigstangen) zwischen die Pobacken zu stecken und damit weiterzulaufen.

Die Japaner standen dann am Straßenrand, klatschen vor Begeisterung in die Hände

und amüsierten sich. Manchmal mussten sich Frauen auch zwei oder drei Eier in den Unterleib stecken. Taten sie es nicht, wurden sie fürchterlich geschlagen.«

Augenzeugenbericht Herr Kun

(Jahrgang 1912, aufgezeichnet im November 2000)

»Nach der Besetzung Nankings flüchteten wir, meine Mutter, meine Geschwister und ich, in den Nanmin-Bezirk. Am 14. Dezember 1937 kamen die Japaner mit vier Lastwagen und untersuchten unsere Hände auf Narben und Spuren, die verrietten, wer Waffen benutzt hatte. Sie packten drei Lastwagen voll mit Männern, angeblich um sie ›in eine Versuchsstation zu schicken‹. In jeden Wagen pferchten sie etwa 60 bis 70 Männer. [Die Japaner fuhren mit den Männern zum Fluss und ließen sie aussteigen.]

Sie feuerten Salven aus ihren Maschinengewehren auf uns ab. Ich suchte Schutz hinter einer Weide und fiel dort zu Tode erschrocken in Ohnmacht. Als die Japaner glaubten, dass es keine Überlebenden mehr gab, zogen sie ab. Dann kamen Leute mit Stirnbinden vom Roten Kreuz, um die Leichen einzusammeln. Sie fanden mich in der Nähe des Flusses bewusstlos unter der Weide, brachten mich zurück zu meiner Mutter und retteten mir damit das Leben. Ansonsten überlebte kaum einer der insgesamt etwa 10.000 Männer.

Zwei Tage danach ging ich erstmals wieder vor die Tür, um etwas einzukaufen. Wieder hatte ich Pech und wurde zusammen mit vier anderen von den Japanern aufgegriffen. Das Gewehr im Anschlag, trieben sie uns vor sich her. (...) In Zhenjiang angekommen, fanden wir die chinesische Truppe, die sie suchten, nicht mehr vor und mussten wieder umkehren. Auf dem Rückweg sahen wir die erschütterndsten Dinge. Die Wege waren übersät von Leichen. Wir muss-

Bajonetttraining an
Gefangenen,
Nanking 1938



ten über Leichenberge klettern, um weiterzukommen. Von uns vieren starben unterwegs drei, nur ich überlebte. In der Nähe der Kaserne beim Zhongshan-Tor befahlen sie mir, die Nacht neben den Leichen zu verbringen. Im Winter, wenn es friert, ist es neben Toten kälter als Eis. Später, ich weiß nicht, aus welchem Grund, ließen mich die Japaner einfach wieder frei.«

Augenzeugenbericht Frau Ni

(Jahrgang 1927, aufgezeichnet im Februar 2002)

»Unsere Familie wohnte früher am Chaotian Gong. Bevor die Japaner in Nanking einmarschierten, gab es dort häufig Luftangriffe. Wir flohen vor den Bombardements hinauf nach Xinhe, retteten uns auf eine kleine Sandbank im Fluss und lebten dort in einer Hütte, von Wasser umgeben. Am 12. Dezember 1937 kamen die Japaner auch in diese Gegend. Wir wagten nicht, uns etwas zu kochen, aus Angst, die Japaner auf uns aufmerksam zu machen, und aßen tagelang nichts Richtiges, bis wir es nicht mehr aushielten. Meine Mutter bat meinen Vater, Gemüse und Reis im Fluss zu waschen. Doch als er ans Ufer trat, eröffneten Japaner das Feuer auf ihn. Er knickte nach vorne ein und stürzte zu Boden. Mein armer Vater, dass er auf diese Weise sterben musste!

Obwohl meine Mutter sehr ängstlich war, lief sie ihm sofort nach, als sie die Schüsse hörte. Da erschossen die Japaner auch sie. Ich war damals gerade elf Jahre alt, rannte ebenfalls hinaus und sah meinen Vater und meine Mutter auf dem Boden liegen. Die Japaner schossen auch auf mich und trafen mein Schulterblatt. Bis heute ist die Narbe des Einschusses zu sehen. Ich taumelte, fiel zu Boden, verlor viel Blut und wurde ohnmächtig.

Mein Großvater war damals schon über 70 Jahre alt. Er holte einige Leute zu Hilfe, um mei-

ne Eltern zu begraben. Dabei begegneten wir wieder sechs oder sieben Japanern, und einer zerschmetterte meinem Großvater mit seinem Gewehrkolben den Schädel. Als Großvater zu Boden fiel, trat Gehirnmasse aus seinem Kopf aus. Er starb elendig. Die anderen, die ihm bei dem Begräbnis hatten helfen wollten, sprangen in den Fluss, um sich zu retten, und entgingen so knapp dem Tod.

Etwa drei Wochen später erregte meine Schwägerin, die Frau meines älteren Bruders, die Aufmerksamkeit von Japanern, als sie Kleider an der Haustüre in Empfang nahm. Die Soldaten kamen sofort herüber. Meine Schwägerin war im siebten Monat schwanger, fiel auf die Knie und bat um Gnade. Meine Oma mit ihren unwickelten Füßen tat es ihr gleich und flehte ebenfalls, sie zu verschonen. Daraufhin vergewaltigten fünf Soldaten meine Tante. Als meine Schwägerin um Hilfe rief, stürzte mein Onkel herein und versuchte, die Japaner zurückzuhalten. Sie streckten ihn mit einem Schuss nieder. Noch am selben Abend bekam meine Schwägerin Fieber. Sie verlor unaufhörlich Blut. Kurz darauf starb sie. Auch meine Oma erholte sich nicht mehr von dem Schock und starb. Wer hätte uns damals helfen können?

Später kehrten wir in unser altes Haus zurück. Als wir am Osttor vorbeikamen, sahen wir, dass die Brücke über den Fluss gesprengt worden war. Dabei waren offenbar viele umgekommen, denn die Leichen schwammen noch im Wasser. Alles war voller Blut. Nach unserer Rückkehr wohnten wir wieder mit meiner Tante und meinem Onkel zusammen. Damals verdiente sich mein Onkel etwas Geld mit dem Verkauf von gebratenen Fladen. Das ging nicht lange gut. Ungefähr einen Monat, nachdem die Japaner in die Stadt einmarschiert waren, griffen sie meinen Onkel auf, und sieben Soldaten

nutzten ihn als lebendige Zielscheibe für einen Wettkampf mit ihren Bajonetten, bis sie ihn aufgespießt hatten. Meine Tante hatte panische Angst, wieder vergewaltigt zu werden, und wagte nicht, meinem Onkel zur Hilfe zu kommen. Aber die Japaner entdeckten sie trotzdem. Als sie sie wegschleppen wollten, schlug sie mit dem Kopf gegen eine Wand und starb.

Weil ich keine Medizin hatte, war die Schusswunde an meiner Schulter bald voller Würmer. Die Kugel musste unbedingt entfernt werden, wenn die Wunde jemals heilen sollte. Wir holten sie schließlich mit einer Zange heraus. Danach entzündete sich die Wunde, aber Geld für eine Behandlung im Krankenhaus hatten wir nicht. Deshalb blieb meine Schulter zum Teil gelähmt, und bis heute habe ich Schwierigkeiten, beim Essen den Arm zu heben. Sieben Menschen aus meiner Familie kamen um, dazu ein ungeborenes Kind. Ich konnte nie zur Schule gehen und werde all diese Peinigungen mein Leben lang nicht vergessen. Der Krieg hat meiner Familie sehr viel Leid eingebracht. Aber die Japaner verschleiern die Geschichte, und einige von ihnen treten sie offen mit Füßen. Ich hasse die Japaner und ihren Militarismus abgrundtief.«

Ein japanischer Soldat präsentiert einen abgeschlagenen Kopf





General Ishii Shiro,
Leiter der
Sondereinheit 731

Die Sondereinheit 731 Menschenversuche und biologische Kriegführung

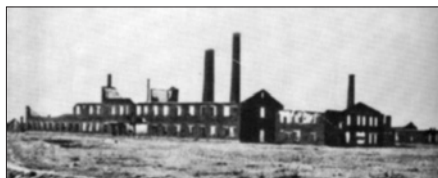
In China verfolgten die japanischen Streitkräfte eine Strategie, die sie *Sanko Seisako* nannten, was so viel heißt wie »dreifache Auslöschung«. Damit wollten sie Rache nehmen für die Gegenwehr der Chinesen während des japanischen Überfalls zwischen September 1940 und Anfang 1941. Die japanischen Soldaten erhielten den Befehl, in den besetzten Gebieten im Osten Chinas ein Fanal in drei Stufen zu setzen (*Sanguang*: »das dreifache Leuchten«). Sie sollten alle und alles niedermachen (*shaguang*, wörtlich übersetzt: »Tötungsleuchten«), alles niederbrennen (*shaoguang*: »Brandleuchten«) und alles ausplündern (*qiang*: »Raub«). Der japanische Militärarzt Shinozuka Yoshio erinnert sich, dass der Vernichtungsfeldzug vor allem auf drei Personengruppen zielte: Frauen, Kinder und Alte: »Die Kinder, weil sie erwachsen und zu neuen Feinden Japans werden könnten, die Frauen, weil sie weitere Kinder gebären und die Alten, weil sie sich als Spione erweisen könnten.«³³

Die Japaner setzten diese Strategie in den Jahren 1942 und 1943 im Osten Chinas um und ermordeten schätzungsweise 3,18 Millionen Menschen.³⁴ Außerdem suchten sie nach effektiveren Tötungsmethoden und experimentierten mit biologischen Waffen. Zuständig dafür war die berüchtigte Sondereinheit 731. Der Arzt Shinozuka Yoshio war Mitglied der »Epidemie-Schutztruppe« dieser Einheit und erklärte gegenüber der chinesischen Internetzeitung *Huaxia Wenzhai*: »Ich war in Heilongjiang, Harbin, stationiert und an der Herstellung biologischer Waffen beteiligt. Als Mitglied der Sondereinheit 731 habe ich auch an Einsätzen mit biologischen Waffen teilgenommen. Dabei wurden viele Chinesen verletzt und getötet. Wir lernten schon in der Grundausbildung, so viele Menschen wie möglich in möglichst kurzer Zeit zu töten und haben diese Methoden in der Region von Shijiazhuang auch eingesetzt. Dort war das Haupteinsatzgebiet der *Sanguang*-Politik. Als

ich dort ankam, war ich Armeearzt, hatte aber keine Kriegserfahrung. Ich sah sehr viele getötete chinesische Soldaten, aber auch zahlreiche japanische wurden ins Lazarett eingeliefert. Als wir sie untersuchten, konnten wir keinerlei Krankheiten feststellen. Wie sich herausstellte, waren die jungen Soldaten psychisch krank, weil sie die Brutalität der »dreifachen Auslöschung« nicht länger ertragen konnten.«³⁵

In Mukden (heute: Shenyang) befand sich das Versuchslabor der Sondereinheit 731, die so genannte *Pingfan Station*. Niemand durfte diese streng bewachte Zone ohne Erlaubnis betreten.³⁶ Sie umfasste eine Fläche von etwa drei Quadratkilometern und lag zwischen den Dörfern Sadun, Sidun und Wudun. Hier testeten die Japaner biologische und chemische Waffen, auch in Feldversuchen zum Beispiel in der südchinesischen Provinz Zhejiang. Wang Xuan erinnert sich, dass 1942 japanische Kampfflugzeuge im Tiefflug über ihr Dorf Chong Shan flogen. Kurz darauf brach eine unbekannte, heimtückische Krankheit aus. Ein Drittel der Dorfbewölkerung starb. Sie hatte die Pest. Noch sechzig Jahre später leiden die Menschen dort unter den Spätfolgen dieses Angriffs.³⁷ Wang Jingdi ergänzt: »Mehr als 390 Menschen starben in unserem Dorf an der Pest und mehr als 400 Häuser wurden niedergebrannt.« In mehreren Regionen setzten die Japaner Flöhe und Ratten aus, die mit Pest oder Cholera infiziert waren.³⁸ In der *Pingfan Station* wurden nach 1941 auch Menschenversuche an US-amerikanischen, britischen, russischen und chinesischen Kriegsgefangenen durchgeführt. Etwa 70 Prozent der Testpersonen waren chinesische Soldaten, Arbeiter und Intellektuelle.³⁹ Die *Pingfan Station* war die größte Forschungs- und Produktionsstätte für biologische Waffen weltweit und zugleich Tötungsfabrik. Bei ihren Menschenversuchen in Mukden hielten die Japaner akribisch in Tabellen fest, wie lange der Todeskampf der Opfer nach der Injektion von Bakterien, bei Erfrierungsversuchen oder bei systematischer Unterernährung dauerte. Sie testeten auch Anthrax- (Milzbrand-), Typhus-, Pest- und Cholera-Bakterien an »lebenden Objekten«.

Ruinen der Gebäude
der Sondereinheit 731
in Mukden



Um mögliche moralische Skrupel der an den Menschenversuchen Beteiligten zu zerstreuen, waren die Gefangenen nicht unter ihren Namen, sondern nur unter Nummern registriert. Ein Verantwortlicher sagte aus: »Ich begann im Alter von 18 Jahren für die Sondereinheit 731 zu arbeiten und war für die Untersuchung der neu eingelieferten Häftlinge zuständig. Wir nahmen ihnen Blutproben ab und notierten ihren Blutdruck. Wir nannten sie »Maturas«, das ist das japanische Wort für »Holzblöcke«. Selbst wenn sie bei ihrer Ankunft Karten mit Namen, Geburtsort, Verhaftungsgrund und Alter bei sich trugen, gaben wir ihnen eine Nummer.«⁴⁰

Die qualvollen Tode ihrer Gefangenen hielten die Japaner filmisch fest. Zu den gängigsten Foltermethoden gehörte, Körperteile gezielt erfrieren zu lassen und dann wieder aufzutauen. Furuichi, ein medizinischer Assistent, erinnert sich an die Folter, die sein Vorgesetzter, der Verantwortliche der Abteilung, Professor Hisato Yoshimura, angewiesen hatte: »Experimente mit dem Einfrieren menschlicher Körper wurden in den kältesten Monaten des Jahres durchgeführt, also im November, Dezember, Januar und Februar. Wenn es Nachtfrost

gab, führte man die Versuchspersonen etwa um 23.00 Uhr ins Freie und zwang sie, ihre Hände in einen Eimer mit kaltem Wasser zu tauchen. Dann mussten sie mit ihren nassen Händen im Frost stehen bleiben. Andere erhielten den Befehl, die Nacht über barfuß im Freien auszuharren. Mit ihren Erfrierungen führte man sie anschließend in einen Raum, in dem sie ihre erfrorenen Körperteile in fünf Grad kaltes Wasser tauchen mussten. Dann wurde die Temperatur langsam erhöht, um zu prüfen, ob sich die Erfrierungen heilen ließen.«⁴¹

Ein Mitglied der Sondereinheit namens Uesono gab zu Protokoll: »Zwei nackte Männer wurden in einen Raum geführt, in dem es 40 bis 50 Grad unter null war, und es wurde gefilmt, wie sie starben. Sie litten solche Qualen, dass sie sich gegenseitig die Nägel ins Fleisch gruben.« Auf die Frage, warum er sich an diesen grausamen Versuchen beteiligt habe, antwortete Uesono:



Die japanische Sondereinheit 731 führte in China Menschenversuche durch

Biowaffenkonvention

Noch 2004 weigerte sich die US-Regierung, die von 144 Staaten unterzeichnete Biowaffenkonvention aus dem Jahre 1972 zu unterschreiben. Das hängt nicht zuletzt mit der japanischen Sondereinheit 731 zusammen. Die US-Militärs begannen im Herbst 1943, über biologische Waffen zu forschen. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs wollten sie unbedingt die Aufzeichnungen und Labordaten über die japanischen Menschenversuche in China auswerten. Um dies geheim zu halten, wies der Oberkommandierende der US-Besatzungstruppen in Japan, General Douglas MacArthur, den US-amerikanischen Chefankläger des Internationalen Militärtribunals für

den Fernen Osten, Joseph B. Keenan, an, die Sondereinheit 731 nicht anzuklagen. Selbst Proteste US-amerikanischer Opfer – in der Forschungsstation Mukden waren etwa 1.500 alliierte Kriegsgefangene inhaftiert gewesen, darunter 1.174 US-Bürger – fanden im US-Kongress kein Gehör. Die Washingtoner Regierung erstattete den Betroffenen nicht einmal die Kosten für die medizinische Behandlung. Im August 1997 reichten 108 chinesische Opfer der Sondereinheit 731 beim Bezirksgericht in Tokio eine Sammelklage ein. Sie forderten Entschädigungen in Höhe von umgerechnet neun Millionen Euro. Die japanischen Richter konnten aufgrund des vorgelegten Beweismaterials zwar nicht leugnen, dass den Klägern Leid zugefügt worden war. Ent-

schädigungszahlungen erhielten sie jedoch nicht, weil diese nur auf Regierungsebene vereinbart werden könnten. Und da China und Japan bereits vor Jahren einen Friedensvertrag geschlossen hätten, sei individuellen Klagen die Grundlage entzogen. Damit endete das von den Opfern angestrebte Gerichtsverfahren im September 2001 nach einer nur viertägigen Anhörung.

Im gleichen Jahr wurde in China die Rekonstruktion der *Pingfan Station*, die nach dem Rückzug der Japaner dem Erboden gleichgemacht worden war, vollendet und eine Gedenkstätte eröffnet. Sie soll nach Aussage der chinesischen Regierung an ein Verbrechen erinnern, dessen Monstrosität nur mit Auschwitz und Hiroshima vergleichbar sei.⁴³

»Es entspricht der japanischen Art, Vorgesetzten zu gehorchen. Die Versuchspersonen schriegen zwar unaufhörlich, weil sie keine Betäubungsmittel bekommen hatten, aber wir betrachteten sie nicht als menschliche Wesen. Für uns waren sie nicht mehr als ein Klumpen Fleisch auf einer Schlachtbank.«⁴²

Das jüdische Ghetto in Shanghai Nazipläne für die »Endlösung« im Fernen Osten

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahre 1933 flohen viele Juden und andere Verfolgte aus Deutschland per Schiff oder mit der transsibirischen Eisenbahn ins chinesische Shanghai. Denn die Stadt war einer der letzten Orte, an dem Flüchtlinge ohne Visum Unterschlupf fanden. Bis 1938 kamen dort etwa 18.000 europäische Juden an, insgesamt sollen es schließlich bis zu 30.000 gewesen sein.

Die meisten von ihnen lebten in winzigen Wohnungen ohne Wasser und Toiletten im Shanghaier Stadtteil Hongkou, der im ersten Jahr des japanisch-chinesischen Krieges 1937 zerbombt worden war.⁴⁴ In Shanghai, Peking, Nanking, Tianjin und Hankou lebten in den dreißiger Jahren auch deutsche Geschäftsleute, die »Orienthandel« betrieben, deutsche Schulen unterhielten, Buchhandlungen betrieben und in deutschen Bäckereien »Schwarzbrot« anpriesen.

In diesen deutschen Gemeinden – die in Shanghai bestand aus 2.500 Mitgliedern – hatte der Nationalsozialismus früh Fuß gefasst: »Ende 1933 waren bereits über 600 der in China lebenden Deutschen Mitglieder der NSDAP-AO. Es gab einen Gauleiter, eine HJ und eine Zeitung mit Hakenkreuz namens *Ostasiatischer Beobachter* und seit dem Eintreffen der jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland gab es eine massive antisemitische Propaganda, die an die Adresse der Chinesen und Japaner gerichtet war.«⁴⁵ Die chinesische Nationalregierung hatte sich bis

zum Einmarsch der Japaner den jüdischen Flüchtlingen gegenüber indifferent verhalten und es im Februar 1937 abgelehnt, ein besonderes Siedlungsgebiet für Juden auszuweisen. In Shanghai betrachteten chinesische Geschäftsleute die Einwanderung von Flüchtlingen mit Argwohn und die japanischen Besatzer untersagten neu ankommenden Juden, in den Stadtteil Hongkou zu ziehen.

Nachdem Deutschland, Japan und Italien am 27. September 1940 das Dreimächteabkommen geschlossen hatten, wuchs die Angst der russischen, österreichischen und deutschen Juden in China, das NS-Regime könne versuchen, sie auch in Asien zu verfolgen. In der Tat traf Josef Meisinger, Polizeiattaché an der deutschen Botschaft in Tokio, mit einem Unterseeboot in Shanghai ein. Der Nazifunktionär, bekannt unter dem Namen »Schlächter von Warschau«, versuchte über das deutsche Generalkonsulat in Shanghai, die Japaner zu einer »Endlösung des Problems der jüdischen Flüchtlinge« zu bewegen: »Den japanischen Militärs und diversen Polizeikommandanten machte Josef Meisinger Vorschläge, wie dieses Problem zu handhaben sei: Die Juden könnten bei auf jeden Fall unzureichenden Hungerrationen zu Zwangsarbeiten herangezogen werden. Das würde ihre Zahl bereits beträchtlich dezimieren. Man könne auch die überlebenden Juden unter einem Vorwand auf ein manövrierunfähiges Schiff verfrachten, es auf hohe See schleppen und dort verlassen oder versenken. Noch einen weiteren Vorschlag hatte der Herr Polizeiattaché zu machen: Auf der Halbinsel Potong könne man mit deutscher Unterstützung eine so genannte Gaskammer bauen. Für welchen Plan man sich auch entscheide, man müsse nur sichergehen, dass man aller Juden in Shanghai habhaft werde. Das könne man am besten anlässlich von *Rosh Hashana*, dem jüdischen Neujahrsfest. Dann seien die jüdischen Familien beisammen, dann ließe sich ein derartiges Vorhaben am besten in die Tat umsetzen.«⁴⁶

Die Japaner ließen sich jedoch nicht für diese Pläne gewinnen. Erst als sie den Krieg 1941 nach Südostasien und in die Pazifikregion ausdehnten, begannen sie da-

US-Truppen in
Shanghai im
September 1945



Erinnerungen an Shanghai

Der Schriftsteller Peter Finkelgruen wurde am 21. März 1942 im jüdischen Ghetto in Shanghai geboren. In seinen Buch *Haus Deutschland oder die Geschichte eines ungesühnten Mordes* schreibt er:

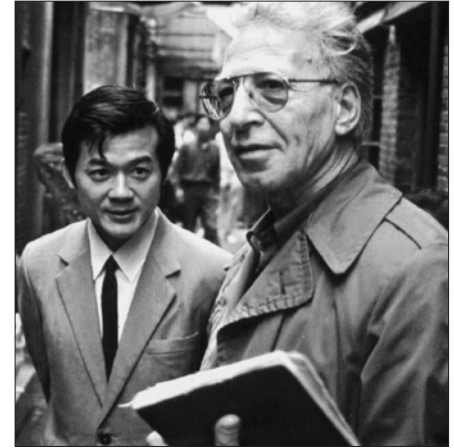
»Shanghai war der Ort, wo die machtpolitischen Auseinandersetzungen und Konflikte Europas sich wie unter einem Brennglas konzentrierten. Alle waren sie da: Briten, Franzosen, Russen, Italiener, Belgier, Schweizer und Portugiesen. Sogar die Tschechen, deren Land es nicht mehr gab, hatten hier eine Vertretung. Sie alle versuchten, die Interessen ihrer Länder bis in den *Shanghai Municipal Council* hinein zu vertreten und durchzusetzen. Die Zahl der Flüchtlinge, die in den letzten Jahren aus Europa hier eingetroffen waren, betrug etwa 30.000. (...) Wo sie herkamen, herrschte zwar Krieg, aber von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren diese Flüchtlinge nicht kriegführende Partei. Sie wären auch ohne Krieg geflohen. Sie waren bedroht, weil die Deutschen geschworen hatten, *das Judenproblem* zu lösen.«

Peter Finkelgruens Vater Hans konnte sich »die Gefahr, die auf ihn in Shanghai wartete, (...) nicht ausmalen. Woher auch hätte er wissen sollen, dass die Beamten am deutschen Generalkonsulat geflissentlich damit beschäftigt waren, die Voraussetzungen für die *Lösung der Judenfrage* auch in Shanghai zu schaffen. Die deutschen Beamten, die in Shanghai tätig waren, standen durchaus an der Front. An der Front im Kampf gegen die Juden. Im Kampf auch gegen jene Japaner, die einer Allianz mit Deutschland eine friedliche Koexistenz mit Amerika vorgezogen hätten. Eine Gruppe japanischer Militärs, die einen Krieg mit den USA vermeiden wollte, verfolgte eine projüdische Politik, mit der amerikanischen Sympathien für Japan geweckt werden sollten. Diesen Plänen zufolge sollte sogar

ein jüdischer Staat in der unter japanischer Besatzung stehenden Mandschurei gegründet werden. Einer der beteiligten japanischen Offiziere war der Mann, der Tausenden von Juden Transitvisa erteilte, die es ihnen ermöglichten, Shanghai zu erreichen.

Dies wiederum irritierte den deutschen Generalkonsul in Shanghai, Martin Fischer, der sich ganz intensiv mit dem *Judenproblem* beschäftigte. Beinahe wöchentlich berichtete er minutiös über Vorgänge in der jüdischen Flüchtlingsgemeinschaft in Shanghai. Genau wie sein Kollege Dr. Otto Bräutigam zeigte sich Martin Fischer nicht nur als folgsamer, sondern auch als aktiver und engagierter Diener seiner Berliner Herren. Den Juden, den Feinden des deutschen Volkes, musste zuerst, soweit sie diese noch besaßen, die deutsche Staatsbürgerschaft abgenommen werden. Ebenso wie sein Amtskollege in Paris hat sich Martin Fischer nicht damit begnügt. Die meisten europäischen Juden in Shanghai hatten weiterfliehen wollen, weiter über den Pazifik. Martin Fischer bemühte sich nun, zusammen mit anderen deutschen Nazis, den Japanern Antisemitismus beizubringen, um auf diese Weise den Juden den letzten Ausweg zu versperren. Man musste die Japaner davon überzeugen, dass Juden aus rassistischen Gründen ausgesondert werden mussten. Es waren viele Deutsche in Shanghai, die Martin Fischer dabei halfen.«

Dazu gehörte zum Beispiel die Arier Union. Finkelgruen zitiert aus einem ihrer Flugblätter: »Der große Kampf um die Befreiung der Welt tobt noch immer in Europa, und unser Sieg ist nah, aber die jüdischen Kriegstreiber hoffen noch immer, die Achsenmächte durch finanziellen und wirtschaftlichen Druck erdrosseln zu können. (...) Wir müssen uns aller Wirtschaftskontakte mit jedweder jüdischen Geschäftseinrichtung in Shanghai enthalten. Denkt



Peter Finkelgruen
beim Besuch des
ehemaligen
jüdischen Ghettos in
Shanghai, in dem er
geboren wurde

daran, dass jeder Dollar und jeder Cent, den Sie in jüdischen Geschäften, Lokalen oder anderen jüdischen Einrichtungen ausgeben, zu Bomben gegen unser eigenes Volk wird, welches für die Befreiung der Welt vom jüdischen Joch kämpft.« Peter Finkelgruens Kommentar zu dieser Hetze: »Offenbar hielt man solche Texte für ein geeignetes Mittel, die einheimischen Chinesen und die Japaner, die Shanghai besetzt hatten, davon zu überzeugen, dass der Antisemitismus der Arier nicht grundlos war. (...) Die Bemühungen von Martin Fischer und anderen in Shanghai [sollten] zum Erfolg führen. Am Ende haben die Japaner, auf nicht nachlassendes Drängen der Deutschen, ein Ghetto für die Juden errichtet. (...) Hans, mein Vater, starb dort.«⁵⁰

mit, Angehörige »feindlicher Nationen«, darunter auch viele Juden, zu internieren. Hans Heinz Hintzelmann, der in Shanghai ein Fotogeschäft hatte, geriet »als Freund der Amerikaner und Engländer« ins Untersuchungsgefängnis für politische Häftlinge, das *Bridgehouse*: »Sie haben es durch Tausende von unter Martern Gemordeten zum berühmtesten Todeshaus Asiens gemacht. Zuerst empfand ich nur lähmende Müdigkeit. Aber dann riss mich ein innerer Warnruf aus der Betäubung: ›Du wirst jeden Funken klaren Verstandes gebrauchen! Dabei stiegen wir die schmale Treppe zum ersten Stockwerk hinauf. Seit Ausbruch des Pazifikkrieges hatten die Japaner alle amerikanischen und englischen Kriegsgefangenen, wenn ihnen ein besonderes Verhör zweckmäßig erschien, ins *Bridgehouse* gebracht. Hier war ein ausgeklügeltes Vernehmungssystem herausgebildet worden. In Shanghai hieß es: Wer ins *Bridgehouse* kommt, lässt alle Hoffnung fahren. Unwillkürlich machte ich einen halben Schritt in das Amtszimmer und sah hinter der Tür einen Eisenkäfig mit Gitterstäben vom Fußboden bis zur Decke. Einen Menschenkäfig! Drinnen hockten, zusammengepefcht, mehr Menschen, als eigentlich in den engen Raum hineinpassten. Ein Gewoge von Menschenentsetzen, ein Haufen vernichteter Menschengesichter. Die zusammengebrochenen Gestalten waren überdies noch an den Handgelenken aneinander gefesselt. Und dem Menschenkäfig gegen-

Chinesische Studenten demonstrieren gegen die japanische Aggressoren, Hongkong 1941



über saßen japanische Beamte, rauchten, befächerten sich, scherzten, malten in den Akten.«⁴⁷

Am 18. Februar 1943 machten die Japaner auf Druck der Deutschen das Viertel Hongkou in Shanghai zum Ghetto. Sie siedelten Juden aus anderen Stadtteilen zwangsweise dorthin um, schränkten ihre Bewegungsfreiheit ein und unterstellten sie japanischer Polizeiaufsicht.

In einem Telegramm an das Auswärtige Amt in Berlin meldete der deutsche Generalkonsul Martin Fischer am 20. Februar 1943 zufrieden, dass sich die »unerwartete japanische Maßnahme auf alle seit 1937 eingewanderten Juden« bezog und »16.000 Personen« betraf. Dies sei immerhin ein »erster japanischer Schritt gegen die Juden«, auch wenn ihr »Erfolg noch nicht abzusehen« sei. Die Japaner folgten inzwischen auch dem deutschen Beispiel der »Arisierung« jüdischen Besitzes und zwangen Juden, »denen immer stärkere Durchdringung hiesigen Wirtschaftslebens gelungen war, zum Verkauf ihrer Geschäfte an Japaner oder Chinesen«.⁴⁸

Das jüdische Ghetto in Shanghai bestand bis zur Befreiung der Stadt durch US-amerikanische Truppen am 3. September 1945. In den engen Wohnungen waren unter katastrophalen sanitären Verhältnissen, mangelernährt und misshandelt von der japanischen Polizei, zahlreiche Menschen ums Leben gekommen. In dem kleinen Viertel gab es vier jüdische Friedhöfe.⁴⁹

Endstation Hongkong | Die britische Kronkolonie unter japanischer Besatzung

Museum of History steht am Eingang eines weitläufigen, in einem Park gelegenen Ausstellungskomplexes, der zwischen Wolkenkratzern inmitten des Hongkonger Geschäftszentrums liegt. In acht Abteilungen ist hier die Geschichte der ehemaligen britischen Kronkolonie an der südchinesischen Küste dokumentiert. Die Galerie mit der Nummer sieben ist in einem flachen, düsteren Raum untergebracht, der einem Luftschutzbunker nachempfunden ist. An den kahlen, unverputzten Wänden hängen vergilbte Fotos aus den dreißiger Jahren. Sie zeigen endlose Kolonnen von zerlumpte und abge-

magerten Chinesen, die zu Fuß nach Hongkong fliehen. Der Historiker und Museumsmitarbeiter Ko Tim-Keung erklärt: »Nachdem die Japaner 1937 Shanghai und Nanking eingenommen hatten, setzten sie ihre militärische Großoffensive Richtung Wuhan und Guangzhou fort. Als sie im Oktober 1938 Guangdong, die chinesische Nachbarprovinz Hongkongs, einnahmen, strömten Hunderttausende von Flüchtlingen in die britische Kolonie.«⁵¹

Binnen kurzem wuchs die Bevölkerung der Stadt, in der 1937 eine Million Menschen gelebt hatten, auf über 1,6 Millionen Einwohner an. »Das brachte enorme soziale Probleme mit sich. Es herrschte Mangel an allem Lebensnotwendigen, von Wohnungen über Nahrungsmittel bis zu Medikamenten. Die öffentliche Ordnung geriet aus den Fugen. Hunger, Unterernährung und Epidemien grassierten, vor allem in den Slumvierteln der Flüchtlinge. Die Menschen mussten sich an den Anblick von Leichen gewöhnen, die überall auf den Straßen herumlagen.« 1939 landeten japanische Truppen im Golf von Tonkin. Sie besetzten die vor der Küste Nordvietnams gelegene chinesische Insel Hainan, bereiteten die Invasion Indochinas vor und bedrohten Hongkong von Süden her. 1940 begannen die Briten, Angehörige von Kolonialbeamten und britischen Siedlern nach Australien zu evakuieren. »Dabei brachten die Briten nur ›Reinrassige‹ in Sicherheit. Ein britischer Pass reichte nicht aus. Hongkong-Chinesen, Portugiesen und Familien mit europäischen und asiatischen Vorfahren blieben zurück, auch wenn sie die britische Staatsbürgerschaft hatten.«

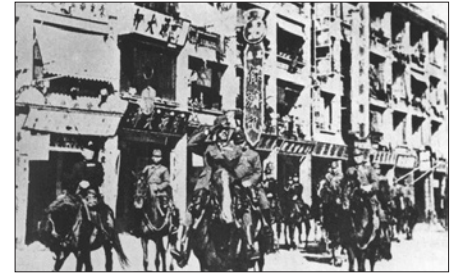
Viele Chinesen wären damals sofort bereit gewesen, mit der britischen Armee gegen die Japaner zu kämpfen. Aber die Briten misstrauten ihren chinesischen Untertanen, sagt Ko Tim-Keung. Sie setzten Kolonialtruppen aus Indien ein: »Sie haben nur ein paar Hundert Chinesen als Freiwillige in ein Regiment zur Verteidigung Hongkongs aufgenommen, zumeist Studenten von ihren Eliteschulen, auf die sie meinten, sich verlassen zu können. Ansonsten verpflichteten sie Chinesen allenfalls als Lastwagenfahrer und zu Hilfsarbeiten, ga-

ben ihnen jedoch nur in Ausnahmefällen Waffen. Die in der Kronkolonie lebenden Portugiesen fassten sie dagegen in einer gesonderten Kompanie zusammen.«

Am 8. Dezember 1941 griffen die Japaner die Stadt an. »Die Schlacht war rasch entschieden. Der Widerstand beschränkte sich auf Gesten, um den Appell Winston Churchills, das britische Empire nicht kampflos preiszugeben, nicht völlig unbeachtet zu lassen. Als die Japaner einmarschierten, standen ihnen nur 12.000 Mann gegenüber. Darunter waren 3.000 Inder, die mit 600 Toten die meisten Opfer zu beklagen hatten.« Am Weihnachtstag 1941 verkündete der britische Gouverneur, Sir Mark Young, die Kapitulation. »Das war ein historischer Akt«, sagt Ko Tim-Keung. »Niemals zuvor hatte eine britische Kolonie die weiße Flagge gehisst und sich gegnerischen Truppen ergeben.« Bei den Gefechten waren insgesamt etwa 2.000 Soldaten unter britischem Kommando und – laut offiziellen japanischen Angaben – etwa 700 Angreifer gefallen.

Im Geschichtsmuseum von Hongkong ist ein Film über die japanische Besatzungszeit zu sehen, die mit dem Einmarsch 1941 begann und bis August 1945 dauerte. *Drei Jahre und acht Monate* heißt die Dokumentation und zeigt, wie die Besatzer englische Straßenschilder durch japanische ersetzten, Japanisch als Pflichtfach in den Schulen einführten und wie sich die chinesischen Einwohner Hongkongs vor jedem japanischen Wachposten devot verbeugen mussten.

Ko Tim-Keung kannte diese Zeit zunächst nur aus Erzählungen seiner Großmutter. Sein Großvater kam damals ums Leben. Als er später über die Folgen des Zweiten Weltkrieges in Hongkong recherchierte, musste er feststellen, dass nur wenige Zeitzeugen bereit waren, über das japanische Besatzungsregime zu reden. »Chinesen sprechen nicht gerne über bedrückende Erlebnisse und traurige Erinnerungen. Und die Japaner ha-



Einmarsch der japanischen Truppen in Hongkong, 1941

ben hier in Hongkong viele Chinesen umgebracht. Die japanischen Militärpolizisten, die *Kempeitai*, brauchten dafür keinen Grund. Sie exekutierten die Leute mitten auf der Straße. Sie waren das Gesetz, so wie die Gestapo in Deutschland. Der Großvater meines Schulfreunds war Bauer, und die Japaner haben ihn bei der Feldarbeit niedergeschossen. Ohne jeden Anlass. Sie nahmen ihn einfach als lebende Zielscheibe. Ein Großonkel von mir ist auf dieselbe Weise umgekommen.«

Nach dem Einmarsch der Japaner waren Plünderungen, Zerstörungen und Vergewaltigungen an der Tagesordnung. Li Shu-Fan, ein prominenter chinesischer Arzt, erzählte: »Die genaue Zahl der vergewaltigten Frauen wird wahrscheinlich im Dunkeln bleiben. Doch es waren viele – 10.000 dürfte wohl zu niedrig gegriffen sein, und die Methoden waren abstoßend brutal. In dem Krankenhaus, in dem ich damals arbeitete, behandelten wir Opfer aller Altersstufen, von jungen Mädchen bis zu Frauen, die älter als sechzig Jahre waren.«

Im weiteren Kriegsverlauf verschlechterten sich die Lebensbedingungen in Hongkong dramatisch. »Während die Japaner keine Gelegenheit ausließen, die Diskriminierung von Asiaten durch die britischen Kolonialherren zu kritisieren, führten sie sich selbst in vielerlei Hinsicht noch brutaler, diktatorischer und korrupter auf als die Briten. Die Besatzungsbeamten agierten wie Feudalherren und versuchten, aus Chinesen Japaner zu machen. Sie verboten chinesische Spiele wie Mahjong und chinesische Tänze und ließen nur noch japanische Feiertage und Feste zu.« Jedem, der sich nicht an die Vorschriften hielt, drohten drakonische Strafen. »Augenzeugen haben berichtet, dass die japanische Militärpolizei *Kempeitai* ihre Opfer mit Seilen oder Stacheldraht fesselte und kurzerhand ins Hafengebiet warf.«

1944, als eine Seeblockade der Alliierten den Nachschub aufhielt und in Hongkong die Essensvorräte immer knapper wurden, trieben die Japaner Chinesen auf der Straße zusammen und setzten sie auf einer Insel vor der Küste aus. Dort sollten sie verhungern. »Die Japaner verfrachteten Chinesen auch auf Boote, mit denen sie ins Südchinesische Meer hinausfahren mussten, wo

viele im stürmischen Wellengang kenterten.« Hunderttausende Vertriebene aus China versuchten deshalb, sich wieder in ihre Heimat durchzuschlagen. »Sie liefen zu Fuß zurück in ihre Dörfer, und ihre Wege waren übersät mit Leichen. Manche überlebten nur, weil sie den Toten die Kleider auszogen und sie unterwegs verkauften.« In den drei Jahren und acht Monaten der japanischen Okkupation sank die Bevölkerungszahl Hongkongs um etwa eine Million. Viele starben, die meisten zogen als Flüchtlinge bis Kriegsende umher.

Im März 1945 tauchten in der Stadt Plakate auf, wonach junge und starke Arbeiter für die Bergwerke auf der Insel Hainan vor der Küste Vietnams gesucht wurden. Die Japaner versprachen ihnen gute Löhne. Die verzweifelte Lage in Hongkong bewegte 7.000 Chinesen, dem Aufruf zu folgen. 5.000 von ihnen starben in Hainan an Unterernährung, Erschöpfung und Krankheiten.

Wie viele Menschen im Zweiten Weltkrieg in Hongkong umkamen, ist unbekannt. Wie verzweifelt die Lage der Bevölkerung in der Stadt kurz vor Kriegsende war, schildert ein Tagebucheintrag von Chan Kwan-Po, einem Bibliothekar an der Universität, vom 27. Mai 1945: »Sah heute bis aufs Skelett abgemagerte junge Leute in der Nähe der Docks – Gefangene. Sie schlepten sich langsam in Zweierreihen vorwärts, sieben oder acht Leute pro Reihe, mit Seilen aneinander gebunden und von einem japanischen Gendarmen geführt. Keine Ahnung, wohin sie gebracht wurden. Es herrschte kurz ein Durcheinander, als einige dieser Skelette sich auf die Essenskörbe einer Marktfrau am Straßenrand stürzten und sich hastig den Mund voll stopften. Gnadenlos die Reaktion: Sie wurden getreten und verprügelt.«

Der japanische Vernichtungskrieg gegen China dauerte acht Jahre – von 1937 bis 1945 – und damit zwei Jahre länger als der Zweite Weltkrieg in Europa. Dabei starben chinesischen Schätzungen zufolge 21 Millionen Menschen. Auch westliche Quellen sprechen von zwei bis sechs Millionen gefallenen chinesischen Soldaten und vier bis fünfzehn Millionen toten chinesischen Zivilisten.⁵²

Indochina unter dem Vichy-Regime

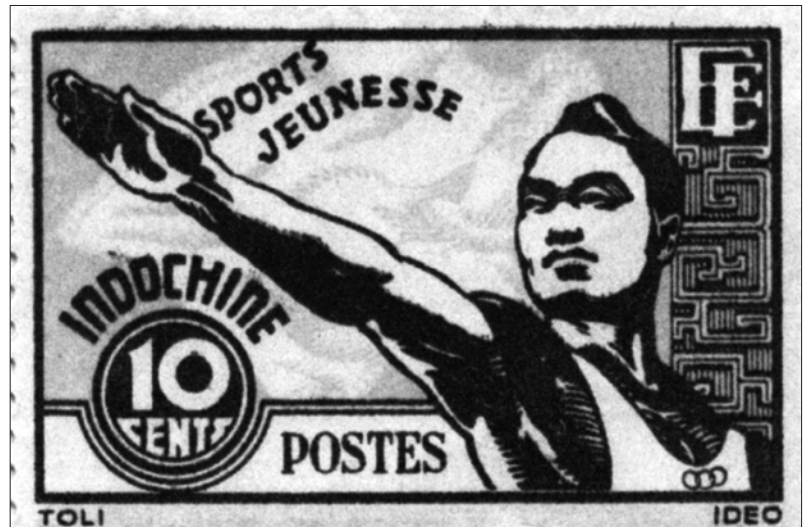
Als der Zweite Weltkrieg in Europa begann, besaß die französische Regierung im Herzen Südostasiens eine Kolonie, die mit rund 750.000 Quadratkilometern größer war als Frankreich und die Beneluxstaaten zusammen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten französische Truppen gegen den bewaffneten Widerstand einheimischer Befreiungskämpfer Laos und Kambodscha sowie Tonkin (Nordvietnam), Annam (Zentralvietnam) und Cochinchina (Südvietnam) erobert. Die Franzosen fassten das Gebiet unter dem Namen Indochina zusammen, stellten Cochinchina unter Kolonialverwaltung (mit Sitz in Saigon) und erklärten den Rest zum Protektorat. Im nordvietnamesischen Hanoi setzten sie einheimische Statthalter ein, in Laos, Kambodscha und in Zentralvietnam übernahmen Feudalherren und Mandarine die Kontrolle für die Franzosen. »In Indochina mag es Monarchen geben, die regieren«, erklärte Bao Dai, der Kaiser Annams, »aber französische Admiräle haben das Sagen.«⁵³

Die 25.000 bis 30.000 französischen Siedler, Kolonialbeamten und Militärs in Indochina machten weniger als 0,2 Prozent der 25 Millionen Einwohner aus. In den französischen Wohnvierteln von Saigon und Hanoi sowie in den Herrenhäusern der Reis-, Baumwoll- und Kautschukplantagen führten sie ein luxuriöses Leben. So ließen sie in Hanoi eine große Oper ähnlich der in Paris bauen.⁵⁴ Die einheimische Bevölkerung lebte in Armut und Abhängigkeit. Die Kolonialherren stellten die landwirtschaftliche Produktion auf Export um. Darunter litt die Selbstversorgung der Landbevölkerung. Viele Bauern, die zuvor gemeinschaftlich gearbeitet hatten, mussten nun als Tagelöhner auf den französischen Gütern arbeiten. Neben Pacht trieben die Franzosen eine Kopfsteuer in Silbermünzen ein, und viele Einheimische mussten sich verschulden, um sie bezahlen zu können.⁵⁵ Streiks, Aufstände und Hungerrevolten schlugen französische Truppen und Fremdenlegionäre mit Hilfe einheimischer Kolonialsoldaten brutal nieder. Sie töteten Tausende Oppositionelle oder sperrten sie in Gefängnisse und Straflager. Trotzdem fanden antikoloniale

Organisationen in den dreißiger Jahren immer mehr Anhänger, insbesondere die Kommunistische Partei Indochinas. 1931 musste der Chef der französischen Kolonialpolizei eingestehen: »Wir haben niemanden mehr auf unserer Seite. Die Mandarine, denen wir nie ausreichende moralische und materielle Zugeständnisse gemacht haben, dienen uns lediglich unter Vorbehalt und können nicht viel bewirken. Die Bourgeoisie hält zwar nichts vom Kommunismus, sieht darin jedoch, wie in China, ein vorzügliches Instrument zur Verteidigung nach außen. Die Jugend opponiert in ihrer Gesamtheit gegen uns ebenso wie die große Masse der verelendeten Bauern und Arbeiter. Fakt ist, dass wir hier wesentlich mehr brauchen als nur Repression.«⁵⁶

Die Franzosen reagierten mit der bekanntesten Strategie und kooptierten konservative und religiöse Honoratioren für ihre Kolonialverwaltung. Die von 1936 bis 1939 in Frankreich regierende Volksfrontregierung ließ 1.500 politische Gefangene amnestieren und hob das Versammlungsverbot auf, so dass am 1. Mai 1938 in Hanoi 25.000 Demonstranten auf die Straße gehen konnten.⁵⁷

In Indochina salutierte die von Vichy-Beamten rekrutierten Jugendverbände mit dem faschistischen Gruß



Doch die Kolonialmacht nahm ihre bescheidenen Zugeständnisse bald wieder zurück. Mit Kriegsbeginn in Europa verschärfte sie die Repression in Indochina. Trotzdem stellten sich die meisten einheimischen Oppositionsgruppen sofort auf die Seite der Alliierten. Die Kommunisten riefen zum Kampf gegen die deutschen und japanischen Faschisten auf. Die chinesische Minderheit im Land sammelte Geld für die Opfer des japanischen Vernichtungskrieges in den benachbarten chinesischen Provinzen Yunnan und Kwangsi, und viele Vietnamesen halfen freiwillig beim Bau von Luftschutzbunkern und anderen Verteidigungsanlagen.

Der französische Generalstab verfügte in Indochina kaum über Kampfflugzeuge und Kriegsschiffe, wohl aber über 90.000 Mann unter Waffen.⁵⁸ Die meisten waren Kolonialsoldaten, und nach der französischen Kriegserklärung gegen Deutschland verschifften die Kolonialbehörden mindestens 40.000 vietnamesische Soldaten nach Europa.⁵⁹

Nach der verheerenden Niederlage Frankreichs gegen die deutsche Wehrmacht im Frühsommer 1940 und dem Waffenstillstand im Juni des Jahres übernahm die Kollaborationsregierung von Vichy auch das Kommando in Indochina. Die französischen Siedler unterstützten das Regime, verteilten 70.000 Porträts von Marschall Philippe Pétain in der Kolonie und versuchten, Pétains Programm »Arbeit, Familie und Vaterland« mit den Lehren von Konfuzius in Einklang zu bringen. Einheimische Kollaborateure wie der Autor Nam Dong verbreiteten in Zeitungen und Büchern, »dass es zahlreiche Analogien zwischen unseren traditionellen Vorstellungen von Ordnung, Disziplin, Autorität, Arbeit und Opfer gibt und denen Frankreichs.«⁶⁰ Im Dezember 1941 veröffentlichten die Vichy-Behörden ein Bilderbuch über Indochina, in dem einheimische Feudalherren wie Bao Dai von Annam, Norodom Sihanouk von Kambodscha und Sisavang

Vong aus Laos neben Marschall Pétain erschienen. In Kambodscha initiierte der junge König Norodom Sihanouk 1941 die Jugendbewegung *Yuvan*, deren Körperkultur und Organisationsform faschistische Vorbilder aus Europa imitierte. Die jugendlichen Marschkolonnen salutierten mit dem faschistischen Gruß.

In Laos und Vietnam gründeten die französischen Behörden ähnliche Jugendorganisationen, um mit paramilitärischem Training und Fahnenappellen »zukünftige Führer« heranzuziehen. Nach dem Jeanne-d'Arc-Gedenktag am 11. Mai 1941 meldete der französische Generalgouverneur für Indochina, Jean Decoux, aus Hanoi: »16.000 Jungen und Mädchen haben am größten Aufmarsch teilgenommen, der je in dieser Form in Indochina stattgefunden hat, und dabei ihr uneingeschränktes Vertrauen in das französische Empire zum Ausdruck gebracht.«⁶¹

Auch in Indochina verloren Juden ihre Anstellungen in der Kolonialverwaltung, im Militär und in der Fremdenlegion. Französische Lehrer wie Georges Taboulet befanden, dass die Juden »Fremdkörper« seien, »deren ungehindertes Eindringen die Gesundheit des gesamten Sozialgebildes gefährdet.«⁶² Die Vichy-Behörden in Indochina verfolgten zudem französische und asiatische Anhänger de Gaulles und pferchten sie in Arbeitslager.

Die Deutschen bezogen ab 1940 Kautschuk aus Indochina, einen wichtigen Rohstoff für die Rüstungsindustrie. Die Lieferungen gelangten über Wladiwostok mit der transsibirischen Eisenbahn nach Deutschland, bis diese Route nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 nicht mehr genutzt werden konnte. Danach ging der Kautschuk an die Japaner. Die Vichy-Regierung machte ab 1940 zahlreiche Zugeständnisse an Japan, um ihre Position in der Region zu behaupten. Der Außenminister des Vichy-Regimes, Paul Baudoin, hatte vergeblich versucht, die deutsche und die US-amerikanische Regierung zu überzeugen, dass es »nicht im Interesse der weißen Rasse« sei, »Indochina japanischen, chinesischen oder siamesischen Truppen zu überlassen.«⁶³ Am 19. Juni 1940 drohte die japanische Regierung, in Indochina einzumarschieren,

Kinder aus Nordvietnam wurden unter dem Vichy-Regime militärisch gedrillt



falls die Franzosen nicht unverzüglich den Nachschub vom nordvietnamesischen Hafen Haiphong aus an die nationalchinesischen Streitkräfte stoppten. Wenig später forderte die Regierung in Tokio von Admiral Jean Decoux, dem Generalgouverneur in Indochina, die französische Kolonie militärisch nutzen zu können. Die Japaner wollten ihre Truppen von Haiphong aus verschiffen, Verbände in Indochina stationieren und innerhalb der Kolonie nach eigenem Ermessen verlegen. Die Japaner machten Druck: Sie besetzten am 22. September 1940 die französische Grenzgarison Lang Son (wobei 150 Franzosen und Vietnamesen umkamen), und 6.000 japanische Soldaten marschierten in Tonkin ein. Am selben Tag setzte der französische Gouverneur Decoux seine Unterschrift unter ein Militärabkommen. Danach konnten Japans Militärs Stützpunkte in Indochina errichten und japanische Unternehmen waren französischen gleichgestellt und exportierten Rohstoffe und Nahrungsmittel zu Preisen, die deutlich unter dem Weltmarktniveau lagen.

Als Ende 1940 Soldaten des mit Japan verbündeten Königreichs Thailand in Indochina einmarschierten und trotz der Gegenwehr französischer Kolonialtruppen am Westufer des Mekong Gelände eroberten, schauten die japanischen Truppen vor Ort zu. Japan zwang die Vichy-Regierung im Januar 1941, in einem »Friedensvertrag« die Gebietsansprüche Thailands weitgehend anzuerkennen. Die französische Herrschaft in Indochina hing auf Gedeih und Verderb vom Wohlwollen der Japaner ab. Die japanische Militärpolizei *Kempeitai* agierte in der französischen Kolonie ähnlich willkürlich wie in den von Japan besetzten Ländern, verfolgte Oppositionelle und warb mit dem Propagandaspruch »Asien den Asiaten« einheimische Spitzel und Hilfstruppen an.

Im Süden Vietnams kollaborierten religiöse Sekten wie *Cao Dai* sowie konservative politische Organisationen wie *Dai Viet* (»Großvietnam«) mit den Japanern. In Zentralvietnam kooperierten Anhänger des Kaisers Bao Dai sowie die »Liga für die nationale Restauration Vietnams«, eine Organisation konservativer Intellektueller, die in Japan studiert hatten.⁶⁴ Vom japanisch

besetzten Taiwan aus betrieben sie einen Propagandasender in vietnamesischer Sprache, und beim Einfall der japanischen Streitkräfte in Tonkin im September 1940 kämpften Tausende an der Seite der japanischen Truppen gegen die Franzosen. Auch vietnamesische Kolonialsoldaten liefen schon bei der ersten Konfrontation zu den Japanern über.

Als sich die japanischen Truppen nach dem Vertrag mit dem Vichy-Regime in die chinesische Grenzprovinz Kwangsi zurückzogen, marschierte eines ihrer beiden vietnamesischen Hilfskontingente unter Führung von Tan Trung Lap auf eigene Faust gegen französische Stellungen in der Provinz Lang Son. Von den Japanern im Stich gelassen, leistete es den Vichy-Truppen bis Ende 1940 erbitterten Widerstand. Die nordvietnamesische Landbevölkerung unterstützte die Rebellen. Erst als die Franzosen Kommandant Tan Trung Lap inhaftiert und hingerichtet sowie Hunderte seiner Anhänger getötet oder gefangen genommen hatten, gaben die Aufständischen auf. 1.000 überlebende Kämpfer flohen über die Grenze nach China.

Die Kommunistische Partei Indochinas begrüßte die Kampfbereitschaft der nordvietnamesischen Bauern und unterstützte ihren Aufstand gegen die Kolonialherren, lehnte jedoch jede Kollaboration mit den Japanern ab. Deren Befreiungsrhetorik kaschierte – so Ho Chi Minh – eine »doppelte Unterdrückung«. Dem Vichy-Regime warf er vor, »Ausbeutung, Repression und Massaker« noch rücksichtsloser zu betreiben als seine Vorgänger.

Im November 1940 initiierten die Kommunisten in Südvietnam einen bewaffneten Aufstand gegen die Vichy-Kollaborateure, an dem sich Zehntausende Bauern, Landarbeiter und Deserteure beteiligten. Sie überfielen Polizeiposten und andere Einrichtungen der Kolonialverwaltung, blockierten Straßen und gründeten revolutionäre Komitees, die in den »befreiten Gebieten« eine eigene Verwaltung aufbauen sollten. Die französische Armee bekämpfte die Revolte mit massiven Bombardements und schwerer Artillerie. Dabei zerstörte sie ganze Dörfer, ermordete Tausende Bewohner und exekutierte



Viet-Minh-Einheit,
1944

mehr als einhundert Anführer. 8.000 Vietnamesen wurden zur Zwangsarbeit in Straflager verschleppt. Nach dieser Niederlage war die Kommunistischen Partei Indochinas in Südvietnam weitgehend zerschlagen. Die Parteileitung zog daraus den Schluss, dass die Unabhängigkeit nur durch einen sorgfältig vorbereiteten, bewaffneten Kampf zu errei-

chen sei, der von einem breiten Bündnis oppositioneller Gruppen getragen werden müsse. Zu diesem Zweck wurde die politische Allianz *Viet Nam Doc Lap Dong Minh* gegründet, die »Vietnamesische Liga für die Unabhängigkeit«, *Viet Minh* genannt. Klassenkampf und Bodenreform seien zweitrangig, erklärten die Kommunisten, weil zuerst die Kolonialherrschaft überwunden und die japanischen Truppen vertrieben werden müssten. Dieses Ziel konnten auch konservative Oppositionelle mittragen.

Ho Chi Minh war eine der wichtigsten Führungspersönlichkeiten der vietnamesischen Kommunisten. Er hatte in Paris studiert und war nach drei Jahrzehnten Exil 1941 nach Vietnam zurückgekehrt. Als er 1942 nach Südchina reiste, um die dort operierenden nationalchinesischen Truppen Chiang Kai-sheks um Unterstützung für den vietnamesischen Widerstand zu bitten, ließ dieser ihn festnehmen. Chiang Kai-shek hatte zwar eine taktische Kriegsallianz mit Mao Tse-tung geschlossen, führte jedoch weiterhin einen ideologischen und militärischen Kampf gegen die Kommunisten. Er stand in Indochina mit konservativen Widerstandsgruppen wie *Viet Nam Quoc Dan Dang*, der »nationalistischen Partei Vietnams« in Kontakt, von denen er Partisanen aus Thailand und Burma für antijapanische Guerilla-Aktivitäten ausbilden ließ. Erst im September 1944 ließen die Chinesen Ho Chi Minh frei. Bei seiner Heimkehr nach Vietnam war er überzeugt, dass Deutschland und Japan den Krieg verlieren würden, und riet deshalb sei-

nen Genossen von dem antikolonialen Aufstand ab, den sie gerade in drei Provinzen vorbereiteten. Ho Chi Minh plädierte dafür, eine landesweite Erhebung erst für den Zeitpunkt zu planen, »wenn die Alliierten in Indochina stehen oder die japanische Armee kapitulieren muss«. ⁶⁵

Nach dem Fall des Vichy-Regimes in Europa Mitte 1944 blieben zwar viele französische Beamte und Militärs in Indochina im Amt, doch sie mussten den Gaullisten jetzt Zugeständnisse machen und politische Gefangene freilassen. Auch die Vertreter des Freien Frankreich lehnten es ab, den Widerstandskämpfern der *Viet Minh* Waffen für ihren Kampf gegen die Japaner zu liefern. Ho Chi Minh bemühte sich deshalb um die Unterstützung der USA. Anfang 1945 begleitete er einen US-amerikanischen Piloten, der in Nordvietnam hatte notlanden müssen und von kommunistischen Partisanen gerettet worden war, zu einem US-Stützpunkt im chinesischen Kunming und bat dort um Hilfe. Die US-Luftwaffe warf daraufhin Waffen, Munition, Funkgeräte und Medikamente per Fallschirm für die vietnamesischen Partisanen ab, die inzwischen mit 5.000 Männern und Frauen einen erfolgreichen Guerillakrieg gegen die Japaner führten und sechs Bergprovinzen in Nordvietnam befreit hatten. ⁶⁶

Am 9. März 1945 jagten die Japaner die marode französische Kolonialverwaltung aus dem Amt und übernahmen damit auch in der letzten europäischen Kolonie in Südostasien die Macht. Innerhalb von nur 48 Stunden entwaffneten sie die französischen Soldaten und die asiatischen Kolonialsoldaten und internierten nahezu alle französischen Militärs und Zivilisten. ⁶⁷ Widerstand leisteten die Franzosen kaum.

Die Japaner versuchten, die Sympathie der Vietnamesen zu gewinnen, indem sie dem Land formal die Unabhängigkeit gewährten. Sie setzten eine vietnamesische Marionettenregierung unter Tran Trong Kim ein und ließen Bao Dai als vietnamesischen Kaiser die Protektoratsverträge mit Frankreich öffentlichkeitswirksam aufkündigen. Dafür musste Bao Dai Treue zur »großasiatischen Ordnung« unter japanischer Führung schwören. ⁶⁸

Doch die projapanischen Kräfte in Indochina blieben in der Minderheit. Die Hälfte der Bevölkerung litt Hunger, weil die Landwirtschaft auf den Kriegsbedarf der Japaner umgestellt wurde und die Bauern statt Getreide Jute sowie Ölpflanzen zur Erzeugung von Treibstoff anbauen mussten. Die *Viet Minh* hatte die Bauern in einem Flugblatt zwar aufgefordert: »Liefert ihnen kein einziges Kilo Reis, gebt ihnen keine einzige Erdnuss und pflanzt keine Jute für die faschistischen Banditen.«⁶⁹ Aber die japanische Militärpolizei *Kempeitai* war durch die Dörfer gezogen und hatte die Bauern gewaltsam zur Bepflanzung ihrer Felder gezwungen.

Die Japaner gewährten den Vietnamesen monatlich nur sieben Kilogramm Reis pro Person, obwohl zwölf Kilogramm überlebensnotwendig waren. Die Landbevölkerung war zu arm, um sich zusätzliche Lebensmittel kaufen zu können. Die Preise waren während der Kriegsjahre in Hanoi um 2.000 Prozent gestiegen.⁷⁰ Krieg, Missernten und ein außergewöhnlich harter Winter führten Ende 1944 zu einer Hungerkatastrophe. Anfang 1945 zogen schon Hunderttausende Menschen auf der verzweifelten Suche nach Essbarem durch Nordvietnam und drängten in die Städte. Die *Viet Minh* rief dazu auf, die Vorratskammern der Grundbesitzer und der Regierung zu stürmen, und lieferte den bewaffneten Geleitschutz. Dennoch verhungerten schätzungsweise ein bis zwei Millionen Menschen.⁷¹ Obwohl der Zweite Weltkrieg nicht vorrangig in Indochina ausgetragen wurde, forderte er hier besonders viele Opfer.

Als nationalchinesische Truppen im August 1945 im Norden und alliierte Truppen im Süden nach Indochina einmarschierten, hatten die Partisanen längst weite Teile des Landes befreit. Damit war der Zeitpunkt gekommen, auf den Ho Chi Minh gewartet hatte. Unterstützt von Zehntausenden Anhängern nahm die *Viet Minh* am 19. August die wichtigsten Regierungsstellungen in Hanoi ein, und Ho Chi Minh schickte eine Funkmeldung in englischer Sprache an das Oberkommando der US-Truppen: »Das Komitee für die nationale Befreiung der *Viet Minh* bittet die US-Behörden, die Vereinten Nationen darüber zu informieren, dass wir gegen die Japaner

gekämpft und sie sich ergeben haben. Wir bitten die Vereinten Nationen, ihr feierliches Versprechen einzuhalten, allen Nationen Demokratie und Unabhängigkeit zu gewähren. Sollten die Vereinten Nationen ihr feierliches Versprechen brechen und Indochina die vollständige Unabhängigkeit verwehren, werden wir so lange weiterkämpfen, bis wir sie durchgesetzt haben.«⁷² Am 2. September 1945 proklamierte Ho Chi Minh in Hanoi die Demokratische Republik Vietnam und verlas vor einer begeisterten Menschenmenge die Unabhängigkeitserklärung, in der es hieß: »Achtzig Jahre lang haben die französischen Kolonialherren unter dem Deckmantel des Leitsatzes von ›Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit‹ unser Land ausgeraubt und unsere Landsleute geknechtet. Ihre Taten standen in schreiendem Widerspruch zu allen Prinzipien der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. In politischer Hinsicht haben sie uns aller demokratischen Freiheiten beraubt und uns barbarische Gesetze aufgezwungen. Sie haben drei verschiedene politische Ordnungen in Zentral-, Süd- und Nordvietnam eingeführt, um die Einheit unseres Vaterlandes, die Einheit unseres Volkes zu zerstören. Sie haben mehr Gefängnisse als Schulen erbaut. (...) Im Herbst 1940, als die japanischen Faschisten in Indochina eindringen, um es als Stützpunkt im Krieg gegen die Alliierten zu nutzen, verrieten die französischen Kolonialherren unser Land, gaben es in die Hände der Eroberer und kapitulierten vor Japan. Seitdem hatte unser Volk unter dem doppelten japanisch-französischen Joch zu leiden. Das verschlechterte die ohnehin bedauernswerte Lage des Volkes. Ende 1944 und Anfang 1945 starben von Quang Tri im Süden bis zum Norden des Landes über zwei Millionen unserer Landsleute an Hunger. Am 9. März 1945 entwaffneten die Japaner die französischen Truppen. Und wieder sind die französischen Kolonialherren geflohen oder haben einfach kapituliert. Sie taten nicht nur nichts, um uns zu ›schützen‹, sondern sie verkauften unser Land im Gegenteil im Laufe von fünf Jahren gleich zweimal an die Japaner. (...) De facto war unser Land schon seit Herbst 1940 keine französische Kolonie mehr, sondern eine japanische. Nach der Kapitulation Japans



Bao Dai,
vietnamesischer
Kaiser, kollaborierte
mit den japanischen
Besatzern

erhob sich die gesamte Bevölkerung unseres Landes, nahm die Macht in die eigenen Hände und gründete die Demokratische Republik Vietnam. Wir haben unsere Freiheit und Unabhängigkeit damit den Japanern abgerungen und nicht den Franzosen.«

Doch um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu verteidigen, standen den Vietnamesen nach Ende des Zweiten Weltkrieges noch 30 Jahre Krieg bevor.

Thailand zwischen Kollaboration und Widerstand

Siam stand nie unter europäischer Herrschaft. Das Königreich, das sich ab 1939 Thailand nannte, musste Ende des 19. Jahrhunderts allerdings Gebiete entlang der Grenzen zu Burma, Malaya und Indochina an Frankreich und Großbritannien abtreten, um seine Unabhängigkeit zu wahren. Mit einer prowestlichen Außenpolitik gelang es Siam, sich als Puffer zwischen den europäischen Mächten zu behaupten, bis es in den dreißiger Jahren zunehmend unter japanischen Einfluss geriet. Auslöser des politischen Wandels war die Weltwirtschaftskrise, die auch in Siam zu Arbeitslosigkeit, Lohnkürzungen und wachsender Unzufriedenheit unter der meist in Europa ausgebildeten Elite geführt hatte.

Im Jahre 1932 putschten sich jüngere Militärs an die Macht und beendeten die Alleinherrschaft des Königs. Sie führten eine Art konstitutioneller Monarchie ein und ließen eine Nationalversammlung zu, die jedoch nur zur Hälfte aus gewählten Abgeordneten bestand. Die andere Hälfte setzte die Regierung ein, die – zumindest formal – den Vertretern des Königshauses rechenschaftspflichtig war. Von dem Umsturz erhoffte sich die Oberschicht eine Demokratisierung der Gesellschaft und eine Beteiligung an der Macht. Doch schon 1933 gewann die Militärfraktion der Putschisten, die sich als *Khana Ratsadon* (»Partei des Volkes«) bezeichnete, die Oberhand und regierte mit zunehmend autoritären Methoden. Ihr pro-

minentester Vertreter war der Offizier Phibun Songkram, der 1934 das Amt des Verteidigungsministers übernahm und 1938 zum Regierungschef aufstieg. 15 der 25 Mitglieder seines Kabinetts waren Offiziere. Der überzeugte Militarist Phibun machte keinen Hehl aus seiner Bewunderung für Hitler und Mussolini. Phrayun Phamonmontri, Mitglied der Putschistenpartei, war mit einer Deutschen verheiratet, verbrachte Ende der dreißiger Jahre viele Monate in Deutschland und pflegte nach seiner Rückkehr weiter Kontakte zum NS-Regime. Führende Offiziere der siamesischen Armee hatten ihre militärische Ausbildung in Deutschland erhalten. Als Verteidigungsminister hatte Phibun 1935 mit dem Aufbau der *Yuwachon thahan* (»militärischen Jugend«) begonnen, einer straff organisierten Bewegung nach dem Vorbild der Hitlerjugend. Der Einfluss dieser Organisation, die allmorgendlich zum Fahnenappell antrat, blieb zwar auf Bangkok und andere Städte beschränkt, doch ihre Mitgliederzahl stieg auf 10.000. Mit *Yuwanari* stellte ihr Phibun noch einen gesonderten Verband für Mädchen zur Seite.⁷³ Phibun legte sich den Titel *po nam* (»Führer«) zu und inszenierte einen Kult um seine Person. In jedem Haushalt sollte sein Foto hängen, das ihn als Feldmarschall zeigte. Bei seinen öffentlichen Auftritten pflegte Phibun eine militaristische und patriotische Rhetorik. Im Mittelpunkt standen die »Stärkung der Nation« und des Nationalbewusstseins der Thai. Ethnische Minderheiten, insbesondere Chinesen, wurden ausgegrenzt. Der Einfluss chinesischer und europäischer Händler wurde zurückgedrängt; die Militärregierung schuf neue staatliche Unternehmen. Chinesische Zeitungen und die englischsprachige *Bangkok Times* von 1880 mussten ihr Erscheinen einstellen, die restliche Presse wurde zensiert. Meldungen über den Kriegsverlauf kamen aus den deutschen und japanischen Propagandaabteilungen, und ab August 1942 erschienen alle Zeitungen in Bangkok mit der Kopfzeile: »Ein Land: Thailand. Ein Führer: Phibun. Ein Ziel: Sieg.«⁷⁴ Phibun diffamierte seine politischen Gegner pauschal als »Kommunisten« und ließ sie ins Gefängnis werfen. 1939 erließ er Verordnungen, die bis ins Detail festschrieben, wie

Militärputsch in
Thailand, 1932



Thais zu denken, zu handeln und sich zu kleiden hatten. Männer mussten Hüte tragen, Frauen Röcke, Strümpfe und Schuhe. Wer chinesische Hosen oder indische Sarris trug, durfte keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen. Die nationalistische Ausrichtung Siams kulminierte 1939 in der Umbenennung in Thailand. Am Jahrestag des Putsches von 1932 erklärte Phibun vor der Nationalversammlung, der neue Name mache deutlich, dass das Land »den Thais« gehöre, eine deutliche Abgrenzung gegenüber der chinesischen Minderheit und dem wirtschaftlichen Einfluss westlicher Firmen. Phibun wollte damit auch Thais aus Burma, Laos und Indochina heim in sein großthailändisches Reich holen.⁷⁵ Das war nur mit kriegerischen Mitteln möglich. Die nötige politische und militärische Rückendeckung erwartete Phibun von Japan. Der japanische Vernichtungsfeldzug in China hatte bei ihm und anderen Offizieren des Regimes offene Bewunderung ausgelöst.

Seit dem Umsturz 1932 waren die Beziehungen zu Japan immer enger geworden. Phya Phahon, 1933 von der Militärfraktion der Putschisten zum Premierminister ernannt, war zur militärischen Ausbildung in Japan gewesen.⁷⁶ Als der Völkerbund 1933 den japanischen Überfall auf die Mandschurei kritisierte, enthielt sich der Vertreter Siams der Stimme. Seitdem galt das Königreich als potentieller Verbündeter des japanischen Kaiserreichs. Doch den Thais kam in der rassistischen Hierarchie der Japaner nur die Position von »kleinen Brüdern« zu, die dem großen zu gehorchen hatten. Für Yasukawa Yunosuke zum Beispiel, den Leiter der japanischen Handelsmission, war Siam »kein Ort, an dem Menschen leben können«, und noch 1936 denunzierte er die Thais als »Tiere in menschlicher Gestalt«.⁷⁷ Doch Militärherrscher Phibun beschwor eine vermeintlich »historisch gewachsene Freundschaft zwischen den beiden einzigen unabhängigen Ländern Asiens«. Die japanische Regierung erweiterte ihre politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu Thailand und nahm dabei in Kauf, dass Phibun sie ein ums andere Mal gegen die Alliierten ausspielte, um seine Position nach allen Seiten abzusichern und eigene Kriegsziele in

den benachbarten französischen und britischen Kolonien zu verfolgen. Die Japaner vertrauten darauf, dass Thailand ebenso wie das von Vichy regierte Indochina im Zweifel zur Kollaboration bereit sein würde. Schon 1935 hatte der japanische Gesandte in Bangkok, Yatabe Yasukichi, seiner Regierung in Tokio empfohlen, »bei der zukünftigen Politik gegenüber Siam« zu berücksichtigen, dass die Bevölkerung zwar gegen jede Dominanz »der Weißen« sei, aber keinerlei Bedürfnisse verspüre, diese »durch japanische Einflussnahme zu ersetzen«.⁷⁸

1939, als Deutschland Polen überfallen hatte und die Position der französischen Kolonialverwaltung in Indochina durch den Vorstoß japanischer Truppen in den Golf von Tonkin geschwächt war, vereinbarte Phibun einen Nichtangriffspakt mit Frankreich und Großbritannien. Er verlangte dafür jedoch die Rückgabe ehemals thailändischer Gebiete in Indochina westlich des Mekong. Obwohl Frankreich jede Änderung der kolonialen Grenzen ablehnte, unterzeichnete Phibun am 12. Juni 1940 den Pakt mit der französischen und britischen Regierung. Gleichzeitig verhandelte er mit den Japanern über die militärische Invasion in das umstrittene Grenzgebiet. Als japanische Truppen am 22. September 1940 in Nordvietnam einfielen und die Vichy-Regierung ihnen freien Durchmarsch durch Indochina gewähren musste, traf sich Phibun heimlich mit dem japanischen Marineattaché Torigoe in Bangkok und bot ihm an, den japanischen Streitkräften auch Thailand als Aufmarschgebiet für ihre Expansion nach Süden zu überlassen. Im Gegenzug verlangte er Rückendeckung für seinen Feldzug gegen die Franzosen am Mekong. Tokio ließ sich darauf ein, und Phibun versuchte nun wiederum, die USA und Großbritannien zu mehr Druck auf Frankreich zu bewegen, indem er behauptete, Japan habe ihm ganz Laos und Kambodscha versprochen. Als die europäischen Kolonialmächte nicht nachgaben, inszenierte Phibuns Regierung überall in Thailand Demonstrationen, auf denen Zehntausende lautstark das »verlorene Land« zurückforderten. Die thailändische Presse propagierte den Krieg, und innerhalb kurzer Zeit meldeten sich 70.000 Freiwillige zum Militärdienst. Selbst liberale,

Thailands selbst-
ernannter »Führer«
Phibun Songkram,
1938



prowestliche Politiker und oppositionelle Parlamentarier, die zuvor Phibuns Militärregime und seine Allianz mit Japan kritisiert hatten, reisten an die Grenze zu Indochina, um beim Einmarsch der Thai-Truppen dabei zu sein. In nichts waren sich die Thais über alle politischen Differenzen hinweg so einig wie in ihrer Unterstützung für den Grenzkrieg ihres »Führers«.⁷⁹

Die Kämpfe zwischen thailändischen und französischen Truppen begannen am 27. November 1940. Die Franzosen schickten auch Kolonialsoldaten aus Indochina in die ersten Gefechte, und nachdem sie thailändische Stellungen bombardiert hatten, eilte Phibun wieder zu den Japanern und erklärte, ohne ihre Hilfe sei ein Sieg der Franzosen unvermeidlich. Er behauptete, Hilfsangebote der Briten zurückgewiesen zu haben. Die Japaner lieferten die geforderten Bomber, Panzer und Artilleriegeschosse, und die Thaitruppen machten einige Geländegewinne, mussten bei Seegefechten gegen die französische Kriegsmarine im Golf von Siam jedoch auch schwere Verluste hinnehmen.

Schließlich vermittelten die Japaner den Friedensvertrag vom Mai 1941, der Thailand Teile der laotischen

Provinzen Sayaburi und Champassak sowie die kambodschanischen Provinzen Siem Reap und Battambang zusprach. Nach der Zerstörung der US-amerikanischen Flotte in Pearl Harbor übertraten am frühen Morgen des 8. Dezember 1941 japanische Truppen an mehreren Stellen die thailändische Grenze, um durch das Land weiter nach Malaya und Singapur zu marschieren. Am 21. Dezember 1941 schlossen Thailand und Japan ein Militärbündnis. Nun flogen japanische Bomber auch von Bangkok aus Angriffe auf Rangun, die Hauptstadt der

benachbarten britischen Kolonie Burma. Am 25. Januar 1942 erklärte Phibun den USA und Großbritannien den Krieg. Die thailändische Hauptstadt wurde zum Treffpunkt nationalistischer Gruppierungen aus Burma und Indien, die mit den Achsenmächten sympathisierten und sich von ihrer Beteiligung am Krieg einen Sieg gegen die britische Kolonialmacht erhofften. Von Thailand aus beschallten die Propagandasender der Kollaborateure Burma und Indien.⁸⁰ Die Japaner belohnten Phibuns Entgegenkommen. Bei einem Staatsbesuch in Bangkok im Juli 1943 überließ der japanische Premierminister Thailand einen Teil seiner Kriegsbeute: Gebiete aus der Grenzregion zu Burma und die vier nördlichen Provinzen Malayas.

Je länger der Krieg jedoch andauerte, desto mehr verflog die euphorische Stimmung in Thailand. Die Preise waren um mehr als 400 Prozent gestiegen; Nahrungsmittel waren knapp und teuer, Mangelernährung und Hunger waren die Folgen. Ab Dezember 1943 kamen immer mehr Thais durch alliierte Angriffe auf japanische Stützpunkte ums Leben. Die Regierung ließ innerstädtische Viertel Bangkoks evakuieren. Luang Hotarakittaya, ein Augenzeuge, notierte im letzten Kriegsjahr: »Die Elektrizitätswerke von Bangkok wurden heute Nachmittag bombardiert. Es gibt kein Licht, kein Wasser, und keine Straßenbahn verkehrt mehr. (...) Im Umkreis einer Viertelmeile vom Ufer des Flusses liegt alles in Schutt und Asche.«⁸¹ Phibun plante derweil zwei Prestigeobjekte. 300 Kilometer nordöstlich von Bangkok wollte er eine neue Hauptstadt aus dem Boden stampfen lassen, beim Bau einer Straße dorthin ließ er Tausende Zwangsarbeiter zu Tode schinden. Und 100 Kilometer nördlich von Bangkok sollte außerdem eine Modellstadt für Buddhisten entstehen. Aber die Nationalversammlung lehnte im Juli 1944 beide Vorhaben ab. Phibun bot daraufhin seinen Rücktritt an. Wider sein Erwarten fand das Parlament in dem moderaten Technokraten Khuang Aphaiwong tatsächlich einen neuen Premierminister. Phibun erhielt – nachdem er mit einem Putsch gedroht hatte – den Ehrentitel »Berater des Staates« und setzte sich in der Nähe von Bangkok vorläufig zur Ruhe.

Bei ihrem Einmarsch in Bangkok am 9. Dezember 1941 werden die japanischen Truppen gefeiert



Der neue Regierungschef Khuang grenzte sich in seiner Antrittsrede mit der Erklärung »Ich bin kein Führer, sondern Premierminister« zwar deutlich von Phibun ab, sicherte Japan aber weiterhin die volle Unterstützung seiner Regierung zu. Nach Kriegsende erklärte er, Thailand sei nicht befreit, sondern »besiegt« worden.⁸²

Dennoch erweiterte der Regierungswechsel in Thailand den Spielraum der Opposition, die seit Kriegsbeginn aus dem Untergrund gegen Phibun agitierte. Die Organisation *Seri Thai* (»Freie Thai«) hatte ein Netz von Unterstützern und Partisanen im ganzen Land aufgebaut und verfügte über Freunde in der Nationalversammlung und in höchsten Regierungskreisen. Mit Pridi Banomyong stand ein einstiger Weggefährte Phibuns an der Spitze des antijapanischen Widerstands. Pridi hatte 1932 zur zivilen Fraktion des Putsches gegen die Monarchie gehört, war von Phibun später zum Finanzminister ernannt, aber wegen politischer Differenzen auf den Posten eines »Vertreters des Königs« abgescoben worden. Pridi nutzte dieses eher symbolische Amt, um enge Beziehungen zu den Alliierten und zu Vertretern der *Seri Thai* im Ausland zu knüpfen. Dazu gehörte der Gründer der Bewegung, Seni Pramot, der Thailand als Botschafter in Washington vertrat. Als er 1942 die Kriegserklärung seines Landes an die USA in Händen hielt, weigerte er sich, die Erklärung offiziell zu überreichen, und informierte das US-Außenministerium lediglich informell darüber. Die USA erwiderten die Kriegserklärung deshalb nicht, sondern stufte Thailand als besetztes Land ein, das keine eigenständigen politischen Entscheidungen treffen könne. Das sollte den projapanischen Kollaborateuren des thailändischen Militärregimes nach Kriegsende zu Gute kommen.

Der militärische Geheimdienst der USA verhalf Agenten der *Seri-Thai*-Bewegung zur Einreise nach Thailand. In den Provinzen, in denen keine japanischen Truppen stationiert waren, gelang es *Seri Thai*, Partisanen auch in Polizeikreisen und unter Beamten zu rekrutieren. Insgesamt sollen in Thailand kurz vor Kriegsende 24 Einheiten von Widerstandskämpfern mit jeweils etwa 500 Mann operiert haben. Nach eigenen Angaben hat-

ten die »Freien Thai« 50.000 bis 90.000 Mitglieder. Die meisten waren nicht aktiv, weil sie erst nach dem Einmarsch der Alliierten losschlagen sollten. Die japanische Kapitulation kam dem zuvor, so dass sich der thailändische Widerstand in der Praxis kaum bewähren musste.

Einen Tag nach der Aufforderung Kaiser Hirohitos an die japanischen Truppen, auch in Thailand die Waffen zu strecken, widerrief Pridi als Vertreter des thailändischen Königs die Kriegserklärung an die Alliierten. Er erklärte, sie sei ohne die königliche Unterschrift verfassungswidrig gewesen. Die USA und Großbritannien gaben sich damit zufrieden und verzichteten auf Reparationsforderungen an Thailand.

Am 3. September 1945 landeten britische Truppen in Thailand, darunter mehrheitlich Inder und nepalesische Gurkhas. Sie entwaffneten die 100.000 Japaner vor Ort und befreiten die Kriegsgefangenen. Oppositionschef Pridi, der kurz nach dem Krieg zum Regierungschef aufstieg, erklärte sich bereit, die Gebiete in Burma und die Provinzen in Nordmalaya der Kolonialmacht Großbritannien zurückzugeben. Die Gebiete westlich des Mekong in Laos und Kambodscha wollte er dagegen behalten. Erst als die französische Regierung Thailands Aufnahme in die Vereinten Nationen mit ihrem Veto zu verhindern drohte, räumten die Thai-Truppen auch ihre Stellungen in der Grenzregion zu Indochina.

Phibun und weitere hohe Vertreter der projapanischen Regierung wurden auf Druck der Alliierten 1945 vor ein thailändisches Kriegsgericht gestellt. Phibuns Verteidiger verwiesen darauf, dass Pridi im Namen des Königs die Kriegserklärung Thailands für »null und nichtig« erklärt habe, weshalb das Land sich gar nicht im Kriegszustand befunden habe und es somit auch keine Kriegsverbrecher geben könne. Die thailändischen Richter kamen zu einem ähnlichen Schluss, erklärten das Verfahren für verfassungswidrig und stellten es ein. Phibun und seine Gefolgsleute kamen frei und putschten sich 1947 erneut an die Macht. Zwei Jahre später übernahm »Führer« Phibun wieder das höchste Staatsamt des Premierministers, das er bis 1957 ohne Unterbrechung ausübte. Von rivalisierenden Militärs



Pridi Banomyong, prominentester Vertreter der *Seri Thai* (»Freie Thai«), die Widerstand gegen Japan leisteten

aus dem Amt und aus dem Land gejagt, starb Phibun 1964 im japanischen Exil.

Die japanische Herrschaft in Malaya und Singapur

Anfang der dreißiger Jahre hatte Japan Korea, die Mandschurei, Formosa (heute: Taiwan) und Mikronesien besetzt, in diesen Ländern Militärstützpunkte und Verteidigungsanlagen ausgebaut und die örtliche Wirtschaft für seine Rüstungsproduktion und Kriegsvorbereitungen umstrukturiert. Die europäischen Kolonialmächte und die USA ließen es geschehen. Selbst als im Dezember 1937 japanische Bomber ein US-amerikanisches Kanonenboot auf dem chinesischen Yangtse-Fluss angriffen, beließ es US-Präsident Franklin D. Roosevelt bei einem unverbindlichen Appell an die heimische Rüstungsindustrie, keine Waffen mehr an Japan zu verkaufen. Zwar ließ er im Oktober 1939 die US-amerikanische Pazifikflotte von ihrem Heimathafen San Diego (Kalifornien) nach Pearl Harbor (Hawaii) verlegen. Doch der

Krieg Nazideutschlands in Europa war für die Regierungen Großbritanniens und Frankreichs näher und bedrohlicher als die japanischen Feldzüge in Asien, und die Vereinigten Staaten hielten sich aus beiden heraus. Japanische Truppen konnten deshalb 1939 ungehindert die südchinesische Insel Hainan einnehmen und in den Golf von Tonkin vorrücken. Zwar warnte der US-amerikanische Botschafter in Tokio, Josef C. Grew, am 1. August 1940 seine Regierung, die Herrscher Japans sähen »in der gegenwärtigen Weltlage eine ›goldene Gelegenheit‹, ihre expansionistischen Ziele ohne Behinderung durch die angeblich gelähmten Demo-

kratien durchzusetzen. Die Erfolge der deutschen Militärmaschinerie und des deutschen Systems sind den Japanern zu Kopf gestiegen wie starker Wein.« Doch Japan konnte im September 1940 auch in den Norden Vietnams einmarschieren, ohne dass eine der westlichen Mächte dem japanischen Kaiserreich den Krieg erklärte.

Erst als japanische Truppen Mitte 1941 im Süden Vietnams standen und – dank der Entschlüsselung ihres Militärkodes – ihr Plan zur Eroberung Malayas und Singapurs bekannt war, untersagte Roosevelt den Export von Erdöl nach Japan und ließ japanische Bankguthaben in den USA einfrieren. Großbritannien beschloss ähnliche Boykottmaßnahmen, und die Kolonialverwaltung Niederländisch-Indiens, die sich nach der deutschen Besetzung der Niederlande – anders als die Franzosen in Indochina – auf die Seite der Alliierten gestellt hatte, verweigerte Japan weitere Öllieferungen aus Sumatra und Borneo.

Das Embargo zeitigte Folgen. Im September 1941 rechnete der Leiter der japanischen Planungsbehörde bei einem Treffen der Regierung mit Kaiser Hirohito vor, dass der Wirtschaftsboykott der Alliierten Japan »in seinem Lebensnerv« treffe. Allein die Kriegsmarine verbrauche stündlich 400 Tonnen Öl, und die Treibstoffvorräte des Landes reichten nicht einmal mehr für das nächste Jahr.⁸³ Die japanische Regierung beschloss, sich des Öls von Sumatra und Borneo zu bemächtigen und intensivierte die Vorbereitungen für den Krieg in Südostasien.

Der Landweg nach Niederländisch-Indien führte von Indochina und Thailand, wo bereits japanische Truppen standen, über die britischen Kolonien Malaya und Singapur. Um die über 5.000 Kilometer in der Javasee verstreuten indonesischen Inseln unter Kontrolle zu bringen, sollten zudem Truppenverbände, Waffen und Nachschub mit großen Schiffskonvois dorthin verlegt werden. Nur zwei potentielle Gegner hätten sie aufhalten können: die US-amerikanische Pazifikflotte in Pearl Harbor und die britische Kriegsmarine in Hongkong und Singapur. Bevor die japanischen Truppen in Indochina

Als »Nachfahre der Sonnengöttin Amaterasu« Japans uneingeschränkter Herrscher: Kaiser Hirohito, 1928



und Thailand den Befehl erhielten, in Malaya und Burma einzufallen, griffen die japanischen Streitkräfte deshalb am 7. Dezember 1941 Pearl Harbor an. Und sie bombardierten fast zeitgleich die US-amerikanischen Basen in den Philippinen sowie die britischen Stellungen in Singapur, Hongkong und Rangun. Dann marschierten ihre Truppen in die britische Kronkolonie an der südchinesischen Küste ein, überschritten von Thailand aus die Grenzen der britischen Kolonien Malaya und Burma und landeten in Kota Bharu an der Ostküste der malaiischen Halbinsel und bald darauf in Borneo.

»Die Briten waren von dem japanischen Angriff völlig überrascht«, erzählt Cheah Boon Kheng, emeritierter Historiker der Universität im malaysischen Penang. »Schließlich hatte Japan Großbritannien nicht den Krieg erklärt.«⁸⁴ Als die japanische Luftwaffe in der Nacht zum 8. Dezember ihre ersten Bombenangriffe auf Singapur flog, war das dicht besiedelte Geschäftszentrum der Stadt hell erleuchtet. Niemand hatte mit einem Angriff gerechnet, niemand war darauf vorbereitet. Eine Einwohnerin, die der Polizei meldete, ein Kaufhaus in ihrer Straße läge nach einem Luftangriff in Schutt und Asche, erhielt die Antwort, es handele sich »nur um eine Übung«. Die Sirenen ertönten erst, als der Angriff vorbei war, und weil der Beamte, der den Schlüssel zum Hauptschalter der Straßenbeleuchtung hatte, nicht auffindbar war, brannten die Laternen weiter. Bei diesem ersten Bombardement kamen 200 Menschen ums Leben, die meisten von ihnen chinesische Kaufleute oder indische Nachtwächter.⁸⁵

Als die britische Flotte versuchte, die Landung weiterer japanischer Truppen im Norden Malayas zu verhindern, versenkten japanische Torpedobomber die Schlachtschiffe *Repulse* und *Prince of Wales*, zwei der größten und modernsten Schiffe der britischen Kriegsmarine. »Danach waren die britischen Truppen in Singapur völlig demoralisiert«, berichtet der Historiker Cheah Boon Kheng, »denn auf Unterstützung ihrer Luftwaffe konnten sie nicht bauen.«

Die hastig in die nordmalaiischen Berge verlegten britischen, indischen, malaiischen, australischen und

chinesischen Einheiten waren dem japanischen Ansturm nicht gewachsen. Statt der eingeplanteten 100 Tage brauchten die japanischen Truppen nur 70, bis sie Malaya kontrollierten und vor Singapur standen, der auf einer Insel gelegenen Hafenstadt im Süden der malaiischen Halbinsel. Die britische Militärbastion dort galt als uneinnehmbar wie Gibraltar, war aber nur gegen Angriffe vom Meer befestigt und nicht gegen eine Invasion vom Festland. Jetzt trieben die Japaner Zehntausende Flüchtlinge vor sich her und kesselten schließlich eine Million Menschen auf einem Gebiet in der Stadt ein, das zuvor nicht einmal halb so viele bewohnt hatten. Auch die Reste der britischen Truppen hasteten, so ein Augenzeuge, »in panischer Angst« in die Stadt. »Die meisten hatten nur eine kurze Hose an, nur wenige trugen Stiefel, und fast alle hatten völlig zerschundene Füße. Ihre Gewehre und ihre Munition hatten sie weggeworfen. Sie keuchten vor Anstrengung – ein wüster Haufen.«⁸⁶

Aus der internationalen Truppe unter britischem Kommando fielen 138.708 Mann, während die Japaner »nur« 9.824 Tote aus den eigenen Reihen angaben.⁸⁷ Am 15. Februar 1942 kapitulierte das britische Oberkommando in Singapur. »Dass die mächtigen Briten die malaiische Halbinsel nicht halten konnten, hat ihr Image bei den Einheimischen grundlegend verändert«, sagt Cheah Boon Kheng. »Die Menschen waren sehr schockiert, insbesondere die chinesische Community. Denn auch zu ihr war durchgedrungen, wie die Japaner im Norden Chinas gewütet und welches Massaker sie in Nanking verübt hatten. Die Chinesen hatten deshalb große Angst.«

Die britischen Kolonialherren hatten aus Malaya seit



Küstenbefestigungen
in Singapur, 1941



Kapitulation der
britischen Truppen in
Singapur, 1941



Japanisches Propagandaplatkat aus Singapur: »Mach ein Vermögen durch die Zusammenarbeit mit Japan«

dem 19. Jahrhundert Zinn und Kautschuk bezogen und Hunderttausende Wanderarbeiter aus China und Indien in ihren Minen und auf ihren Plantagen arbeiten lassen. 1936 stellten die Malaien mit 2,1 Millionen Menschen daher nur noch 45 Prozent der Bevölkerung gegenüber 1,8 Millionen Chinesen (39 Prozent). Die meisten der

restlichen 800.000 Einwohner (16 Prozent) waren Inder.⁸⁸ Unter der britischen Kolonialherrschaft waren die Beziehungen unter den drei Bevölkerungsgruppen relativ problemlos gewesen. Die Briten hatten vorzugsweise Malaien in ihre Kolonialverwaltung einbezogen und malaiischen Sultanen in den Provinzen begrenzte Entscheidungsbefugnisse belassen. Chinesische Migranten hatten sich überwiegend als Händler in den Städten angesiedelt, während die Inder (zumeist Tamilen) als Tagelöhner und Bergarbeiter eher auf dem Land lebten und auf der untersten Stufe der gesellschaftlichen Hierarchie standen. Zwischen den Gruppen gab es wenige Berührungspunkte und keine offenen Auseinandersetzungen. Die Japaner dagegen spielten sie gegeneinander aus. Die Besatzer kollaborierten erfolgreich mit den Malaien, verfolgten die Chinesen und rekrutierten mit dem Spruch »Asien den Asiaten« indische Freiwillige für ihren Krieg gegen die Briten. Diese ethnische Spaltung der Gesellschaft erzeugte Konflikte, die noch Jahrzehnte später gewaltsam ausgetragen wurden.

Disziplin, Gehorsam und Loyalität

Die Umerziehung der malaiischen Bevölkerung

Im Großmachtkonzept der Japaner war Malaya als Militärfestung zwischen dem Südchinesischen Meer und der Straße von Malakka sowie als Rohstofflieferant vorgesehen. Auch im »großsasiatischen Reich« unter japanischer Führung sollte Malaya unter Kolonialverwaltung bleiben, weil »die Eingeborenen politisch unreif« seien.⁸⁹ Erst kurz vor Kriegsende entschloss sich die

Regierung in Tokio, Malaya doch die Unabhängigkeit zu versprechen, um die Bevölkerung für den Kampf gegen die Truppen ihrer ehemaligen britischen Kolonialherren zu begeistern. Die japanische Militärbehörde in Malaya trieb die Bevölkerung derweil zur Arbeit an, um die Ausbeute von Zinn und Kautschuk, Eisen, Gold und Bauxit, Reis, Zucker und Salz für den Export nach Japan zu steigern. Tatsächlich sank die Rohstoff-Produktion im weiteren Verlauf des Krieges jedoch um die Hälfte. Der Historiker Cheah Boon Kheng, zur Zeit des japanischen Einmarsches noch ein Kind, erinnert sich an die große Not, die damals herrschte. »Es gab einfach nicht genug zu essen. Ich kann mich nicht erinnern, in den Kriegsjahren jemals Fleisch gegessen zu haben. Wir lebten nur von Süßkartoffeln und ein wenig Reis, wenn es überhaupt welchen gab.«

Japanische Unternehmen, allen voran die Konzerne *Mitsubishi* und *Mitsui*, konfiszierten in Malaya und Singapur den Besitz ausländischer Unternehmen. Lediglich kleine chinesische Händler und Zulieferer durften unter strenger japanischer Kontrolle weiterarbeiten.⁹⁰ Die Japaner führten einen Arbeitsdienst ein. Von je 250 Einwohnern mussten 20 im Alter von 15 bis 45 Jahren einem Arbeiterkorps beitreten. 1944 hatten die Japaner 140.000 Arbeiter für Industrie, Handel und Landwirtschaft registriert. Darüber hinaus schafften sie Zehntausende *Romusha* (Zwangsarbeiter) von den benachbarten indonesischen Inseln herbei. Cheah Boon Kheng schätzt, »dass allein nach Singapur 20.000 Zwangsarbeiter aus dem indonesischen Java kamen. Als das Kriegsende nahte, gaben die Japaner ihnen einfach nichts mehr zu essen. Und so verhungerten die Indonesier hier zu Hunderten auf den Straßen.«

Erklärtes Ziel der japanischen Militärverwaltung war, der Bevölkerung Malayas »japanischen Geist« (*Nippon Seishin*) anzutrainieren. Dazu gehörten eiserne Disziplin, hartes körperliches Training, Loyalitätsbekundungen gegenüber dem Kaiser und die Einführung von Japanisch in Schulen, Behörden und im Geschäftsleben. Die Besatzer veranstalteten Wettbewerbe in japanischer Sprache, Schrift und freier Rede, verboten Englisch und

Mandarin und gaben Singapur den japanischen Namen *Shonan* («Strahlender Süden»). Alle Jugendlichen zwischen 17 und 25 Jahren mussten sechs Monate lang eine Grundausbildung absolvieren – mit militärischem Drill, Unterweisung in japanischer Geschichte und Kultur sowie in Kampfsportarten. Zum Abschluss mussten die Rekruten in voller Montur unter brennender Sonne 40 Meilen weit marschieren. Die große Mehrheit der Kadetten waren Malaien. Sie gingen auf eine Eliteschule und galten als zukünftige Kader für das Besatzungsregime. Viele Absolventen der japanischen Ausbildung sollten in der Nachkriegsgesellschaft Führungspositionen in Politik und Geschäftswelt des Landes einnehmen. Bei einer Umfrage in den siebziger Jahren zeigten sich noch immer 80 Prozent der ehemaligen Schüler vom japanischen Drill begeistert. »Ohne die japanische Schulung hätte ich niemals so schnell Karriere gemacht«, lobte einer. »Ich habe gelernt, hart zu arbeiten, um etwas zu erreichen«, sagte ein Zweiter. Und ein Dritter schwärmte: »Die Ausbildung hat mein Selbstbewusstsein und meinen Tatendrang gefördert. Ich hatte danach keine Angst mehr, Verantwortung zu übernehmen, und empfand Weiße nicht mehr als überlegen. Ich war stolz, Asiate zu sein.«⁹¹

Die Malaien stellten auch die deutliche Mehrheit der paramilitärischen Bürgerwehren und Blockwarte, die die Japaner im Land einsetzten. Allein in Singapur verfügten die mit den Japanern kollaborierenden Nachbarschafts-Organisationen im September 1943 über 55 Sektionen mit 80.000 Mitgliedern. Daneben arbeitete eine Geheimpolizei (*Tokkoka*) für die Besatzer. Sie überwachte Parks und Plätze, Hotels und Geschäfte.

Schon bei ihrem Einmarsch setzten die japanischen Streitkräfte auch malaiische Hilfstruppen ein, die der japanische Geheimdienst angeworben hatte. Sie kämpften gegen zwei Bataillone eines *Malay Regiment*, das die Briten aus einheimischen Soldaten gebildet hatten. Sultane aus mehreren Provinzen Malayas waren nicht mit den britischen Beamten nach Indien oder Australien ins Exil geflohen, sondern hatten sich im Dschungel versteckt, auf den Einmarsch der Japaner gewartet und

ihnen ihre Dienste angeboten. Die Japaner dankten es ihnen nicht und traten vier Sultanate im Norden Malayas im Oktober 1943 an Thailand ab – in Anerkennung der gewährten Militärhilfe.

Nach ihrem Einmarsch rekrutierten die Japaner malaiische Kolonialtruppen, darunter eine bewaffnete Hilfstruppe (*Heiho*) mit einer gesonderten Abteilung für Frauen, ein Freiwilligenkorps (*Giyutai*) und eine Freiwilligenarmee (*Giyugun*). Während *Heiho* und *Giyutai* Träger, Pfadfinder und Hilfsarbeiter stellten, wurden die *Giyugun* militärisch ausgebildet. Nach ihren Rekrutierungsrichtlinien sollten Bewerber »den brennenden Wunsch verspüren, ihrem Land zu dienen« sowie tapfer, fit und unverheiratet sein. Ihr Fahneneid lautete: »Wir, die *Malai Giyugun*, schwören dem japanischen Kaiserreich unsere Treue. (...) Wir werden wie japanische Soldaten ausgebildet und in ihrem Geiste dienen. (...) Wir werden die Halbinsel zusammen mit den kaiserlichen Truppen verteidigen, die Wohlfahrt Malayas fördern und zum Aufbau des großasiatischen Reiches beitragen.« Als die ersten 2.000 Freiwilligen ihre Grundausbildung beendet hatten, bat der Offiziersanwärter Zainal im Namen seiner Einheit ausdrücklich darum, »den japanischen Truppen an vorderster Front dienen zu dürfen«.⁹² Tatsächlich setzten die Japaner die malaiischen Hilfstruppen jedoch nur im Kampf gegen ihre Landsleute ein: gegen Partisanen und die kommunistische Guerilla, der zum größten Teil Chinesen angehörten.

Rache für Nanking

Die chinesische Minderheit in Malaya

Als die Japaner von Thailand aus in den Norden Malayas eindringen, kämpften auch Tausende chinesischer Soldaten aus der Kolonie unter britischem Kommando. Die Chinesen stellten fast vierzig Prozent der Bevölkerung. Obwohl mindestens ein Drittel in Malaya geboren war, orientierten sich die meisten kulturell und politisch an China. Seit den dreißiger Jahren gab es in Malaya Ableger der nationalistischen Partei Chiang Kai-sheks und der Kommunisten Mao Tse-tungs. Obwohl die beiden Organisationen in China ein Zweckbündnis eingingen

und seit 1937 gemeinsam gegen die Japaner kämpften, waren ihre Partnerorganisationen in Malaya von den Briten verboten worden und hatten nur im Untergrund agieren können. Die Briten hatten insbesondere die *Communist Party of Malaya* (CPM), die zum Guerillakampf gegen die Kolonialherrschaft aufrief, hart verfolgt. Im Dezember 1941 versuchten sie jedoch, die Kommunisten als Bündnispartner zu gewinnen. Zehn Tage nach dem japanischen Einmarsch vereinbarten beide Seiten zusammen zu arbeiten, um den japanischen Invasoren Widerstand zu leisten. Auch Chiang Kai-shek appellierte am 23. Dezember 1941 an seine Anhänger in Malaya, an der Seite der Briten zu kämpfen. Im Gegenzug hob der britische Gouverneur in Singapur das Verbot der beiden Parteien und anderer chinesischer Organisationen auf. Sie gründeten einen »Rat zur Mobilisierung der Übersee-Chinesen« und rekrutierten Freiwillige für die chinesische Spezialeinheit *Dalforce*, die zusammen mit dem 3. Indischen Corps der britischen Armee bis zum Fall von Singapur den Japanern hartnäckig widerstand. Die chinesischen Soldaten wussten, dass die 25. Armee der japanischen Streitkräfte auf der anderen Seite der Front vorher in China eingesetzt worden war.⁹³

Die chinesische Bevölkerung Malayas hatte den Vernichtungsfeldzug der Japaner in China seit 1937 auf-

merksam verfolgt und den chinesischen Widerstand mit Geld und Hilfslieferungen unterstützt. Ein Großteil der malaiischen Chinesen wäre sofort bereit gewesen, in der britischen Armee gegen die Japaner zu kämpfen. Aber die Briten wollten ihre chinesischen Untertanen nicht bewaffnen. »Weil sie nicht in die britische Armee aufgenommen wurden«, so Cheah Boon Kheng, »organisierten die Chinesen eigene Widerstandsgruppen, als die japanische Invasion in Malaya bevorstand.« Im Januar 1942 hatte die Kommunistische Partei eine antijapanische Volksarmee gegründet. Die Japaner waren über diese Aktivitäten informiert, und sie rächten sich dafür. Nach der Kapitulation der Briten am 15. Februar 1942 in Singapur hätte die 25. japanische Armee eigentlich sofort auf die benachbarte indonesische Insel Sumatra weitermarschieren sollen. Doch ihr Oberst Masanobu Tsuji bestand darauf, zuvor die Operation *Sook Ching* durchzuführen, was übersetzt »Säuberung durch Eliminierung« bedeutet.

Am 17. Februar 1942 erließ Oberst Masanobu Tsuji in Singapur einen Befehl, wonach sich alle chinesischen Männer zwischen 18 und 50 Jahren innerhalb von vier Tagen an fünf festgelegten Punkten der Stadt einzufinden hatten. Zuwiderhandlung werde hart bestraft. Bis zum 21. Februar hatte die japanische Armee an

Masanobu Tsuji,
Japans Oberbefehlshaber im besetzten Singapur



»Lies – und wir gewinnen den Krieg!«

Aus einem Handbuch Oberst Masanobu Tsujis für japanische Soldaten

»Sobald ihr in die Gebiete des Feindes kommt, wird euch bewusst werden, was die Unterdrückung durch den weißen Mann bedeutet. Imposante, prächtige Gebäude blicken von Bergeshöhen oder Hügeln auf die winzigen Hütten der Eingeborenen herab. Finanziert wird der luxuriöse Lebensstil der Weißen mit dem Geld, das diese kleine Minderheit durch blutige Unterdrückung aus den Asiaten herauspresst. Infolge der Jahrhunderte langen Unterdrückung

durch europäische Kolonialmächte sind die Eingeborenen unterwürfige Sklaven geworden. Unser Wunsch, aus ihnen baldmöglichst wieder Männer zu machen, dürfte zunächst auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen. (...)

Wenn du nach erfolgter Landung auf den Feind triffst, so sieh in dir einen Rächer, dem es endlich gelungen ist, den Mörder seines Vaters zu stellen. Hier stößt du auf den, dessen Tod dein Herz von dem in ihm brennenden Zorn zu entlasten vermag. Erst wenn du ihn völlig vernichtet hast, wirst du wieder zur Ruhe kommen.«⁹⁴

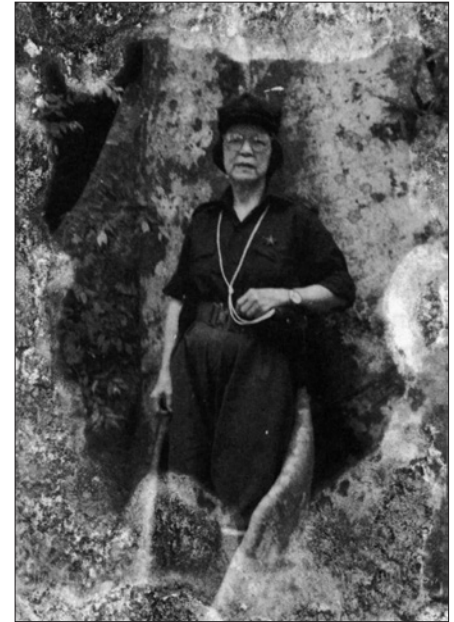
den Sammelstellen fünf große Lager eingerichtet. Dort mussten Zehntausende Gefangene bis zu sechs Tage ohne Wasser und Nahrung ausharren. Sie mussten vor der japanischen Militärpolizei antreten. Einheimische Spitzel und mit Kapuzen getarnte Informanten standen ihnen zur Seite und denunzierten angebliche Oppositionelle. Die Japaner steckten sie zum Verhör in Folterzellen und Gefängnisse oder karren sie mit Lastwagen an den Stadtrand, um sie zu ermorden.

Der Rest durfte, versehen mit einem Kontrollstempel auf dem Arm oder auf dem Hemd, wieder gehen. Bis zum 3. März 1942 hatten die Japaner allein in Singapur 70.699 Menschen inhaftiert, und Radio Tokio meldete, dass die Kampagne »gegen antijapanische Chinesen und andere Gegner der Achsenmächte« im »Strahlenden Süden« (Singapur) gute Fortschritte mache. Anfang März setzten die Japaner ihre Operation auch in den Provinzen Malayas fort. Feng Su Qiong, die später im kommunistischen Untergrund den Decknamen Xiu Ning trug, lebte auf der Insel Penang, als die Japaner dort einrückten: »Ich war im vierten oder fünften Schuljahr. Die Japaner schlossen sofort alle Schulen, in denen Chinesisch unterrichtet wurde. Weil meine Mutter, die dritte Frau meines Vaters, fürchtete, die Insel könnte bombardiert werden, floh sie mit meinem jüngeren Bruder, meiner jüngeren Schwester, einem Nefen und mir auf das Festland, nach Bukit Kajang. Als die Fähre von Penang den Hafen am Festland erreichte, fielen die ersten Bomben. Wir waren zu jung, um die Gefahr einschätzen zu können. Aber die Älteren waren angespannt und nervös. Als die japanischen Teufel in Bukit Kajang einmarschierten, vergewaltigten sie selbst kleine Mädchen. Wir hatten furchtbare Angst, es war schrecklich! Meine Mutter war selbst noch jung, und so versteckten wir uns zusammen mit anderen Familien in Felshöhlen.«

Wenig später erlebte Feng Su Qiong, zurück in der Hafendstadt, die japanische »Säuberungskampagne«. »Alle aus unserem Viertel mussten auf der Straße in einer Linie antreten. Die Namen von Verdächtigen wurden aufgerufen; meist waren es Namen von Männern.

Dann erschien eine ganz in Schwarz gekleidete Person mit Kapuze, die durch einen Sehschlitz »Aufrührer und Feinde« identifizierte. Diese erbarungswürdigen Geschöpfe wurden auf der Stelle festgenommen und fast alle umgebracht.« Als Krankenschwester in einem japanischen Marinehospital beobachtete Feng Su Qiong weitere schreckliche Dinge: »Jeden Tag verließ das Personal die Klinik gegen 17 Uhr. Dann wurde es still. Eines Nachts hörte ich, wie ein Lastwagen vorfuhr und vor dem Krankenhaus parkte. Aus dem Laster sickerte Blut. Ich dachte, sie schafften Verwundete herbei, denn das geschah fast jede Nacht. (...) Aber dieser Wagen stand Stunden lang einfach da und nichts geschah. (...) Später war der Operationssaal hell erleuchtet, und ich konnte die Geräusche des Operationsbestecks deutlich hören. Als ich mich heranschlich, sah ich mit Entsetzen, dass sie an den halbtoten Menschen experimentierten. Chinesische Zeitungen hatten über so etwas berichtet. Jetzt begriff ich, warum die Japaner die Leute auf ihrem Laster hatten liegen lassen. Es waren Chinesen, sie sahen aus wie Arbeiter. Ich war schockiert und wütend, dass die Japaner unsere Leute zu Versuchszwecken missbrauchten. Es war unmenschlich!«⁹⁵

Vielorts ging die Militärpolizei *Kempeitai* nicht nur gegen vermeintliche Oppositionelle unter den Chinesen vor, sondern betrachtete sie allesamt als Feinde und massakrierte sie unterschiedslos. Ein Augenzeuge berichtet, dass der *Kempeitai*-Kommandant Iwafuji in dem Dorf E-Lang-Lang die gesamte Dorfbevölkerung, einige hundert Menschen, zusammentreiben ließ: »Sie führten die Gefangenen einen nach dem anderen an eine Hin-



Die malayische
Widerstandskämpferin
Feng Su Qiong
alias Xiu Ning

richtungsstätte. Dort mussten sie mit verbundenen Augen niederknien. Nacheinander traten alle Mitglieder der dritten Einheit der Militärpolizei an, um einem der hilflosen Opfer mit dem Schwert den Kopf abzuschlagen, oder ihm ein Bajonett durch die Brust zu stoßen. Die Leichen haben sie verbrannt oder in Gräben und Gruben verscharrt, die die Gefangenen selbst hatten ausheben müssen. Kleinkinder warfen die Japaner in die Luft und spießten sie beim Herunterfallen mit ihren Bajonetten und Schwertern auf. Selbst Kinder, die mit der Hand an der Stirn salutierten und *Tabek, Takeb* (malaiischer Gruß) riefen, zerrten sie fort und schlachteten sie ab.«⁹⁶

»Zur Demonstration ihrer Macht stellten die Japaner in Singapur abgeschlagene Köpfe an den Straßenrändern zur Schau«, erinnert sich Cheah Boon Kheng. »Nach dem Krieg gab der japanische General Yamashita Tomoyuki zu, dass seine Truppen hier 6.000 Chinesen massakriert hätten. Die chinesische Community dagegen spricht von 45.000 Toten. Die chinesischen

Bewohner Malayas mussten außerdem fünf Millionen Yen so genannten »Blutzoll« an die Japaner entrichten. Sie sprachen von »Blutzoll«, weil sie dieses Geld aus Rache für den Widerstand in China und in Südostasien eintrieben.«

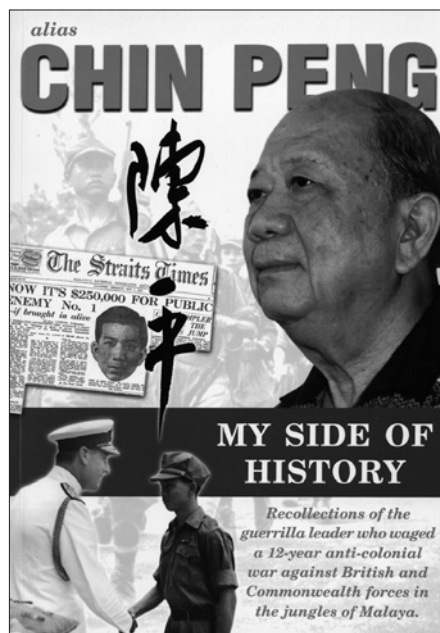
Im März 1942 entführten die Japaner einige prominente Chinesen aus Singapur ins Hauptquartier der Militärpolizei und zwangen sie unter Folter dazu, einer kollaborierenden Japan-freundlichen »Assoziation von Übersee-Chinesen« beizutreten. Einige Chinesen erklärten sich auch freiwillig zur Kooperation bereit, um ihre gesellschaftliche Position zu wahren. Als Erstes

sollte die Assoziation 50 Millionen Malay-Dollar von der chinesischen Bevölkerung eintreiben. Die Japaner stellten ihnen dafür die alten Melde- und Steuerunterlagen der Briten zur Verfügung. Weil sie bis Mitte 1942 nur 28 Millionen Dollar zusammen hatte, musste die Assoziation die restlichen 22 Millionen als Kredit bei der japanischen Yokohama Bank aufnehmen. Am 25. Juni nahm der für Malaya zuständige japanische Generalleutnant Yamashita die Zwangssteuer als »Sühne für antijapanische Aktivitäten« in Singapur entgegen.⁹⁷ Die meist jüngeren chinesischen Partisanen prangerten die Mitglieder der Assoziation öffentlich als »Kollaborateure des Feindes« an und attackierten sie mit Anschlägen.

In der fast vierjährigen Besatzungszeit war die von den Kommunisten gegründete antijapanische Volksarmee die wichtigste Widerstandsorganisation Malayas. Ihre 7.000 bis 8.000 bewaffneten Kämpfer lebten in Dschungelcamps und schickten von dort aus Guerilla-Gruppen in die Stadt. Die Partisanen verübten Anschläge auf japanische Stellungen, aber auch auf Malaien, die bereit waren, mit den Besatzern zusammen zu arbeiten. Auf dem Land ritzten die Guerillakämpfer Helfershelfern der Japaner, die verurteilt und hingerichtet wurden, das Wort »Kollaborateur« in die Haut. In vielen malaiischen Dörfern trieben sie eine »Kriegssteuer« ein. Dadurch entstanden Spannungen zwischen Chinesen und Malaien, die im Februar 1945 in der Provinz Johore zu gewalttätigen Auseinandersetzungen führten. Im ersten Jahr nach dem Krieg sollten die Konflikte zum offenen Bürgerkrieg eskalieren.

Die chinesischen Partisanen waren im Schnitt etwa 20 Jahre jung, und Chin Peng, der spätere Generalsekretär der Kommunistischen Partei Malayas, war erst 15, als er in den Untergrund ging. In seinen Memoiren *My Side of History* resümierte er: »Jeder von uns hat die Wahl – wir können standhaft sein oder Kompromisse eingehen, wir können sparen oder Geld aus dem Fenster werfen, wir können jemanden kritisieren oder einfach wegschauen, wir können vergessen oder uns erinnern. Ich persönlich entschied mich, Freiheitskämpfer zu werden. (...) Ich konnte keinerlei Kompromiss mit

In seiner Autobiografie berichtet Chin Peng auch über seine Zeit im anti-japanischen Widerstand in Malaya



den Japanern schließen. Ebenso wenig hätte ich mich jemals mit einem System arrangieren und für dieses arbeiten können, das einzig auf den Fortbestand des britischen Kolonialismus baute.«⁹⁸

Im Krieg arbeiteten Chin Peng und andere malaiische Kommunisten dennoch eng mit den Briten zusammen, insbesondere mit dem *South-East Asia Command* (SEAC) der britischen Streitkräfte in Ceylon. Die Spezialeinheit *Force 136* unterhielt von dort aus Kontakte zur antijapanischen Volksarmee Malayas sowie zu anderen Widerstandsgruppen in Südostasien und schickte den Partisanen Waffen und Militärberater, die per Fallschirm oder U-Boot hinter den japanischen Linien landeten. In Absprache mit den Briten befreite die antijapanische Volksarmee bei Kriegsende weite Teile Malayas. Die Partisanen übernahmen Polizeistationen, entwaffneten malaiische Kollaborateure und verurteilten einige von ihnen zum Tode. Die Briten würdigten den Beitrag der Kommunisten zur Befreiung des Landes, und Chin Peng, der zum Militärkommandanten aufgestiegen war, sollte den Orden des Britischen Empire erhalten. Doch weil er – wie viele andere Kommunisten – nach dem Ende der japanischen Besatzung wieder gegen die britische Kolonialherrschaft kämpfte, degradierten die Briten ihn vom »Helden des nationalen Befreiungskampfes« zum »Terroristen« und setzten ein Kopfgeld von umgerechnet 250.000 Dollar auf ihn aus.

Indische Kriegsteilnehmer und Kollaborateure

»Am 8. Februar 1943 läuft in Kiel das deutsche U-Boot mit der Nummer 180 aus. Es hat neben Torpedos noch eine besondere Fracht an Bord, zwei indische Staatsbürger, deretwegen um diese Fahrt von U 180 ein besonderes Geheimnis gemacht wird. Angeblich handelt es sich bei den beiden Passagieren um zwei Ingenieure, die nach Bergen in Norwegen gebracht werden sollen. In Wirklichkeit geht die Reise in den Indischen Ozean. Einer der beiden Inder ist Subhas Chandra Bose, ein indischer Politiker und ehemaliger Präsident des indischen Nationalkongresses. Der andere ist Hassan, sein Begleiter. Bose war im Januar 1941 aus dem

Hausarrest in Kalkutta, den die Briten gegen ihn verhängt hatten, über Kabul in Afghanistan und Moskau nach Deutschland geflohen. Dort hatte er versucht, den Kampf gegen die britische Herrschaft über Indien zu organisieren. Nun soll er nach Asien gebracht werden, um den Kampf von dort aus effektiver fortzuführen. U 180 befördert also eine politisch-propagandistische Waffe Richtung Fernost. Am 23. April trifft das deutsche U-Boot in der Nähe von Madagaskar auf den japanischen U-Boot-Kreuzer I 29. Vier Tage später, das Wetter ist schlecht, wechseln die beiden Inder das Boot. Im Gegenzug werden zwei japanische Offiziere übernommen sowie eine Reihe von Kisten, eine angeblich gefüllt mit Gold für die japanische Botschaft in Berlin. Am 6. Mai wird Bose auf Sabang, einer kleinen Insel nördlich von Sumatra abgesetzt. Von dort aus geht es mit einem kleinen Flugzeug in Etappen nach Tokio, wo er zehn Tage später eintrifft, um mit der japanischen Regierung über ein gemeinsames Vorgehen in der Indien-Politik zu verhandeln. Einen Tag vor seiner Abreise nach Singapur, am 23. Juli, erhält Bose ein Willkommenstelegramm von Ba Maw, dem designierten Staatspräsidenten eines freien Burma von Japans Gnaden. Kurz darauf treffen sich die beiden in Singapur. Hier wird Bose von der indischen Gemeinschaft begeistert empfangen.«⁹⁹

Neben den Regierungen Indochinas und Thailands kollaborierten auch einige Unabhängigkeitsbewegungen Asiens mit den Achsenmächten. Subhas Chandra Bose gehörte bei Kriegsbeginn zu den einflussreichsten Politikern Indiens. Im März 1939 hatte ihn der Indische Nationalkongress, die wichtigste Organisation der antikolonialen Opposition, zum zweiten Mal in Folge zum Präsidenten gewählt, obwohl sein Gegenkandidat die Unterstützung der beiden prominenten indischen Politiker Mahatma Gandhi und Jawaharlal Nehru genoss. Gandhi und Nehru kritisierten nicht nur das von Bose propagierte Konzept eines bewaffneten Aufstands gegen die britische



Subhas Chandra Bose, indischer Nationalist und Kollaborateur der Nazis, nannte sich auch *Netaji*, was so viel heißt wie »verehrter Führer«

Schlagzeile vom 19. Juni 1943



Kolonialherrschaft, sondern auch seine angestrebte Zusammenarbeit mit Japan und Deutschland. Während sich Bose schon bei Europareisen in den dreißiger Jahren mit Mussolini und Politikern Nazideutschlands traf, lehnte Nehru Kontakte zu den faschistischen Mächten ab.

Aufgrund dieser politischen Differenzen innerhalb der Führung des Indischen Nationalkongresses musste Bose 1939, wenige Monate nach seiner Wahl, wieder von seinem Amt zurücktreten. Mit dem *All India Forward Bloc* gründete er eine eigene Organisation und organisierte im März 1940 eine Gegenveranstaltung zum Nationalkongress, die *All-India Non-Compromise Conference*. Sie stieß in Indien auf größere öffentliche Resonanz als der von Gandhi und Nehru dominierte Kongress.¹⁰⁰ Bose hatte nicht nur in Indien eine große Anhängerschaft, sondern auch bei den indischen Migranten im Ausland, vor allem in Burma, Malaya und Singapur. Zwei Drittel der rund 500.000 malaiischen Inder unterstützten die 1927 in Tokio gegründete und ab Juli 1943 von Subhas Chandra Bose geführte *Indian Independence League* (Indische Unabhängigkeitsliga), die größte Organisation der im Ausland lebenden Inder.

Zwar hatte auch die indische Bevölkerung Malayas ab 1941 unter der japanischen Besatzung zu leiden, Tausende Inder waren zur Zwangsarbeit verpflichtet, und die tamilischen Tagelöhner auf dem Land lebten in bitterer Armut, nachdem ihre britischen Plantagenbesitzer geflohen oder von den Japanern inhaftiert worden waren. Doch 1942 räumten die Japaner den Indern Malayas Sonderrechte ein, denn Japan wollte seinen Feldzug nicht nur auf den indonesischen Inseln südlich von Singapur fortsetzen, sondern über Thailand und Burma auch bis auf den indischen Subkontinent vorstoßen. Unter den Indern in Burma und Malaya fanden die Japaner dafür willige Rekruten. Während die Besatzer im Juni 1942 alle anderen politischen Organisationen in Malaya verboten, unterstützten sie die Indische Unabhängigkeitsliga logistisch und finanziell.

Mit japanischer Hilfe eröffnete Subhas Chandra Bose im Juli 1943 das politische und militärische Hauptquar-

tier seiner Bewegung in Singapur. Wenig später nahmen die Japaner Inder von ihren Arbeitsdiensten aus, und am 21. Oktober 1943 konnte Bose in Singapur vor 50.000 begeisterten Anhängern die »Provisorische Regierung des Freien Indien« (*Azad Hind*) proklamieren. Die japanische Regierung erkannte sie als einzig rechtmäßige Vertretung Indiens an; Deutschland und Italien folgten diesem Beispiel. In einem symbolträchtigen Akt übertrug Japan Boses Exilregierung die Verwaltung der Nikobaren und Andamanen, zwei Inselgruppen zwischen Burma und Indien, die den Briten ehemals als Strafkolonien gedient hatten. Japan hatte sie im März 1942 besetzt. Bose durfte einen Verwalter ernennen, dort die Flagge seiner Bewegung (mit einem springenden Tiger) hissen und sie in *Shaheed*-(Märtyrer-) und *Svaraj*-(Unabhängigkeits-)Inseln umbenennen. Zu den ersten Amtshandlungen seiner Exilregierung in Singapur gehörte die Kriegserklärung an die Alliierten. Dazu sagte Bose am 24. Oktober 1943 vor der Indischen Unabhängigkeitsliga in Singapur: »Die Provisorische Regierung des Freien Indien hat die Lage in Indien und der Welt sorgfältig analysiert und daraufhin beschlossen, dem Feind den Krieg zu erklären. Ich weiß, dass einige Inder diese Entscheidung in Frage stellen werden, aber auch sie werden sie letztlich mittragen, weil eine rechtmäßig eingesetzte und repräsentative Regierung die Entscheidung getroffen hat. Über Radio ist die Kriegserklärung an Großbritannien und die USA bereits weltweit bekannt gemacht. Freunde, lasst uns sofort den Marsch auf Indien antreten, unsere Nationalflagge auf indischem Boden hissen und auf Delhi vorstoßen! Unser Ziel muss sein, zum Jahresende in Indien zu stehen und nicht nur die Kontrolle über das Land, sondern auch über den Ozean zu erlangen. Auf diese anstehenden Kämpfe muss unsere *Indian National Army* vorbereitet sein.«¹⁰¹

Die Indische Nationalarmee war das asiatische Gegenstück zur Indischen Legion, die Bose 1941 in Deutschland gegründet hatte. In Malaya hatte 1942 der indische Hauptmann Mohan Singh, der als Kolonialsoldat der Briten in japanische Kriegsgefangenschaft

Emblem der
Indian National Army
– *Azad Hind Fauj*



geraten war und die Seiten gewechselt hatte, eine *Indian National Army (Azad Hind Fauj)* aufgebaut. Manche indische Kriegsgefangene hatte er mit Foltermethoden gezwungen, sich seiner Söldnertruppe anzuschließen. Die Japaner hatten seine Einheit aber nicht, wie ihr Gründer gehofft hatte, an die indische Grenze verlegt, sondern als paramilitärische Polizeitruppe in Malaya eingesetzt. Dort geriet sie durch Gräueltaten an der Zivilbevölkerung in Verruf. Nach politischen Differenzen hatten die Japaner Singh Ende 1942 inhaftiert und seine marodierende Nationalarmee wieder aufgelöst.¹⁰²

Bose formierte sie Mitte 1943 neu und erhielt dafür die volle Unterstützung der Japaner. »Zur Zeit kann ich euch nichts anderes bieten als Hunger, Durst, Entbehrungen, Gewaltmärsche und Tod«, erklärte Bose vor Rekruten, »aber wenn ihr mir im Leben und im Tod folgt, werde ich euch zu Sieg und Freiheit führen.«¹⁰³ Boses Ruf *Chalo Delhi!* («Auf nach Delhi!») folgten 200.000 Inder aus Singapur und Malaya. Sie waren bereit, an der Seite japanischer Truppen in Indien einzumarschieren. Viele schenkten Bose ihre Ersparnisse und ihren Schmuck, damit er Waffen für den geplanten Kriegszug kaufen konnte.¹⁰⁴ Bose konnte allerdings nur 30.000 Freiwillige in Singapur militärisch ausbilden, darunter überwiegend tamilische Landarbeiter. Darum bemühte er sich – wie zuvor schon in Deutschland – um die Anwerbung indischer Soldaten aus japanischer Gefangenschaft. Zwischen 20.000 und 45.000 gefangene Inder sollen sich letztlich seiner Nationalarmee angeschlossen haben¹⁰⁵, deren maximale Stärke (inklusive weiterer Freiwilliger und Überläufer, die später in Burma dazustießen) auf 80.000 Mann geschätzt wird.

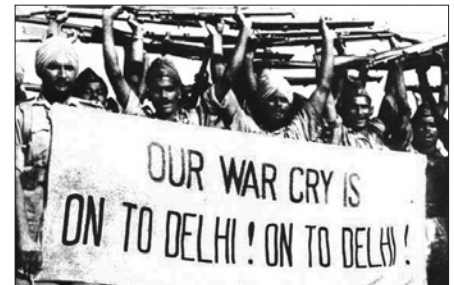
Ein Befehlshaber aus Boses Truppe schrieb über die indischen Rekruten: »Die meisten waren Kriegsgefangene, die nach der Schande, sich den Japanern ergeben zu haben, wieder das Gewehr in die Hand nehmen wollten. Es gab aber auch einfache Händler aus Burma, Ladenbesitzer aus Thailand oder Arbeiter aus Malaya, die über Hunderte Meilen zu Fuß oder mit Güterzügen anreisten, um mit der Waffe in der Hand für die Sache einzutreten, die ihnen teuer und heilig war. Sie alle folgten dem Auf-

ruf ihres politischen Führers, der zu den bedeutendsten Persönlichkeiten unseres Landes gehörte und der selbst allen Gefahren und Herausforderungen des Kampfes trotzte. Für ihn gaben seine Männer alles, und ihre sterblichen Überreste liegen jetzt irgendwo in der Erde verstreut, in den trostlosen Tälern Burmas wie in unzugänglichen Bergketten und Dschungelwäldern jenseits der indischen Grenze.«¹⁰⁶ In den Kriegsjahren dachten keineswegs alle Inder so über die indische Kollaborationstruppe. Nehru drohte sogar damit, zum bewaffneten Widerstand gegen Boses Nationalarmee aufzurufen, sollte sie es wagen, in Indien einzufallen.

Die indische Bevölkerung Malayas dagegen unterstützte Bose so massenhaft, dass er mit dem *Rani of Jhansi Regiment* sogar eine gesonderte Einheit für indische Frauen aufstellen konnte. Ihr Name erinnerte an die Heldin einer indischen Revolte gegen die Briten aus dem Jahre 1857. Die Ärztin Laxmi Swaminathan übernahm in Singapur das Kommando über die 1.500 Frauen des Regiments.¹⁰⁷ Nur eine kleine Minderheit der Inder Malayas, darunter vor allem ehemalige Offiziere und Soldaten der britischen Armee sowie Lehrer, die eine britische Ausbildung erhalten hatten, unterstützte bis Kriegsende die Alliierten, den antifaschistischen Widerstand und die antijapanische Volksarmee im Lande. Als Bose sein Hauptquartier Anfang 1944 von Singapur nach Burma verlegte, mussten auch die Inder Malayas wieder für die japanischen Besatzer arbeiten.

Im April 1944 überschritten die ersten 7.000 indischen Soldaten, darunter viele aus Malaya und Singapur, zusammen mit japanischen Truppen von Burma aus die indische Grenze, um Imphal einzunehmen. Bose wollte den Sitz seiner provisorischen Regierung in diese Stadt verlegen und von dort aus die Inder zum Aufstand gegen die Briten aufrufen. Dazu kam es nicht, weil die Alliierten Imphal angriffen, drei Fünftel der japanischen Truppen ausschalten konnten

Freiwillige der
Indian National Army
in Singapur:
»Auf nach Delhi!«





Emblem der indischen Legion, die erst der deutschen Wehrmacht, später der Waffen-SS unterstellt war. Ihre Mitglieder schworen »für den von unserem Führer Subhas Chandra Bose geführten Freiheitskampf Indiens dem Führer des deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler als oberstem Befehlshaber der Wehrmacht unbedingten Gehorsam (zu) leisten«.^{108a}

und die Indische Nationalarmee aufrieben. Von etwa 15.500 indischen Soldaten, die auf japanischer Seite kämpften, fielen 150 bis 400. 1.500 kamen im Dschungel Burmas durch Hunger und Krankheiten ums Leben, 7.000 gerieten in Gefangenschaft und 5.000 bis 8.000 desertierten oder ergaben sich kampflös den Alliierten.¹⁰⁸

Seit Kriegsbeginn hatte Subhas Chandra Bose geplant, die Briten an zwei Fronten anzugreifen: von Osten über Burma mit den Japanern und von Westen über Afghanistan mit der deutschen Wehrmacht. Hintergrund seiner Idee war ein Militärabkommen, das die NS-Führung 1941 mit der japanischen Regierung geschlossen hatte. Darin legten die Verbündeten den 70. östlichen Längengrad als Grenze ihrer Machtsphären nach Kriegsende fest. Der 70. Längengrad verläuft von der afghanisch-indischen Grenze im Norden durch den Westen des Subkontinents (das heutige Pakistan). Subhas Chandra Bose hatte davon geträumt, dass am 70. Längengrad Soldaten seiner Nationalarmee zusammentreffen und gemeinsam ihren Sieg über die Briten feiern würden. Denn er hatte nicht nur in Malaya und Burma den Japanern indische Freiwillige zur Seite gestellt, sondern in den zwei Jahren seines Exils in Berlin auch eine indische Einheit für die deutsche Wehrmacht rekrutiert: die Indische Legion.

Mit der Waffen-SS gegen die Résistance Die Indische Legion der Nazis

Als Subhas Chandra Bose 1941 nach Berlin kam, gehörte er neben dem palästinensischen Großmufti Amin el-Husseini und dem irakischen Putschistenführer Raschid Ali al-Ghailani, die er dort traf, zu den prominentesten ausländischen Politikern, denen das NS-Regime Exil und eine politische Plattform für ihre antibritischen Aktivitäten bot. Bereits in den dreißiger Jahren hatte sich Bose mit Mussolini und deutschen Nazigrößen getroffen. Als Präsident des Allindischen Nationalkongresses hatte er 1938 in einem Gespräch mit dem Landesgruppenleiter der NSDAP in Indien, Dr. Oswald Urchs, Deutschland um Unterstützung und Waffen für seinen geplanten Aufstand in Indien gebeten.¹⁰⁹

Innerhalb der indischen Unabhängigkeitsbewegung war Bose wegen seiner Bereitschaft, mit Faschisten zu kollaborieren, auf Kritik gestoßen, und die Briten hatten ihn 1940 verhaftet und unter Hausarrest gestellt. Nach seiner Flucht aus Indien Anfang 1941 hatte er auch die sowjetische Regierung in Moskau um militärischen Beistand gebeten. Die Sowjetunion stand zu diesem Zeitpunkt zwar noch außerhalb des alliierten Bündnisses, lehnte aber die Zusammenarbeit mit Bose ab. In Deutschland hatte der indische Nationalist mehr Erfolg. Er kam am 2. April 1941 in Berlin an und legte eine Woche später der NS-Regierung eine Erklärung vor. Danach sollte sich Deutschland grundsätzlich für die Unabhängigkeit Indiens aussprechen und die Aufstellung indischer Einheiten fördern, die den Kern einer indischen Nationalarmee bilden sollten.¹¹⁰ Bose wusste, dass Adolf Hitler in seinem Buch *Mein Kampf* gegen indische Freiheitskämpfer polemisiert und die britische Kolonialherrschaft in Indien mit rassistischen Argumenten gerechtfertigt hatte, und bei seinen früheren Begegnungen mit nationalsozialistischen Funktionären hatte sich Bose auch vergeblich bemüht, Ausnahmeregelungen von den rassistischen deutschen Gesetzen für indische Studenten zu erwirken, zum Beispiel die Aufhebung des Eheverbots mit Deutschen. Auch seiner Aufforderung, sich klar für ein unabhängiges Indien auszusprechen, kamen die Machthaber in Berlin nicht nach. Dennoch ließ sich Bose auf eine Kollaboration ein, auch wenn er – bis zu seiner Audienz bei Hitler – incognito in Berlin agierte, weil viele Inder die Kollaboration mit den Faschisten ablehnten.

Bis dahin hatte die deutsche Abwehr, der militärische Geheimdienst, nur eine kleine Gruppe von Indern als Agenten für Sabotageakte gegen britische Einrichtungen angeworben. Jetzt richtete das Auswärtige Amt in Berlin eine »Zentrale Freies Indien« ein. Die meisten der 13 Mitarbeiter waren Inder. Sie hatten an deutschen Hochschulen studiert oder in indischen Vereinen in Deutschland Posten bekleidet. Mit Hilfe der Nazi-Regierung gab die »Zentrale Freies Indien« die Zeitschrift *Azad Hind* heraus und betrieb den Propagandasender

Azad Hind Radio. Er richtete sich an Inder im britischen Empire und strahlte Programme in Englisch und in indischen Sprachen aus. Die NS-Führung reagierte zunächst zurückhaltend auf Boses Drängen, in Deutschland Einheiten für seine Indische Nationalarmee aufzustellen. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 änderte die Naziregierung ihre Haltung. Nach Plänen der Wehrmacht sollten motorisierte deutsche Verbände nach der Eroberung des Kaukasus durch den Iran und Afghanistan bis zur indischen Grenze vordringen. Und dort würden ihr indische Soldaten von Nutzen sein.¹¹¹ Mit Hilfe des Sonderreferats Indien des Auswärtigen Amtes begann Bose Mitte 1941 Soldaten für eine Indische Legion anzuwerben. Sie war als Infanterieregiment 950 in die deutsche Wehrmacht eingegliedert, hatte deutsche Ausbilder und Kommandeure, und ihre Rekruten schworen ihren Eid nicht nur auf Bose, sondern auch auf Adolf Hitler. Da sich nur wenige Inder, die in Deutschland und den besetzten Ländern studierten, freiwillig für die Indische Legion meldeten, versuchte Bose, in deutschen Lagern indische Kriegsgefangene zu rekrutieren, die etwa in Nordafrika mit den Briten gekämpft hatten.

Das Oberkommando der Wehrmacht und das Auswärtige Amt vereinbarten deshalb 1941 mit der Regierung in Rom einen Austausch von Gefangenen. Da sich die beiden Bündnispartner auf ihre Interessensphären in Nordafrika und Nahost verständigt hatten, sollte eine Arabische Legion unter italienischem und die Indische Legion unter deutschem Kommando entstehen. Dafür wurden arabische Kriegsgefangene aus deutschen Lagern nach Italien verlegt und Inder aus italienischen Lagern nach Deutschland.¹¹²

Das erste größere Kontingent Boses waren indische Soldaten, die in Libyen in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Zentrale Sammelstelle für Überläufer war ein Lager im sächsischen Annaburg. Ihre militärische Ausbildung erhielten die Inder durch deutsche Offiziere in Frankenberg, auf dem Truppenübungsplatz Königsbrück bei Dresden und in Frankfurt an der Oder. Auch ein etwa 100 Mann starker Trupp indischer Überläufer,

der zunächst der deutschen Abwehr unterstellt war, ging schließlich in Boses Indischer Legion auf. Mit ihren 300 deutschen Offizieren, Unteroffizieren und Dolmetschern erreichte die Indische Legion eine maximale Stärke von 3.500 Mann. Zu den vier Bataillonen kamen später eine Artillerie-Abteilung sowie eine Panzer- und eine Pionierkompanie hinzu. Die meisten ehemaligen Kriegsgefangenen (etwa 80 Prozent) behielten ihren Status offiziell bei, um auch weiterhin Pakete des Britischen Roten Kreuzes mit Zigaretten, Schokolade, Kondensmilch, Tee, Fleischpasteten, Keksen und Kompott zu beziehen. Auch wollten die indischen Überläufer die Unterhaltszahlungen nicht gefährden, die ihre Familien in Indien von den britischen Streitkräften bezogen. Ohne es zu wissen, unterstützten die Briten somit einige tausend Angehörige indischer Soldaten, die ihnen an der Front gegenüberstanden. 1943 ernannten die Deutschen ein knappes Dutzend Inder zu Offizieren. Sie nahmen zusammen mit Nazigrößen im November an einer Festveranstaltung in Berlin teil, um die Provisorische Republik des Freien Indiens zu feiern, die Subhas Chandra Bose in Singapur proklamiert hatte.¹¹³

Als Bose Anfang 1943 nach Asien zurückgekehrt war, um auch in Malaya und Burma weitere Truppen für seine Nationalarmee auszuheben, war schon abzusehen,

Originalbild-
unterschrift von
1943: »Nationale
Feierstunde der
Zentrale Freies
Indien in
Berlin anlässlich
der Gründung der
Provisorischen
Indischen National-
regierung durch
Subhas Chandra
Bose: Staatssekretär
Keppler spricht«





Generalfeldmarschall Rommel 1944 in Südfrankreich vor Freiwilligen der Indischen Legion

Soldaten der Indischen Legion auf Seiten der Deutschen 1944 am »Atlantikwall«

dass ein Durchmarsch der deutschen Wehrmacht durch den Kaukasus und den Nahen Osten bis zur indischen Westgrenze unwahrscheinlich war. Die Rote Armee hatte nach ihrem Sieg in Stalingrad mit ihrer Gegenoffensive begonnen, und die Landung alliierter Truppen an der Atlantikküste war nur noch eine Frage der Zeit. Statt in den Fernen Osten verlegte die Wehrmacht Boses Legion 1943 an die Westfront, nach Belgien, Holland und in die Nähe von Bordeaux. Eine Kompanie kam auch in Italien zum Einsatz. Nach anfänglichen Protesten folgten die meisten indischen Soldaten dem deutschen Marschbefehl. Dass beim Ausbau der deutschen Stellungen am »Atlantikwall« neben ihnen afrikanische Kriegsgefangene geschunden wurden, störte die indischen Legionäre ebenso wenig, wie gegen ihre Landsleute in der britischen Armee zu kämpfen. Die Legionäre überstellten auch indische Kriegsgefangene zum Abtransport in deutsche Lager.¹¹⁴ Selbst als Heinrich Himmler 1944 den Befehl erteilte, die Indische Legion in die Waffen-SS zu überführen, protestierte nur eine Minderheit von Boses Soldaten dagegen, die To-

tenkopfuniform anzulegen und sich an Kriegsverbrechen zu beteiligen. Als der Befehl in der Legionszeitung *Bhaiband* (»Kamerad«) erschien, forderten indische Soldaten von den Deutschen zwar eine Bestätigung, dass Bose der Umwandlung seiner Nationalarmee in ein Terrorkommando der Waffen-SS zugestimmt habe, gaben sich aber dann damit zufrieden, ihren bisherigen (deutschen) Regimentskommandeur behalten zu dürfen.

Nach der Landung der Alliierten in der Normandie am 6. Juni 1944 sollten Boses Streitkräfte des Freien Indiens vor allem Partisanen liquidieren, die für das Freie Frankreich kämpften. Bei einem ihrer Angriffe auf ein Basislager der Résistance im Wald von Hourtin im Medoc kamen so viele französische Widerstandskämpfer um, dass die wenigen Überlebenden ein Massengrab ausheben mussten. Indische Soldaten beteiligten sich an »Vergeltungsaktionen« der Waffen-SS gegen die französische Zivilbevölkerung, plünderten Dörfer und vergewaltigten Frauen. Kämpfer der Résistance richteten deshalb einige Dutzend indische Kollaborateure hin.

Versuche der Alliierten, die indischen Soldaten der deutschen Faschisten zum Überlaufen zu bewegen, blieben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, erfolglos. Im französischen Ruffec forderte ein desertierter Unteroffizier die Legionäre in Hindustani per Lautsprecher an der Front auf: »Wacht auf, Inder! Die Deutschen werden den Krieg verlieren. Ihre Tage sind gezählt. Die Deutschen wollten die ganze Welt beherrschen, aber jetzt erwartet sie ein ganz anderes Schicksal. Glaubt keinen Moment mehr daran, dass sie noch jemals gewinnen könnten. Und macht euch bewusst, dass sie euch selbst nach einem Sieg niemals ein freies Indien gewährt hätten. Wenn ihr jemals ein freies Indien erleben wollt, dann schließt euch dem Freien Frankreich an. Nur ein freies Frankreich kann auch Indien die Freiheit garantieren.« Auf einem Flugblatt, das der ehemalige Dolmetscher der Legion, Ernst Bannerth, nach seiner Desertion in Hindustani verfasste und das die Alliierten aus Flugzeugen abwarfen, stand die Aufforderung: »Lauf zu den Franzosen über, wie wir es getan haben. Uns ist nichts passiert. Euch wird auch nichts passie-



ren, wenn ihr diesen Schein den französischen Posten vorzeigt. Bringt eure Waffen mit. Macht die Deutschen unschädlich. Schießt sie nieder, wenn sie sich wehren. *Jai - Azad hind.*«¹¹⁵ Aber nahezu alle indischen Soldaten blieben bei ihrer Legion und der Waffen-SS. Noch im Januar 1945 waren 2.593 Inder in Frankreich im Einsatz.¹¹⁶ Erst als das Regiment im Frühjahr 1945 im Allgäu in alliierte Gefangenschaft geriet, wurde es aufgelöst.

Mit den Alliierten gegen die Faschisten Die Soldaten der Royal Indian Army

»Als der Krieg begann, gab es Pakistan noch nicht, nur Indien«, erzählt Altaf Hussain Chishti, Veteran der *Royal Indian Army* aus Pandschab. »Die meisten Leute machten sich keine allzu großen Sorgen, weil der Krieg Deutschlands und Japans sehr weit weg schien. Viele meldeten sich bereitwillig zum Militär. Vor allem nachdem die britische Regierung Indien die Unabhängigkeit nach dem Krieg versprochen hatte, wenn indische Soldaten für die britische Armee kämpfen würden. Aber die Leute, die zur Armee gingen, sollten sich schon bald als tapfere, verlässliche und aufrechte Soldaten bewähren müssen.«¹¹⁷ Im Zweiten Weltkrieg stand der gesamte indische Subkontinent unter britischer Herrschaft – vom Pandschab im Westen (im heutigen Pakistan) bis zu Bengalen (dem heutigen Bangladesch) im Osten und der Insel Ceylon (heute: Sri Lanka) im Süden. Indien war die größte, wirtschaftlich wichtigste und mit mehr als 320 Millionen Einwohnern bevölkerungsreichste Kolonie des britischen Empire. Und die Briten kommandierten dort die größte Kolonialarmee der Welt.

Großbritannien regierte weite Teile des Subkontinents Britisch-Indien in klassischer Kolonialmanier: mit einem britischen Generalgouverneur an der Spitze, britischen Funktionären in den Führungspositionen von Verwaltung und Militär sowie Zehntausenden indischen Beamten, Angestellten, Polizisten und Soldaten in den unteren Rängen. Mit Hunderten kleinen Fürstentümern, zumeist an der Peripherie des Subkontinents, hatte die britische Regierung Protektoratsverträge abgeschlossen. Danach behielten die einheimischen Potentaten

zwar beschränkte Autonomie im Innern, doch Großbritannien vertrat sie wirtschaftlich und politisch nach außen.

Weil die Briten ihre Arbeiter und Soldaten vergleichsweise gut und vor allem regelmäßig bezahlten, waren viele Menschen in dem verarmten Land bereit, in britische Dienste zu treten. Bereits im 19. Jahrhundert hatte Großbritannien zur Sicherung seiner Macht auf dem riesigen indischen Subkontinent eine Berufarmee von 150.000 indischen Soldaten aufgestellt, deren Sold, Ausrüstung und Unterhalt nicht aus britischen Steuergeldern stammte, sondern aus Mitteln der Kolonie. Nach einer Revolte gegen die britische Herrschaft im Jahre 1857, an der auch indische Soldaten teilnahmen, verstärkte die Regierung in London die Präsenz britischer Truppen in Indien auf 73.000 Mann und sorgte in Aufstandsgebieten wie Bengalen dafür, dass jedem Soldaten der indischen Kolonialarmee ein englischer zur Seite stand.¹¹⁸

Für ihre Kriege rekrutierten die Briten neben der regulären *Royal Indian Army* noch Hunderttausende indische Soldaten auf Zeit, um sie an Fronten von Südafrika bis Europa einzusetzen. Schon in den Ersten Weltkrieg zogen 1,5 Millionen Inder unter britischem Kommando. Bei Beginn des Zweiten erhöhte die britische Regierung die Zahl der Soldaten in Heer, Marine und Luftwaffe der *Royal Indian Army* von 175.000 auf etwa 2,5 Millionen.¹¹⁹ Die Inder stellten damit die größte Kolonialtruppe in der Geschichte des europäischen Kolonialismus. Hinzu kamen noch 120.000 Gurkhas aus dem benachbarten Königreich Nepal, das zwar formal unabhängig war, aber schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts Söldner für die britischen Streitkräfte stellte. Neben den Nepalesen stuften die Briten indische Sikhs, Pathanen und Belutschen als »kriegerische Rassen« ein. Sie galten als besonders gute Soldaten und wurden in ethnisch separierten Einheiten zusammengefasst. Im Zweiten



Viele Inder meldeten sich 1939 freiwillig zur *Royal Indian Army*, die mit 2,5 Millionen Soldaten die größte Kolonialarmee der Welt war



Inder stellten in den britischen Kolonialtruppen auch Offiziere und Kampfpiloten

Soldaten der *Royal Indian Army* nach der Befreiung der syrischen Hauptstadt Damaskus von den Vichy-Franzosen

Weltkrieg kamen auch Rajputs, Pandschabis, Garwhalis, Jats, Ranghars, Dogras und Soldaten aus anderen Bevölkerungsgruppen zum Einsatz.

In Indien gab es keine Wehrpflicht. Die *Royal Indian Army* war eine Freiwilligenarmee, und die indischen Soldaten waren damit in einer besseren

Position als die 100.000 afrikanischen Soldaten aus britischen Kolonien, die in Indien Zwischenstation machten, bevor sie in Burma an die Front zogen. Während die afrikanischen Verbände fast durchgehend britische Befehlshaber hatten, stieg die Zahl der Inder, die als Offiziere Kommandofunktionen übernahmen, im Zweiten Weltkrieg von 600 auf 14.000. Die indischen Soldaten erhielten später auch Invalidenrenten und Pensionen. Selbst wenn diese geringer waren als die für britische Soldaten, standen sich die Berufssoldaten der *Royal Indian Army* besser als die meisten Afrikaner, neben denen sie an vielen Fronten kämpften.

Die Briten fanden in Indien so viele Freiwillige, weil die wirtschaftliche Not zur Zeit des Zweiten Weltkriegs

groß war. Die führenden indischen Politiker unterstützten die britischen Rekrutierungskampagnen nicht. Als der Krieg begann, hatte Mahatma Gandhi bereits fast ein halbes Jahrhundert gegen die Herrschaft der britischen Kolonialmacht in Indien gekämpft und stand keineswegs bedingungslos auf Seiten der Alliierten. 1886 geboren, hatte Gandhi in London studiert, ab 1893 als erster indischer Anwalt in Südafrika indische Arbeiter gegen die britischen Behörden vertreten und den *Natal Indian Congress* gegründet. Im britisch-burischen Krieg (1899-1900) und im Ersten Weltkrieg hatte er Sanitätseinheiten für die britischen Streitkräfte rekrutiert. Zurück in Indien, hatte er ab 1919 als Präsident des Indischen Nationalkongresses im Kampf für die Unabhängigkeit Boykotts gegen die Kolonialmacht organisiert. Gandhi hatte seinen gewaltlosen Widerstand mit langen Gefängnisstrafen bezahlt. 1939 forderte er von der britischen Regierung ultimativ die Unabhängigkeit Indiens als Gegenleistung für eine Unterstützung Großbritanniens im Krieg. Sein politischer Erbe und Nachfolger in der Führung des Indischen Nationalkongresses, Jawaharlal Nehru, vertrat die gleiche Position. Als der britische Generalgouverneur und Vizekönig, Victor Alexander John Hope, am 3. September 1939 Deutschland im Namen Indiens den Krieg erklärte, ohne zuvor indische Politiker konsultiert zu haben, forderten Gandhi und Nehru die Funktionsträger ihrer Partei in den indischen Provinzen zum Rücktritt auf. Und als die Briten in der gesetzgebenden Versammlung, in der die Inder begrenzte Mitsprache hatten, einen Gesetzentwurf für Kriegskredite und Kriegsvorbereitungen einbrachten, boykottierten die Anhänger Gandhis und Nehrus die Sitzung. Ihrer Meinung nach sollte sich Indien aus dem Zweiten Weltkrieg heraushalten. Ein unabhängiges Indien könnte seine Neutralität erklären und so von den Krieg führenden Achsenmächten verschont bleiben. Deutschland reagierte auf die Kriegserklärung nicht, um die antibritischen Stimmungen in Indien nicht zu konterkarieren.

Selbst als japanische Truppen nach ihrem Einmarsch in Malaya und Burma 1942 kurz vor der indischen



Grenze standen, riefen Gandhi und Nehru ihre Anhänger auf, unter der Parole »Quit India!« gewaltfrei gegen die Briten zu demonstrieren. Die Proteste und Blockadeaktionen verzögerten auch britische Militärtransporte. 57 Bataillone der britischen Truppen und der *Royal Indian Army* waren in den Kriegsjahren damit beschäftigt, Unruhen niederzuschlagen und aufsässige Provinzen unter Kontrolle zu bringen. Von 1942 bis 1944 hielten die britischen Kolonialbehörden Gandhi und Nehru in Haft. Gleichzeitig stellten sie den Indern nach dem Krieg die Unabhängigkeit in Aussicht, um einen offenen Bürgerkrieg zu verhindern. Ein Versprechen, das sie nicht einhielten. Nur die Kommunistische Partei Indiens plädierte – nach dem Kriegseintritt der Sowjetunion 1941 – dafür, »weniger auf die traditionellen oppositionellen Taktiken zu vertrauen, als die Kooperation mit den demokratischen Mächten des Westens zu suchen, die in diesem Krieg mit der Sowjetunion verbündet sind«. Dem Volksfrontkonzept eines »breiten antifaschistischen Bündnisses« folgend waren die indischen Kommunisten in dieser Situation zur Kooperation mit der Kolonialmacht Großbritannien bereit.¹²⁰ Als Berufarmee stand die *Royal Indian Army* trotz wachsender politischer Spannungen bis Kriegsende loyal zu den Briten. Ihre 30 Divisionen leisteten einen wichtigen Beitrag zum Sieg der Alliierten über die Achsenmächte. Indische Kolonialtruppen kämpften an fast allen Kriegsschauplätzen – von Asien über den Nahen Osten und Nordafrika bis nach Europa.

Indische Verbände waren bereits in den ersten Kriegsmonaten des Jahres 1939 an der Westfront und 1940 bei der Evakuierung der britischen Truppen aus Dünkirchen dabei. Die 5. Indische Division kämpfte erst im Sudan gegen die Italiener, dann in Libyen gegen die Deutschen und marschierte schließlich mit der britischen Armee in den Irak ein, um 1941 nach dem pro-faschistischen Putschversuch in Bagdad die Ölfelder des Landes zu sichern. Später stand die 5. Division – mit acht weiteren indischen Divisionen – in Malaya und Burma an der Front. Bei Kriegsende war sie auf der indonesischen Insel Java stationiert, wo sie

mit Einheiten anderer alliierter Länder die japanischen Truppen entwaffnete.

Die 4. Indische Division kämpfte in Nordafrika gegen Truppen der Achsenmächte und in Syrien gegen die Vichy-Frankreichs. Nach Einsätzen in Palästina und Zypern half sie im letzten Kriegsjahr, die deutsche Wehrmacht aus Griechenland und Italien zu vertreiben. Etwa 60.000 Inder ließen im Zweiten Weltkrieg ihr Leben und eben so viele wurden verwundet.¹²¹ Fast 80.000 Inder gerieten in deutsche, italienische und japanische Kriegsgefangenschaft und mussten Zwangsarbeit leisten.¹²² Bei einem fehlgeleiteten Bombenangriff der Alliierten auf Epinal in Nordfrankreich kamen im Mai 1944 in einem deutschen Lager Dutzende indische Gefangene ums Leben.

Indien war auch Kriegsschauplatz. Nach der Besetzung Malayas und Singapurs flogen japanische Bomberpiloten im Frühjahr 1942 Luftangriffe gegen Städte an der indischen Ostküste. Japanische U-Boote versenkten 23 alliierte Frachter im Golf von Bengalen, während japanische Flugzeuge und Kanonenboote Ceylon angriffen. Auf der Insel unterhielt die britische Kriegs-

Inder und Maoris aus
Neuseeland kämpften
1944 gemeinsam in
der Schlacht
um Monte Cassino
in Italien





Von Indien aus liefert die US-Luftwaffe Nachschub für chinesische Truppen

marine einen Stützpunkt, und dort lagerten große Öl- und Treibstoffvorräte. Von einem kanadischen Aufklärungsflugzeug rechtzeitig gewarnt, hatten die Briten vor dem japanischen Angriff ihre Flotte nach Kenia an die ostafrikanische Küste zurückgezogen, während einheimische Luftabwehr- und Küstenschutzverbände Ceylon verteidigten. Im Juli 1944 richtete das *South East Asia Command* der britischen Streitkräfte im Hochland Ceylons sein Hauptquartier ein und hielt von dort aus Kontakte zu Partisanen und Widerstandskämpfern in Malaya, Burma und anderen besetzten Ländern Südostasiens.

In der Schlussphase des Krieges, so Bertram Bastiampillai, emeritierter Historiker der Universität in Colombo, entwickelte sich Ceylon zu einer wichtigen logistischen Drehscheibe für die Versorgung alliierter Truppen vom Persischen Golf bis zum Pazifik.¹²³ Nachdem die Briten

ihre Plantagen in Südostasien an die Japaner verloren hatten, bezogen sie auch Kautschuk für ihre Rüstungsindustrie aus Ceylon.

Nordindien war für den Krieg der Streitkräfte Chiang Kai-sheks gegen die Japaner in China von existenzieller Bedeutung. Da die Sowjetunion nur Lieferungen an die kommunistischen Truppen Mao Tse-tungs zuließ, war die nationalchinesische Armee von jeglichem Nachschub abgeschnitten, als die Japaner erst die Lieferungen aus dem nordvietnamesischen Hafen Haiphong unterbanden und schließlich auch noch die letzte Versorgungssader der Chinesen unterbrachen, die *Burma Road*. Im Juli 1942 errichtete die *U.S. Air Force* deshalb von nordostindischen Flughäfen aus eine Luftbrücke (*The Hump*) nach Südchina, um die Truppen Chiang Kai-sheks mit Waffen, Piloten und Militärberatern zu unterstützen. Die Flüge führten zum Teil über Gebirgsketten von 5.000 Metern Höhe und es gab zahlreiche Verluste. Auf ihren Rückflügen brachten die Piloten 18.000 chinesische Soldaten mit nach Indien, die helfen sollten, die japanischen Angriffe aus Burma abzuwehren. Erst im Januar 1945, als die Alliierten in der Region die Oberhand gewannen, konnte mit der *Ledo Road* vom nordostindischen Assam aus eine neue Versorgungsstraße durch den Norden Burmas bis nach China genutzt werden.

Von Marseille bis Mandalay – Indische Kriegsteilnehmer erinnern sich

Um an die »vergessenen« Einsätze von Millionen indischer Soldaten der antifaschistischen Allianz zu erinnern, führten britische Historiker 50 Jahre später Interviews mit indischen Veteranen. Sie stellten unter dem Titel *We also Served* (»Auch wir haben gedient«) Porträts für den Geschichtsunterricht an Schulen zusammen. Die folgenden Berichte von Augenzeugen stammen aus dieser Sammlung¹²⁴

Monohor Ali

Geboren 1895 in der bengalischen Provinz Sylhet. Im Ersten Weltkrieg Heizer auf britischen Schiffen, im Zweiten Weltkrieg Seemann auf britischen Frachtern und Truppentransportern. Im Sommer 1940, als die deutsche Wehrmacht von Lyon in Richtung Marseille vorstieß, war er auf dem Weg ins Mittelmeer.

»Mein Neffe und ich arbeiteten auf der SS Ash Crest, und wir fuhren mit Kohle an Bord durch die Straße von Gibraltar nach Südfrankreich. In Marseille sollten wir die Fracht entladen. Doch wir mussten unsere Arbeit abbrechen, als wir

erfuhren, dass die Deutschen auf die Hafenstadt vorrückten. Hunderte von Flüchtlingen – Männer, Frauen und Kinder – hatten sich auf dem Pier versammelt, einige trugen Uniformen und alle hofften zu entkommen. Die Leute stürmten jedes Schiff, das im Hafen lag, bis auch das Letzte überfüllt war und auslief. Wir nahmen 720 Menschen an Bord, die Kinder nicht mitgerechnet, und es gab keinen freien Fleck mehr an Deck. Später gab es Gerüchte, die SS Ash Crest sei von einem deutschen U-Boot versenkt worden. Doch unser Kanonier konnte das U-Boot versenken, und nach sieben Tagen

erreichten wir sicher den Hafen von Liverpool. (...) Wer in den Weltkrieg auf Schiffen gearbeitet hat, wird die Tage nie vergessen können und schon gar nicht die Nächte, in denen sich die Konvois nur langsam vorwärts bewegten. Rauchfahnen stiegen aus den Schornsteinen, und das Scheppern der Eisentüren, wenn die Wachen nach vier Stunden aus den überhitzten Maschinenräumen an Deck traten, kündigte das Ende der Nacht an. In den Kriegsjahren mussten die Männer fast ständig mit einem Torpedoangriff oder einer Mine rechnen. In einem solchen Fall wären sie wahrscheinlich schon vom Wasser eingeschlossen gewesen, bevor sie auch nur die erste Stufe der Treppe ins Freie erreicht hätten.

Es erfordert Mut, in Kriegszeiten auf einem Schiff zu arbeiten. Wer keine guten Nerven hat, sollte sich besser nicht auf hohe See begeben. Ich habe im Maschinenraum gearbeitet und stand auch oft hinter einem Geschütz an Deck, um mögliche Angreifer abzuwehren.«

Mahindra Singh Pujji

Geboren 1918 im nordindischen Simla, besuchte die Schule und das College in Lahore, studierte Jura, machte 1936 den Flugschein an der *Delhi Flying School*, arbeitete danach als Flieger für die Ölfirma Shell und meldete sich bei Kriegsbeginn zur *Royal Air Force*, die dringend Piloten suchte. Als einer der ersten indischen Kampfflieger kam er 1940 nach England, wo er etliche deutsche Flugzeuge abschoß und zwei Bruchlandungen überlebte. Später flog er Einsätze in Nordafrika und Burma. Außer ihm überlebte nur noch ein weiterer Pilot seiner Staffel.

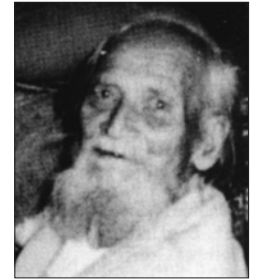
»An dem Tag, als ich das erste Flugzeug abgeschossen hatte, ging ich in mein Zimmer und legte mich hin. Nach dem, was ich durchgemacht hatte, wollte ich mit niemandem reden. Denn

ich hätte genauso gut den Tod finden können. Bei einer anderen Gelegenheit fiel mir plötzlich mitten im Flug auf, dass mein Armaturenbrett verschwunden war. Wegen des Motorenlärms war mir das zunächst gar nicht aufgefallen. Eine Kugel hatte die gesamte Apparatur zerstört. In einer Höhe von etwa 18.000 Fuß verlor der Motor Öl und schwarzer Rauch trat aus. Ich glitt über den englischen Kanal, bis ich auf etwa 7.000 Fuß abgefallen war und per Funk die Aufforderung erhielt, abzuspringen, ein Schiff in der Nähe werde mich aufgreifen. Da ich nicht schwimmen konnte, hielt ich nichts davon, abzuspringen und meldete per Funk an unsere Einsatzleitung, dass ich es lieber mit einer Bruchlandung versuchen wolle. Sie wünschte mir viel Glück und schon sah ich die weißen Kreidefelsen von Dover. Alles schien nach Plan zu verlaufen, bis ich die Landeklappen öffnete und das Flugzeug in Flammen aufging. Ich schaffte die Bruchlandung gerade noch, und Helfer zerrten mich im letzten Moment aus dem brennenden Wrack. Danach verbrachte ich sieben oder acht Tage im Krankenhaus.«

W. P. J. Silva

Geboren 1911 in Gandara, im Süden Ceylons, meldete sich in den dreißiger Jahren freiwillig zur *Defence Force*, die anfangs nur aus Teilzeitsoldaten bestand, und kommandierte als Offizier den Küstenschutz, als die japanischen Streitkräfte 1942 die Insel einzunehmen versuchten.

»Als ich als Freiwilliger den Streitkräften Ceylons beitrug, tat ich dies eher aus Spaß und weil einige Freunde sich ebenfalls gemeldet hatten. Niemand erwartete einen Krieg, die Leute hatten sich schließlich kaum vom Ersten Weltkrieg erholt. Das Soldatendasein erschien uns wie ein Spiel. Einmal im Jahr besuchten wir ein Ausbildungscamp auf dem Land, in



Monohor Ali,
Indischer Seemann auf
britischen Kriegsschiffen



Mahindra Singh Pujji,
Indischer Kampfflieger der
Royal Air Force

W. P. J. Silva,
Offizier des Küstenschutzes
in Ceylon



den Hügeln von Dryatalawa, und machten uns eine schöne Zeit. Doch dann tauchten britische Truppen in Colombo auf, denen es gerade noch gelungen war, vor den Japanern aus Singapur zu fliehen. Viele hatten ihre Ausrüstung und Uniform verloren oder zurücklassen müssen und waren fast verhungert. Wir versorgten sie mit Essen und neuer Kleidung und freundeten uns mit ihnen an.

Die Hauptaufgabe der ceylonischen Truppen war, eine Invasion der Japaner abzuwehren und die wichtigsten zivilen und militärischen Installationen der Insel gegen Angriffe zu verteidigen, insbesondere die Häfen von Colombo und Trincomalee. Der natürliche Hafen von Trincomalee mit seinen geschützten Buchten hätte den Japanern ideale Voraussetzungen für eine Landung geboten, wäre es ihnen gelungen, unsere Verteidigungslinien zu durchbrechen. Mein Regiment grub sich entlang der Strände ein und verschanzte sich auch in Stellungen auf den umliegenden Hügeln, von denen wir jeden Landeversuch mit Maschinengewehren vereiteln konnten.

Wir hatten unsere Luftabwehrgeschosse getarnt (...). Als die ersten japanischen Flugzeuge auftauchten, befahl ich meiner Einheit, nicht sofort zu schießen, um unsere Positionen nicht zu verraten. Andernfalls hätten sie uns alle getötet. Erst als die Flugzeuge über uns waren, nahmen meine Männer sie vom Strand aus unter anhaltenden Beschuss. Das war eine gefährliche Sache, da unsere Stellungen gut sichtbar waren. Nach dem Luftangriff war unsere Deckung von Kugeln aus den Maschinengewehren der Feinde durchsiebt.«

Roshan Horabin

Geboren 1923 in Bombay, besuchte eine katholische Schule. Als der Krieg begann, meldete sie sich freiwillig zu einer Luftschutzinheit und half

in einer Kantine für britische Soldaten, Seeleute und Piloten aus, durfte jedoch als Inderin nicht offiziell für die britische Kriegsmarine arbeiten. Später betreute sie Soldaten, die aus japanischer, deutscher und italienischer Gefangenschaft zurückkehrten.

»Ich bin mit Theaterstücken von Shakespeare aufgewachsen, lernte alles über die Tudors und Stuarts, die Kreuzzüge und den Rosenkrieg um die englische Thronfolge, aber nichts über indische Geschichte. Wir lernten die vier englischen Jahreszeiten kennen, Schneeglöckchen, Osterglocken, Tulpen und Krokusse, obwohl im sommerlich heißen Monsunklima von Bombay keine dieser Blumen gedieh.

Als ich mich in meinem überwiegend europäischen Wohnviertel zur *St. John's Ambulance Brigade* melden wollte, einer Sanitätseinheit, wiesen sie mich mit der Begründung ab, dass sie nur Weiße akzeptierten und ich mich beim YMCA melden sollte, was ich auch tat. (...) Auch dort war ich das einzige Mädchen mit braunem Gesicht. Nach dem Schulabschluss wollte ich mich der Frauenabteilung der Marine anschließen, dem *Women's Royal Naval Service*, aber wieder hieß es, sie rekrutierten keine eingeborenen Mädchen, was mich sehr empörte und verärgerte.«

Erst als im April 1944 ein Munitionsschiff im Hafen von Bombay explodierte und viele britische Soldaten umkamen und verletzt wurden, griffen die britischen Behörden auch auf indische Helferinnen zurück: »Ich erhielt einen Anruf, wurde um zwanzig nach acht morgens abgeholt, ins *St. George's Hospital* gebracht und war dort bis abends um neun damit beschäftigt, Verletzte zu waschen und ihre Wunden zu säubern, ohne auch nur eine Tasse Tee trinken oder etwas essen zu können. Ich musste mit ansehen, wie Gliedmaßen amputiert wurden, während in den überfüllten Wartezimmern

Soldaten mit schweren Verbrennungen unter Schock und vor Schmerzen laut schrieten. Ich hatte nie zuvor blutige menschliche Körper gesehen und fühlte mich hundeeidend.

Damals bat eine Mrs. Aitkin meine Schwester und mich, als Kellnerinnen in einem Offizierskasino Tee zu servieren. Dort sagte eine blonde Dame mit sehr lauter Stimme: »Wir dürfen es nicht zulassen, dass Inderinnen unsere Jungs bedienen. Was sollen sie denn denken?« Mrs. Aitkin antwortete darauf: »Wir sind hier in Roshans Land und wir alle kennen ihre Familie.« Tatsächlich war meine Mutter Leiterin einer Wohlfahrtsorganisation zugunsten der indischen Marine, und sie verbrachte endlose Stunden damit, Schals für die Soldaten zu stricken, während meine Schwester Socken und Handschuhe fertigte. Auch ich half dabei manchmal aus. Später kümmerte ich mich um heimkehrende Kriegsgefangene, die mit einem Schiff namens *Andes* landeten. Es waren Männer mit leeren Blicken. Ihre Arme und Beine waren dürr wie Stöcke, und einige hatten Hungerbäuche. Sie zeigten mir die Narben von den Schlägen die sie erhalten hatte, und einige weinten, wenn sie von ihren Freunden erzählten, die in den japanischen Lagern gestorben waren, andere aus Einsamkeit, weil sie so allein waren und mit ihren Lieben daheim keinen Kontakt aufnehmen durften. Ihre grauenvollen Erlebnisse quälten mich nachts in Alpträumen.«

Als Roshan im Juli 1945 einen englischen Soldaten namens Ivan heiratete, verwehrte ihm die britische Marine deshalb die Abfindung.

»Ich schrieb an Ivans Vater in Cornwall. Er war außer sich, wandte sich an den obersten Befehlshaber der Marine und erklärte, er werde dafür sorgen, dass dieser Skandal im Unterhaus behandelt werde, wenn sein Sohn nicht umgehend seine volle Entlassungsprämie erhalte: »Er

ist ein Engländer, geboren und aufgewachsen in England, aber wen er heiratet, geht keinen etwas an.« Die Admiralität meldete sich in Delhi, Delhi meldete sich in Bombay und Ivan erhielt seine Abfindung.«

Tilbahadur Thapa

Geboren in Nepal, verließ sein Bergdorf, um sich der *Royal Indian Army* anzuschließen. Damit folgte er der langen Tradition der Gurkhas, die für die britischen Streitkräfte kämpften. Thapa gehörte 1943 zu einer Spezialeinheit, die in Burma hinter den feindlichen Linien gegen die japanischen Verbände operierte. Die Soldaten dieser Sondereinheit hießen *Chindits*, nach den steinernen Löwen, welche die Eingänge buddhistischer Tempel bewachen.

»Eines Nachts bauten wir unser Lager auf und wollten uns gerade etwas zu essen kochen, als die Japaner uns von allen Seiten angriffen und ein unübersichtlicher Kampf Mann gegen Mann begann, mit Messern, Bajonetten und Schwertern. Beide Seiten schossen blind um sich und töteten im Gemenge auch eigene Leute. Es war ein Alptraum, die Hölle. Danach rafften wir zusammen, was von unseren Sachen übrig war und flohen hinaus in die Nacht. Im Morgengrauen machten wir in einem flachen Gelände Rast und erhielten per Funk den Befehl, uns hinter die indische Grenze zurückzuziehen. Wir sollten alle schweren Waffen vergraben, unsere Lasttiere laufen lassen und nur noch leichte Gewehre mitnehmen. Wir waren nur noch zu sechst, und ich übernahm das Kommando. Wir marschierten drei Monate lang durch den Busch und lebten von dem, was wir fanden. Wir schliefen manchmal auf Bäumen oder suchten nach Höhlen. Dann kam die Regenzeit, und ich entschied, in einem Dorf Proviant zu kaufen und uns nach den Stellungen unserer Truppen zu erkundigen. Ich sagte: »Entweder wir treffen

auf unsere Leute, dann kommen wir lebend wieder nach Hause. Oder wir treffen auf den Feind, dann müssen wir bereit sein zu sterben.« Wir sahen keine andere Möglichkeit mehr.«

Die Dorfbewohner verrieten das Kommando an die Japaner, die die sechs Männer gefangen nahmen: »Sie brachten uns in ein Gefängnis, in dem zwanzig andere Gurkhas saßen. Am nächsten Morgen führten sie uns ab, wir mussten Tag und Nacht marschieren, bis wir das Gefängnis in Rangun erreichten. Dort hatten sie 700 Leute unterschiedlicher Herkunft aneinander gefesselt. Sie lagen auf dem Rücken, konnten nicht mal ihre Beine ausstrecken, und unter ihnen war eine Rinne für ihren Urin und ihre Fäkalien. Der Gestank war grauenvoll. Die ganze Nacht über waren wir von Moskitos umgeben und tagsüber von Fliegenschwärmen. Und es war heiß! Nach einem Monat holten sie uns raus. Ein japanischer Offizier fragte, ob wir lieber für sie arbeiten oder in dieses Gefängnis zurückkehren wollten. Wer arbeiten wollte, sollte aufzeigen. Alle Hände gingen nach oben.«

Die Gefangenen arbeiteten in Mandalay, wo Tilbahadur die Panik nach einem britischen Bombenangriff nutzte, um zusammen mit zwei anderen Männern zu fliehen. Nach einem sieben-tägigen Fußmarsch erreichten sie endlich die britischen Linien. Nachdem sie glaubhaft versichern konnten, dass sie sich loyal verhalten hatten, erhielt Tilbahadur Genesungsurlaub.

»Sie versprachen, mir fünf Orden zu verleihen. Aber nichts dergleichen geschah. Nach zwei Jahren verlor ich jede Hoffnung. Ich wanderte nach Indien, um Arbeit zu suchen, und verdingte mich dort fünfzehn Jahre lang als Nachtwächter.«



Tilbahadur Thapa aus Nepal kämpfte in einer Spezialeinheit hinter den japanischen Linien in Burma

Roshan Horabin, Freiwillige im britischen Sanitätsdienst. Ihrem englischen Ehemann Ivan wollte die britische Armee wegen seiner Hochzeit mit einer Inderin bei Kriegsende die Entlassungsprämie streichen



Die vergessene Hungerkatastrophe in Bengalen Wirtschaftliche Folgen des Krieges in Indien

Indien trug nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich und finanziell einen erheblichen Teil der britischen Kriegslasten. Der Subkontinent war die zentrale Drehscheibe der alliierten Streitkräfte vom Nahen bis zum Fernen Osten. Zwischen 1942 und 1944 ging die Hälfte aller britischen Militärausgaben nach Indien. Dabei musste die Kolonie anfangs nicht nur den Unterhalt der indischen Soldaten weitgehend selbst tragen, sondern auch einen Großteil der Kosten für die Einsätze der *Royal Indian Army* in Afrika, dem Nahen Osten und Europa. Nach der kolonialen Lesart der Briten dienten sie alle dem »Schutz und Interesse Indiens«. ¹²⁵ Erst im Laufe des Krieges übernahm die britische Regierung einen höheren Anteil der Kosten für die indische Kolonialarmee – indem sich Großbritannien bei Indien erheblich verschuldete. Die Bank von England schrieb die Schulden den indischen Gläubigern zwar gut (bis 1945: 1,3 Milliarden Pfund Sterling), doch durfte sie die Guthaben während des Krieges nicht auszahlen.

Die indische Oberklasse profitierte vom Boom der Kriegswirtschaft, und Konzerne wie *Telco* und *Hindustan Motors* machten gute Gewinne, auch wenn die Briten einen Teil der indischen Industrieproduktion requi-

Als eine japanische Invasion aus dem benachbarten Burma drohte, beschlagnahmte die britische Kolonialarmee in der Grenzprovinz Bengalen 1942 Reisvorräte und Saatgut, um sie nicht in die Hände der Kriegsgegner fallen zu lassen



rierten. Die wohlhabende Elite sympathisierte mit den antikolonialen Forderungen des indischen Nationalkongresses, und reiche Inder sahen im Steuerbetrug einen Beitrag zur Unterstützung der Unabhängigkeitsbewegung. Um sie nicht weiter gegen sich aufzubringen, ging die britische Verwaltung nicht gegen sie vor. Da die Wohlhabenden ihre Ersparnisse auch nicht für Staatsanleihen ausgaben, sahen die Briten nur einen Weg, den Krieg zu finanzieren: Sie druckten mehr Geld. Die Geldmenge in Indien stieg in den Kriegsjahren um 650 Prozent. Die dadurch verursachte Inflation ließ die Preise für Lebensmittel um das Dreifache ansteigen, die für Produkte des täglichen Bedarfs wie Kleider um das Fünffache. Die Reallöhne indischer Arbeiter sanken zwischen 1939 und 1943 um fast ein Drittel.

Die in Armut lebende Mehrheit der indischen Bevölkerung verelendete zusehends. Vor allem die Arbeiter auf dem Land, die weder Jobs in der Kriegsindustrie noch Lebensmittelrationen aus den Städten bekamen, litten Hunger. ¹²⁶ In ländlichen Regionen hungerte die Hälfte der Bevölkerung, und Bengalen, unweit der umkämpften Grenze zu Burma, erlebte im Krieg die größte Hungerkatastrophe, die es seit dem 18. Jahrhundert auf dem indischen Subkontinent gegeben hatte. Wissenschaftler sprechen von 2,1 bis vier Millionen Toten. ¹²⁷

Im Juli 1944 entsandte die britische Kolonialregierung eine Kommission nach Bengalen, um die Ursachen für das Massensterben in der Region zu untersuchen. Sie interviewte 130 Augenzeugen und kam zu dem Schluss, dass die Katastrophe auf die Besetzung Burmas durch Japan, auf die Reaktion der britischen Militärs sowie auf die Unfähigkeit der Kolonialbehörden in Bengalen zurückzuführen sei. Nach dem Report dieser *Famine Inquiry Commission* lebten in der betroffenen Grenzregion zu Burma bei Kriegsbeginn rund sechs Millionen Kleinbauern und Landarbeiter am Rande des Existenzminimums. Als die Japaner 1942 in Burma einmarschierten, blieben die Reislieferungen aus dem Nachbarland aus. Aus Angst vor der japanischen Invasion hielten Händler ihre Waren zurück, und die Verwaltung forderte die Bewohner der Provinz auf, Vorräte für zwei Monate zu

horten und sich auf den bevorstehenden Krieg vorzubereiten. Die Lebensmittelpreise schnellten in die Höhe. In den Küstenprovinzen am Golf von Bengalen beschlagnahmte das britische Militär alle Boote, die mehr als zehn Passagiere fassten. Damit nahmen sie den Bewohnern auch die Möglichkeit, Lebensmittel herbei zu schaffen. Die Militärs beschlagnahmten überdies alle Vorräte an Reis und Saatgut, damit sie nicht den Japanern in die Hände fielen. Im Oktober 1942 zerstörte zu allem Übel ein schwerer Wirbelsturm einen Großteil der Reisernte. Japanische Torpedos versenkten Transportschiffe, die Nachschub hätten bringen können. Nach den ersten japanischen Luftangriffen auf Kalkutta im Dezember 1942 kam es in der größten Stadt der Region und in den Orten an der Küste zu panikartigen Hamsterkäufen. Der Preis für Reis verdoppelte sich innerhalb von zwei Monaten, und im Mai 1943 lag er fünfzehnmal so hoch wie im Januar 1942.

40 Prozent der bengalischen Reisbauern besaßen nur kleine Stücke Land und konnten damit selbst bei guten Ernten nicht den Eigenbedarf decken. Sie waren auf Nebenjobs und den Zukauf von Reis angewiesen, konnten ihn jedoch jetzt nicht mehr bezahlen. Heerscharen von hungernden Bauern und Landarbeitern wanderten deshalb auf der Suche nach Arbeit in die Städte, rund 100.000 allein nach Kalkutta. Endlose Kolonnen indischer Kriegsflüchtlinge aus dem benachbarten Burma kamen hinzu. In einem Korrespondentenbericht aus Kalkutta vom 15. Oktober 1943 hieß es: »Tausende von ausgemergelten Notleidenden streunen durch die Straßen. In ihrer unaufhörlichen Suche nach etwas Essbarem stochern sie in Mülleimern herum und verschlingen Abfälle und faulendes Obst. Rachitische Kinder klammern sich an die Lumpen, die kaum noch die Gerippe ihrer erbarmungswürdigen Mütter verhüllen. Und das ist in allen Stadtvierteln so.«¹²⁸

Nachdem der Kollaborateur Subhas Chandra Bose mit seiner Indischen Nationalarmee den Einmarsch der Japaner nach Burma unterstützt hatte, wollte er von der Hungersnot in seiner Heimatprovinz politisch profitieren und bot 100.000 Tonnen Reis aus dem besetzten

Nachbarland an. Die britische Kolonialverwaltung in Neu Delhi lehnte diesen »hinterhältigen« Schachzug ab, unternahm jedoch selbst nichts, um den Hungernden in Bengalen zu helfen.¹²⁹

Auch nach dem Krieg ignorierte die britische Regierung weiterhin die Katastrophe in Bengalen. In der sechsbändigen *Geschichte des Zweiten Weltkriegs* von Winston Churchill wird sie mit keinem Wort erwähnt. Stattdessen ist dort über Indien zu lesen: »Kein Teil der Weltbevölkerung von dieser Größe war so effektiv beschützt vor dem Horror und den Gefahren des Zweiten Weltkrieges wie die Menschen Hindustans. Unsere kleine britische Insel hat sie auf ihren Schultern durch alle Kämpfe getragen.«¹³⁰ Der australische Wissenschaftler Gideon Polya kommentierte im australischen Rundfunk: »Tony Blair hat sich für die Hungersnot in Irland entschuldigt, die Mitte des 19. Jahrhunderts über eine Million Menschen das Leben kostete. Für die Hungersnot in Bengalen im Zweiten Weltkrieg gab es bislang keinerlei Entschuldigung. (...) Massive, von Menschen gemachte Katastrophen in der Geschichtsschreibung und in der Öffentlichkeit derart zu verleugnen, ist nicht nur wissenschaftlich unzulässig und unethisch. Es erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass die unbeachteten Ursachen sozialer Fehlentwicklungen auch in Zukunft ähnliche Blutbäder herbeiführen.«¹³¹

Der Kampf um Burma

Als der Zweite Weltkrieg begann, war Burma britische Kolonie.¹³² Im 19. Jahrhundert hatte Großbritannien das Land nach drei Kriegen annektiert und 1862 als östlichste Provinz in sein indisches Kolonialreich eingegliedert. Burma entwickelte sich zu einem der größten Reisexporteure Asiens. Seine Holz-, Kautschuk- und Erdölreserven waren wichtig für das Empire. Die Hafenstadt Rangun war ein bedeutsamer Umschlagplatz für Kolonialwaren und Rohstoffe, das militärische Oberkommando der Briten residierte in der burmesischen Metropole, und die britische Marine hatte dort ihre Öldepots. Die Briten holten indische und chinesische Einwanderer als Arbeiter und Angestellte ins Land, und



Aus den thailändischen Bergen marschierte die 15. japanische Armee 1942 nach Burma ein

Die Briten hatten in Burma auch Gurkhas aus Nepal stationiert



bei Kriegsbeginn stellten Inder in Burma etwa eine Million der 17 Millionen Einwohner.

Die Weltwirtschaftskrise in den dreißiger Jahren führte auch in Burma zu Arbeitslosigkeit und zunehmender Armut. Die antikononialen Bewegungen erhielten Zulauf. Damals entstanden Organisationen wie *Do Bama* (»Wir Burmesen«), deren Anführer sich demonstrativ den Titel der britischen Kolonialfunktionäre *Thakin* (»Herr« oder »Meister«) zulegten und in denen Studenten-

führer wie Aung San (der Vater der Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi) und U Nu führende Positionen übernahmen, sowie die Partei *Synyetha* (»Arme Leute«) unter Ba Maw. Die Briten begegneten dem wachsenden politischen Druck, indem sie Burma von Britisch-Indien abkoppelten. Am 1. April 1937 setzten sie eine neue Verfassung in Kraft. Sie sah ein Parlament und eine einheimische Regierung vor, die über innere Angelegenheiten des Landes mitentscheiden durfte, während ein britischer Gouverneur weiterhin die Oberaufsicht behielt. Während Ba Maw erster Premierminister von Burma wurde, forderten radikalere *Thakin* das vollständige Selbstbestimmungsrecht und verbrannten bei einer Protestaktion unweit des Regierungsgebäudes demonstrativ die britische Flagge.¹³³ Im Februar 1939 streikten Arbeiter auf den Ölfeldern und im Hafen Ranguns und demonstrierten mit Studenten und Bauern in der Hauptstadt gegen die

von den Briten kooptierte Regierung Ba Maws. Die Polizei erschoss 13 Demonstranten, und der Regierungschef musste zurücktreten. Als Führer der Opposition im Parlament vertrat er seitdem radikal antibritische Positionen.

Im Oktober 1939, einen Monat nach dem Kriegseintritt Großbritanniens, ließ sich Ba Maw zum Präsidenten des Oppositionsbündnisses *Freedom Bloc* wählen. Aung San wurde Generalsekretär. U Nu, Weggefährte Aung Sans (und nach dem Krieg erster Ministerpräsident Burmas), schrieb in seinen Memoiren über diese Organisation: »Sie war ein Geistesprodukt von Aung San. Der *Freedom Bloc* sollte die Menschen im Land auffordern, die britischen Anstrengungen zu unterstützen, wenn die britische Regierung Burma in einer feierlichen Erklärung die Unabhängigkeit nach dem Krieg zusage. Tat sie dies nicht, sollte das Volk die Kriegsvorbereitungen der Briten bekämpfen.«¹³⁴ Ba Maw gab seiner Autobiografie später den Titel *Erinnerungen an eine Revolution* und meinte damit die antibritische Bewegung kurz vor Kriegsbeginn: »Eine Veranstaltung jagte die andere, und es strömten immer mehr Menschen herbei. Die Redner erklärten schlicht und parteiisch: »Die Briten sagen, sie würden für Polen und andere unterdrückte weiße Nationen kämpfen. Die Burmesen sollen für die Befreiung dieser weißen Nationen kämpfen, ohne dass sie gefragt werden. Aber sie selbst sollen nicht frei sein. Wir müssen auch für uns selbst kämpfen; wir müssen haben, was die weißen Nationen haben; dafür müssen wir mit allen Mitteln kämpfen, die uns zur Verfügung stehen.« (...) Solche Worte drangen direkt ins Herz der Versammelten. (...) Niemand widersprach. Die Briten mussten feststellen, dass sie in unserem Land keine Freunde hatten, die wirklich für sie eintraten.«¹³⁵

Im März 1940 nahmen führende Oppositionelle aus Burma an der Tagung des Indischen Nationalkongresses in Ramgarh teil. Dort traf Generalsekretär Aung San nicht nur mit Gandhi und Nehru zusammen, sondern auch mit Subhas Chandra Bose. Der forderte auf einer Gegenveranstaltung am selben Ort, mit den Achsmächten gegen Großbritannien zusammenzuarbeiten.

Zurück in Burma, erklärte Aung San vor Anhängern des *Freedom Bloc*: »Als der Krieg ausbrach, hieß es, auch Burma befinde sich im Kriegszustand mit Deutschland. Die Engländer behaupten, sie wollten mit dem Krieg die Freiheit kleiner Länder verteidigen. (...) Wir sagen: »Wenn das wirklich euer Ziel ist, dann gebt auch uns die Freiheit.« (...) Wir fordern die Freiheit Burmas (...) und es macht uns nichts aus, wenn wir dafür ins Gefängnis gehen müssen. Die Freiheit lässt sich nicht nur mit Bitten erringen. Das ist eine historische Tatsache. Der *Freedom Bloc* muss auch andere Mittel und Wege finden. (...) Wir werden unsere Vertreter in alle Welt schicken und unsere Forderung vortragen. Und wir werden auf die ein oder andere Weise Hilfe bekommen.«¹³⁶

Hilfe bekamen die burmesischen Oppositionellen vor allem von Japan. Im August 1940 ließ der britische Gouverneur deshalb Ba Maw, U Nu und andere Funktionäre des *Freedom Bloc* wegen Kollaboration und Behinderung der britischen Verteidigungsbemühungen inhaftieren. Aung San gelang die Flucht in den japanisch besetzten Teil Chinas, von wo er nach Tokio weiterreiste. Dort entwarf er eine politische Zukunftsvision für Burma: »Wir wollen eine starke Regierung wie zum Beispiel in Italien und Deutschland. Es soll nur eine Nation, einen Staat, eine Partei, einen Führer geben. Es wird keine parlamentarische Opposition geben, keinen Unsinn von Individualismus. Jeder muss sich dem Staat unterwerfen, der Vorrang vor dem Einzelnen hat.«¹³⁷ Im März 1941 reiste Aung San zusammen mit einigen Mitstreitern auf die von Japan besetzte chinesische Insel Hainan. Dort wurden sie militärisch ausgebildet, und die Gruppe der »30 Kameraden« bildete danach den Kern der im Dezember 1941 gegründeten burmesischen Unabhängigkeitsarmee. Die Japaner ernannten Aung San zum Generalmajor, und im März 1942 marschierte er als stellvertretender Kommandant der japanischen Truppen mit 300 Anhängern an der Seite der Japaner in Burma ein. Beim Vormarsch auf Rangun rekrutierten japanische Offiziere weitere 1.300 Kämpfer für Sans Armee. Sie erlitten hohe Verluste und etwa 300 desertierten.

Die Japaner hatten ihre Invasion in Burma am 23. De-

zember 1941 mit Luftangriffen auf Rangun vorbereitet. 60 japanische Bomberpiloten hatten die Hafenanlagen und den Flugplatz der Stadt in Schutt und Asche gelegt und dabei 2.000 Menschen getötet. Viele von ihnen waren – von der allgemeinen antibritischen Stimmung getrieben – auf den Straßen zusammengelaufen, um die Japaner als Befreier zu feiern. Dabei waren sie den japanischen Bomben zum Opfer gefallen. Die Bombardements dauerten sechs Tage, dann drangen japanische Truppen von Thailand aus in den Süden Burmas ein, um die schmale Landzunge am Indischen Ozean einzunehmen und von dort bis zur Grenze Malayas im Süden und nach Rangun im Norden vorzustoßen. Die japanischen Angriffe lösten in Burma eine panikartige Massenflucht in Richtung indischer Grenze aus. Innerhalb kürzester Zeit sank die Einwohnerzahl Ranguns von 400.000 auf 150.000 Menschen, und aus allen Landesteilen versuchten Hunderttausende, vor allem Inder, zu Fuß über Nordburma ins indische Assam zu fliehen.¹³⁸

U Thet Thun, der den Krieg als Schüler in der burmesischen Hauptstadt erlebte, erinnert sich: »Vor dem Krieg gab es in Rangun mehr Inder als Burmesen. Insgesamt lebten in Burma damals eine Million Inder. Die Briten hatten sie nach Burma geholt, weil sie mit der britischen Kolonialverwaltung vertraut waren. Viele von ihnen arbeiteten hier als Kolonialbeamte, Angestellte und Buchhalter der Briten. Als die Japaner anrückten, floh die Hälfte von ihnen zu Fuß über die Grenze nach Indien, in die Provinz Assam. Fast jeder Zweite kam bei der Flucht ums Leben – etwa eine Viertel Million Menschen.«¹³⁹ Unter den Indern, die in Burma blieben, rekrutierte Subhas Chandra Bose ab 1943 Freiwillige für seine Indische Nationalarmee, die zusammen mit Aung Sans Truppe auf Seiten der Japaner kämpfte.

Am 7. März 1942, einen Tag vor der Einnahme Ranguns durch die japanischen Truppen, befahlen die Briten, die Öldepots ihrer *Burma Oil Company* zu zerstören. »560 Millionen Liter Öl gingen in Flammen auf; das Öl brannte so heftig, dass eine Rauchsäule rund 7.000 Meter hoch emporstieg.«¹⁴⁰ Dann zogen sich die britischen Verbände in die nördliche Grenzregion zurück.



Aung San forderte für Burma »eine starke Regierung wie in Deutschland«

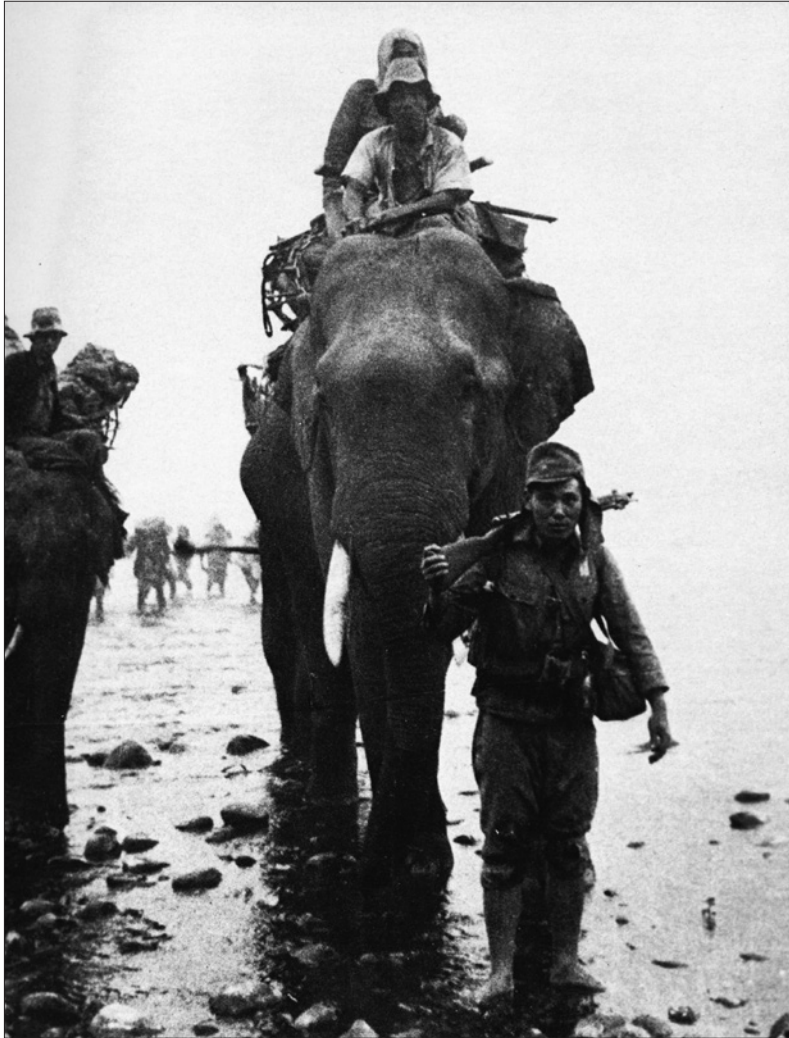
Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi, die Tochter des Kollaborateurs



Dort wollten sie die Japaner bis zum Sommermonsun aufhalten, wenn die heftigen Regenfälle ein weiteres Vordringen des Feindes ins indische Assam und Bengalen erschwerten.

Zur Zeit der japanischen Invasion war die britische Armee in Burma nur 27.000 Mann stark. Dazu gehörten auch Einheiten der *Royal Indian Army* und 15.000 einhei-

Japanische Soldaten in Burma



mische Kolonialsoldaten aus der *Burma Frontier Force* und den *Burma Rifles*. Sie rekrutierten sich überwiegend aus den religiösen und ethnischen Minderheiten der Karen, Kachin und Chin. Die Briten hatten die Burmesen nicht bewaffnen wollen, weil sie als zu rebellisch galten.¹⁴¹

Beim Rückzug der Briten kamen viele Kolonialsoldaten ums Leben, obwohl ihnen in Nordburma 50.000 Soldaten Chiang Kai-sheks aus dem benachbarten China zu Hilfe kamen. Die chinesischen Verbände versuchten vor allem, die *Burma Road* zu verteidigen, die letzte Straße, über die sie noch Nachschub aus dem Ausland beziehen konnten.¹⁴²

Als die japanischen Truppen Mitte Juni 1942 Sumprabum im Norden Burmas erreichten, floh die britische Kolonialregierung ins nordindische Simla. »Die Briten waren offensichtlich völlig überrascht; eine so schnelle und massive Invasion der Japaner hatten sie nicht erwartet«, erinnert sich U Hla Tun, der in der britischen Kolonialarmee kämpfte, als die Japaner einmarschierten. »Wir haben versucht, mit Gewehren Flugzeuge abzuschießen. Aber wir hatten kaum Waffen und Geld und nur wenig zu essen. Es mangelte an allem, und so konnten die Japaner das Land einfach überrennen.«¹⁴³

Am 8. März 1942 kontrollierten die Japaner die Hauptstadt Rangun. Sie befreiten Oppositionelle, die zur Kollaboration bereit waren, aus den Gefängnissen und verfolgten alle, die zum Widerstand aufriefen. Dazu gehörte die Kommunistische Partei Burmas, die in einem Manifest verbreitete: »Unser Beitrag zum Sieg im Volkskrieg gegen den Faschismus wird über das weitere Schicksal unseres Landes entscheiden. (...) Die britischen Imperialisten werden uns nach dem Krieg die Unabhängigkeit nicht länger verwehren können.«¹⁴⁴

Ba Maw, ehemals Ministerpräsident in der Marionettenregierung der Briten, arbeitete jetzt mit den Japanern zusammen. Er wurde Chef ihrer Besatzungsbehörden. Im März 1943 reiste er mit Aung San nach Tokio, um mit der japanischen Regierung über die Unabhängigkeit Burmas zu verhandeln. Kaiser Hirohito lud die prominenten Politiker aus Burma zu einem Empfang in seinen

Palast, und Japan gewährte Burma am 1. August 1943 tatsächlich formal die Unabhängigkeit. Ba Maw schrieb 25 Jahre später über diesen Tag: »Um 11.20 Uhr erklärte die Kommission zur Vorbereitung der Unabhängigkeit Burma zu einem souveränen Staat, verkündete die neue Verfassung und formell meine Wahl zum *Naingandaw Adipadi* oder Staatsoberhaupt. (...) Dann folgte die Zeremonie der Amtseinführung (...), die mit Würde und Gefühl stattfand. Um 1.30 Uhr übergab mir das japanische Militärkommando in meiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt (...) den Oberbefehl über die *Burma Defense Army*. (...) In meiner ersten Amtshandlung ernannte ich Colonel Ne Win zum Oberkommandierenden der burmesischen Armee anstelle von Aung San, der nun Verteidigungsminister war. (...) Um 3.30 Uhr wurden die Achsenmächte und andere verbündete Nationen von unserer Unabhängigkeit unterrichtet. Alle erkannten Burma sofort als unabhängigen Staat an. Um vier Uhr erklärte Burma Großbritannien und den Vereinigten Staaten den Krieg.«¹⁴⁵

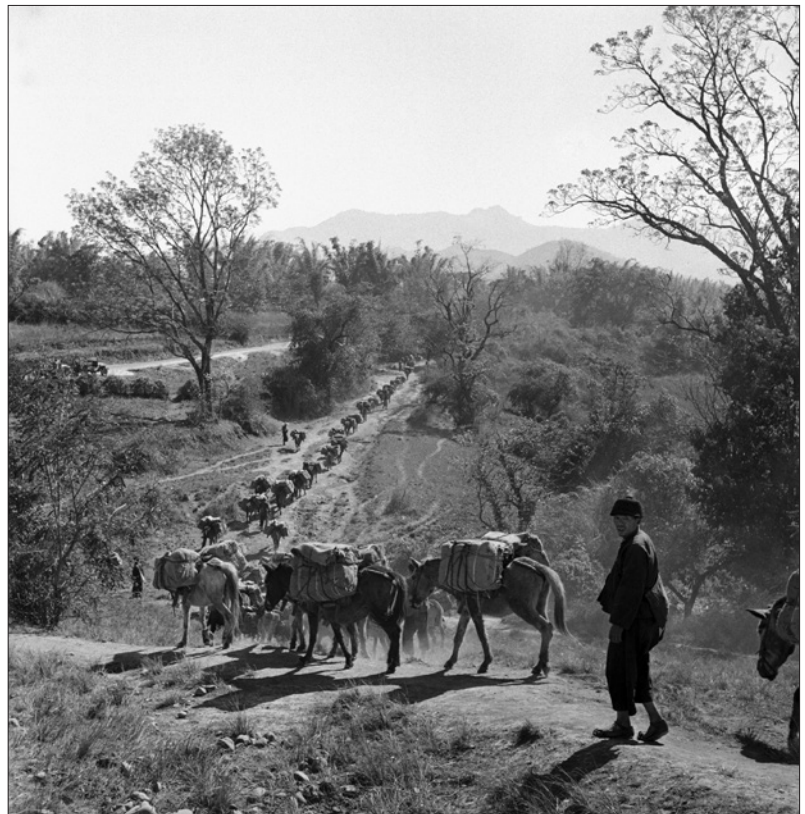
Die Streitkräfte Burmas waren aus der von Aung San gegründeten Unabhängigkeitsarmee hervorgegangen. Die Japaner hatten ihnen nach der Besetzung des Landes die Verwaltung auf lokaler Ebene übertragen, doch die Truppe erwies sich als marodierender Haufen. Die Soldaten ignorierten Befehle, zogen plündernd durch die Dörfer und waren für Massaker an den christlichen Karen verantwortlich. Nachdem japanische Soldaten Dörfer von diesen burmesischen »Befreiern« befreiten, wurde die Unabhängigkeitsarmee im August 1942 aufgelöst und die *Burma Defense Army* gegründet. Sie bestand aus etwa 3.000 Mann, war in die japanischen Streitkräfte eingegliedert und Aung San blieb als Generalmajor ihr Kommandant, bis er im August 1943 Verteidigungsminister wurde. Jetzt erhielt die Truppe den Namen Nationalarmee Burmas (*Burma National Army*) – in Anlehnung an die *Indian National Army* von Subhas Chandra Bose.

Als die Alliierten mit Divisionen der *Royal Indian Army*, Zehntausenden Kolonialsoldaten aus Afrika und chinesischen Truppen Mitte 1944 in Burma einmarschierten,

wechselten die führenden Politiker des Landes ebenso schnell die Seiten, wie sie zwei Jahre zuvor zu den Japanern übergelaufen waren.

Generalmajor Aung San, der 1942 in Tokio einen Einparteien-Staat mit einem Führer an der Spitze propagiert hatte, ließ sich im August 1944 bei einem Geheimtreffen seiner Nationalarmee zum Präsidenten einer Antifaschistischen Volksbefreiungsliga (*Anti-Fascist People's Freedom League*) küren, die auch von Kommunisten mitgetragen wurde. Jüngere Offiziere seiner Armee hatten schon ein Jahr zuvor zur Auflehnung gegen die japanischen Besatzer aufgerufen. Viele Oppositionelle waren längst in den Untergrund gegangen, hatten Kontakte zu den Alliierten in Indien und China und

Chinesische
Hilfstruppen an der
Grenze zu Burma





Erst nach dem Einmarsch alliierter Truppen in den Norden Burmas im Januar 1945 konnten die chinesischen Streitkräfte, die gegen die Japaner kämpften, wieder über eine Straßenverbindung mit Nachschub versorgt werden

fen auch Einheiten der Nationalarmee Burmas erstmals auf Seiten der Alliierten in den Krieg gegen die Japaner ein. Sie richteten die japanischen Verbindungsoffiziere in ihren Reihen hin, verfolgten orientierungslose japanische Soldaten und ließen sich unterwegs von denselben Menschen als Befreier feiern, die sie zuvor zur Zusammenarbeit mit den Japanern aufgefordert hatten.

Den Stimmungswandel in der Bevölkerung erklärt U Thet Thun, der während des Krieges in Japan studierte, so: »Die Japaner gaben sich in Burma nur anfangs als Freunde aus, versprachen die Unabhängigkeit und forderten die Leute auf, sich gegen die Briten zu erheben. Doch als ihre Truppen unser Land erobert hatten, brachen sie ihre Versprechen und entpuppten sich als Imperialisten.«¹⁴⁶ Ende April 1945 mussten die Japaner Rangun räumen. Ihr Regierungschef Ba Maw und Subhas Chandra Bose ergriffen mit ihnen die Flucht. Aung San dagegen blieb, und am 1. Mai 1945 marschierten 600 Soldaten seiner Nationalarmee in die Hauptstadt ein, zwei Tage vor den ersten britischen Verbänden. Um

der britischen Spezialeinheit 136 auf Ceylon geknüpft sowie Partisanen zur militärischen Ausbildung in die Nachbarländer geschickt. Während die politische Führungsschicht Burmas noch mit den Japanern kollaborierte, hatte sich an der Basis ein breiter Widerstand gebildet. Insgesamt sollen in Burma etwa 80.000 bewaffnete Partisanen operiert haben.¹⁴⁶

Allein die von den Briten ausgebildeten und ausgerüsteten Guerillagruppen der christlichen Karen sollen etwa 17.000 Japaner getötet haben.¹⁴⁷

Ende März 1945, als die britischen Truppen bereits bis in die burmesische Stadt Mandalay vorgedrungen waren, grif-

ihre neue Rolle als Widerstandskämpfer und Befreier zu dokumentieren, löste sich Burmas Nationalarmee im Juni 1945 offiziell auf und formierte sich unter dem Namen Patriotische Streitkräfte Burmas (*Patriotic Burmese Forces*) kurz darauf neu. Aung San blieb Oberbefehlshaber und wäre nach dem Krieg auch zum ersten Premierminister des unabhängigen Burma aufgestiegen, hätte ihn nicht ein politischer Gegner am 19. Juli 1947 während einer Kabinettsitzung erschossen. Mit U Nu übernahm sein Weggefährte das Amt. Beide werden in Burma als Nationalhelden verehrt.

415 Kilometer Schienen durch den Dschungel Die »Todesbahn« von Thailand nach Burma

Kanchanaburi ist eine ruhige, gepflegte Stadt mit etwa 60.000 Einwohnern im Nordwesten Thailands. Sie liegt 130 Kilometer von Bangkok entfernt und ist von tropisch grünen Hügeln umgeben. Dahinter erstreckt sich dichter Dschungel bis zur Grenze Burmas. Kanchanaburi lebt vor allem von Touristen und die meisten von ihnen kommen hierher, weil die Stadt im Zweiten Weltkrieg zu zweifelhafter Berühmtheit gelangte. 1942 war hier die Kommandozentrale für den Bau der Eisenbahnstrecke untergebracht, die die thailändische Hauptstadt Bangkok mit Rangun in Burma verbinden sollte und über 415 Kilometer durch Gebirge und unzugänglichen Dschungel führte.

Vor dem Krieg hatten auch die Briten Pläne für diese Bahnlinie entworfen und dafür eine Bauzeit von fünf Jahren einkalkuliert. Bei Beginn der Arbeiten im Juni 1942 lautete der Befehl aus Tokio, den Schienenstrang innerhalb von 16 Monaten durch das unwegsame Gelände zu treiben. Denn die geplante Eroberung Indiens ließ sich nur bewerkstelligen, wenn große japanische Truppenkontingente mitsamt schwerem Gerät per Bahn nach Burma an die Front geschafft werden konnten. Der Seeweg über Singapur und die Straße von Malakka bis in den Golf von Bengalen war zu weit und zu anfällig für Angriffe alliierter Flieger und Unterseeboote, die von Stützpunkten auf Ceylon und an der indischen Ostküste operierten.

Tatsächlich gelang es den japanischen Militärs, ihren Plan einzuhalten. Ab Oktober 1943 rollten täglich ca. 3.000 Tonnen Waffen und Nachschub per Eisenbahn von Thailand nach Burma. 100.000 asiatische Zwangsarbeiter und alliierte Kriegsgefangene hatten den Bau der Strecke mit dem Leben bezahlt. Das mit Japan verbündete Militärregime in Thailand unterstützte das Projekt, und Politiker wie Aung San und Ba Maw in Burma priesen es als wirtschaftlichen Fortschritt. Sie warben in nationalen Kampagnen 70.000 Freiwillige dafür. »Groß aufgemachte Zeitungsanzeigen und öffentliche Anschläge gaukelten in den rosigen Farben ein Leben im Überfluss mit ständig herbeirollendem Nachschub begehrter Waren aus Thailand vor,« schreibt U Hla Pe. »Arbeitswilligen versprachen sie üppige Löhne und eine angemessene medizinische Versorgung. Selbst die Familien der Arbeiter sollten Belohnungen und Vergünstigungen erhalten. (...) Tatsächlich meldeten sich aus allen Ecken des Landes Freiwillige. (...) Doch all die großartigen Versprechen blieben Wunschdenken. (...) Die Japaner scherten sich keinen Deut darum. Sie zwangen Menschen auf brutale Weise zum Arbeitsdienst. (...) Meldeten sich in einer Region nicht genügend Arbeitskräfte, schleppten sie die Leute kurzerhand aus ihren Häusern oder von ihren Feldern. In den Arbeitslagern mussten sie feststellen, dass weder ausreichende Verpflegung noch gute Löhne oder Vergünstigungen auf sie warteten. Die Behörden und die Oberen in Burma unternahmen nichts dagegen.«¹⁴⁹ Die Japaner zogen in Burma 175.000 Menschen zur Zwangsarbeit ein, von denen 80.000 auf dem Marsch an die Bahnstrecke fliehen konnten. Von den restlichen 95.000 Menschen fanden mindestens 40.000 beim Bau der Bahnstrecke den Tod.

Das *Thailand-Burma Railway Centre* in Kanchanaburi, ein kleines, erst im Januar 2003 eröffnetes Museum, erinnert an das Schicksal der Arbeiter an der »Todesbahn«. Fotos zeigen, wie japanische Wärter die Zwangsarbeiter mit Bajonetten in der Morgendämmerung in den Dschungel trieben. Dort mussten sie Urwaldbäume fällen und zu Eisenbahnschwellen zersägen, Steine aus den Bergen brechen und zu Schotter zerkleinern, Schie-

nen über steile Pfade wuchten und mit schweren Hämmern festnageln. Wer nicht schnell genug arbeitete, wurde ausgepeitscht, und wer zu fliehen versuchte, hingerichtet. Rod Beattie, Forschungsdirektor des Eisenbahnmuseums in Kanchanaburi, ist »mindestens 2.000 Kilometer zu Fuß an der Strecke entlanggelaufen«, um nach Spuren des japanischen Projektes zu suchen: »Ich habe die Soldatenfriedhöfe in Thailand betreut und dabei viele Familien kennen gelernt, die vergeblich nach den Gräbern von Angehörigen suchten, die im Krieg in japanische Gefangenschaft geraten waren. Sie blieben spurlos verschwunden, und niemand wusste, was mit ihnen geschehen war. Deshalb habe ich vor zehn Jahren begonnen, Nachforschungen über die Männer anzustellen, die beim Bau der Eisenbahn eingesetzt waren.« Das Ergebnis seiner Recherchen: »Ich bin an der Strecke auf Spuren von etwa 130 Arbeitslagern gestoßen, und nach meiner Schätzung kamen darin etwa 100.000 Männer um. Dazu gehörten auch einige Tausend alliierte Soldaten, die in japanischer Kriegsgefangenschaft waren, aber neunzig Prozent der Opfer waren asiatische Zwangsarbeiter. Allerdings wird das, was Asiaten unter den Japanern erdulden mussten, von vielen, die nicht in Asien leben und nicht aus Asien kommen, weitgehend ignoriert.«¹⁵⁰

Deshalb gründete Rod Beattie gemeinsam mit Freunden in privater Initiative das Museum in Kanchanaburi. Auch ein Video mit historischen Filmaufnahmen und Aussagen von Überlebenden ist dort zu sehen. Demnach deportierten die Japaner auch Männer aus Malaya, Singapur und Indonesien zum Bau der Bahn nach Thailand und Burma.

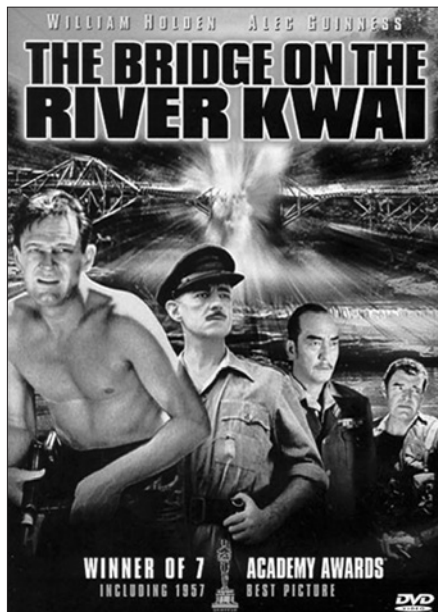
So erzählt in dem Film ein Mann namens Samid, er sei der einzige Überlebende aus einer Gruppe von 40 Indern, die von den Japanern in Singapur aufgegriffen wurden: »Ich ging auf den Markt. Es war ein Freitag. Da tauchten zwei Japa-



Faltblatt des *Thailand-Burma Railway Centre* in Kanchanaburi, das an die 100.000 Zwangsarbeiter erinnert, die beim Bau der japanischen Eisenbahn von Thailand nach Burma ukamen

Die »Brücke über den Kwai« führt tatsächlich über einen Fluss namens Mae Khlong





Asiatische
Zwangsarbeiter
kommen in dem
Spielfilm
Die Brücke am Kwai
allenfalls am Rande
vor. Die Helden
sind Weiße

Der Spielfilm *The Bridge on the River Kwai* (Die Brücke am Kwai), der 1957 drei Oscars erhielt, machte die Thailand-Burma-Bahn international bekannt, und die Filmmusik, der *River Kwai-March*, ist ein Evergreen. Dabei führte die Bahnstrecke gar nicht über den River Kwai, wie Hugh Cope, Geschäftsführer des Thailand-Burma-Eisenbahnzentrums, erzählt. Kanchanaburi liegt am Zusammenfluss des kleinen und großen *Kwae*, der in seinem weiteren Verlauf *Mae Khlong* heißt. »Aber viele einflussreiche Leute aus der Tourismusbranche haben den Mythos aufrechterhalten. Denn ausländische Besucher lassen sich von der »Brücke über den River Kwai« magisch anziehen, und thailändische Geschäftsleute profitieren von dieser Neugier.«¹⁵¹ Das Drehbuch des Spielfilms beruht auf einer Erzählung des Franzosen Pierre Boulle, der selbst Kriegsgefangener war. Der Film zeigt, dass die Japaner die Bahnarbeiter wie Sklaven behandelten. Allerdings sind in dem Streifen fast ausschließlich alliierte Kriegsgefangene zu sehen. Faktisch setzten die Japaner auch etwa 62.000 niederländische, australische, britische und US-amerikanische Solda-

ner auf und fragten mich: »Was machst du hier?« Ich antwortete ihnen, ich sei Student. Da sagten sie: »Du solltest besser nach Thailand gehen, um dort zu arbeiten, statt zu studieren.« Und drängten: »*Manai, Manai* - Komm mit! Komm mit! Ich sagte, ich könne nicht so einfach mitkommen, meine Eltern würden das nie zulassen. Aber sie bestanden darauf. Ich fing an zu weinen. Aber sie herrschten mich an: »Hör auf damit! Und schleppten mich mit Gewalt zu einem Zug. Er war voller Inder. Es waren sicher einige Tausend. Die Japaner drohten, uns allen die Köpfe abzuschlagen, wenn wir nicht mitkämen.«

ten ein und etwa 12.000 überlebten die Torturen nicht. Doch an der Strecke arbeiteten dreimal so viele Asiaten, rund 200.000 Mann, und von ihnen kam fast die Hälfte um. Videoaufnahmen und Dokumente im Museum von Kanchanaburi zeigen, dass die Japaner sie wie Vieh in Eisenbahnwaggons aus den besetzten Ländern Südostasiens herantransportierten. Sie pferchten sie in Bambushütten, deren Böden sich in der Regenzeit in glitschigen Morast verwandelten. Koreanische Vorarbeiter trieben sie erbarmungslos an, und Krankheiten wie Malaria und Cholera rafften täglich Hunderte dahin. In der Umgebung von Kanchanaburi gibt es mehrere Friedhöfe, auf denen die Opfer der »Todesbahn« begraben sind. Die Gräber der alliierten Kriegsgefangenen werden im Auftrag der britischen *Commonwealth War Graves Commission* gepflegt, und auf den meisten Grabsteinen sind die Namen der Toten eingraviert. An die fast 100.000 asiatischen Opfer dagegen erinnern nur einige namenlose Gräber und Gedenksteine mit der Inschrift »Ihre Namen kennt nur Gott allein«. Bevor die Japaner im Zweiten Weltkrieg kapitulierten, vernichteten sie in Burma und Thailand sämtliche Akten über die asiatischen Zwangsarbeiter. Auch darum hält nur das kleine private Museum in Kanchanaburi die Erinnerung an sie wach.¹⁵²

Als Befreier bejubelt:

Die Japaner auf den indonesischen Inseln

»Viele Indonesier feierten die Landung der Japaner, weil sie die Niederländer vertrieben hatten«, erzählt Peter Latuihamallo, der in Batavia (heute Jakarta) Theologie studierte, als die japanische Invasion begann. »Überall packten die Leute ihre indonesischen Fahnen aus und hissten sie neben der japanischen Flagge. Die Menschen freuten sich und glaubten, mit den Japanern breche ein neues, besseres Zeitalter an.«¹⁵³ Nirgendwo in Asien war die Propaganda der Japaner (»Asien den Asiaten«) erfolgreicher als auf den über 17.500 indonesischen Inseln, die zum Teil dreieinhalb Jahrhunderte unter holländischer Herrschaft gestanden hatten, als der Zweite Weltkrieg begann.

Die Kolonie Niederländisch-Indien erstreckte sich über 5.400 Kilometer von der Insel Sumatra im Westen, die nur durch eine schmale Meerenge von Malaya und Singapur getrennt ist, über Java, Bali und die Molukken (heute: Maluku) bis nach Neuguinea im Osten. Inmitten dieses Halbkreises vom Indischen bis zum Pazifischen Ozean liegen noch Celebes (heute: Sulawesi) und Borneo, die größte indonesische Insel, die sich die Niederlande (im Süden) mit Großbritannien (im Norden) teilten. Die Landfläche dieser niederländischen Kolonie war größer als die Westeuropas und die Inseln hatten mit der Entdeckung reicher Ölquellen auf Sumatra und Borneo im 20. Jahrhundert wirtschaftlich und strategisch zunehmend an Bedeutung gewonnen.

Die Niederländer waren auf den indonesischen Inseln verhasst, weil sie dort seit Anfang des 17. Jahrhunderts auf großen Plantagen Tee, Kaffee, Tabak, Kopro, Indigo, Gewürze und Kautschuk für den europäischen Markt hatten anbauen lassen, während die einheimische Bevölkerung verarmte. Die Kolonialbehörden hatten zahllose Indonesier zu Arbeitsdiensten gezwungen und von Kleinbauern Tributzahlungen verlangt. Die Niederländer protegierten eine kleine einheimische Oberschicht von Grundbesitzern und Feudalherren und hatten ihnen die Verwaltung auf lokaler Ebene überlassen. Ab 1916 gab es in Batavia auch einen *Volksraad* mit einheimischen Honoratioren, die jedoch nur mitberaten und nicht mitentscheiden durften. Das System der Kolonisation zerstörte vielerorts die bis dahin übliche Subsistenzwirtschaft und schuf eine neue soziale Hierarchie. Die antikoloniale Propaganda der Japaner klang darum für viele Indonesier verheißungsvoll.¹⁵⁴

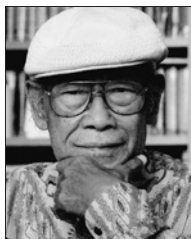
Als der Krieg in Europa begann, sahen antikoloniale Bewegungen in Indonesien eine Chance, ihre Unabhängigkeit durchzusetzen. Auf Sumatra schickten sie junge Männer zu den niederländischen Kolonialtruppen, die zu vier Fünfteln aus einheimischen Soldaten bestanden, damit sie für den bevorstehenden Befreiungskampf lernten, mit Waffen umzugehen. Als die Japaner Malaya überfielen, nahmen sie am 19. Dezember 1941 auch die Insel Penang unweit von Sumatra ein. Auf

Penang lebten damals indonesische Nationalisten im Exil, und eine Sondereinheit des japanischen Militärgeheimdienstes (*Fujiwara Kikan* oder *F Kikan* genannt) warb sie an, rüstete sie aus und setzte sie ins benachbarte Nordsumatra über. In Kleingruppen zu dritt oder zu viert reisten sie durchs Land, nahmen Kontakt zu antikolonialen Gruppierungen auf und warben Spitzel und weitere Soldaten an. Die Japaner installierten auf Penang zudem eine Rundfunkstation, die täglich Propaganda gegen die niederländische Kolonialherrschaft auf Indonesisch sendete.

Anders als die Franzosen in Indochina ergaben sich die holländischen Kolonialverwalter nicht widerstandslos den japanischen Angreifern. Sie verweigerten die Zusammenarbeit mit den Achsenmächten. Sie akzeptierten nur Weisungen ihrer Exilregierung in London, die sich nach der deutschen Besetzung der Niederlande 1940 gebildet hatte. Diese erklärte im Dezember 1941 Japan den Krieg und forderte die Kolonialtruppen zum Widerstand gegen die Invasoren auf. In Medan, der Hauptstadt Sumatras, lud die Kolonialbehörde nach den japanischen Angriffen auf Pearl Harbor, Hongkong,

Alliierte Truppen
am Sentani-See im
niederländischen Teil
Neuguineas





Pramoedya Ananta Toer, der bekannteste Schriftsteller Indonesiens, arbeitete 1942 für eine japanische Nachrichtenagentur

Brennende Ölförderanlagen der *Royal Dutch Shell* in Palembang auf Sumatra



Malaya und Singapur einheimische Politiker, religiöse Führer und traditionelle Honoratioren zu einer Konferenz ein. Man informierte die Indonesier über die Kriegserklärung und bat sie, politische Differenzen zurückzustellen und die Insel gemeinsam zu verteidigen. Doch die meisten der 70 Millionen Indonesier waren nicht bereit, für die 300.000 europäischen Siedler »bis zum letzten Mann« zu kämpfen. Ende 1941 besetzten japanische Truppen die britisch kontrollierte Nordküste Borneos; im Januar 1942 marschierten sie in den holländischen Teil der Insel ein. Mitte Februar landeten 700 japanische Fallschirmspringer in der Ölförderregion Palembang im Süden Sumatras. Vor der Mündung des nahe gelegenen Flusses Musi tauchten zur gleichen Zeit sechs japanische Kreuzer, ein Flugzeugträger, elf Zerstörer und acht Transporter auf, um die wichtigste Kriegsbeute Japans in Südostasien zu erobern: die Ölförderanlagen und Raffinerien der *Royal Dutch Shell*. Als die niederländischen Verteidiger realisierten, dass sie der Übermacht nicht gewachsen waren, setzten sie die Tanks mit Öl und Flugzeugbenzin in Brand. Die japanischen Landtruppen versuchten, von der Küste aus in kleinen Booten Palembang zu erreichen, aber die Niederländer ließen riesige Mengen Öl in den Fluss ab und zündeten sie an. In dem Flammeninferno kamen

Hunderte japanische Soldaten um. Trotzdem war Palembang einen Tag später von den Japanern erobert.

Ende Februar 1942 besiegte die japanische Kriegsmarine die den Alliierten in der Java-See verbliebene Flotte unweit ihres Stützpunktes Surabaya. Am 9. März 1942 kapitulierten die niederländischen Kolonialbehörden. Radio Batavia verabschiedete sich mit dem Worten: »Auf Wiedersehen in glücklicheren Zeiten. Es lebe die Königin!«¹⁵⁵

Die Besatzer schlossen alle niederländischen Einrichtungen, Rundfunkstationen, Zeitungen und Schulen und verschleppten 80.000 holländische Siedler, Soldaten und Kolonialbeamte in Lager. Fast 17.000 Menschen starben dort. Die indonesische Bevölkerung feierte die japanische Invasion derweil als Befreiung. In den Städten stürzten begeisterte Menschen die kolonialen Denkmäler von ihren Sockeln, in den Provinzen vertrieben sie die Kolonialverwaltung, und an den Küsten bereiteten sie den Landtruppen einen freudigen Empfang. Der japanische General Imamura Hitoshi zeigte sich beim Einmarsch in Java davon überwältigt: »Viele Eingeborene von fern und nah liefen zusammen, um uns zu begrüßen, so wie Leute in Japan auf die Straße laufen, wenn Soldaten bei Manövern vorbeimarschieren. Die Eingeborenen schenkten uns Kokosnüsse, Bananen und Papayas, und viele von ihnen streckten uns begeistert ihre Hände entgegen, den Daumen nach oben gereckt. (...) Ich fragte mich, ob ich mich wirklich auf einem Feldzug befände, und sagte zu unserem Generalmajor Ozazaki: »Herr Oberbefehlshaber, hier haben wir den Krieg wohl schon gewonnen.«¹⁵⁶

Auch Pramoedya Ananta Toer, der bekannteste Schriftsteller Indonesiens, gesteht: »Ich konnte mich nicht dagegen wehren, eine gewisse Bewunderung für die Japaner zu empfinden, die Südasiens Jahrhunderte alte Fesseln an Frankreich, England und Holland durchtrennt hatten. Als sei es wirklich eine himmlische Macht, hatte *Dai Nippon Teikoku*, das Große Japanische Kaiserreich, mit einem einzigen Atemhauch die Vergangenheit weggeblasen. Mit eigenen Augen hatte ich gesehen, wie Würde, Autorität und Respekt, die westlichen Menschen in meinem Heimatland zugebilligt wurden, in nur einem Augenblick verschwanden. Wie viele meiner Mitbürger hatte ich anfangs große Hoffnung auf die Befreiung vom Joch des Kolonialismus gelegt, die unser »großer Bruder« uns verkündete.«¹⁵⁷ Die Japaner förderten die euphorische Stimmung, indem sie Indonesisch als Amtssprache zuließen und wichtige Posten mit Indonesiern besetzten. In feierlichen Zeremonien gaben die Besatzer Plantagen der Niederlän-

der demonstrativ an indonesische Bauern zurück. Denn Japan war weniger an »Kolonialwaren« wie Tabak und Tee interessiert als an Reis für seine Besatzungstruppen. Viele Indonesier meldeten sich freiwillig zum Militärdienst. Kinder in den Schulen lernten, mit Gewehren aus Holz und Speeren aus Bambus aufzumarschieren, und allein in Sumatra konnten die Japaner 12.000 Mann für den Küstenschutz und noch einmal so viele für ihre paramilitärische Hilfstruppe *Heiho* rekrutieren.¹⁵⁸

Fast alle ehemals oppositionellen Politiker und religiösen Funktionsträger, die zum Teil in Haft gesessen hatten oder ins Exil verbannt worden waren, empfingen die Japaner mit offenen Armen. »Auch unser späterer Präsident Sukarno arbeitete als Freiwilliger für die Japaner«, erinnert sich der Theologe Peter Latuihamallo. »Sukarno trat zwar schon damals für die Unabhängigkeit unseres Landes ein, forderte uns Studenten jedoch ausdrücklich dazu auf, die Japaner zu unterstützen.« Als Vorsitzender des Zentralen Beratungskomitees, das den niederländischen *Volksraad* ersetzte, war Sukarno der höchste indonesische Funktionsträger in der japanischen Besatzungsbehörde. Zusammen mit seinem politischen Weggefährten Mohammad Hatta und einem Vertreter der großen muslimischen Gemeinde Indonesiens folgte Sukarno im November 1943 einer Einladung nach Tokio und dankte dort offiziell für die von den Japanern eingeleiteten »Reformen«.¹⁵⁹

In seiner Autobiografie erklärte Sukarno 30 Jahre später zu seiner Kollaboration: »Ich konnte bei einer Kundgebung vor 50.000 Leuten reden, bei einer anderen vor 100.000. Nicht nur meine Stimme, sondern auch mein Gesicht war damit überall auf dem Archipel bekannt. Dafür bin ich den Japanern zu Dank verpflichtet.« Indonesische Kommunisten im Untergrund warfen Sukarno vor, für die Besatzer den »Handlanger« gespielt sowie Hilfstruppen und Zwangsarbeiter angeworben zu haben.¹⁶⁰ Tatsächlich machten Sukarno und andere indonesische Persönlichkeiten Propaganda für die Japaner und halfen, die einheimische Bevölkerung ruhig zu halten. Die Kollaborateure durften bei großen Kundgebungen auftreten, ihre Reden über Zeitungen,

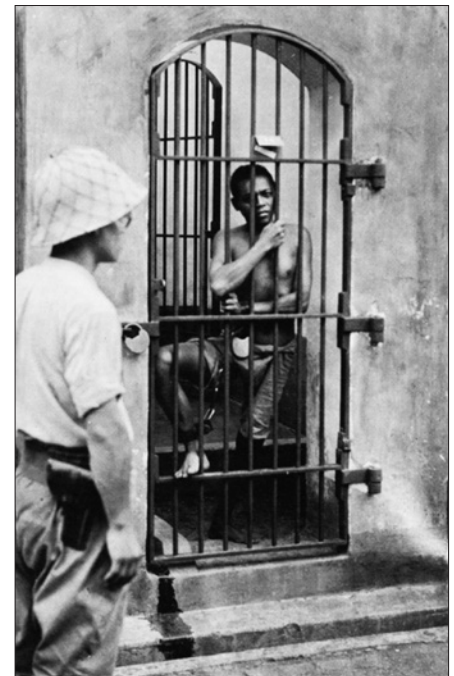
Rundfunk und »tönerne Türme« (Lautsprecher) bis in die kleinsten Dörfer verbreiten und ein indonesisches Nationalbewusstsein auf den Inseln propagieren, die traditionell kaum Beziehungen untereinander gepflegt hatten. Dabei bestimmten die Japaner jedoch stets den politischen Rahmen, und sie machten zunächst keinerlei Anstalten, Indonesien die von vielen erwartete Unabhängigkeit zu gewähren. Im Gegenteil: Sie unterteilten die Inseln in drei Zonen, die sie völlig unabhängig voneinander verwalteten. Während für Java die 16. Japanische Armee und für Sumatra die 25. zuständig war, unterstanden die restlichen Inseln der Marine, und in jeder Zone galten unterschiedliche Gesetze. Mitbestimmungs- und Entscheidungsrechte blieben den Indonesiern verwehrt, denn die japanischen Befehlshaber meinten, nur ein hartes Besatzungsregime wie in Singapur bringe »die Farbigen« dazu, »zu gehorchen«.¹⁶¹

Die japanischen Soldaten behandelten die einheimische Bevölkerung abschätzig und brutal, und mit der Zeit änderte sich die freundschaftliche Haltung der Indonesier gegenüber den Besatzern, auch die des Schriftstellers Pramoedya Ananta Toer: »Wie bei vielen anderen schlugen meine positiven Erwartungen bald in Abscheu um, als ich wahrte, erfasste und begriff, dass Japan nichts anderes als eine neue Kolonialmacht war, die sich als noch habgieriger und unmenschlicher erwies als die früheren. (...) Die Japaner betrachteten die Indonesier nicht nur als minderwertige Rasse, sondern eher noch als eine Herde Vieh, mit der sie umspringen konnten, wie es ihnen beliebte. Sie selbst fühlten sich als Herrenrasse.«¹⁶² Pramoedya Ananta



Indonesiens späterer Präsident Sukarno rief seine Anhänger 1942 zur Kollaboration mit den japanischen Besatzern auf

Ein politischer Gefangener in Batavia



Toer arbeitete als Stenograph für die japanische Nachrichtenagentur *Domei* und tippte Berichte des japanischen Geheimdienstes über die heroischen Beiträge der indonesischen Bevölkerung zur Unterstützung des »großasiatischen Kriegs«.163 »Fette Überschriften verkündeten japanische Siege zu Lande und zur See. Über die Leinwand flimmerten Bilder japanischer Siege und Überlegenheit, von der Sportübertragung bis zum Lustspiel. Der Rundfunk strahlte unablässig japanische und indonesische Militärlieder aus. Doch auf Javas Feldern und Straßen häuften sich die Leichen von Menschen, die von Grippe und Ruhr dahingerafft worden waren. Japanische Disziplin und Ordnung bedeuteten für die Indonesier Hunger und trostlose Armut.«164

Alliiertes Flugblatt:
Die Niederlage der
Japaner befreit die
Zwangsarbeiter,
die in Indonesien
Romusha genannt
werden

Der Theologe Peter Latuihamallo erinnert sich, dass die Lage nach dem ersten Jahr japanischer Besetzung immer desolater wurde: »Die Alliierten hatten die Inseln mit einer Seeblockade von der Außenwelt abgeschnitten, und es herrschte unvorstellbare Armut. Täglich fuhren Wagen durch die Stadt, um die Leichen von Verhungerten abzutransportieren. Und dann rekrutierten die Japaner auch in Indonesien *Romusha* für ihre Kriegsmaschinerie.« *Romusha* waren Zwangsarbeiter. Die Japaner rekrutierten Hunderttausende, um Festungsanlagen und Luftschutzbunker an den endlosen Küsten des Archipels, Militärstützpunkte und Kasernen, Flugpisten und Straßen bauen zu lassen. Ab Mai 1944 wurde eine 215 Kilometer lange Eisenbahnstrecke auf Sumatra vergelegt. Sie sollte die Hafenstadt Padang im Süden der Insel mit dem Teil der Nordküste verbinden, der nur durch eine schmale Meerenge von Singapur getrennt ist. Neben 700 alliierten Kriegsge-

fangenen (Niederländern, Briten, Australiern und US-Amerikanern) setzten die Japaner an dieser Bahnlinie mehr als 10.000 indonesische Zwangsarbeiter ein. Viele starben. Die Bahnlinie nahm nie ihren Betrieb auf. Nach Kriegsende rissen Arbeiter die Schienen wieder aus der Trasse, weil Eisen und Stahl fehlten.

Der Schriftsteller Pramoedya Ananta Toer schätzt, dass im Zweiten Weltkrieg »mindestens vier Millionen javanische Bauern als *Romusha* ums Leben kamen, als Futter für die militaristischen Nachkommen der Sonnengöttin«.165 Der indonesische Journalist Sunapati meint: »Nicht weniger als vier Millionen starben in diversen Arbeitslagern. Zehntausende waren unterdrückter und ärmer als zuvor, hatten nicht genug zu essen, keine Kleidung. Weitere Tausende starben oder wurden in die Gefängnisse der *Kempeitai* (japanische Militärpolizei) gesperrt.«166 In den meisten Büchern über den Zweiten Weltkrieg und in westlichen Statistiken über die Kriegstoten kommen die Opfer aus Indonesien nicht vor.

Der Terror der Besatzer ließ in der Schlussphase des Krieges auch auf den indonesischen Inseln den Widerstand gegen die Japaner wachsen. Pramoedya Ananta Toer: »Der Hunger trieb die Menschen um; Bauernaufstände in Westjava und der Aufstand der Militärorganisation *Peta* in Ostjava waren nur zwei Zeichen der um sich greifenden Unruhen. In Westpapua, Nordsulawesi und Aceh hatten die Rebellen in Aufständen gegen die Japaner gesiegt.«167 Die Besatzer reagierten mit grausamer Repression. Mitte 1944 ließen sie allein in Westborneo 1.200 angebliche Verschwörer hinrichten. Gleichzeitig versuchten sie, mit politischen Zugeständnissen die Bevölkerung zu beschwichtigen.«168

Am 7. September 1944 versprach der neu ernannte japanische Premierminister Koiso Kuniaki Indonesien die Unabhängigkeit – in absehbarer Zukunft. Einen Tag später verbreiteten die japanischen Besatzer diese Erklärung überall auf den indonesischen Inseln, und prominente Politiker wie Sukarno und Hatta gaben in Rundfunk und Zeitungen auf Java und Sumatra positive Kommentare dazu ab. Bei offiziellen Gelegenheiten flatterte ab sofort neben der japanischen auch die indone-



sische Nationalflagge, die indonesische Nationalhymne ertönte, und die Japaner setzten ein Komitee zur Vorbereitung der Unabhängigkeit ein.

Trotzdem dauerte es noch fast ein Jahr, bis Sukarno und Mohammad Hatta am 17. August 1945 die »Freie Republik Indonesien« ausrufen konnten – zwei Tage nach der japanischen Kapitulation. Bis dahin hatten die führenden indonesischen Politiker weiter mit der

Besatzungsmacht kollaboriert. Selbst die indonesische Unabhängigkeitserklärung hatten sie im Amtssitz des japanischen Admirals Maeda entworfen.

Und noch 1975 dankte der indonesische Vizepräsident Adam Malik den japanischen Militärs ausdrücklich dafür und versprach Maeda, sein Name werde »in goldenen Buchstaben in die Annalen Indonesiens eingehen«.¹⁶⁹

Der indonesische
Zwangsarbeiter
Samlawi ein halbes
Jahrhundert nach
Kriegsende

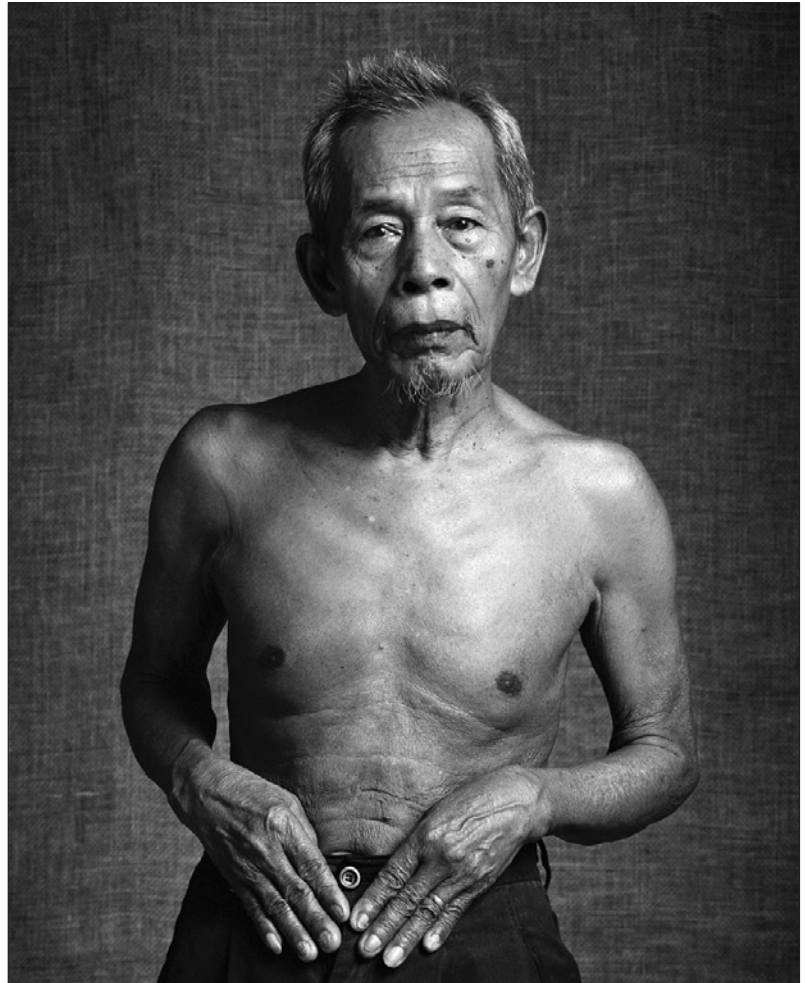
»Wie ich Romusha wurde«

Augenzeugenbericht des Zwangsarbeiters Samlawi aus Java

Spuren des Krieges ist der Titel eines Buches, für das der holländische Fotograf und Autor Jan Banning überlebende Zwangsarbeiter interviewte, die für die Japaner im Zweiten Weltkrieg an der Thailand-Burma-Bahn oder an der Eisenbahnstrecke auf Sumatra arbeiten mussten. Die Idee zu dem Buch entstand, weil Bannings Vater selbst als Kriegsgefangener zu den Betroffenen gehört hatte.

Der folgende Augenzeugenbericht von Samlawi, einem 1914 auf Java geborenen Tagelöhner, erscheint mit Erlaubnis Jan Bannings erstmals in deutscher Übersetzung:

»Wie ich ein *Romusha* wurde? Kurzum: Ich wurde betrogen. Ich glaube, es war im Jahre 1942, als Japaner in Begleitung des Dorfoberhauptes in mein Haus kamen. Ich musste mit ihnen gehen. Ich war gerade acht Monate verheiratet und lebte im Tangerang-Distrikt in der Nähe Jakartas. Sie sagten, meine Arbeit werde etwas mit Sport zu tun haben und ich erhielte dafür einen guten Lohn. Nun, man kann es drehen und wenden, wie man will, mir standen tatsächlich »Leibesübungen« bevor. Nur was für welche! Knochenarbeit! Ich konnte weder lesen noch schreiben. Sie versprachen mir, mich zur Schule zu schicken. Sie sagten, nach drei Monaten Arbeit könnte ich wieder nach Java zurückkehren. Dann nahmen sie mich zusammen mit fünf anderen Männern aus unserem Dorf auf der Stelle mit. Wir



konnten nicht einmal mehr zu Hause Bescheid geben.

Als wir in der Verwaltungsstelle des Distrikts ankamen, waren wir insgesamt 66 Männer. Dann brachten sie uns nach Jakarta. Von dort ging es weiter mit dem Schiff, auf einem völlig verdreckten, heruntergekommenen Kahn, der offensichtlich vorher Kohle transportiert hatte. An Bord waren 9.000 Menschen, darunter auch Chinesen und Schwarze, und das Schiff war völlig überladen. Wir bekamen Reis mit Eiern, aber das Essen schmeckte scheußlich, weil es wohl in Salzwasser gekocht war. Doch wenn man hungrig ist, ist man nicht wählerisch und isst alles. Um Wasser mussten wir uns selbst kümmern. Wenn es regnete, versuchten wir, soviel wie möglich von dem kostbaren Nass aufzufangen. Es gab Leute, die das Wasser tranken, das aus den Hähnen an Bord lief. Ich selbst tat das nicht, denn es schmeckte ebenfalls salzig. Schon bei dieser Überfahrt starben viele Leute, darunter auch einer meiner besten Freunde. Wir hockten aufeinander wie Ameisen und harreten der Dinge, die da kommen würden. Die Leichen von Verstorbenen wurden einfach über Bord geworfen.

Auf dem Schiff ahnte ich, dass ich belogen und betrogen worden war. Es gab Gerüchte, sie würden uns nach Palembang bringen. Aber nach zwei Tagen und einer Nacht erreichten wir Telukbayur in der Nähe von Padang im Süden von Sumatra. Dort wurden wir in ein Gefängnis gesperrt – wie Kriminelle. (...) Ich dachte an meine Frau, die wohl glauben musste, ich sei nicht mehr am Leben. Jeden Tag erkrankten mehr Leute, und viele starben, auch weitere Freunde von mir. Wir Überlebenden mussten sie beerdigen.

Etwa eine Woche verbrachten wir in diesem Gefängnis. Dann steckten sie uns in einen abgedunkelten Zug und verfrachteten uns nach

Sawahlunto. Wir fuhren gegen halb sieben abends los und kamen am nächsten Abend um etwa neun Uhr an. Von dort mussten wir nach Muaro Sijunjung laufen und schließlich weiter nach Batu Karyang, einem Flecken mitten in der Wildnis. Hier mussten wir Bäume roden, den Boden ebnen und eine Trasse verlegen, die Bahnschwellen festen Halt bot. Das war eine schweißtreibende Plackerei. Tagein, tagaus – mit nur kurzen Pausen. Morgens um sechs Uhr weckten uns die Aufseher mit ihrem Geschrei: ›Marsch, aufgestanden! Lauft zur Arbeit, los zur Arbeit!‹ Dabei war an Schlaf ohnehin kaum zu denken bei all den Moskitos und Flöhen. Wer es morgens noch schaffte, aufzustehen, musste zur Arbeit hetzen. Wenn du nicht mehr weiter arbeiten konntest, schlugen sie dich. Frühstück gab es nicht. Unsere erste Mahlzeit war um zwölf Uhr mittags.

Wir dachten immer nur daran zu fliehen. Nur weg von den Japanern! Schluss mit der Schinderei! Doch wir wussten nicht, wohin wir hätten laufen sollen. Hätten sie uns bei einem Fluchtversuch erwischt, wären wir zu Tode geprügelt worden. Da war es immer noch besser auszuharren. Unter den Zwangsarbeitern gab es auch Weiße. Anfangs sahen sie gesund aus mit ihren kräftig gebauten Körpern, doch schon bald waren sie ebenso dürr und ausgemergelt wie der Rest von uns. Ich war wirklich überrascht zu sehen, dass sie ebenso hart arbeiten mussten wie wir.

Gesundheitlich ging es uns miserabel. Malaria war weit verbreitet und einige hatten Magengeschwüre. Medikamente bekamen wir nicht und das nächste Krankenhaus lag weit weg. Wir versuchten es mit Heilkräutern, kannten jedoch nicht ihre genaue Wirkung. Ich hatte Glück. Wenn ich krank war, trank ich einen Sud aus gepressten, bitteren Blättern – *daun kayu pabit*. Danach war mein Blut nicht

mehr süß, lockte keine Moskitos mehr an, und ich wurde wieder gesund. Trotzdem bekam auch ich schließlich Malaria. Außer den *daun kayu pabit* trank ich einen Extrakt von *ilalang* (Reetgras), der ebenfalls bitter schmeckte. Solche Rezepte kannten wir von unseren Vorfahren, die sie von Generation zu Generation weitergegeben hatten.

Drei Jahre, von 1942 bis 1945, war ich ein *Romusha*. Überlebt habe ich wohl nur, weil ich immer darauf achtete, möglichst nichts Schlechtes zu essen und nur Wasser zu trinken, das vorher abgekocht war. Viele erkrankten sehr schwer, weil sie Wasser direkt aus dem Fluss tranken. Manche starben davon. Eines Tages tauchte ein japanischer Lastwagen auf, beladen mit etwa dreißig Niederländern. Sie riefen: ›Wir haben gewonnen!‹ Und wir hauten sofort ab. Wir waren allerdings nur noch 25 Mann. Ich machte mich auf den Weg nach Talukkuantan und wollte natürlich zurück nach Java. Dort war meine Frau. Aber wie sollte ich dorthin kommen? Ich hatte keinen Cent in der Tasche. Zum Überleben arbeitete ich als Gummizapfer auf Kautschukplantagen oder sammelte Holz und verkaufte es auf Märkten. Ich habe alles Mögliche gemacht, konnte aber nie genug Geld für die Heimreise beiseite legen und ansparen. Meine Frau dachte sicher, ich sei tot, und hatte wahrscheinlich längst einen anderen Mann geheiratet. Viele Nächte drückte ich kein Auge zu, weil ich über so Vieles nachdachte und grübelte. Ich warf mich von einer Seite auf die andere, versuchte wenigstens zu dösen, verfiel aber wieder und wieder ins Grübeln. Ich wollte nach Java zurück, zu meiner Frau und meiner Familie und war oft furchtbar traurig und weinte.

Ich habe zahllose Briefe an meine Familie geschrieben. Ich weiß nicht, ob sie jemals ankamen. Normalerweise werden Briefe, die ihren

Adressaten nicht erreichen, wieder zurückgeschickt. Doch meine Briefe kamen nie zurück. Wenn sie die Briefe daheim erhalten haben sollten, dann haben sie aus irgendwelchen Gründen nicht geantwortet. Ich dachte schließlich, dass meine Familie nichts mehr von mir hören und wissen wollte. (...) 1947 heiratete ich wieder, eine Witwe mit zwei Kindern, mit der ich vier weitere Kinder hatte. Sie musste die Hochzeit bezahlen, weil ich nichts besaß außer meinen Händen und der Bereitschaft, damit

zu arbeiten. So bin ich in Sumatra geblieben und nie mehr nach Java zurückgekehrt. Doch ich träume davon. Sogar noch letzte Nacht. (...) In meinen Träumen tauchen auch immer wieder Japaner auf und Szenen aus der Besatzungszeit. Es sind furchtbare Träume, Alpträume, in denen ich versuche, mein Bestes zu geben, doch für die Japaner ist es nie gut genug. Sie selbst arbeiteten ja nicht, kontrollierten uns nur und wiederholten ständig: *mati bagus, kerja kurang, tidak bagus*: der Tod ist

gut, nicht schlecht, nur wenn einer zu wenig arbeitet, ist das nicht gut. Das verfolgt mich weiter in meinen Träumen. Häufig träume ich, ich säße in einem Zug, der plötzlich umstürzt und uns alle hinaus schleudert. Dann fühle ich pochende Schmerzen in meinen Beinen, und wenn ich aufwache, sind die Schmerzen immer noch da. Dann muss ich meine Beine massieren. Seltsam, nicht wahr? Denn das habe ich so nicht erlebt, nur in meinen Träumen.«¹⁷⁰

Kolonialsoldaten in Portugiesisch-Osttimor

Am 17. Dezember 1941 marschierten australische Soldaten und Kolonialtruppen unter niederländischem Kommando aus dem benachbarten Niederländisch-Indien auf der Insel Timor ein – gegen den Willen des amtierenden portugiesischen Gouverneurs im Osten der Insel. Während der Westen zur niederländischen Kolonie gehörte, stand Osttimor unter portugiesischer Verwaltung. Und Portugal war im Zweiten Weltkrieg offiziell neutral. Faktisch schloss die portugiesische Regierung 1943 einen Vertrag mit den USA und Großbritannien, wonach sie den Alliierten einen Luftwaffenstützpunkt auf den Azoren im Atlantik zusagte und dafür im Gegenzug nach Kriegsende die Kolonien behalten sollte – auch Osttimor.

Die Alliierten landeten Ende 1941 auf Timor, um die japanischen Streitkräfte, die bereits auf den benachbarten indonesischen Inseln standen, aufzuhalten. Lissabon protestierte energisch. Die portugiesische Regierung unterhielt gute Beziehungen zu Japan und wollte alliierte Soldaten erst nach einer Landung japanischer Truppen auf Timor zulassen.

Die Japaner marschierten am 20. Februar 1942 mit 3.000 Soldaten im Westen und 1.000 Soldaten im Osten Timors ein. Die portugiesische Regierung protestierte erneut, gab sich jedoch mit der Zusicherung aus Tokio

zufrieden, Portugals Neutralität werde gewahrt und die Insel nur für die Dauer des Krieges genutzt. Die japanischen Truppen nahmen Dili ein, die Hauptstadt der portugiesischen Kolonie, und die alliierten Soldaten zogen sich in die Berge zurück. Die einheimische Bevölkerung geriet zwischen die Fronten.

Ein Jahr lang führten 250 Australier und 140 Niederländer mit Hilfe Einheimischer einen Guerillakrieg gegen die Japaner. Die Insulaner dienten den Alliierten als Dolmetscher und Führer, beschafften Nahrung und Informationen über japanische Truppenbewegungen. Dank ihrer Hilfe sollen die australischen Soldaten 1.500 Japaner ausgeschaltet haben bei nur 40 eigenen Verlusten.

Im August 1942 holten die Japaner zum Gegenschlag aus. Sie verstärkten ihre Truppen auf Timor, bombardierten Dörfer in den Bergen, brannten ganze Landstriche nieder und zerstörten die Felder und Gärten der Bauern. Gewalt und Terror sollten die einheimische Bevölkerung einschüchtern, während die Japaner gleichzeitig eine eigene Kolonialtruppe formierten, die »Schwarze Kolonne«. Sie nutzten traditionelle Rivalitäten und antiportugiesische Stimmungen auf Timor und versuchten, die Insulaner gegeneinander auszuspielen. Andererseits wollten sie mit Anschlägen auf portugiesische Kolonialbeamte die Sympathien der

Ein Buch über das australische Spezialkommando Z trägt den Titel: »Im Kriegseinsatz mit den Kopfhängern aus Borneo«



Einheimischen gewinnen. Portugiesen und so genannte Mischlingsfamilien landeten schließlich in zwei Lagern, angeblich zu ihrem Schutz. Tatsächlich kam ein Viertel der etwa 400 Insassen dort ums Leben.

Obwohl im September 1942 bereits 700 australische Soldaten auf Timor kämpften, war ihre Lage bald aussichtslos. »Aber die Timoresen waren meist diejenigen, die getötet wurden«, berichtet der australische Veteran Jim Landman. »Sie hatten eigentlich nichts zu gewinnen. Sie wurden in einen Krieg hineingezogen und hatten keine andere Wahl, als sich denen anzuschließen, die Gewehre hatten.«¹⁷¹ So sieht es auch der Insulaner Alfred Pires, der als Dolmetscher und Späher für die Australier arbeitete: »Die Japaner mochten foltern, strafen und dich in die Hölle schicken. Aber es war nicht immer gesagt, dass sie dich auch umbrachten. Wenn die Australier dich des Verrats verdächtigten, warst du tot.« Pires erinnert sich, wie australische Soldaten einen jugendlichen Pfadfinder mit in den Busch nahmen und ohne ihn zurückkehrten. Sie hatten den Jungen in ein Dorf geschickt, um Hühner zu besorgen. Als er keine auftreiben konnte, lief er ins nächste Dorf. Auch dort fand er keine und kehrte ohne Hühner zurück. Weil er so lange gebraucht hatte, verdächtigten die Australier den Jungen des Verrats und brachten ihn um.¹⁷²

Ab Januar 1943 stand Timor unter der Kontrolle von 15.000 japanischen Soldaten. Die Australier zogen ihre Kompanien ab und setzten nur noch kleine geheime Kommandos (*Z-Special*) hinter den japanischen Linien ein. Neben Australiern und Insulanern gehörten ihnen auch portugiesische Antifaschisten an, die wegen ihrer Opposition gegen die Diktatur nach Timor verbannt worden waren und sich freiwillig gemeldet hatten.

Paulo Quintao, damals Sekretär eines Honoratioren in der Region Soibada, erinnert sich, wie japanische Soldaten 1943 in sein Dorf kamen, nachdem australische Spezialkommandos mit Fallschirmen abgesprungen waren: »Sie wussten, dass unsere Leute den australischen Soldaten geholfen hatten, und schickten die jungen Männer aus, sie aufzuspüren. Derweil nahmen sie den Bruder unseres Regenten gefangen, fesselten

ihn und riefen seine Familie und alle Dorfbewohner zusammen. Auf Befehl der Japaner mussten Männer den Gefangenen mit Bambusstöcken prügeln. Sie entschuldigten sich bei ihm leise dafür, aber wenn der Mann ohnmächtig zusammenbrach, mussten sie ihn mit Wasser wieder zu Bewusstsein bringen und weitermachen. Die Japaner wollten der Bevölkerung demonstrieren, dass für die Unterstützung der Australier auch herrschaftliche Familien zu büßen hatten.«¹⁷³ Wie viele andere aus seinem Dorf wurde auch Paulo Quintao öffentlich geprügelt. Einer seiner Freunde starb unter der Folter der Japaner.

Wie überall in Südostasien mussten auch die Bewohner Osttimors den Besatzern ihre Ernten abliefern und zwangsweise für sie arbeiten, zum Beispiel beim Straßenbau. »Wir hatten nichts anzuziehen und nichts zu essen«, erinnert sich der inzwischen weit über achtzig Jahre alte Maurubi. »Wenn wir Essen erhielten, nahmen die japanischen Soldaten es uns wieder weg, und wir mussten zusehen, wie sie es aßen. Die Militärs waren sehr grausam.«

Nach dem Krieg übernahmen die Portugiesen zunächst wieder die Kontrolle auf Timor. Mitte der siebziger Jahre besetzte Indonesien die Insel. 1987 verhandelte ein UN-Komitee die Entkolonialisierung und das Selbstbestimmungsrecht Osttimors. Vor dem Komitee trat auch der Japaner Iwamura Shohachi auf. Im Krieg war er zwei Jahre lang als Zugführer in Osttimor stationiert gewesen und hatte »Strafoperationen« gegen die Einheimischen exekutiert. »Es ist schmerzhaft, über die Opfer und Zumutungen zu sprechen, die wir den Menschen Osttimors aufgezwungen haben«, sagte Iwamura. »Sie hatten mit dem Krieg nichts zu tun. Wir haben den Dorfchefs befohlen, viele ihrer Leute für den Straßenbau abzustellen. Ihren Dorfchefs verpflichtet, traten die Leute zur Arbeit auf unseren Baustellen an, wo sie weder Essen noch Lohn erhielten. Jeden Tag verhungerten Menschen, weil ihre Nahrung für japanische Soldaten und als Futter für die Transportpferde konfisziert wurde. Soldaten unter meinem Kommando haben auch Frauen vergewaltigt. Nach dem Krieg hat die japanische Re-

gierung keine Entschädigung an Osttimor gezahlt und argumentierte, Portugal habe nicht zu den Alliierten gehört.«¹⁷⁴

Im Zweiten Weltkrieg kamen nach Schätzungen mindestens 40.000 Menschen in Osttimor ums Leben. Rechnet man diejenigen hinzu, die an Krankheit und Hunger starben, kommt man auf eine weit höhere Zahl der Opfer.¹⁷⁵

Als Besatzer bekämpft: Die Japaner auf den Philippinen

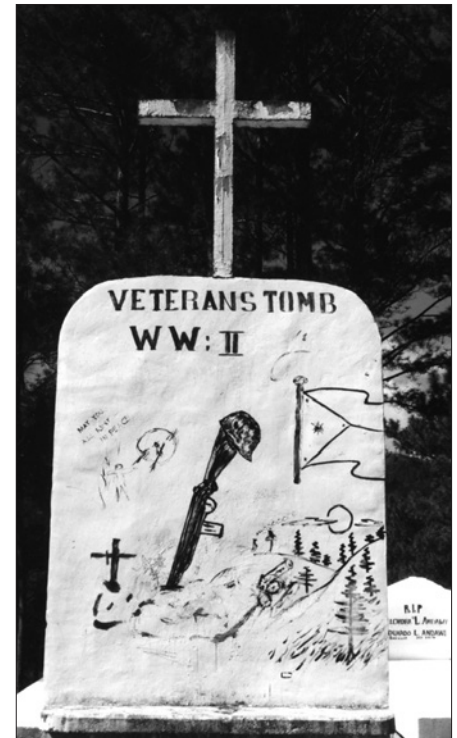
»In den Philippinen gab es im Zweiten Weltkrieg mehr Opfer als in irgendeinem anderen Land Südostasiens. Nirgends war die Zerstörung so groß wie hier. Die Zahl der Filipinos, die im Krieg ums Leben kamen, liegt nach offiziellen Angaben der Regierung bei 1,1 Millionen. Das ist ein extrem hoher Prozentsatz: Einer von 16 Filipinos starb im Krieg.« Ricardo Trota José lehrt Geschichte an der Universität der Philippinen und forscht seit vielen Jahren über den Zweiten Weltkrieg und die japanische Besatzungszeit in seinem Land. Aufgrund ihrer strategischen Lage nahmen die 7.000 philippinischen Inseln eine »Sonderrolle« in Südostasien ein: »Von hier aus ließen sich die Schifffahrtslinien kontrollieren, die für die Japaner und die US-Amerikaner unverzichtbar waren. Deshalb wurde unser Land gleich zweimal zum Schlachtfeld, zu Beginn und gegen Ende des Krieges. Die Philippinen standen vor dem Krieg unter US-amerikanischer Kolonialherrschaft. Die Amerikaner hatten 1935 versprochen, die Filipinos zehn Jahre später in die Unabhängigkeit zu entlassen. Aber 1941, mitten in dieser Übergansperiode, griffen die Japaner uns an. Wir hatten bereits eine philippinische Übergangsregierung und eine eigene Armee. Anders als in Indien, Burma, Malaya und Indonesien schien unsere Unabhängigkeit zum Greifen nah. Für die Filipinos war deshalb nach dem japanischen Überfall völlig klar, dass die Japaner keine Befreier, sondern Feinde waren.« Achtzig Prozent der Bevölkerung, so Ricardo Trota José, unterstützten auf die eine oder andere Weise den Widerstand gegen die japanischen Besatzer. »Eine Million Filipinos kämpf-

ten in verschiedenen Guerilla-Bewegungen. Das Problem war nur: Es gab nicht genug Waffen. Auf zwanzig Freiwillige, die zu den Partisanen gingen, kam nur ein Gewehr.«¹⁷⁶

Mie mit mehr als 30.000 Kämpfern und 70.000 Reservisten die Antijapanische Volksbefreiungsarmee *Hukbalahap* die schlagkräftigste philippinische Guerilla. Ihr Anführer Luis Taruc hatte bereits 1936 vor einem Weltkrieg gewarnt, als er noch Generalsekretär der Sozialistischen Partei war, die sich 1938 mit der Kommunistischen Partei zur *Partido Komunista ng Pilipinas* vereinigte.

In dem kleinen, spartanisch eingerichteten Zentrum für Veteranen der *Hukbalahap* in Quezon City, Teil der wuchernden Metropole Manila, erzählt Luis Taruc von sich und den Debatten mit seinen Genossen in den dreißiger Jahren: »Wir verfolgten die sozialen und politischen Entwicklungen rund um die Welt sehr genau und bezogen Zeitungen aus allen möglichen Ländern. Wir wussten von Hitlers betrügerischem Versuch, seine nationalistischen Ziele mit sozialistischen Floskeln zu kaschieren. Dafür stand schon sein Buch *Mein Kampf*. Darum erschien es uns so verwunderlich, dass die Deutschen, deren politische Reife und wirtschaftliche Stärke wir bis dahin stets bewundert hatten, von Hitler und seiner Herrenrasenideologie so fasziniert waren. Es war schließlich nachzulesen, welch aggressive Politik er verfolgte und dass er ganz Europa unterwerfen wollte.« Luis Taruc und seine Mitstreiter sahen voraus, dass der Krieg auch die Philippinen erreichen würde.

Auf einem Friedhof von Sagada, einem Bergdorf im Norden der Philippinen





Luis Taruc, Kommandant der antijapanischen Volksbefreiungsarmee *Hukbalahap* – als Redner bei einer Demonstration nach dem Kriegsende

Luis Taruc, im Jahr 2000 vor dem Veteranenbüro in Quezon City, Manila



»Schließlich hatten die Japaner 1937 bereits Korea und die Mandschurei besetzt, Formosa erobert und waren in China eingedrungen. Von dort war es nicht mehr weit bis zu den Philippinen. Unser Land war schon deshalb ein Angriffsziel, weil die größten amerikanischen Militärlagerstützpunkte außerhalb der Vereinigten Staaten hier lagen.«¹⁷⁷

Sich auf die Seite der USA zu schlagen, die das Land zu Beginn des 20. Jahrhunderts kolonialisiert hatten, war für die sozialistisch orientierten Oppositionellen keine leichte Entscheidung, sagt Luis Taruc: »Wir waren gegen Nazismus, Faschismus und den japanischen Militarismus, aber auch gegen den Imperialismus der Amerikaner. Aber wir kamen zu dem Ergebnis, das Letztere das kleinere Übel darstellte. Wir hofften, dass selbst das kapitalistische Amerika nach dem Krieg demokratischer werden würde. So boykottierten wir ab 1939 japanische Waren und organisierten in Manila und in den größten Provinzen der Hauptinsel Luzon Demonstrationen gegen Nazismus, Faschismus und den japanischen Imperialismus. Weil ich dabei einer der populärsten Redner war, forderten unsere Parteiführer mich schließlich auf, eine antijapanische Guerilla aufzubauen, die *Hukbalahap*.«

Die japanische Luftwaffe flog ihre ersten Angriffe auf die Philippinen am 8. Dezember 1941, sieben Stunden nach ihrer Attacke auf die US-Pazifikflotte in Pearl Harbor.

Auf den Philippinen war der Sitz des Oberkommandos der *United States Armed Forces in the Far East* (USAFFE), der US-Streitkräfte im Fernen Osten. Unter ihrem Befehl stand auch die philippinische Armee, die 1941 bereits die meisten der rund 100.000 USAFFE-Soldaten stellte. Die Militärflughäfen und Flottenstützpunkte dieser

Streitmacht galten als uneinnehmbar. Aber japanische Bomber zerstörten schon bei ihren ersten Angriffen auf die 50 Kilometer nördlich von Manila gelegene *Clark Air Base* fast alle Flugzeuge der US-Luftwaffe.

»Oberbefehlshaber Douglas MacArthur, der in den USA als Kriegsheld verehrt wird, war ein schlechter General«, kritisiert Francisco Sionil José, ein philippinischer Schriftsteller, der im Zweiten Weltkrieg freiwillig in einer Sanitätseinheit der USAFFE diente. »Nach dem Angriff auf Pearl Harbor hatte MacArthur fast acht Stunden Zeit, um die Verteidigung zu organisieren und zumindest seine Flugzeuge in Sicherheit zu bringen. Aber er tat gar nichts, und sie standen noch auf dem Rollfeld, als die japanische Luftwaffe sie außer Gefecht setzte.«¹⁷⁸ Wenig später fielen die ersten Bomben auf Manila und japanische Bodentruppen landeten im Süden der Philippinen auf der Insel Mindanao und im Norden auf der Hauptinsel Luzon. Am 2. Januar 1942 hatten die Japaner die philippinische Hauptstadt eingenommen und im Februar die amerikanisch-philippinischen Verteidigungstreitkräfte auf der Halbinsel Bataan am Westrand der Bucht von Manila eingekesselt.

»Von den 80.000 Soldaten, die in Bataan gegen die Japaner kämpften, waren mindestens 60.000 bis 70.000 Filipinos«, erklärt der Historiker Ricardo Trota José. »Die wenigen Amerikaner hielten sich in den hinteren Reihen. Sie erhielten bessere Verpflegung und waren besser ausgerüstet als die Filipinos, die sich den Japanern entgegenwarfen. Jeder philippinische Soldat hatte gerade mal fünf Kugeln. Zum einen, weil die Amerikaner damals selbst nicht genügend Gewehre besaßen, zum anderen, weil sie sich nicht trautes, die Filipinos zu bewaffnen. Denn sie sagten sich: »Wenn wir ihnen Gewehre geben, was wird sie daran hindern, diese auf ihre Kolonialherren zu richten, auf uns?« Deshalb mussten die Filipinos mit billigen, ausrangierten Gewehren aus dem Ersten Weltkrieg vorlieb nehmen.«

Im Februar 1942 waren die Verteidiger der Halbinsel Bataan von jeglichem Nachschub abgeschnitten. Hunger und tropische Krankheiten wie Malaria rafften Tausende dahin. Der US-Oberbefehlshaber, Douglas Mac-

Arthur, hatte sich mit einigen Einheiten auf Corregidor verschanzt, einer kleinen, zur Festung ausgebauten Insel in der Bucht von Manila. Von dort floh er mit seinen restlichen Truppen im März 1942 nach Australien und mit ihm der Präsident der philippinischen Übergangsregierung, Manuel L. Quezon. »Als sich die US-Truppen geschlagen gaben und abzogen, war das für die philippinische Bevölkerung ein großer Schock«, sagt Ricardo Trota José. »Auch wenn wir Filipinos damals schon mit einer eigenen Armee kämpften, hatten wir doch geglaubt, dass die Amerikaner alles tun würden, um unser Land zu verteidigen. Wir fühlten uns von ihnen im Stich gelassen. Jetzt waren wir ganz auf uns allein gestellt.«

Vor seinem Abzug befahl MacArthur den philippinischen Soldaten, die Waffen niederzulegen und auf seine Rückkehr zu warten. (»*We shall return.*«) Aber die meisten Filipinos widersetzten sich und nahmen den Kampf für die Befreiung ihres Landes selbst in die Hand. Auch einige US-amerikanische Soldaten, die nicht evakuiert werden konnten, unterstützten die antijapanische Guerilla. So übernahm zum Beispiel der Offizier Robert Lapham das Kommando der *Luzon Guerrilla Armed Forces*, und in Mindanao arbeiteten US-amerikanische Soldaten eng mit philippinischen Partisanen zusammen.¹⁷⁹

Die meisten Untergrundorganisationen jedoch standen unter dem Kommando von Filipinos (und gelegentlich auch Filipinas). Der Schriftsteller Francisco Sionil José versichert, dass schon kurz nach der japanischen Invasion im ganzen Land Guerillakämpfer aktiv waren: »Sie mussten zum Teil nicht einmal aus dem Untergrund agieren, weil sie von der Bevölkerung offen unterstützt wurden. Auf dem Land gab es fast überall Partisanen, und die Leute wussten von ihnen. Ich habe in meiner Heimatprovinz Pangasinan selbst gesehen, wie ein Guerillero einen japanischen Wachsoldaten erschoss, und in Manila stand ich am Straßenrand, als ein Partisan ein Attentat auf einen japanischen Offizier verübte, der in einer Kutsche vorbeifuhr.«

Die größte und bedeutendste Widerstandsorganisation war die *Hukbalahap*, die mit *Wha Chi* auch über eine gesonderte Einheit chinesischer Einwanderer ver-

fügte.¹⁸⁰ Der Kommandant der *Hukbalahap*, Luis Taruc, erzählt: »Schon als in Bataan und Corregidor noch gekämpft wurde, trafen wir uns vom 25. bis 27. März 1942 mit 2.000 Partisanen zu einem Kongress und bereiteten uns auf den bewaffneten Kampf vor, falls die Japaner die Philippinen besetzen sollten. Als die amerikanisch-philippinischen Streitkräfte sich kurz danach den Japanern ergaben, versuchten wir, in Bataan möglichst viele ihrer Waffen zu übernehmen. Es gelang uns tatsächlich, 5.000 bis 7.000 Gewehre und Munition zu sichern. Denn zwei bis drei Tage lang waren die Japaner vor allem damit beschäftigt, ihren berühmten Todesmarsch zu organisieren.«

Der Historiker Ricardo Trota José beschreibt den so genannten Todesmarsch auf der Halbinsel Bataan als eines der größten japanischen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg: »Als sich unsere Soldaten ergaben, waren sie ausgehungert, krank und schwach. Trotzdem zwangen die Japaner sie, achtzig Kilometer weit zu Fuß bis in das Lager Capas in der Provinz Tarlac zu laufen.« Etwa 60.000 Kriegsgefangene traten den Marsch an, nur knapp die Hälfte von ihnen, zwischen 25.000 und 30.000 Mann, kam in dem Konzentrationslager an. »Von den restlichen 30.000 konnten einige fliehen, die anderen wurden umgebracht. Die Japaner haben unterwegs Gefangene massenhaft ermordet. Sie töteten jeden, der strauchelte oder fiel. Sie gaben den Männern kaum etwas zu essen und nur sehr wenig Wasser, und das im April, im heißesten Monat des Jahres. Selbst in der prallen Mittagssonne mussten die Gefangenen weitermarschieren. Irgendwann litten sie so großen Durst, dass sich einige in schmutzige Kanäle am Wegesrand stürzten. Sie wurden von den Japanern mit Bajonetten erstochen oder erschossen. Die Japaner stießen auch Gefangene vor anrückende Panzer und ließen sie niederwalzen. Ein japanischer Offizier fuhr auf einem Pan-



General Douglas MacArthur in Corregidor, 1942, kurz vor dem Rückzug der US-Truppen aus den Philippinen

Der Präsident der philippinischen Übergangsregierung Manuel L. Quezon auf dem Cover einer US-Illustrierten, 1937



zer an der Kolonne vorbei und schlug den Gefangenen mit seinem Samuraischwert reihenweise die Köpfe ab.«

Die große Mehrheit der philippinischen Bevölkerung war schockiert über den Terror der japanischen Invasoren und sympathisierte mit dem Widerstand. Viele, die den Befehlen der Besatzer scheinbar devot folgten, verspotteten die Japaner tatsächlich mit subversivem Humor, erzählt der Historiker Ricardo Trota José: »Beim Staatsbesuch des japanischen Premierministers 1943 wurden die Einwohner Manilas aufgefordert, die Straßen zu säumen und japanische Fähnchen zu schwenken. Die Menge sollte dem Premierminister in seinem Wagen laut *banzai* zurufen. *Banzai* bedeutet so viel wie ›Hoch soll er leben!, klingt jedoch ähnlich wie das philippinische Wort *bangkay*, welches das Gegenteil bedeutet. Es bezeichnet eine Leiche. Als der Wagen des japanischen Premierministers an den Menschen vorbeisauste, schwenkten die Filipinos wie befohlen ihre Fähnchen und riefen begeistert *bangkay!* Die Japaner glaubten, die Filipinos unterstützen sie mit Leib und Seele, und fanden erst viel später heraus, dass man sie in Wirklichkeit verspottet hatte.« Politisch brisante

Wortspiele waren in den Philippinen seit jeher beliebt. »Als die Dorfbewohner Japanisch lernen mussten, ersetzten sie viele japanische Wörter durch ähnlich klingende philippinische, die etwas völlig anderes bedeuteten. ›Guten Morgen‹ zum Beispiel heißt auf Japanisch *ohayo*. Die Leute fügten einfach ein ›P‹ hinzu und schon entstand das philippinische Wort *Hayop*, was ›Bestie‹ oder ›Biest‹ heißt. Während die japanischen Aufseher angenehm überrascht waren, weil sie glaubten, die sich verbeugenden Filipinos erböten ihnen einen ehrfurchtsvollen

Morgengruß, sagten sie tatsächlich ›Du Tier‹ – *o hayop*. Filipinos verdrehten Worte nicht nur im alltäglichen Umgang mit den Japanern, sondern auch in Filmen, auf Theaterbühnen und in Liedern. Das war eine wirkungsvolle Form der psychologischen Sabotage.«¹⁸¹

Aber die Japaner fanden auch Honoratioren, Militärs und Informanten, die mit ihnen zusammenarbeiteten. »Das ist eines der traurigsten Kapitel unserer Geschichte«, sagt Francisco Sionil José. »Viele Kollaborateure übernahmen hohe Ämter in den japanischen Behörden und bereicherten sich, was schweren gesellschaftlichen Schaden anrichtete. Denn mit ihrem Verhalten zogen sie unsere Werte in den Schmutz, und das wirkt bis heute nach. Noch immer wird unser Land von korrupten Politikern regiert.«¹⁸²

Selbst Leute wie General Artemio Ricarte und Benigno Ramos, die gegen die US-amerikanische Kolonialherrschaft gekämpft hatten und deshalb hoch angesehen waren, hofften, die Japaner würden die Philippinen schneller in die Unabhängigkeit entlassen und rekrutierten Freiwillige für deren Hilfstruppen. Dazu gehörten paramilitärische Verbände wie *Makapili* (Pro Philippinen) und *Bisig-Bakal ng Tagala* (Eiserner Arm der Tagalen), die die Bevölkerung unterdrückten und gegen die Partisanen kämpften.

Drei Jahrhunderte spanischer Kolonialzeit hatten die Philippinen zum einzigen mehrheitlich katholischen Land Asiens gemacht. Die Japaner versuchten deshalb, auch den Klerus für ihre Zwecke einzuspannen. Dazu richtete der Generalstab eine »Abteilung für Religionsangelegenheiten« ein und schickte christliche Priester und japanische Laienprediger übers Land. Sie zelebrierten Messen und agitierten dabei die Kirchenbesucher.

Die japanischen Militärbehörden gründeten Anfang Dezember 1942 die autoritäre Einheitspartei *Kapisanan sa Paglilingkod sa Bagong Pilipinas* (kurz: *Kalibapi*). Sie sollte die »Neuen Philippinen« nach japanischen Vorgaben aufbauen. An Stelle der philippinischen Übergangsregierung, die nach Washington ins Exil geflohen war, setzten die Japaner eine »Zentrale Verwaltungsorganisation« und einen »Staatsrat« ein. Darin saßen einheimi-

Nach dem japanischen Überfall auf die Philippinen gerieten 60.000 philippinische und US-amerikanische Soldaten in Kriegsgefangenschaft



sche Politiker – mit rein beratender Funktion. Zur Beruhigung der innenpolitischen Lage versprachen die Japaner schon kurz nach ihrer Landung den Filipinos und Filipinas die Unabhängigkeit und im Juni 1943 setzten sie eine Kommission ein, die sie vorbereiten sollte. Unter der Leitung von José P. Laurel erarbeitete sie eine Verfassung. Anfang September ließen die Japaner sie von der Nationalversammlung ratifizieren und José P. Laurel zum Präsidenten der Zweiten Philippinischen Republik wählen. Ihre erste Republik hatten die Filipinos 1898 zusammen mit der Unabhängigkeitserklärung ausgerufen, am Ende des Spanisch-Amerikanischen Krieges. Aber die USA, die den Krieg gegen die Spanier gewonnen hatten, hatten die junge Republik blutig niedergeschlagen und sich zu den neuen Kolonialherren erklärt. Die zweite Republik von 1943 bestand länger, war jedoch nur auf dem Papier unabhängig und stand faktisch unter der Kontrolle japanischer Militärs. Diplomatisch anerkannt wurde sie nur von den Achsenmächten, dem franquistischen Spanien und dem Vatikan.

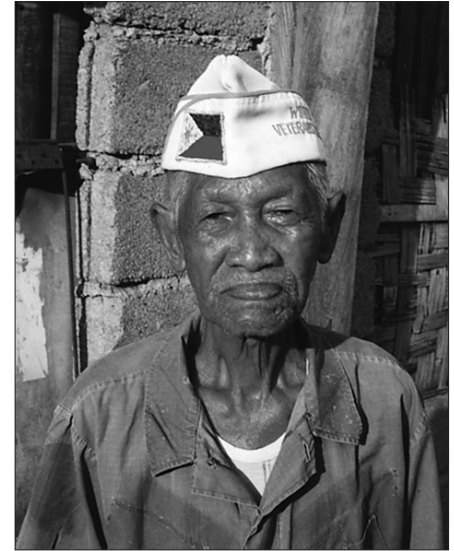
Der philippinische Präsident José P. Laurel war ein treuer Vasall des japanischen Besatzungsregimes. In einer seiner ersten Amtshandlungen wies er die Reis- und Maisbauern an, ihre Ernten und Vorräte unverzüglich den Behörden abzuliefern, um die japanischen Truppen zu versorgen. Den zweiten Jahrestag des japanischen Angriffs auf Pearl Harbor, den 7. Dezember 1943, ließ Laurel als »Tag der Befreiung« feiern, weil Japan angetreten sei, »die orientalischen Völker von der westlichen

Herrschaft zu erlösen« und ein großostasiatisches Reich zu begründen.

»Wie überall in Asien haben die Japaner auch uns ihren antikolonialen Köder hingehalten«, sagt Francisco Sionil José. »Aber anders als in Burma, Malaya und Indonesien haben die meisten Filipinos ihn zum Glück nicht geschluckt.«

Tatsächlich hatte die Kollaborationsregierung Laurels bloß in den größeren Städten einigen Einfluss, und nur in 12 der 48 Provinzen. Den Rest kontrollierte der Widerstand. »Überall auf den Inseln gab es Guerillatruppen«, erklärt der Historiker Ricardo Trota José. »Einige Partisanen glaubten an das US-amerikanische Versprechen und hofften auf MacArthurs Rückkehr. Andere sagten: ›Wir kämpfen für die Befreiung der Philippinen, ganz egal ob die Amerikaner zurückkommen oder nicht.«

Dazu gehörten die Partisanen auf der zweitgrößten philippinischen Insel Mindanao. In der Hafenstadt Zamboanga legt Musa O. Ami im Alter von fast neunzig Jahren noch immer voller Stolz seine Guerilla-Uniformjacke und -Militärmütze an. Er hatte sich 1942 einer Gruppe



Musa O. Ami,
muslimischer Partisan
der antijapanischen
Guerilla auf der
südphilippinischen
Insel Mindanao

»We were the fighting bastards of Bataan«

In Santa Fe, im US-Bundesstaat New Mexico, eröffnete der philippinische Einwanderer Jeronimo Padilla 1947 das *Bataan Memorial Military Museum*, um an die Opfer des Todesmarsches von 1942 zu erinnern.

In dem Museum sind Fotos, Tagebucheinträge und Notizen von philippinischen

Soldaten zu sehen, die den Krieg um Bataan und die japanische Gefangenschaft überlebt haben.

Einer von ihnen hielt seine Erfahrungen in einem Lied fest:

»Wir sind zwar nur Bastarde, haben aber um Bataan gekämpft, als sich längst keine Ma' und kein Pa' und auch kein Onkel Sam mehr dort blicken ließen.«





Hadji Abundi Ajiji, muslimischer Partisan der antijapanischen Guerilla auf der südphilippinischen Insel Jolo

angeschlossen, in der reguläre philippinische Soldaten mit US-amerikanischen der USSAFE und anderen Oppositionellen gemeinsame Sache machten. »Unsere Guerilla bestand aus über 300 Leuten«, erzählt der Veteran. »Wir zogen uns aufs Land zurück, und die Japaner trauten sich bald nicht mehr aus der Stadt in die von uns kontrollierten Gebiete. Wir hatten kaum Gewehre und griffen sie deshalb mit unseren Buschmessern an.«¹⁸³

Die Partisanen auf Mindanao waren mehrheitlich Muslime, deren Vorfahren schon den

spanischen und US-amerikanischen Kolonialisten widerstanden hatten. Deshalb hatten sie den Beinamen *Moros* erhalten. Mit gezielten Sabotageakten setzten sie im Zweiten Weltkrieg den Japanern zu.

Der 1922 geborene Adul Aziz Mastura, Sultan von Maguindanao, war bei Kriegsbeginn Soldat des 118. Infanterieregiments der philippinischen Armee. Nach dem japanischen Einmarsch hatte er gute Verbindungen zur Untergrundbewegung der *Moros*. »Wir wollten die Spanier nicht, und wir wollten die Amerikaner nicht. Wir wollten keinerlei Bevormundung aus Manila. Und natürlich wollten wir auch nicht, dass uns die Japaner unterjochten.« Allein in Cotabato, der Heimatprovinz des Sultans, operierten drei Regimenter, die mehrheitlich aus *Moros* bestanden, im Untergrund. »Die Japaner hatten bessere Waffen«, erzählt Adul Aziz Mastura, »aber wir zweifelten nie daran, sie schließlich zu besiegen. Wir kannten das Terrain besser als der Feind. Wir hatten die Bevölkerung auf unserer Seite. Und unsere Sabotageakte zermürbten die japanischen Verbände von Woche zu Woche mehr. Schließlich versuchten unsere Leute selbst mit einfachen Gewehren, japanische Flugzeuge abzuschießen.«¹⁸⁴

Auch in der südphilippinischen Sulusee operierten muslimische Partisanen. Hadji Abundi Ajiji von der Insel Jolo lebt noch immer unweit des Hafens, wo die Japaner am 25. Dezember 1941 landeten. Abgesehen von einer kleinen Moschee sind im Hafenviertel von Jolo seitdem vor allem Elendshütten entstanden, die auf Stelzen in die Bucht gebaut sind. »Genau hier tauchten die japanischen Schiffe eines Morgens um acht Uhr auf«, erzählt Hadji Abundi Ajiji. »Alle Leute flohen in den Dschungel. Um zehn Uhr waren die Japaner gelandet. Sie ordneten per Lautsprecher an, die Leute sollten zurück in die Stadt kommen, und versprachen, Zivilisten kein Haar zu krümmen. Dann plünderten sie die Geschäfte der chinesischen Kaufleute und verteilten daraus Weihnachtsgeschenke an alle, die nach Jolo zurückkehrten.« Hadji Abundi Ajiji ging in den Untergrund. Auf den kleinen Inseln der Sulusee waren 3.000 Mann in der Guerilla. »Sie operierte in der gesamten Region, und ihr Kommandant war ein philippinischer Oberst namens Suarez. Als ich mich meldete, war ich erst 14 Jahre alt, gab mich jedoch als 18-Jähriger aus, weil ich zur Guerilla wollte. Alle Widerstandskämpfer waren Muslime. Unsere Waffen kamen aus Australien und wurden mit U-Booten auf die Inseln geliefert.« Bei einem Angriff auf die stärkste japanische Garnison *Batu Puti* am 15. April 1945 wurde Hadji Abundi Ajiji schwer verletzt. »Seit diesem Tag steckt eine Kugel in meinem Bein. Damals waren die Amerikaner noch immer nicht nach Jolo zurückgekehrt. Aber die Guerilla hatte bereits weite Teile der Insel befreit.«¹⁸⁵

Mit ihren etwa 100.000 Kämpfern und Anhängern war die antijapanische Volksbefreiungsarmee *Hukbalahap* auf der nördlichen Insel Luzon die größte Guerillaorganisation des Landes. Ihre bewaffneten Gruppen waren in zahlreichen Dörfern aktiv und in geheimen Verteidigungskorps (*Barrio United Defense Corps*) vernetzt. Laut Kommandant Luis Taruc hieß ihre Devise: »Die japanische Armee ist unser Waffenlager. Wir griffen die Japaner an, wann immer wir die Chance hatten, Waffen zu erbeuten.« Dorfbewohner informierten die Partisanen über Stärke und Bewaffnung japanischer Einheiten. »Waren es zu

viele, zogen wir uns zurück. Denn die erste Regel unserer Guerilla war: Nie gegen einen Feind kämpfen, der stärker ist als wir! Waren die Japaner nicht übermächtig, griffen wir sie aus dem Hinterhalt an. Immer, wenn sie eine Rast einlegen wollten, störten wir ihre Ruhe. Und zogen sie sich zurück, setzten wir ihnen nach.«

Die Landbevölkerung unterstützte die *Hukbalahap*, weil sie die Kriegssituation für soziale Reformen nutzte. Die Partisanen verteilten die Güter von Großgrundbesitzern, die vor den Japanern in die Städte geflohen waren, an Kleinbauern und Genossenschaften, und senkten die exorbitanten Abgaben, die reiche Gutsbesitzer von ihren Pächtern verlangt hatten. Im Gegenzug lieferten die Bauern der Guerilla Lebensmittel und Informationen. In den Provinzen Pampanga, Tarlac, Nueva Ecija, Bulacan, Rizal und Laguna, dem Umland der Metropole Manila, kontrollierte die Guerilla die Verwaltung und besetzte Positionen vom einfachen Postbeamten bis zum Provinzgouverneur mit ihren Anhängern. In diesen Gebieten hatten die Partisanen die Rechtssoheit, verhinderten Plünderungen, unterbanden Schwarzmarktgeschäfte und richteten über vermeintliche Verräter. Insgesamt

soll die *Hukbalahap* etwa 5.000 japanische Besatzungssoldaten getötet haben, aber mindestens ebenso viele mutmaßliche philippinische Kollaborateure. Als die amerikanischen Truppen zweieinhalb Jahre nach ihrem Abzug in die Philippinen zurückkehrten, hatten Partisanen weite Teile des Landes bereits befreit. »Die Japaner konnten sich nur noch in zwei Gebiete zurückziehen: die *Clark Air Base* und die Bergregion der Provinz Rizal«, erinnert sich Luis Taruc. »Die US-amerikanischen Soldaten, die in unsere Provinz Pangasinan einrückten, saßen in ihren Jeeps, musizierten auf der Ukulele und verteilten Schokoladenriegel und Zigaretten an die Bevölkerung. Sie brauchten dort nicht mehr zu kämpfen, denn das hatten wir bereits für sie erledigt.«

Die ersten US-Truppen, die unter General Douglas MacArthur in die Philippinen zurückkehrten, landeten im Oktober 1944 in der Nähe der Stadt Tacloban auf der zentralphilippinischen Insel Leyte. Mit der USAFFE kam auch der Präsident der philippinischen Übergangsregierung Sergio Osmeña in sein Land zurück. Sein Vorgänger Manuel L. Quezon war im Exil in den USA gestorben. Wenige Tage nach seiner Ankunft übertrug ihm

Die erste Kriegsrente mit 103 Jahren

»Ich war gefesselt, fast hätten mich unsere Feinde zu Tode gefoltert. Ich hatte nicht mehr die leiseste Hoffnung, dieser Hölle zu entkommen«, erzählt Juan Ugay Balanag. Er ist gerade 105 Jahre alt geworden und damit – soweit bekannt – der älteste philippinische Veteran des Zweiten Weltkriegs. In der rauen Sprache seiner Heimat Ilocano sagt er: »Krieg bedeutet, zu handeln oder zu sterben – *do or die*. Du kannst nur kämpfen oder dich ergeben. Ich hatte mich entschlossen, für mein Land zu kämpfen und habe dafür mein Leben riskiert.« Tatang [Väterchen] Juan war einer von Hunderttausenden Filipinos und Filipinas, die während des Zweiten Weltkriegs mit der Waffe

in der Hand gegen die Japaner kämpften. (...) Er erinnert sich noch genau an den Nachmittag im Juni 1942, als japanische Soldaten ihn und andere Guerilleros, darunter zwei Verwandte, aufgriffen, verhafteten und zum Dorfplatz von Aringay in der Provinz La Union schleppten. Dort sollten sie mitten auf der Plaza öffentlich hingerichtet werden. Auf dem Weg dorthin gelang Tatang Juan als Einzigen die Flucht. Es grenzte an ein Wunder. Er lief so schnell er konnte, bis er endlich einen Fluss erreichte und dort Rast machte. Am nächsten Tag fand er die Leichen seiner beiden Verwandten. (...) Es dauerte 60 Jahre, bis die philippinische Regierung endlich die aufopferungsvollen Dienste anerkannte, die Tatang Juan seinem

Land erwiesen hat. 2001 erhielt er seine erste Kriegsrente – 4.500 Pesos im Monat [etwa 64 Euro]. Jetzt veranstaltete die philippinische Veteranenvereinigung ein Fest zu seinem 105. Geburtstag. »Wir sind überglücklich, dass unser Tatang endlich als Kriegsheld anerkannt ist«, sagte Alejandra, seine älteste Tochter. Für den Sprecher des Veteranenverbandes war die öffentliche Ehrung längst überfällig: »Männer wie Tatang Juan sollten angemessen gewürdigt werden, solange sie noch am Leben sind und den Nachgeborenen als Vorbild dienen können.« Allein im südlichen Teil von Zentral-Mindanao leben nach den Unterlagen der Vereinigung noch etwa 2.000 Kriegsveteranen.« *MindaNews-Service vom 28.05.2003.*

MacArthur die zivile Verwaltung der befreiten Gebiete. Damit amtierten gleich zwei Präsidenten auf den Philippinen, die nicht viel zu sagen hatten. Der eine, Laurel, war von den Japanern abhängig, der andere, Osmeña, von den USA.

Ein Teil der 500.000 japanischen Besatzungssoldaten wich in die nordphilippinischen Berge zurück, die meisten jedoch in die Hauptstadt Manila. Unterwegs nahmen sie Rache an der philippinischen Zivilbevölkerung. »Eines Nachts wurden wir plötzlich aus dem Schlaf gerissen«, erinnert sich Buenafortuna Ugalde Hardillo aus Canlubang, einem Ort in einer von Zuckerplantagen geprägten ländlichen Gegend südlich von Manila. »Ein Japaner brüllte: ›Aufwachen, alle aufstehen! Kommt sofort zum Baseballplatz! Mein Mann und ich hielten uns fest umklammert und liefen zu dem Platz, auf dem bald alle Einwohner von Canlubang versammelt waren. Um uns herum Japaner mit Maschinengewehren. Sie beschimpften uns als *dorobo*, ›Gesindel‹, und drohten, uns alle zu erschießen.« Nur die Fürsprache eines Japaners, der schon vor dem Krieg in dem Ort gelebt hatte, verhinderte das Massaker. Die Japaner zogen ab. »Kurz darauf schreckten wir wieder aus dem Schlaf hoch. Ein Schuss hatte uns geweckt. Mein Mann kletterte auf einen Guavenbaum, um zu sehen, was los war, und rief mir zu: ›Lass alles stehen und liegen. Wir müssen sofort verschwinden. Die Japaner sind wieder im Anmarsch.‹ Schon fielen weitere Schüsse. Und dann nahm das Schießen kein Ende mehr.«

Buenafortuna Ugalde Hardillo erlebte, wie Japaner ihre Nachbarn erschossen. »Wir versteckten uns eng aneinander gekauert in einem Kanalrohr und sahen, dass die Ja-

paner die Leute erschossen. Mein Mann hielt mir den Mund zu, damit ich nicht aufschrie, und flehte mich an, mich zu beruhigen, sonst würden sie uns hören und auch uns erschießen.«¹⁸⁶

In Manila erreichten die japanischen Mordexzesse ihren Höhepunkt. Das japanische Oberkommando ließ den Hafen und die umliegenden Gebäude sprengen und erteilte seinen Truppen den Befehl, die Stadt um jeden Preis zu halten. Das war der Anfang vom schrecklichen Ende der philippinischen Hauptstadt. Der Historiker Ricardo Trota José berichtet: »Die japanischen Soldaten liefen in der Stadt Amok. Sie taten alles, um möglichst viele Menschen zu ermorden. Sie überschütteten Hütten mit Benzin und brannten sie mitsamt ihren Bewohnern nieder. Sie warfen Handgranaten zwischen die Leute. Sie befahlen Männern, in Reih und Glied anzutreten und schlugen ihnen die Köpfe ab. Und sie vergewaltigten massenhaft Frauen. Sie wüteten hier wie in der chinesischen Stadt Nanking. Um den Einmarsch der Amerikaner aufzuhalten, steckten sie den gesamten Norden Manilas in Brand und zogen sich selbst über den Fluss Pasig in die südlichen Stadtteile zurück. Dort machten sie die Viertel Ermita und Malate dem Erdboden gleich und ließen die Gebäude der Universität in Flammen aufgehen.« Als es US-amerikanischen Truppen trotzdem gelang, den Fluss zu überqueren, begann der Häuserkampf. »Um die Schlacht abzukürzen, bombten die amerikanischen Truppen mit ihrer schweren Artillerie den Rest von Manila in Grund und Boden. Sie zerstörten die Altstadt *Intramuros*, das Regierungsviertel, das Rathaus und die Post. Es war fast so, als hätten sich die Amerikaner von der Vernichtungswut der Japaner anstecken lassen, denn sie schossen eine Granatsalve nach der anderen ab. Natürlich waren die Filipinos darüber sehr verbittert. Sie fühlten sich von den Amerikanern erneut verraten.«¹⁸⁷

Die Schlacht um Manila dauerte vom 3. Februar bis zum 3. März 1945. Danach waren 11.000 Gebäude zerstört und das Stadtzentrum rund um den Hafen nahezu völlig in Schutt und Asche gelegt. 1.000 US-amerikanische und 17.000 japanische Soldaten waren

Buenafortuna Ugalde Hardillo musste mit ansehen, wie die japanischen Truppen bei ihrem Rückzug nach Manila Rache an der philippinischen Zivilbevölkerung nahmen



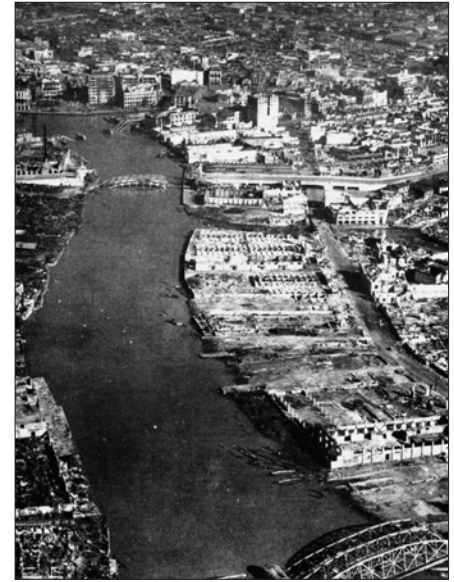
gefallen, aber den Hauptpreis zahlten Filipinas und Filipinos. Insgesamt ließen 100.000 philippinische Zivilisten bei der Befreiung Manilas ihr Leben – ein Zehntel der Einwohner.¹⁸⁹ Selbst der General und spätere US-Präsident Dwight D. Eisenhower konstatierte: »Von allen im Krieg zerstörten Hauptstädten erlitt nur Warschau größere Schäden als Manila.«¹⁹⁰

Die US-Kommandanten rechtfertigten den Einsatz schwerer Artillerie im dicht bevölkerten Zentrum der Stadt damit, die Verluste ihrer Truppen möglichst gering halten zu wollen. Francisco Sionil José, der als Sanitäter in einer US-amerikanischen Einheit die letzten Kämpfe gegen die Japaner in den Cordillerabergen miterlebte, hat Verständnis dafür. »Die Japaner hatten sich in Manila festgesetzt und mordeten alle und jeden, selbst Kinder. Wie hätte man sie anders stoppen können? 1938 war das Zentrum mit der Altstadt und seinen hohen Steinhäusern und Kirchen noch ein ruhiges und gepflegtes Viertel gewesen. Als ich Anfang 1945 dorthin zurückkehrte, fand ich nur ein Feld der Verwüstung vor, nichts als Ruinen, ausgebrannte Häuser und entwurzelte Bäume. Es war eines der schockierendsten Erlebnisse, das ich je hatte. Überall lagen Leichenteile herum, und die ganze Stadt stank nach Tod. Aber die Japaner hatten sich in diesem Inferno verschanzt wie

eine Krebszelle in einem Körper und metzelten weiter Tausende Zivilisten nieder. Sie mussten aufgehalten werden.«

Nach Auffassung des Guerillaführers Luis Taruc hingegen waren die massiven US-amerikanischen Bombardements in Manila militärisch nicht notwendig: »Die Japaner kämpften nicht mehr. Sie mordeten zwar Menschen und vergewaltigten selbst Mädchen, aber man hätte den bedauernswerten Menschen in Manila eher das Leben retten können, wenn man die Japaner mit Bodentruppen aus der Stadt getrieben hätte, statt sie

zu bombardieren. Wir hatten den Amerikanern den Weg nach Manila frei gemacht. Mit ihren Bomben zerstörten sie weitere Teile der Stadt und töteten unzählige Filipinos. Dabei hatten sich Japaner, die wir in Manila eingekesselt und mit Hilfe amerikanischer Hubschrauber und Lautsprecher zur Aufgabe aufgefordert hatten,



Nach ihrer Befreiung war die philippinische Hauptstadt Manila nur noch ein Trümmerfeld

Manila, 8. Februar 1945

»Den ganzen Morgen wurde das La Concordia College an der Herran-Straße in Paco beschossen, so dass viele Flüchtlinge auf dem Gelände starben. Um zwei Uhr nachmittags hörte der Beschuss aus dem US-amerikanischen Sektor auf. Eine amerikanische Patrouille hatte La Concordia erreicht. Die Soldaten waren überrascht, nur Zivilisten auf dem Gelände anzutreffen. Ein Soldat sagte zu einer Krankenschwester: ›Es ist ein Wunder, dass nicht alle tot sind. Dieser Ort sollte eigentlich zerstört werden. Wir hatten Informationen, dass hier viele Japaner

wären.« Kurz darauf, so gegen halb drei, wurde La Concordia erneut beschossen, diesmal von der japanischen Artillerie, die an der Paco-Gemeindekirche wenige Blocks westlich stationiert war. Die Japaner hatten mitbekommen, dass Amerikaner auf dem Gelände waren. Am Abend sprengten die Japaner das Dach des Haupttraktes. Im Gebäude lagen Hunderte Tote, begraben unter herabstürzendem Schutt. Hunderte wurden verletzt. Einzelnen versuchten sie von dem Gelände zu fliehen, aber aus der Nachbarschaft schossen japanische Patrouillen auf sie.«¹⁸⁸

Philippinische Elegie

Jetzt sind sie tot – jetzt sind sie alle tot.
Einen furchtbaren Tod gestorben
– durch Schwert und Feuer.
Sie starben mit ihren Häusern.
Sie starben mit ihrer Stadt.
Und vielleicht ist es besser so.
Denn sonst hätte ihnen
der Tod des alten Manila
– das Herz gebrochen.

*Nick Joaquin: A Portrait of the Artist As Filipino.*¹⁹¹



Hiroshima,
Mitte August 1945

Der japanische
General Umezu
unterschreibt am
2. September
1945 an Bord des
US-amerikanischen
Kriegsschiffes
Missouri die
Kapitulationsurkunde



nach einigen Scharmützeln tatsächlich ergeben.« Doch die Meinung der philippinischen Widerstandskämpfer und besonders die linksgerichteter Partisanen wie Luis Taruc war nach dem Einmarsch der US-amerikanischen Streitkräfte nicht mehr gefragt. Noch vor der Kapitulation Japans befahl General MacArthur den philippinischen Guerilleros, die Waffen abzuliefern. Er ließ alle verhaften, die sich seinem Befehl widersetzen; im März 1945 auch Luis Taruc. »Wir trafen uns in San Fernando, in der Provinz Pampanga, um Berichte über den Stand des Krieges in den verschiedenen Landesteilen auszutauschen. Da tauchten plötzlich US-amerikanische Soldaten auf, sperrten uns alle ins örtliche Gefängnis und drohten, uns hinzurichten, weil wir gegen die Amerikaner seien. Schließlich führten sie uns auf einen Frachter für Kühe und Schweine und verschifften uns in die Strafkolonie Iwahig auf der abgelegenen Insel Palawan.«

Die US-Militärs und die von ihr eingesetzte Regierung unter Präsident Osmeña erklärten die Landreform, mit der die *Hukbalahap* in den Kriegsjahren begonnen hatte, für illegal,

enteigneten die Kleinbauern und zwangen sie, erneut als Pächter und Tagelöhner für die Großgrundbesitzer zu arbeiten, die aus ihren Verstecken zurückkehrten. In den Provinzen Luzons nannten die Leute die USAFFE deshalb nun *Tulisaffe*, »Diebe« oder »Räuber«. Viele Partisanen, darunter auch Luis Taruc, gingen wieder in die Berge, um nach der Vertreibung der Japaner den Befreiungskampf gegen ihre alten und neuen Kolonialherren aus den USA fortzusetzen.

»Als der Krieg 1945 zu Ende ging, hatten wir noch die Hoffnung, dass die USA uns 1946 nicht nur – wie versprochen – die Unabhängigkeit zugestehen würden, sondern dass wir uns endgültig von US-amerikanischer Bevormundung befreien könnten«, erinnert sich Luis Taruc. »Aber dem war nicht so. Wir mussten weiterhin ihre Militärstützpunkte dulden. Wir durften unsere Exportprodukte nur an amerikanische Firmen verkaufen, die natürlich die Preise bestimmten. Und während wir stets eine Landreform gefordert hatten, schützten und hätschelten sie die philippinischen Großgrundbesitzer.«

Bis 1968 verbrachte Luis Taruc 16 Jahre und sieben Monate im Gefängnis. Der Schriftsteller Francisco Sionil José hält dies für einen Skandal, auch wenn er die kommunistische Ideologie des Guerillakommandanten nicht teilt. Zum Millenniumswechsel veröffentlichte José in der Zeitung *The Philippine Star* einen »Offenen Brief an einen alten Revolutionär«, und jeder wusste, dass Luis Taruc damit gemeint war. Darin heißt es: »Ich weiß, was Sie in der japanischen Besatzungszeit geleistet haben und dass Sie den Japanern in den Bergen und in den Ebenen nachgestellt haben. Als der Krieg vorbei war, haben die Amerikaner und die mit ihnen liierten Großgrundbesitzer Sie dämonisiert. Sie wurden gejagt wie ein gemeiner Verbrecher und mussten mehr als zehn Jahre hinter Gittern ausharren. Diese ungerechtfertigte Haft muss Sie sehr entrüstet haben. Schließlich haben wir alle miterlebt, wie die Mitläufer und Kollaborateure der Japaner nach dem Krieg Karriere machten und Machtpositionen übernahmen.«¹⁹³ Dazu gehörte zum Beispiel der Präsident der philippinischen Kollaborationsregierung José P. Laurel, den japanische Truppen bei

Kriegsende mit nach Tokio nahmen. Als die Alliierten Japan besetzten, landete er dort zwar auch in einem Gefängnis, aber nur für kurze Zeit. Die Anklage gegen ihn wegen Hochverrats und 130 anderer Kriegsvergehen wurde nie weiter verfolgt. Er profitierte schließlich von einer Generalamnestie und war schon 1951 wieder Mitglied des philippinischen Senats.¹⁹⁴

Nach dem Krieg war vor dem Krieg Asien nach 1945

Am 6. August 1945 warfen die US-amerikanischen Streitkräfte ihre erste Atombombe auf Hiroshima ab, drei Tage später folgte die zweite auf Nagasaki. Am 16. August befahl der japanische Kaiser Hirohito seinen Truppen, die Kampfhandlungen einzustellen. Am 2. September unterzeichneten der japanische Außenminister Shigemitsu Mamoru und der Chef des japanischen Generalstabs Umezu Yoshijiro auf dem US-amerikanischen Kriegsschiff *Missouri* im Hafen von Tokio die Kapitulationsurkunde. Von seinem »größtasiatischen Reich« verblieben Japan nur noch die vier Kerninseln des Landes Hokkaido, Honschu, Shikoku und Kiuschu, die die Alliierten besetzten. In allen asiatischen Ländern, die Japan erobert und aus denen es die europäischen Kolonialmächte vertrieben hatte, begannen mit der japanischen Niederlage Auseinandersetzungen über die Nachkriegsordnung. Die politische Konstellation in der Region hatte sich deutlich verändert: Die europäischen Kolonialmächte – Großbritannien, Frankreich und die Niederlande – gingen geschwächt aus dem Zweiten Weltkrieg hervor; nationalistische Bewegungen in ihren ehemaligen Kolonien forderten die Unabhängigkeit, und die USA konkurrierten mit der Sowjetunion um die Vormachtstellung. Der Zweite Weltkrieg ging nahtlos in den Kalten Krieg über. In Europa wurde das geteilte Deutschland wenige Jahre nach der Niederschlagung des Faschismus wieder aufgerüstet. In Asien gingen die militärischen Auseinandersetzungen nach der japanischen Kapitulation vielerorts weiter.

In Korea entstanden nach dem Abzug der Japaner Volkskomitees. Darin arbeiteten nationalistische, kon-

servative und kommunistische Oppositionelle zusammen, die gegen die japanischen Besatzer gekämpft hatten. Sie übernahmen die Verwaltung des Landes. Am 6. September 1945 proklamierten sie auf einer Konferenz in Seoul die unabhängige Volksrepublik Korea und wählten eine Regierung. Doch die USA und die Sowjetunion hatten sich bereits darauf verständigt, die koreanische Halbinsel entlang des 38. Breitengrads in zwei Besatzungszonen aufzuteilen. Den Norden des Landes kontrollierte die Rote Armee, und im Süden regierten US-amerikanische Militärs, um dort ein »Bollwerk gegen den Kommunismus« zu errichten. Sie setzten die Regierung der koreanischen Volksrepublik in Seoul ab und übergaben 1946 Rhee Syngman den Vorsitz eines parlamentarischen Rates. Der Politiker hatte die meiste Zeit seines Lebens im US-amerikanischen Exil verbracht. Die US-Besatzer kooperierten mit Großgrundbesitzern, Unternehmern, Polizisten und paramilitärischen Schlächtertrupps – auch mit ehemaligen Kollaborateuren der Japaner. Gleichzeitig ließen sie kommunistische Politiker verhaften. Viele flohen deshalb in den Norden des Landes.

Die sowjetischen Besatzungstruppen ließen die Volkskomitees gewähren und protegieren eine Gruppe von Partisanen um Kim Il-Sung, die in der Mandschurei gegen die Japaner gekämpft hatten. Im Zuge einer Bodenreform im Frühjahr 1946 verteilten sie den Großgrundbesitz, und 700.000 verarmte Bauern erhielten erstmals ein Stück eigenes Land. 1948 eskalierte der Konflikt zwischen den konkurrierenden politischen Systemen auf der koreanischen Halbinsel. Unterstützt von den USA, proklamierten konservative Politiker am 15. August im Süden die Republik Korea. Am 9. September zog der Norden nach und rief die Demokratische Volksrepublik Korea aus. Damit war die Teilung des Landes besiegelt, und die Regierungen in Pjöngjang und Seoul lieferten sich Propagandaschlachten, in denen beide die Wiedervereinigung des Landes unter ihrer jeweiligen Führung forderten. Nach einigen Scharmützeln am 38. Breitengrad überschritten nordkoreanische Truppen am 25. Juni 1950 die Demarkationslinie, nahmen Seoul ein

»Bei einer Konferenz von Schriftstellern aus Afrika und Asien in der japanischen Stadt Kawasaki in den siebziger Jahren habe ich mich sehr darüber erregt, dass ein indischer Kommunist kaum genug Worte fand, die japanischen Atombombenopfer von Hiroshima und Nagasaki zu beklagen. Ich sprang auf und unterbrach ihn mit den Worten, er möge schweigen, denn sein Land habe niemals erfahren, was es bedeutet, von der kaiserlich-japanischen Armee besetzt zu sein. 1945, als ich selbst in der US-Armee war, hatte ich amerikanische Militärs gefragt, warum sie nicht auch Atombomben auf Tokio, Osaka und Kioto abwarfen, um den Terror der Japaner endlich zu stoppen.«¹⁹²

Francisco Sionil José,
Schriftsteller aus den Philippinen



Flüchtlinge im
Koreakrieg

und stießen bis an die Südküste des Landes vor – im späteren Kriegsverlauf unterstützt von Zehntausenden chinesischen Soldaten. Eine hastig rekrutierte UNO-Truppe unter dem Oberkommando des US-amerikanischen Weltkriegsgenerals Douglas MacArthur drängte sie wieder zurück. Der Krieg dauerte drei Jahre und forderte in Korea mehr Opfer und Zerstörungen als der

MacArthur: »Atombomben auf Nordkorea«

»Am 9. Dezember 1950 erklärte MacArthur, jedem Kommandeur auf dem koreanischen Kriegsschauplatz sei es freigestellt, Atomwaffen einzusetzen.

Am 24. Dezember legte er eine Liste von Zielen vor, für die er 26 Atombomben einkalkulierte. Vier weitere wollte er auf die »Invasionstruppen« abwerfen, und noch einmal vier auf »bedrohliche Konzentrationenpunkte der feindlichen Luftwaffe«. In posthum veröf-

fentlichten Interviews behauptete MacArthur, einen Plan ausgearbeitet zu haben, mit dem er den Krieg innerhalb von zehn Tagen gewonnen hätte: »Ich hätte mehr als 30 Atombomben über das gesamte Grenzgebiet zur Mandschurei abgeworfen.« Anschließend hätte er am Yalu, dem Grenzfluss zwischen Nordkorea und China, eine halbe Million nationalchinesischer Soldaten – die sich nach ihrer Niederlage 1949 aus dem kommunistischen China nach Taiwan abgesetzt hatten – eingepflanzt. Die sollten zwischen

Zweite Weltkrieg. Im Norden des Landes lebte und arbeitete die Bevölkerung weitgehend in unterirdischen Bunkern. Sie versuchte, sich gegen die täglichen Angriffe der US-amerikanischen Luftwaffe mit Napalmbomben zu schützen. Ganze Städte und Landstriche brannte das Napalm nieder. US-Kommandant MacArthur zog sogar den Einsatz von Atombomben ernsthaft in Erwägung. Im April 1951 verlegten die USA bereits Atomsprengköpfe auf ihren Militärstützpunkt auf Guam, um sie gegebenenfalls entlang der chinesisch-koreanischen Grenze oder zwischen dem Norden und Süden der koreanischen Halbinsel abwerfen zu können. Aber im selben Monat setzte US-Präsident Harry Truman General MacArthur ab, und der Einsatz von Atombomben wurde verhindert.¹⁹⁵

Im Koreakrieg, der eine direkte Folge des Zweiten Weltkriegs darstellte, kamen etwa zwei Millionen Zivilisten ums Leben sowie eine Million nordkoreanische und chinesische Soldaten, 250.000 südkoreanische und knapp 37.000 aus den USA. Nach dem Krieg blieb das Land entlang des 38. Breitengrads genau so gespalten wie zuvor. Noch ein halbes Jahrhundert später gibt es keine Region der Welt, die militärisch dichter aufgerüstet ist als die 240 Kilometer lange und ca. vier Kilometer breite Grenze zwischen Nord- und Südkorea.

Im benachbarten China war der Zweite Weltkrieg direkt in einen Bürgerkrieg übergegangen. Die kommunist-

dem Japanischen und dem Gelben Meer einen Landgürtel mit radioaktivem Kobalt verseuchen. Da Kobalt zwischen 60 und 120 Jahre aktiv bleibt, wäre »mindestens 60 Jahre lang keine Invasion über Land nach Südkorea von Norden aus möglich gewesen«. MacArthur war überzeugt, dass die Russen angesichts dieser extremen Strategie nichts unternommen hätten: »Mein Plan war bombensicher.«

New York Times, 9.4.1964¹⁹⁶

tischen Streitkräfte Mao Tse-tungs machten der nationalchinesischen Regierung Chiang Kai-sheks die Macht streitig. Durch ihren Kampf gegen die japanischen Besatzer hatten die kommunistischen Partisanen erheblich an Einfluss gewonnen. Sie forderten eine revolutionäre Umwälzung der feudalen Besitzverhältnisse und fanden damit große Sympathie bei der verarmten Landbevölkerung. Die Bauern bildeten das Rückgrat der revolutionären Volksarmee, mit der Mao Tse-tung nach vier Jahren Bürgerkrieg die Regierung Chiang Kai-sheks 1949 zur Flucht nach Taiwan zwang. Mit ihr flohen zwei Millionen Staatsbeamte, Unternehmer und Soldaten auf die Insel vor der südchinesischen Küste, die portugiesische Seefahrer *Ilha Formosa* genannt hatten. Nachdem die Insel ein halbes Jahrhundert lang unter japanischer Kolonialherrschaft gestanden hatte, war sie nach dem Zweiten Weltkrieg an China zurück gefallen (ebenso wie die Mandschurei). Am 1. Oktober 1949 rief Mao Tse-tung in Peking die Volksrepublik China aus, die auch Anspruch auf Taiwan erhob. Aber die US-Kriegsmarine verhinderte, dass kommunistische Truppen die Bastion Chiang Kai-sheks angreifen konnten.

Nach acht Jahren Krieg gegen Japan und vier Jahren Bürgerkrieg gehörte die Volksrepublik China zu den ärmsten Ländern der Welt. Die landwirtschaftliche Produktion war im Vergleich zur Vorkriegszeit um ein Drittel gesunken, die industrielle sogar um die Hälfte. Fast drei Viertel der Landbevölkerung waren als Tagelöhner von Großgrundbesitzern ausgebeutet worden oder lebten als Kleinbauern in tiefer Armut. Nur vier Millionen der mehr als 500 Millionen Chinesen waren Industriearbeiter, und die Hälfte der Fabriken befand sich in ausländischem Besitz. Die Kommunisten versuchten mit einer Bodenreform und der Nationalisierung der Industrie, diese Lebensverhältnisse zu verbessern und die verheerenden Folgen der Kriege zu überwinden.¹⁹⁷

Die chinesische Hafenstadt Hongkong blieb auch nach dem Zweiten Weltkrieg in britischem Besitz. Zwar hatte Großbritannien 1943 Chiang Kai-shek zugesagt, alle »ungleichen Verträge« und Privilegien in den Häfen an der chinesischen Küste aufzugeben. Doch die

Briten mochten auf ihre Kronkolonie Hongkong, die sie mit einem erzwungenen Pachtvertrag auf das angrenzende chinesische Festland ausgedehnt hatten, nach 1945 nicht verzichten. Im August 1945 lebten nur noch 600.000 Einwohner in Hongkong. Doch während des Bürgerkriegs in China strömten monatlich bis zu 100.000 Flüchtlinge in die Stadt. Nach dem Sieg der Kommunisten in China lebten 1950 bereits 2,3 Millionen Menschen in Hongkong.¹⁹⁸ Erst nach Ablauf des über 99 Jahre laufenden Pachtvertrages musste die britische Regierung Hongkong am 30. Juni 1997 an die Volksrepublik China zurückgeben.

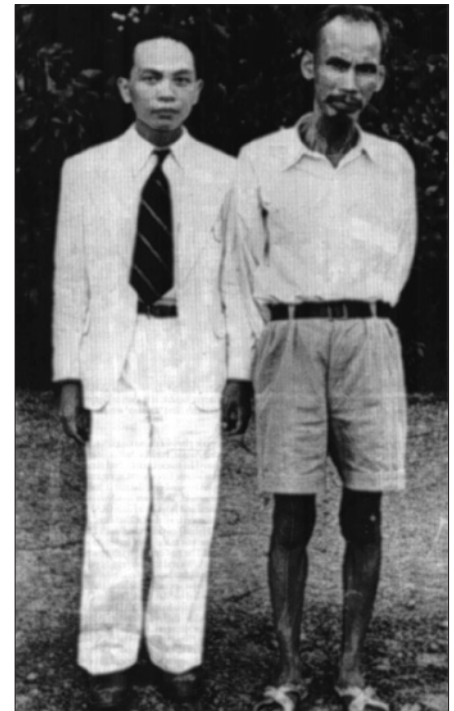
In Vietnam nutzte Ho Chi Minh das Machtvakuum nach der japanischen Niederlage und proklamierte am 2. September 1945 (dem Tag, an dem Japan die Kapitulationsurkunde unterzeichnete) in Hanoi die Unabhängigkeit der Demokratischen Republik Vietnam. Die Japaner hatten im März 1945 die Verwaltung der ehemals französischen Kolonie Indochina übernommen und die französischen Siedler sowie die Beamten und Soldaten des Vichy-Regimes interniert. Die Liga für die Unabhängigkeit Vietnams (*Viet Minh*) hatte seitdem den Guerillakrieg gegen die japanischen Besatzer intensiviert und dafür auch logistische Unterstützung von den USA erhalten, die Truppen in Südchina stationiert hatten.

Ho Chi Minh hoffte deshalb auf die Anerkennung der vietnamesischen Republik durch die Alliierten. Er hatte die Unabhängigkeitserklärung stark an das US-amerikanische Vorbild angelehnt und glaubte, das »neue Frankreich« der Résistance werde die Kolonialpolitik Vichys beenden und zu einer



Mao Tse-tung
proklamiert 1949 die
Volksrepublik China

Vo Nguyen Giap
und Ho Chi Minh
proklamierten im
September 1945
die Unabhängigkeit
Vietnams



friedlichen Verständigung bereit sein. Doch das befreite Frankreich unter de Gaulle wollte seine wirtschaftliche und politische Macht in der Kolonie Indochina wiederherstellen. Als auch das südvietnamesische Saigon am 2. September 1945 die Unabhängigkeit feierte, kam es zu gewaltsamen Ausschreitungen und Plünderungen französischer Geschäfte; japanische Soldaten schritten auf Seiten der Franzosen ein und 47 Menschen starben. Auch die Briten kamen den Franzosen zu Hilfe. Britische Offiziere verlangten von den südvietnamesischen Guerillagruppen, ihre Waffen abzuliefern und ließen am 12. September französische Fallschirmspringer sowie indische Kolonialtruppen und ein Bataillon nepalesischer *Gurkhas* einfliegen. Die Alliierten hatten sich darauf verständigt, dass nationalchinesische Truppen der Kuomintang unter US-amerikanischem Kommando die Japaner im Norden Vietnams entwaffnen sollten, während die Briten den Süden des Landes besetzten. Am 22. September ordnete der britische General Douglas Gracey in Saigon an, die französischen Kolonialtruppen in Indochina wieder zu bewaffnen. Im Oktober übernahmen französische Militärs erneut die Verwaltung in Südvietnam und verhängten den Ausnahmezustand.¹⁹⁹

Die vietnamesischen Partisanen im Süden zogen sich daraufhin in den Dschungel zurück. Die Franzosen fanden inländische Partner in den konservativen Anführern religiöser Bewegungen wie *Cao Dai*, die bereits mit den Japanern kollaboriert hatten. Sie ließen sich gegen die *Viet Minh* einspannen. Im Februar 1946 vereinbarte Frankreich mit der nationalchinesischen Regierung Chiang Kai-sheks den Abzug der nördlich des 16. Breitengrads stationierten chinesischen Truppen. An ihrer Stelle marschierten französische Soldaten ein. Bei den Wahlen in Nordvietnam im Januar 1946 hatten die Kandidaten der *Viet Minh* zwar die überwältigende Mehrheit der Stimmen erhalten. Doch Frankreich versuchte weiter, seine ehemalige

Kolonie mit Waffengewalt zu annektieren. Während die Demokratische Republik Vietnams unter Ho Chi Minh in Paris noch über eine friedliche Lösung des Konflikts verhandelte, führten die französischen Kolonialtruppen vor Ort bereits Krieg.

Bei französischen Bombardements auf die Hafenstadt Haiphong im November 1946 kamen 6.000 Vietnamesen ums Leben und die nordvietnamesische Regierung musste aus Hanoi fliehen. Sie rief aus dem Untergrund zum Widerstand auf. Die *Viet Minh* war darauf vorbereitet, den Befreiungskrieg fortzusetzen und den Guerillakampf gegen die alten und neuen Kolonialherren aufzunehmen. Obwohl die Franzosen 100.000 Soldaten, darunter auch Kolonialtruppen aus Afrika, einsetzten, waren sie dem vietnamesischen Widerstand letztlich nicht gewachsen. Um ihre kolonialen Machtansprüche zu kaschieren, etablierten die Franzosen 1949 zwar einen formal unabhängigen »Staat Vietnam« und setzten in Saigon eine Marionettenregierung unter Kaiser Bao Dai ein, dem bekannten Kollaborateur der Japaner. Doch dieses politische Manöver konnte ihre Niederlage nicht verhindern.

Am 7. Mai 1954 mussten die französischen Kolonialtruppen nach großen Verlusten beim Kampf um die Stadt *Dien Bien Phu* im Nordwesten Vietnams kapitulieren. Eine internationale Indochina-Konferenz in Genf beschloss die vorläufige Teilung des Landes entlang des 16. Breitengrades und landesweite Wahlen bis spätestens Juli 1956. Doch zu den Wahlen kam es nicht, weil US-Präsident Dwight D. Eisenhower davon ausging, dass »wahrscheinlich 80 Prozent der Bevölkerung eher für den Kommunisten Ho Chi Minh als für einen Staatsoberhaupt Bao Dai« stimmen würden.²⁰⁰

Die USA schickten Truppen nach Vietnam, deren Stärke bis 1967 auf 500.000 Mann anstieg, und der Krieg zog ganz Indochina in Mitleidenschaft. 1973 vertrieb die Nationale Befreiungsfront Vietnams (FNL) den übermächtigen Kriegsgegner aus Saigon. Nach zwei weiteren Jahren Krieg und dem Sturz des von den USA in Südvietnam eingesetzten Regimes Nguyen Van Thiệu wurde das Land wieder vereint und die *Sozialistische*

Die Fahne der *Viet Minh* über der eroberten Festung *Dien Bien Phu* 1954



Republik Vietnam ausgerufen – 31 Jahre nach der Proklamation der Unabhängigkeit durch Ho Chi Minh.

In Laos hatten die Franzosen die von Japan gewährte Unabhängigkeit des Königreichs nach dem Zweiten Weltkrieg wieder rückgängig gemacht, eine ihnen genehme Regierung an die Macht gehievt und 1949 eine eingeschränkte Autonomie im Rahmen der Französischen Union zugelassen. Nach der französischen Niederlage in Dien Bien Phu 1954 konnte sich Laos zwar als unabhängige Monarchie etablieren, doch danach sorgten die USA mit politischem und militärischem Druck dafür, dass nur Regierungen ihrer Wahl an die Macht kamen. In den sechziger Jahren wuchs der Widerstand gegen die US-amerikanische Politik und die vietnamesische Befreiungsfront gewann auch in Laos an Einfluss. Mit dem Ho-Chi-Minh-Pfad richtete sie eine Versorgungsroute von Nord- nach Südvietnam ein, die durch die Dschungelgebiete im Osten von Laos und Kambodscha führte. Flächenbombardements der US-Streitkräfte auf das Grenzgebiet waren die Folge, und die verheerenden Schäden warfen das Land in seiner Entwicklung um Jahrzehnte zurück.

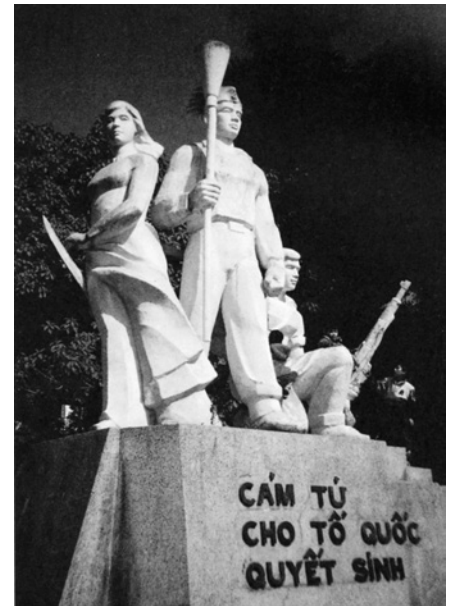
In Kambodscha hatten die Franzosen schon 1941 Norodom Sihanouk als König eingesetzt, und mit seiner Zustimmung behielten sie auch nach dem Zweiten Weltkrieg die politische Kontrolle über das Land. Sie ließen zwar ein Parlament und eine einheimische Regierung zu, aber 1952 schaffte Sihanouk beide wieder ab. Er erklärte sich zum absoluten Herrscher und bot sich Frankreich und den USA als Verbündeter im Kampf gegen den Kommunismus und die *Viet Minh* an. Die Kolonialmächte gewährten Kambodscha im Gegenzug die Unabhängigkeit. Als Sihanouk schließlich das Königtum an seinen Vater abtrat, sich als Anführer einer volkssozialistischen Partei zum Ministerpräsidenten wählen ließ und sich um eine Verständigung mit der Demokratischen Republik Vietnam und der Volksrepublik China bemühte, übernahmen proamerikanische Militärs unter General Lon Nol 1970 mit einem Staatsstreich die Macht. Sihanouk flüchtete nach Peking und verbündete sich im chinesischen Exil mit den Roten

Khmer, einer Oppositionsbewegung von Studenten und Akademikern, die 1968 den bewaffneten Kampf gegen seine autokratische Herrschaft aufgenommen hatte. Die US-Luftwaffe bombardierte Stellungen der Roten Khmer und der vietnamesischen Befreiungsfront im Grenzgebiet, womit auch Kambodscha zunehmend in den Indochinakrieg hineingezogen wurde.

Als sich die letzten US-Truppen 1973 aus Saigon zurückziehen mussten, ging der Krieg nicht nur zwischen Nord- und Südvietnam weiter, sondern auch in Kambodscha, wo er im April 1975 mit einem Sieg der Roten Khmer endete. Ihr Führer Pol Pot schnitt das Land von der Außenwelt ab, verordnete eine Zwangskollektivierung, ließ Hunderttausende Städter aufs Land zwangsumsiedeln und Zehntausende bei Massenhinrichtungen auf offenem Feld, den so genannten *killing fields*, hinrichten. Seinem Regime fielen innerhalb von drei Jahren 1,5 bis 2 Millionen Menschen zum Opfer, etwa ein Viertel der Bevölkerung. Nach Konflikten an der Grenze marschierten vietnamesische Truppen ein und bereiteten 1979 dem Terror in Kambodscha ein Ende. Ihr Krieg gegen die Roten Khmer kostete weitere 30.000 bis 40.000 Menschenleben und hatte Anfang 1979 den Einmarsch chinesischer Truppen in den Norden Vietnams zur Folge.²⁰¹

Ausgangspunkt all dieser Konflikte war der dreißigjährige Krieg, mit dem Frankreich und die USA nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs versuchten, in Indochina die kolonialen Machtverhältnisse aus der Vorkriegszeit wiederherzustellen. Von den Hinterlassenschaften dieses Krieges hat sich die Region auch drei Jahrzehnte später noch nicht erholt. Die US-Streitkräfte warfen zehnmal mehr Bomben auf

Kriegerdenkmal
in Hanoi:
»Ich bin bereit,
für mein Vaterland zu
sterben«





Indonesiens erster
Nachkriegspräsident
Achmed Sukarno



General Suharto
herrschte von 1966
bis 1998 in
diktatorischer Manier
in Indonesien

Indochina, als im gesamten Zweiten Weltkrieg auf Nazi-deutschland niedergingen.

Thailand diente den USA im Indochinakrieg als Aufmarsch- und Rückzugsgebiet. Die autoritären Machtstrukturen des Militärregimes, das im Zweiten Weltkrieg mit Japan kollaboriert hatte, prägten auch die politischen Verhältnisse des Landes in der Nachkriegszeit. 1947 hatten sich in Thailand wieder die Militärs an die Macht geputscht, die den Alliierten 1942 den Krieg erklärt hatten, und ab 1949 amtierte ihr selbsternannter »Führer« Phibun wieder als Premierminister. Er regierte das Land als Alleinherrscher, bis ihn eine konkurrierende Fraktion von Militärs 1957 in einem Staatsstreich stürzte. Auch der neue Diktator, Feldmarschall Sarit Thanarat, regierte ohne Verfassung, Parlament, Parteien und Gewerkschaften und kooperierte im Indochinakrieg bereitwillig mit den USA. Mit den *Black Tigers* zogen thailändische Spezialeinheiten unter US-amerikanischem Kommando nach Vietnam an die Front.²⁰²

Auf der malaiischen Halbinsel begann mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein langwieriger Befreiungskrieg. Großbritannien wollte weder auf seine Kolonie Malaya noch auf seinen Militärstützpunkt Singapur verzichten. Die Kommunistische Partei Malayas dagegen, die im Krieg noch eng mit dem britischen Kommando auf Ceylon kooperiert hatte, forderte 1945 die Unabhängigkeit. Als die britischen Kolonialherren zurückkehrten, zogen sich die malaiischen Kommunisten in die Berge zurück und setzten ihren Guerillakampf, den sie gegen die Japaner begonnen hatten, fort. Die Briten nannten die Aufstandsbekämpfung gegen die malaiische Befreiungsfront beschönigend *state of emergency*. Um der Guerilla ihre Basis zu nehmen, ließen die Briten etwa eine halbe Million Bauern und deren Familien zwangsweise umsiedeln. Wie zuvor die japanischen Besatzer stellten auch britische Soldaten abgeschlagene Köpfe und Hände von Befreiungskämpfern öffentlich zur Schau, um die Bevölkerung einzuschüchtern. So sollte der Widerstand der mehrheitlich chinesischstämmigen Partisanen gebrochen werden. Erst 1957 gewährten die Kolonialherren dem Land die Unabhängigkeit. Es ent-

stand eine konstitutionelle Monarchie nach britischem Vorbild, deren Verfassung der westlich orientierten malaiischen Bevölkerung Sonderrechte einräumte. Der Befreiungskrieg dauerte bis 1960 an, wurde jedoch erst 1989 bei Friedensverhandlungen in der südthailändischen Stadt *Haadyai* endgültig offiziell beigelegt. Der Konflikt kostete schätzungsweise 12.000 Menschen das Leben.

Singapur bildete 1965 einen eigenständigen Stadtstaat, obwohl fast drei Viertel der Bewohner zwei Jahre zuvor in einem Referendum für die Vereinigung mit Malaysia votiert hatten. Bis 1990 stand Singapur unter der Herrschaft des Autokraten Lee Kuan Yew, der die Stadt mit rigiden Methoden zu einem führenden Umschlagplatz des kapitalistischen Welthandels in Asien machte.²⁰³

Achmed Sukarno aus dem benachbarten Indonesien bezeichnete die Nachkriegsentwicklung Malaysias und Singapurs als neokoloniales Komplott Großbritanniens. Mit Hilfe der japanischen Besatzer hatte Sukarno nahezu zeitgleich mit der Kapitulation Japans, am 17. August 1945, die Unabhängigkeit der Kolonie Niederländisch-Indien ausgerufen. Die Regierung in Den Haag schickte daraufhin Truppen auf die Inseln, doch sie konnten die Selbständigkeit nur verzögern, nicht mehr verhindern. Sie stießen auf breiten bewaffneten Widerstand der Indonesier, von denen viele ihre militärische Ausbildung in der japanischen Besatzungszeit erhalten hatten. Nach einem vierjährigen Befreiungskrieg, bei dem etwa 80.000 bis 100.000 Indonesier sowie 6.000 bis 25.000 niederländische Soldaten ihr Leben ließen, musste die Regierung in Den Haag Ende Dezember 1949 einlenken und Indonesien als souveränen Staat anerkennen. Allerdings ließen sich die Niederlande weiterhin Vorrechte zur ökonomischen Ausbeutung der Inseln einräumen. Sukarno übernahm das höchste Amt des neu gegründeten Staates Indonesien und versprach, das Land mit »revolutionärer« Politik zu »Gerechtigkeit und Größe« zu führen. Tatsächlich wurde das Land unter seiner Ägide ökonomisch immer abhängiger vom Ausland und die Bevölkerung verelendete zusehends. Sukarno herrschte

mit autoritären Methoden. Als 1965 linke Oppositionelle und Soldaten versuchten, ihn aus dem Amt zu treiben, massakrierten Militärs unter Führung General Suhartos mindestens eine halbe Million angebliche Kommunisten. Weitere Hunderttausende sperrten sie in Gefängnisse oder verbannten sie auf die Insel Buru.²⁰⁴ Danach war der Weg bereitet für die diktatorische Herrschaft Suhartos, der 1966 die Macht übernahm. Nach dem Rückzug der portugiesischen Kolonialherren aus der Region ließ er seine Streitkräfte 1975 ins benachbarte Osttimor einmarschieren, das danach weitere zwei Jahrzehnte auf seine Unabhängigkeit warten musste.

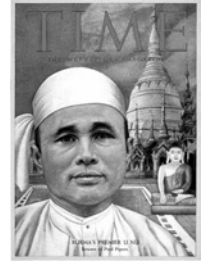
In Burma übernahmen in der Nachkriegszeit Militärs die Macht, die mit den Japanern kollaboriert hatten und erst kurz vor Kriegsende auf die Seite der Alliierten gewechselt waren. Aung San, der als Generalmajor der japanischen Armee 1942 mit den Besatzern in sein Land einmarschiert war, handelte 1947 mit der britischen Regierung die Unabhängigkeit Burmas aus. Wenig später fiel er einem Attentat zum Opfer und sein politischer Weggefährte U Nu wurde Premierminister. Verschiedene Minderheiten forderten Autonomie, und bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen waren die Folge. Darum übertrug U Nu 1958 dem Oberbefehlshaber der Armee, General Ne Win, die Regierungsgeschäfte. Dieser gründete 1962 die Sozialistische Republik der Union von Burma, ein Militärregime, dessen autoritärer Charakter sich trotz Führungswechsel und massiver Proteste über vier Jahrzehnte kaum veränderte. Noch 2004 forderte die Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi, Tochter des ermordeten Nationalisten Aung San und als bekannteste Sprecherin der Opposition unter langjährigem Hausarrest, vergeblich die Demokratisierung des Landes.²⁰⁵

Der Begründer der Indischen Nationalarmee, Subhas Chandra Bose, der 1944 sein Hauptquartier in der Hoffnung nach Burma verlegt hatte, die Briten mit Hilfe der Achsenmächte aus Indien vertreiben zu können, kam im August 1945 auf seiner Flucht bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Weil Bose und seine Truppe in Indien sehr populär waren, wagten die Kolonialverwalter bis

zum Ende der Kämpfe gegen Japaner im September 1945 nicht, Gefangene der Indischen Nationalarmee als Kollaborateure anzuklagen und zu verurteilen. Erst 1946 kamen drei ihrer Offiziere in Delhi vor Gericht. Doch in Indien galten die Nationalarmee und die Indische Legion als Vorreiter für die Unabhängigkeit. Die Kongresspartei setzte sich für sie ein, Gandhi erhob seinen politischen Gegenspieler Bose posthum zum Patrioten, und Jawaharlal Nehru verteidigte dessen Offiziere vor Gericht. Aus Furcht vor einer Revolte der Kolonialtruppen erließen die britischen Oberbefehlshaber den Kollaborateuren die Strafen.²⁰⁶

Subhas Chandra Bose gilt sechs Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg in Indien als Nationalheld, der Internationale Flughafen von Kalkutta trägt seinen Namen: *Nataji Subhas Chandra Bose International Airport*. Offiziere der Indischen Nationalarmee setzten nach dem Krieg ihre militärische Karriere in der Armee des unabhängigen Indien fort.

Obwohl die Briten den Indern während des Krieges öffentlich die Unabhängigkeit für die Nachkriegszeit zugesichert und 2,5 Millionen indische Soldaten für die Alliierten gekämpft hatten, war das Empire nach 1945 keineswegs bereit, dieses Versprechen direkt einzulösen. Erst nach Massenprotesten und Revolten der *Royal Indian Army* mussten die Briten ihre größte Kolonie freigeben. Im Juni 1946 tolerierten sie eine eigenständige indische Regierung unter der Führung Nehrus. Dagegen protestierte die Muslim-Liga, die politische Vertretung der muslimischen Bevölkerung. Schließlich teilten die Briten nach gewaltsamen Auseinandersetzungen den Subkontinent zwischen Hindus und Muslimen auf: Mitte August 1947 entstanden die beiden unabhängigen Staaten Indien und Pakistan. Als erster Premierminister Indiens regierte Jawaharlal Nehru bis zu seinem Tod im Mai 1964. Zwei



Burmas erster Nachkriegs-Präsident U Nu auf dem Cover des *TIME*-Magazine, 1954

Flugblatt der *Indian National Army* gegen die »satanischen Briten«



Jahre später übernahm seine Tochter Indira Gandhi das Amt. Ihr Namensvetter Mahatma Gandhi war am 30. Januar 1948 von einem fanatischen Hindu ermordet worden, weil er sich für eine Versöhnung mit den Muslimen eingesetzt hatte.

In Pakistan standen nach der Unabhängigkeit Offiziere an der Spitze des Staates, die ihre Ausbildung in der *Royal Indian Army* der Briten erhalten hatten. So hatte Muhammad Ayub Khan, der erste nicht-britische Kommandant der pakistanischen Armee, die *Royal Military Academy* im britischen Sandhurst besucht. Zunächst als Minister ins Kabinett des unabhängigen Staates berufen, stieg er nach einem Putsch 1958 zum Präsidenten Pakistans auf und amtierte bis 1969. Auch sein Nachfolger Yahya Khan, der das Land bis 1971 regierte, hatte im Zweiten Weltkrieg als Offizier der 4. Division der indischen Kolonialarmee im Irak, in Nordafrika und in Italien gekämpft.

Indische Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg gemeinsam in der britischen Kolonialarmee gekämpft hatten, standen sich später in den Kriegen zwischen Indien und Pakistan gegenüber



1947/48 und 1965 führten Pakistan und Indien Kriege um die Vorherrschaft in Kaschmir, 1971 sagte sich Ostpakistan nach einem Krieg von Westpakistan los und es entstand der unabhängige Staat Bangladesch. In all diesen Kriegen standen sich auf beiden Seiten der Front Befehlshaber und Soldaten gegenüber, die im Zweiten Weltkrieg in der *Royal Indian Army* gemeinsam auf Seiten der Alliierten gekämpft hatten.

Auch die Philippinen wurden 1946 zumindest formal unabhängig. Allerdings mussten sie der ehemaligen Kolonialmacht USA zahlreiche Privilegien zusichern. US-amerikanische Unternehmer erhielten zum Beispiel dieselben Rechte wie philippinische, und die US-amerikanischen Streitkräfte bauten ihre Marine- und Luftwaffenstützpunkte auf den Philippinen zu den größten außerhalb der Vereinigten Staaten aus. Das US-Militär war nach der philippinischen Regierung der zweitgrößte Arbeitgeber, und von den philippinischen Basen führten die USA ihre Kriege in Korea und Indochina.

Die philippinischen Veteranen, die in den USAFFE, den US-Streitkräften für den Fernen Osten, ihr Land gegen die japanischen Invasoren verteidigt hatten, sahen nach Kriegsende keinen Dollar von den versprochenen Entschädigungen und Pensionen. Dabei hatte US-Präsident Harry S. Truman bei einem Staatsbesuch in den Philippinen im Dezember 1945 versprochen: »Japan wird auf das Niveau eines Kleinstaates reduziert werden, und wir werden nicht erlauben, dass der Lebensstandard seiner Bewohner in Zukunft über dem der Nationen liegt, die es – wie die Philippinen – überrollt hat. (...) Es ist die erklärte Politik der Regierung der Vereinigten Staaten, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um den Völkern den höchstmöglichen Lebensstandard zu sichern, die wie die Filipinos den Japanern widerstanden haben.«²⁰⁷ Tatsächlich verabschiedete der Kongress im Februar 1946 das *Public Law 70-301*, wonach philippinische Soldaten nicht die gleichen Ansprüche hatten wie die amerikanischen GIs, mit denen sie im Zweiten Weltkrieg Schulter an Schulter gekämpft hatten. Noch 50 Jahre nach Kriegsende forderten Veteranen aus den Philippinen bei Demonstrationen in Manila Pensionen

für ihre Dienste in den US-Streitkräften. 1996 erklärte Präsident Bill Clinton zwar den 20. Oktober, den Tag der Rückkehr General MacArthurs auf die Philippinen, zum nationalen Gedenktag für die philippinischen Veteranen und sagte: »Für ihre außerordentlichen Opfer bei der Verteidigung von Demokratie und Freiheit schulden wir ihnen unendliche Dankbarkeit.« Doch dieser Dank durfte nicht viel kosten. Nach Recherchen der Organisation *Justice for Filipino Veterans* bezogen 2002 von den schätzungsweise 75.000 Filipino-Soldaten, die noch am Leben waren, nur 4.000 eine Pension. Selbst von den 11.000 philippinischen Veteranen, die in die USA ausgewandert waren, erhielten nur 2.000 eine Kriegsrente.

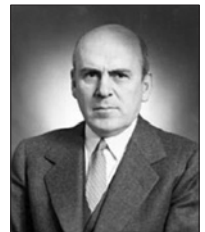
Gegenüber Japan zeigte sich die US-Regierung dagegen wesentlich großzügiger. Zunächst ließ der Oberkommandierende der alliierten Besatzungstruppen, MacArthur, Japan nach der Kapitulation im September 1945 zwar von der Außenwelt abriegeln. Japaner durften nicht ins Ausland reisen. Die Alliierten kontrollierten Politik, Wirtschaft und Außenhandel. Die neue Verfassung verbot die Rekrutierung von Land-, See- oder Luftstreitkräften und enthielt in Artikel 9 das Gebot: »Das japanische Volk verzichtet für alle Zeiten auf die Verwendung von Waffengewalt als Mittel zur Beilegung internationaler Auseinandersetzungen.« Doch die US-Regierung sah in Japan – wie in Westdeutschland – einen Verbündeten gegen den Kommunismus und förderte den Wiederaufbau des Landes. Beunruhigt von den Erfolgen der Truppen Mao Tse-tungs im chinesischen Bürgerkrieg, erklärte George F. Kennan, Chef des Planungsstabs im US-amerikanischen Außenministerium, 1947: »Wir Amerikaner können uns recht sicher fühlen, solange uns Japan freundlich gesinnt ist, auch wenn es ein feindliches China geben sollte – diese Kombination wäre für uns nicht schlimm. Aber welche Gefahren unserer Sicherheit drohen, wenn es ein mit uns befreundetes China, aber ein feindlich gesinntes Japan gibt, hat der Krieg im Pazifik gezeigt. Schlimmer wäre nur noch, wenn sowohl Japan als auch China unsere Feinde würden.«²⁰⁸ Die USA vertraten diese Position auch in der Kommission für den Fernen Osten (*Far Eastern Commis-*

sion). Im Dezember 1945 von den Siegermächten eingesetzt, bestimmte sie die Besatzungspolitik in Japan und entschied über die japanischen Reparationsleistungen. In der Kommission saßen Delegierte aus elf Staaten der Kriegsallianz. Allerdings waren mit den Philippinen, Indien und den Nationalchinesen Chiang Kai-sheks nur drei asiatische Regierungen vertreten. Für den Rest sprachen die alten und neuen Kolonialmächte: Frankreich für Indochina, Großbritannien für Burma und Malaya, die Niederlande für Indonesien und die USA für Korea. Die Kommission hatte ihren Sitz in Washington und entsprechend dominant war der Einfluss der Regierung Präsident Trumans. Im Februar 1947 schlug der amerikanische Delegierte vor, 30 Prozent der industriellen Kapazitäten zu demontieren und als Reparationen zu verteilen. Davon sollten allerdings nur China mit 15 Prozent sowie die Philippinen, die Niederlande und Großbritannien mit jeweils fünf Prozent profitieren. Als die Sowjetunion in der Kommission ihr Veto einlegte, weil sie und ihre Verbündeten leer ausgehen sollten, ließ die US-amerikanische Regierung verlauten, General MacArthur werde diese Regelung auch ohne Konsens umsetzen. Der sowjetische Delegierte kommentierte dieses Vorgehen: »Aus dem alliierten Sieg über Japan ist ein amerikanischer Sieg geworden. Und dies ist nicht der erste Fall, in dem die Vereinigten Staaten ohne die Autorisation der *Far Eastern Commission* agieren.«²⁰⁹ Die Rote Armee hatte die japanischen Truppen aus der Mandschurei, von der Insel Sachalin und den Kurilen vertrieben. Aber die Kooperation der alliierten Bündnispartner gegen den Faschismus war in Asien einer erbitterten Konfrontation der politischen Systeme gewichen. Gemeinsame Beschlüsse über die Nachkriegsordnung Japans schienen unmöglich. Letztlich entschieden die USA, die keine sowjetischen Soldaten nach Japan hereingelassen hatten, mit Hilfe ihrer Besatzungstruppen.



Manila 1996:
Ein warmer
Händedruck von
US-Präsident
Bill Clinton und
ein Gedenktag für
die philippinischen
Veteranen – statt
Kriegsrenten und
Entschädigungen

John McCloy,
1947 Präsident
der Weltbank, verhin-
derte im Interesse der
USA angemessene
Reparationszahlungen
Japans



Nach Kriegsende war Japan weitgehend zerstört. Die Siegermächte demontierten noch intakte Industrieanlagen, und Rohstoffe und Nahrungsmittel, die bis dahin aus den besetzten Ländern geraubt worden waren, fehlten für die Versorgung der Bevölkerung. Aber im Mai 1949 bestimmte die US-amerikanische Regierung, keine weiteren japanischen Reparationen an die asiatischen Gläubigerländer mehr zuzulassen. Die USA wollten die wirtschaftliche Stabilisierung Japans nicht gefährden. Der US-amerikanische Vertreter in der Kommission für den Fernen Osten, General John McCloy, begründete das damit, Japan habe bereits »substanzielle Reparationen« geleistet, da es seinen Besitz in Übersee verloren habe. Im Übrigen plädierte er dafür, der Entwicklung der japanischen Industrie »keinerlei Grenzen« mehr zu setzen.²¹⁰ Mit Beginn des Koreakrieges 1950 erlebte Japan ähnlich wie die Bundesrepublik Deutschland einen Wirtschaftsboom. Die sprunghaft wachsende US-amerikanische Nachfrage bescherte dem Land eine expandierende Industrie auf neuestem technologischen Niveau. Und die Reparationen, die Japan ab Mitte der

fünfziger Jahre doch noch zahlen musste, trugen mehr zum Wirtschaftsaufschwung des Schuldnerlandes bei als zur ökonomischen Entwicklung der Empfänger. Zwar erhielten die Philippinen, Indonesien, Burma und Südvietnam in der Zeit von 1955 bis 1976 insgesamt noch Entschädigungen im Wert von 1,152 Milliarden Dollar sowie Kredite in Höhe von 746 Millionen.²¹¹ Doch die japanische Regierung zahlte diese Reparationen nicht in bar, sondern lieferte dafür japanische Produkte und Dienstleistungen. Damit legte Japan die Grundlage für seine zukünftige ökonomische

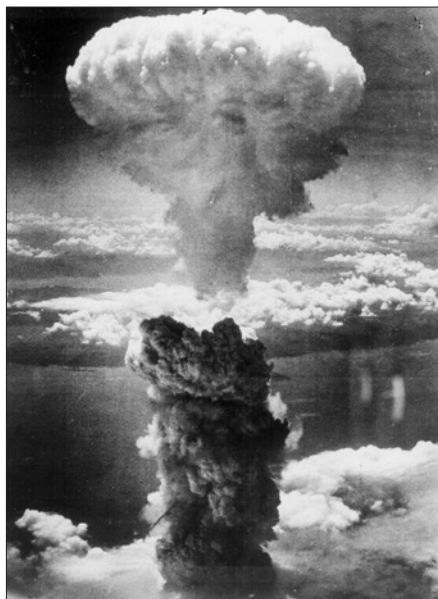
Führungsrolle in der Region. Japanische Industrielle nannten das: »Geschäfte durch Reparationen«.²¹² In den Empfängerländern deckte die japanische »Wiedergutmachung« allenfalls einen Bruchteil der tatsächlichen Kriegsschäden.

So hatte zum Beispiel die philippinische Regierung detailliert aufgelistet, dass sich die Kriegs- und Besatzungsschäden an Industrieanlagen, Schiffen, Häfen, Gebäuden, Straßen, Transportmitteln, Schulen, Universitäten und landwirtschaftlichen Nutzflächen auf acht Milliarden Dollar beliefen. Die zwischen 1956 und 1976 entrichteten japanischen Reparationen in Höhe von 550 Millionen entsprachen nicht einmal sieben Prozent dieser Summe. China, die Mandschurei und Nordkorea gingen völlig leer aus, weil sie in den fünfziger Jahren zum kommunistischen Einflussbereich zählten. Auch Südkorea blieben Entschädigungen für die japanische Besatzungszeit zunächst verwehrt, obwohl die Japaner Millionen Koreaner und Koreanerinnen als Zwangsarbeiter und Zwangsprostituierte ausgebeutet und viele von ihnen zu Tode geschunden hatten.

Als Südkorea und Japan 1965 diplomatische Beziehungen aufnahmen, verzichteten die in Seoul regierenden Militärs gegen Zahlung von 500 Millionen US-Dollar auf alle weiteren Reparationsansprüche an Tokio. Das südkoreanische Regime steckte das Geld in die Rüstung und in Prestigeobjekte, während die koreanischen Zwangsarbeiter und Zwangsprostituierten leer ausgingen. Auch individuelle Entschädigungszahlungen an Kriegspopfer aus anderen asiatischen Ländern lehnte die japanische Regierung strikt ab.

Die Kriegsverbrechen der kaiserlichen Armee gerieten nach Kriegsende in Japan rasch in Vergessenheit. Zwar setzten die Alliierten ein Kriegsgericht für den Fernen Osten ein, das ähnlich konzipiert war wie das Nürnberger Tribunal. Doch die Richter verurteilten nur sieben hochrangige japanische Politiker und Militärs zum Tode und nur 1.000 Mann aus dem japanischen Millionenherr zu Gefängnisstrafen. Kaiser Hirohito ging straffrei aus, obwohl die Sowjetunion seine Absetzung und seine Verurteilung als Kriegsverbrecher gefordert hatte. Am

Der Atompilz über
Nagasaki,
9. August 1945



8. September 1951 unterzeichnete Japan in San Francisco einen Friedensvertrag mit den alliierten Siegermächten und gewann damit seine politische Souveränität zurück. Trotz des Aufrüstungsverbots in der Verfassung legte Japan noch im selben Jahr mit der Rekrutierung einer 75.000 Mann starken Nationalen Polizeireserve den Grundstock für eine neue Armee. 1962 betrug die Stärke der japanischen »Selbstverteidigungsstreitkräfte« bereits 244.000 Mann. 1990 waren die japanischen Militärausgaben mit 30 Milliarden US-Dollar wieder die dritthöchsten weltweit, und zur Millenniumswende verfügte Japan nach den USA und Russland über die drittstärkste Kriegsmarine in der Region. Seitdem plädieren japanische Politiker immer unverhohlener für eine Revision der Nachkriegsverfassung. Mit dem Argument, bei internationalen Militärmissionen der UNO »Verantwortung übernehmen zu wollen«, fordern sie die Streichung des entsprechenden Artikels. Sechs Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkriegs ist Japan in Ostasien und Ozeanien politisch und wirtschaftlich längst wieder die dominierende Macht.

Sechs Jahrzehnte nach Kriegsende gedenken auch die Japaner vor allem ihrer eigenen Opfer und prangen – wie die Deutschen – die Bombardements der Alliierten als Kriegsverbrechen an. Hunderttausende Japaner kommen jährlich in Hiroshima und Nagasaki zusammen, um an die 400.000 Menschen zu erinnern, die beim Abwurf der US-amerikanischen Atombomben oder an den Spätfolgen der radioaktiven Verstrahlung gestorben sind. An jedem 6. August ziehen in Hiroshima lange Prozessionen über einen »Friedensboulevard« in einen »Friedenspark« mit einem »Friedensdom« und einer »Friedenshalle«. Unter einem geschwungenen Dach aus Stahlbeton steht dort ein steinerner Sarkophag. Darin liegt ein dickes Buch mit den Namen der registrierten Opfer und der Inschrift: »Mögen ihre Seelen in Frieden ruhen. Wir werden dieses Vergehen nie wiederholen.«

Nichts erinnert hier daran, dass mindestens ein Fünftel der Atombombenopfer keine Japaner waren, sondern Zwangsarbeiter aus Korea. Die kaiserlich-japanische

Armee hatte im Zweiten Weltkrieg zwischen eineinhalb und zwei Millionen Koreaner und Koreanerinnen nach Japan verschleppt. Sie mussten in Bergwerken, Kohlegruben und Werften arbeiten – und in den Rüstungsfabriken von Hiroshima und Nagasaki. In Hiroshima lebten 1945 etwa 70.000 koreanische Zwangsarbeiter, von denen die Hälfte beim Abwurf der Atombombe ums Leben kam. In Nagasaki kam am 9. August 1945 jeder Zweite der etwa 30.000 dort lebenden koreanischen Arbeiter um.²¹³

Die meisten Koreanerinnen und Koreaner hatten in Werkhallen des Mitsubishi-Konzerns Kreuzer und Torpedoboote für die kaiserliche Kriegsmarine bauen müssen. Pak Su-Ryong überlebte den Abwurf der Bombe in einem Bunker und sagte über die Lage der Koreaner im japanischen Arbeitsdienst: »Sie waren in Baracken zusammengepfercht wie Hunde oder Schweine, durften nicht raus und nicht miteinander reden. Wenn mehr als drei Leute zusammenstanden, schritt die Militärpolizei ein und verhaftete sie. Zu essen gaben die Japaner ihnen Bohnenkekse – Schweinefutter! Aber es waren Menschen, und sie versuchten, ihrem Schicksal zu entfliehen. Nur diejenigen, die erfolgreich flüchten konnten, überlebten die Bombe.«²¹⁴

Die koreanischen Atombombenopfer waren die Letzten, die von den japanischen Ärzten behandelt wurden, und die Ersten, die wieder ins verstrahlte Zentrum zurückkehrten, weil sie keine Wohnungen und keine Familien hatten, bei denen sie hätten unterkommen können. Sie hausten schutzlos in den Ruinen der Stadt, ohne von den gesundheitlichen Gefahren zu wissen.

Erst Ende der sechziger Jahre machte erstmals eine Untersuchung auf die vielen Koreanerinnen und Koreaner unter den Atombombenopfern aufmerksam. Und erst 1979 erschien in Südkorea die erste und bislang einzige Erhebung über das Schicksal der Überlebenden. Darin heißt es: »Die Zahl der Überlebenden der ersten Generation beträgt in Südkorea schätzungsweise 20.000. Dazu kommen mehr als 100.000 Opfer der zweiten und dritten Generation, deren Zahl weiter wächst. Fast alle klagen über gesundheitliche Beschwerden.« Dazu ge-

»Die Japaner haben sich nie ernsthaft entschuldigt. Sie haben zwar ein paar belanglose Worte des Bedauerns fallen lassen, aber bis heute gedenken der Premierminister und sein Kabinett regelmäßig im Yasukuni-Schrein im gefallenen japanischen Kriegsverbrecher. Für die Menschen in Südostasien ist dies ein Affront. Ich glaube nicht, dass die Japaner wirklich bedauern, was sie getan haben. Wann immer man sie mit ihren Kriegsverbrechen konfrontiert, reagieren sie schockiert. Als ich den Chefredakteur einer großen japanischen Zeitung auf den Zweiten Weltkrieg im Pazifik ansprach, fragte er verduzt: »Wann war das?« Wenn schon ein Journalist, der in Hongkong Bürochef ist, dermaßen ignorant ist, was ist dann vom Rest der Japaner zu erwarten?« Ko Tim-Keung, Historiker aus Hongkong, am 25. Oktober 2002

hörten Haut- und Augenkrankheiten, allgemeine körperliche Schwäche und eine Anfälligkeit für Infektionen. Hinzu kam die soziale Diskriminierung. Da die Ursache ihrer Gebrechen zunächst nicht bekannt war, galten die Strahlenopfer als Leprakranke und wurden gemieden. Sie fanden keine Ehepartner und heirateten deshalb meist untereinander. Ende der siebziger Jahre schlossen sich 10.000 koreanische Atombombenopfer zu einer Selbsthilfeorganisation zusammen, doch das südkoreanische Militärregime behinderte ihre Arbeit mit allen Mitteln. Es ließ die Versammlungen bespitzeln und übte Druck auf die Sprecher des Verbandes aus. »Vor Jahren versuchten sie einmal, für Entschädigungszahlungen zu demonstrieren. Doch die Polizei jagte den jämmerlichen Zug von Alten und Krüppeln auseinander.«²¹⁵

Von ihrer eigenen Regierung angefeindet und in Japan nicht als Kriegsverletzte anerkannt, erhielten die koreanischen Atombombenopfer und ihre Hinterbliebenen nur von kirchlichen Organisationen sporadische Hilfen. Die japanische Regierung verweigerte ihnen nicht nur Entschädigungen, sondern auch medizinische Behandlung. 1970 verklagte Son Jan-To, eines der koreanischen Strahlenopfer, die Regierung in Tokio auf Übernahme seiner Behandlungskosten. Es dauerte acht Jahre, bis der oberste japanische Gerichtshof ihm zu seinem Recht verhalf. Danach sah sich die japanische

Regierung gezwungen, auch anderen koreanischen Atombombenopfern ärztliche Betreuung zu bezahlen. Allerdings mussten sie ihre Reise nach Japan selbst finanzieren, durften weder schwer krank noch in hohem Alter sein, und die Krankenhäuser in Hiroshima und Nagasaki akzeptierten maximal 50 Patienten pro Jahr. Bis 1987 wurden daher lediglich 351 koreanische Strahlenopfer in Japan behandelt. Dann stellte die japanische Regierung dieses Hilfsprogramm wieder ein.

1970 hatten Privatleute in Japan ein Denkmal in Erinnerung an die koreanischen Atombombenopfer gestiftet. Doch die Verwaltung von Hiroshima lehnte es ab, das Mahnmal im Friedenspark der Stadt aufzustellen, weil dieser angeblich »zu voll« sei. Das Monument konnte nur außerhalb des Parks errichtet werden – an einer lauten Geschäftsstraße. Als 1990 erstmals eine Delegation von Überlebenden aus Südkorea Hiroshima und das Denkmal besuchte, stellte sie bei einer Pressekonferenz die provozierende Frage: »Warum werden Koreaner selbst nach ihrem Tod noch in Japan diskriminiert?« Erst 1999 durfte auch die koreanische Plastik in den Friedenspark verlegt werden. Sie zeigt eine Schildkröte. Auf ihrem Panzer erhebt sich eine Säule mit einem Relief von zwei steinernen Drachen. Die Inschrift darunter lautet: »Die Seelen der Toten reiten in den Himmel – auf dem Rücken der Schildkröte.«



Mahnmal für die koreanischen Opfer des Atombombenabwurfs in Hiroshima

OZEANIEN

»Mit den Soldaten kommt der Krieg«

Schauplatz für die Schlachten anderer

Zur Geschichte der Kolonialsoldaten in Ozeanien

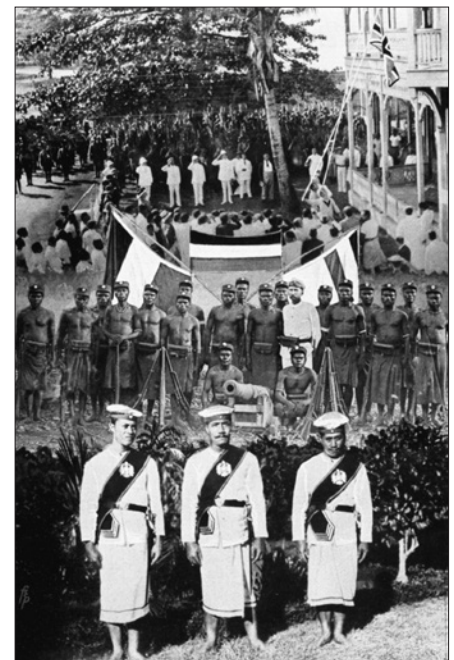
»Das freie, in der Südsee zur Begründung von Kolonien noch offen stehende Gebiet ist so umfassend, dass jede Nation, welche jetzt an der Produktion sowie an Handel und Schifffahrt der Südsee beteiligt ist, nach Verhältnis ihrer Berechtigung Raum genug finden wird. Die Berechtigung Deutschlands beruht in den zahlreichen, über viele Inselgruppen verbreiteten deutschen Ansiedlungen und Handelsniederlassungen, in dem erheblichen Anteil seiner Handelsflagge an der Schifffahrt der Südsee, in dem hohen Ansehen, welches seine Seemacht im Stillen Ozean genießt, und in den Häfen, die sich die deutsche Seemacht gesichert hat. Die nächste Aufgabe besteht darin, diese Berechtigung noch wesentlich zu verstärken, und falls dies gelingt, dürfte es dem Deutschen Reiche auch nicht fehlschlagen, mit geringen Ausgaben ein Gebiet in der Südsee zu erwerben, welches dank dem deutschen Fleiße einst imstande sein wird, dem Mutterlande einen großen Teil seines Bedarfes von Kolonialprodukten zu liefern und außerdem mit seiner Produktion an dem Welthandel teilzunehmen.«

So begründete der Überseehändler Adolph von Hansemann am 9. September 1880 seine Eingabe an das Auswärtige Amt zur Gründung deutscher Kolonien im Pazifik. Konkret plädierte er für den Erwerb der Samoa-Inseln, wo die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft »ihre Stellung als gesichert betrachten« dürfe, und für die Gründung einer deutschen Kolonie an der

Nordküste Neuguineas, wo nicht nur »beste Häfen« sowie eine »erhabene Natur und aller Reichtum der tropischen Vegetation« zu finden seien, sondern auch wehrfähige Männer. »Kräftige Menschenstämme bewohnen die Nordküste. (...) Gerade Deutschland mit der ihm zu Gebote stehenden militärischen Organisationskraft sollte es gelingen, bei Begründung einer Kolonie eingeborene Volksstämme mit kriegerischen Eigenschaften unter Disziplin zu bringen und aus diesen Eigenschaften für das Verteidigungssystem der Kolonie Nutzen zu ziehen.«¹

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts versuchten deutsche Handelsgesellschaften, die Kontrolle über verschiedene pazifische Inseln zu gewinnen. Im Jahr 1884 begann die deutsche Neu-Guinea-Gesellschaft trotz Protesten der britischen Regierung, hoheitliche Rechte über den Norden Neuguineas (Kaiser-Wilhelm-Land) auszuüben. Kurz vor der Jahrhundertwende übernahm das Deutsche Reich dort und auf den vorgelagerten Inseln des Bismarck-Archipels sowie im

Propaganda für die »deutsche Schutztruppe« in der »Südsee«, Fotomontage um 1930





Schildkrötenjäger aus Samoa: »Kräftige Menschenstämme« für die Polizeitruppen der Deutschen

Deutscher Offizier und deutscher Siedler mit paramilitärischer Hilfstuppe in Neuguinea



Norden der Salomonen und im Westen Samoas offiziell die Kolonialherrschaft. 1899 erwarb Deutschland zudem »gegen eine Kaufsumme von mehr als sechzehn Millionen Mark« von Spanien Inselgruppen wie die Marianen und Palau in Mikronesien.² Die größte

mikronesische Insel, Guam, mussten die Spanier an die USA abtreten.

Von Anfang an gab es auch unter den deutschen Kolonisatoren die Überlegung, die Insulaner zu militärischen Hilfsdiensten anzuhalten, so wie es die anderen europäischen Kolonialmächte in der Pazifikregion vorerzählt hatten.

Als erste Europäer waren im 16. Jahrhundert spanische und portugiesische Seefahrer in den Pazifik vorgestoßen. Sie hatten dort Gold, Silber und Gewürze, eine Schiffsroute rund um die Erde sowie die *terra australis* gesucht, den bis dahin in Europa unbekanntem fünften Kontinent. »Entdecker« Ozeaniens waren diese Europäer jedoch nicht. Denn die Besiedlung des Stillen Ozeans, der mit seinen 10.000 Inseln ein Drittel der Erdoberfläche umfasst, hatte bereits Zehntausende Jahre zuvor begonnen. Seefahrer aus Südostasien waren von Westen über Neuguinea kommend auf melanesische Inseln wie die Salomonen und von dort über Fidschi und Samoa immer tiefer in den Pazifik vorgedrungen. Selbst abgelegene Archipele wie Hawaii im Osten des Ozeans waren schon drei Jahrtausende besiedelt, als die ersten

Weißer dort auftauchten. Auf den pazifischen Inseln hatte sich eine vielfältige Kultur mit mehr als tausend verschiedenen Sprachen und Dialekten entwickelt, von der die frühen europäischen Seefahrer so beeindruckt waren, dass ihre Reiseberichte über das »freie« und »naturverbundene« Leben

der Insulaner den Mythos der »edlen Wilden« am anderen Ende der Welt begründeten. Den Spanier Alvaro de Mandaña erinnerte der Reichtum einer Inselgruppe im Westen des Pazifiks gar an den biblischen Schatz des Königs Salomon, weshalb er sie in seinen Karten als »Salomon-Inseln« verzeichnete.

Die Europäer teilten Ozeanien ohne jede Rücksichtnahme auf historische und kulturell gewachsene Verbindungen unter den Inselbewohnern in drei geographische Regionen auf, deren willkürlich gewählte Namen noch heute gebräuchlich sind. Die *kleinen* Inseln im Norden des Pazifiks nannten sie *Mikronesien*, die *vielen* Eilande und Atolle im Osten des Stillen Ozeans *Polynesien* und die Inselgruppen im Westen von Fidschi bis Neuguinea aufgrund ihrer dunkelhäutigen, den Europäern *schwarz* erscheinenden Bewohner *Melanesien*.

Im 17. und 18. Jahrhundert landeten Holländer, Engländer und Franzosen auch an den Küsten Neuseelands und Australiens. 1770 hisste Kapitän James Cook an der australischen Ostküste die britische Flagge und nahm den fünften Kontinent kurzerhand »für die britische Krone« in Besitz. Gegen den Widerstand der Einheimischen, von den Briten Aborigines genannt, begann Großbritannien dort, wo heute die Stadt Sydney steht, mit dem Aufbau einer Sträflingskolonie. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts deportierten die Briten 168.000 Gelegenheitsdiebe, Kleinkriminelle, Mörder und Prostituierte aus den überfüllten englischen und irischen Gefängnissen nach Australien. Die Verbannten bauten – in Zwangsarbeit und von britischen Soldaten und Offizieren überwacht – die erste europäische Kolonie in Ozeanien auf. 1840 nahmen die Briten auch Neuseeland gegen den erbitterten Widerstand der Maoris in Besitz. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts folgten Fidschi, die Cook-Inseln und der Süden Neuguineas, der nach Gründung des australischen Bundesstaates 1901 von der australischen Regierung verwaltet und in Papua umbenannt wurde.

Die Franzosen unterwarfen sich 1842 die polynesischen Inseln rund um Tahiti und gründeten 1852 im melanesischen Neukaledonien eine Strafkolonie für mehr als 20.000 Verbannte, in die nach 1871 auch Ge-

fangene der Pariser Kommune verschleppt wurden. 1886/87 gerieten die Inseln Wallis und Futuna unter französische Protektoratsverwaltung, und 1906 erklärten Frankreich und Großbritannien die Neuen Hebriden (heute: Vanuatu) zu ihrem »gemeinsamen Interessengebiet«, das sie als so genanntes Kondominium auch gemeinsam verwalteten. In all ihren Kolonien in der Pazifikregion rekrutierten die europäischen Invasoren Einheimische als Soldaten und Hilfspolizisten. Nur mit deren Hilfe gelang es den Invasoren vielerorts, in das unzugängliche Hinterland jenseits der Küsten einzudringen und profitträchtige Rohstoffe sowie fruchtbares Land aufzuspüren. Einheimische Hilfstruppen mussten die ansässige Bevölkerung vertreiben, unter Kontrolle bringen und Arbeiter zum Ausbau von Plantagen und Minen, Häfen und Stützpunkten zusammentreiben.

Als erste europäische Kolonie in Ozeanien stellte Australien, das bei der britischen Invasion von bis zu einer Million Aborigines bewohnt war, Ende des 18. Jahrhunderts auch die ersten Kolonialsoldaten in diesem Teil der Welt. Als sogenannte *Black Troopers* wurden Aborigines zum Beispiel eingesetzt, um entflozene europäische Sträflinge einzufangen. 1837 fassten die Briten einheimische Hilfspolizisten erstmals zu regulären Einheiten zusammen, den *Native Police Forces*. Diese bestanden aus jungen Aborigines, die am Rande weißer Siedlungen lebten und ihre traditionellen Lebensformen hatten aufgeben müssen. Manche Aborigines ließen sich durch europäische Waren und Waffen dazu bewegen, gegen ihre eigenen Leute Krieg zu führen. Andere gingen zum Militär, um den Frondiensten und Hungerlöhnen auf den Farmen der weißen Sieder zu entfliehen. Selbst wenn ihr Sold im Vergleich zu dem europäischer Soldaten verschwindend gering war, erlaubte er den *Black Troopers* doch eine größere Selbstständigkeit und Unabhängigkeit als anderen Aborigines.

Die schwarzen Hilfstruppen wurden meist fern von ihrer jeweiligen Herkunftsregion eingesetzt, um Aborigines von ihrem Land zu vertreiben. Dabei machten sich die Briten traditionelle Konflikte unter den Einheimischen zu Nutze. Insbesondere die *Native Police* in

Queensland zeichnete sich bei ihren Einsätzen durch große Grausamkeit aus und galt als Truppe von »Menschenschlächtern«.³ Auch in ihren anderen Kolonien auf dem fünften Kontinent setzten die Briten *Black Troopers* ein, um bewaffneten Widerstand von Aborigines, die mancherorts über Jahre Guerilla-Kriege gegen die europäischen Invasoren führten, zu brechen. Aborigines waren »billiger« als englische Soldaten, und die Briten wollten mit ihren Kolonialtruppen Verluste in den eigenen Reihen vermeiden: »Die nördliche Hälfte von



Queensland, in der vor allem feindselige Eingeborene zu finden sind, ist größer als das französische Empire und liegt vollständig in den Tropen. Die Todesrate unter englischen Truppen wäre in diesem Klima nahezu ebenso hoch wie in Indien. (...) Englische Soldaten wären zudem nicht in der Lage, Aborigines zu verfolgen, wenn sie sich in den nahezu undurchdringlichen Busch und Dschungel Nordaustraliens zurückziehen.«⁴

Auch Frankreich rekrutierte in seinen Pazifikkolonien einheimische Truppen. Dabei spielten die französischen Kolonialbeamten Insulaner gegeneinander aus und zwangen sie, bei der Aufstandsbekämpfung gegenei-

Vorführung einer deutschen Kanone in Neuguinea

einander anzutreten. In Neukaledonien, das für Frankreich einen besonderen Wert gewann, nachdem ein Geologe dort Nickel und Kobalt entdeckt hatte, begann die *Société de Nickel* 1876 mit dem Abbau der Rohstoffe. Französische Truppen vertrieben die Einheimischen, die Kanak, gewaltsam aus den Bergbauregionen und pferchten sie in »indigenen Reservaten« zusammen. Als die Kanak 1878 revoltierten, kam es zu bewaffneten Auseinandersetzungen, bei denen die Franzosen 2.000 Insulaner töteten.

Auch die Deutschen rekrutierten in den drei Jahrzehnten ihrer Kolonialherrschaft in Ozeanien (von 1884 bis 1914) paramilitärische Hilfs- und Polizeitruppen. Ende des 19. Jahrhunderts verfügte Deutschland »in der Südsee« mit den Marschall-, Marianen-, Karolinen- und Palau-Inseln, Nauru, Westsamoa, Neuguinea sowie den Salomon-Inseln Bouga und Bougainville über ein Kolonialimperium, das fast sechsmal so groß war wie das Deutsche Reich. Dort fanden sich nicht nur reiche Erz- und Phosphatvorkommen, sondern die Insulaner mussten auf Plantagen unter Anleitung deutscher Farmer auch tropische Früchte für den Export anbauen sowie Kokospalmen zur Gewinnung von Kopra, dem Grundstoff von Kokosöl.

Von der Invasion der Europäer waren die Bewohner der pazifischen Inseln völlig überrascht worden. Über

die Ankunft der Deutschen an der Nordküste Neuguineas heißt es in einem Augenzeugenbericht, dass alle Frauen und Männer weinten, als sie das deutsche Schiff sahen, weil sie glaubten, ihre Ahnen kehrten auf dem Boot aus dem Totenreich zurück. Die Insulaner sollten rasch erkennen, dass es sich bei den Weißen, die da über das Meer kamen, nicht um ihre Vorfahren handelte, sondern um Eroberer, die sich vielerorts »wie Teufel« aufführten.⁵ Sie raubten Land, zerstörten Gärten, Felder und Wälder, schlachteten Vieh, machten Jagd auf Frauen und zwangen Männer zu Arbeitsdiensten. Auf der Karolinen-Insel Ponape trieben die Deutschen die Inselbewohner mit Peitschenschlägen zum Wegebau. Wo sich Insulaner den Invasoren entgegenzustellen wagten, wurden sie niedergemetzelt.

Als der Erste Weltkrieg begann, verfügten die Deutschen allerdings über keine nennenswerten Militärfestungen, Stützpunkte und Häfen im Pazifik. Auch die deutschen Kanonenboote, die vom chinesischen Hafen Tsingtau aus im Stillen Ozean kreuzten, konnten gegen die Flotten der alliierten Kriegsgegner wenig ausrichten. Australische und britische Truppen konnten deshalb, ohne auf große Gegenwehr zu stoßen, Neuguinea, das Bismarck-Archipel und die Phoshatinsel Nauru einnehmen. Neuseeland besetzte Westsamoa, und von Norden marschierten die Japaner auf den von den Deutschen besetzten Inseln Mikronesiens ein. Anfang 1917 steckten die Regierungen in London und Tokio ihre Einflussphären ab. Japan sollte den Pazifik nördlich des Äquators beherrschen (mit Ausnahme der Insel Guam), die Briten die Inseln südlich davon.

Auch die neuen Herren in den vormals deutschen Kolonien zwangen die Einheimischen zu Arbeits- und Kriegsdiensten. Die neuseeländische Verwaltung in Samoa regierte mit Ausnahmegesetzen, übernahm die von den Deutschen gebildeten einheimischen Polizeitruppen, und neuseeländische Soldaten führten sich auf wie Feudalherren. Sie hielten sich *Black Boys* (Melanesier) als Diener und *Koolis* (Chinesen) als Köche. Neuseeland bildete auf Samoa zudem Kolonialsoldaten aus Tonga, Samoa und den Cook-Inseln aus und schickte

Als die Deutschen den Norden Neuguineas kolonisierten, suchten sie sofort nach »wehrfähigen Männern«



sie mit Einheiten von neuseeländischen Maoris auf die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges in Europa.

Die Briten setzten 100 Insulaner von Fidschi an Fronten in Frankreich und Italien ein, Australien sandte eine Division aus Papua und mindestens 300 Aborigines in den Ersten Weltkrieg, und die Franzosen fassten Kolonialsoldaten aus Neukaledonien, Wallis, Futuna und Tahiti zu einem Pazifikbataillon zusammen und schickten es an die 20.000 Kilometer entfernten europäischen Fronten. In Neukaledonien legten die Franzosen für jede Region Mindestquoten einheimischer Rekruten fest. Gegen diese Form der Zwangsrekrutierung kam es 1917 auf der Hauptinsel Grande Terre zum Aufstand. Ein Anführer der Kanak namens Noel rief dazu auf, statt für Frankreich in Europa lieber gegen die französische Kolonialherrschaft in Neukaledonien zu kämpfen. Bei der Niederschlagung der bewaffneten Revolte erschossen die französischen Truppen 200 Insulaner.⁶

Insgesamt mussten 1.134 Kanak in den Ersten Weltkrieg ziehen. Wie einer von ihnen nach seiner Rückkehr beschrieb, hätten sie »voll Trauer geweint, als sie das Gemetzel der Europäer untereinander sahen«. Es erinnerte sie an den »Kannibalismus von Wilden«, wie es ihn früher auch in Neukaledonien gegeben habe. Der europäischen Form des »Kannibalismus« fielen 374 Kanak zum Opfer, jeder Dritte der Kolonialsoldaten.⁷

Nach Ende des Ersten Weltkrieges erhoben Großbritannien, Australien, Neuseeland und Japan Ansprüche auf die ehemals deutschen Kolonien in Ozeanien. Die deutschen Unterhändler verlangten zwar bei den Friedensverhandlungen in Versailles »die Rückerstattung des deutschen Kolonialbesitzes« und signalisierten allenfalls die Bereitschaft des »rechtmäßigen Eigentümers« Deutschland, »über die Abtretung einzelner Kolonien mit der Entente zu verhandeln«. Sie waren eher bereit, auf die pazifischen Inseln zu verzichten, als auf ihre ehemaligen Kolonialgebiete in Afrika. Aber ungeachtet ihrer eigenen Herrschaftsmethoden konstatierten die Alliierten, dass Deutschland »auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation« versagt habe und sie »dreizehn bis vierzehn Millionen Eingeborene« nicht erneut einem

Schicksal überlassen dürften, von dem sie durch den Krieg gerade »befreit« worden seien.⁸

Dabei konnte von einer Befreiung der »Eingeborenen« Ozeaniens keine Rede sein, denn an die Stelle der alten Kolonialherren aus Deutschland traten lediglich neue, die ihre Expansionsgelüste auch durch Mandate des Völkerbundes kaum kaschieren konnten. Die Siegermächte des Ersten Weltkriegs vereinbarten zwar eine Entmilitarisierung der Kolonien und verständigten sich 1919 bei den Friedensverhandlungen in Paris in der damals gängigen rassistischen Diktion darauf, alle »Nigger-Armeen« in den Kolonien aufzulösen, keine einheimischen Soldaten mehr zu rekrutieren und bestehende militärische Installationen und Stützpunkte in den Mandatsgebieten zu schließen. Aber keiner hielt sich daran. In Neuguinea demontierten die Australier ihre Kanonenstellungen nur so weit, dass sie innerhalb weniger Tage wieder aufzubauen waren, und australische Soldaten trieben dort auch nach Kriegsende Insulaner zur Zwangsarbeit zusammen. In Samoa war die von Neuseeland gestellte Kolonialverwaltung weiter von hochrangigen Militärs dominiert, die lediglich ihre Uniformen beiseite gelegt hatten, aber in den zwanziger Jahren wieder zu den Waffen griffen, um Demonstrationen der Insulaner für ihre Unabhängigkeit zusammenzuschießen.⁹ Auf der mikronesischen Insel Guam bauten die USA nach dem Ersten Weltkrieg ihren Marinestützpunkt weiter aus. Und im Rest Mikronesiens verweigerten die Japaner auswärtigen Besuchern die Einreise, um so geheim zu halten, dass sie dort sofort nach dem Ersten Weltkrieg mit den militärischen Vorbereitungen für den Zweiten begannen.

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs in Nauru

Es war der 27. Dezember 1940, als vor der Küste der kleinen zentralpazifischen Insel Nauru ein fremdes Schiff auftauchte. Am Bug des Frachters leuchtete weithin sichtbar der japanische Name *Manyo Maru*. Am Mast wehte die Flagge der japanischen Handelsflotte. »Die Leute freuten sich, weil es schon seit einiger Zeit keinen Zucker und keinen Reis mehr gegeben hatte«, er-

zählt Alfie Dick, damals sechs Jahre alt, später stellvertretender Regierungschef Naurus. »Alle strömten voller Vorfreude zum Strand, um das Einlaufen des unerwarteten Frachters zu beobachten. Doch plötzlich nahm das Schiff die Verladestation und die Öltanks im Hafen unter Beschuss. Statt die Ankunft des Frachters zu feiern, flohen wir alle in den Wald, um uns zu verstecken. Wie sich herausstellte, handelte es sich um ein deutsches Kriegsschiff.«¹⁰

Das Schiff hieß in Wirklichkeit *Komet* und gehörte als »Hilfskreuzer« zur deutschen Kriegsmarine, die – von japanischen Stützpunkten versorgt – Ende 1940, Anfang 1941 im Stillen Ozean operierte. Sie torpedierte britische und australische Schiffe, verminnte Häfen in Neuseeland und versenkte vier Frachtschiffe der Minengesellschaft, die Australien, Großbritannien und Neuseeland unter dem Namen *British Phosphate Commissioners* (BPC) gemeinsam auf Nauru betrieben. Diese Phosphatmine hatte ihren Betrieb 1907 aufgenommen, als die Insel noch eine deutsche Kolonie gewesen war. Mit dem Angriff auf Nauru demonstrierte das faschistische

Deutschland, dass es sich auch mit dem Verlust seiner Kolonien in Ozeanien keineswegs abgefunden hatte.

Nach den ersten Warnschüssen an jenem Dezember tag des Jahres 1940 befahlen die deutschen Kommandanten dem Hafenmeister von Nauru, das Gelände um die Phosphatmine innerhalb von einer Stunde zu evakuieren. Als jede Gegenwehr ausblieb, hissten die Marinesoldaten auf der *Komet* Hakenkreuzfahnen und nahmen den Hafen unter Beschuss, bis die Treibstofftanks der Minengesellschaft explodierten und selbst das auf Stelzen ins Meer ragende

Fließband in Flammen aufging. »Die Leute von Nauru fanden es unglaublich, dass die Stahlkonstruktionen der Phosphatmine Feuer fingen«, erzählt Alfie Dick. »Wir hatten gedacht, nur Streichhölzer oder ähnliche Dinge könnten brennen. Was wir da sahen, war für uns völlig neu.«

Als die Verladestation der Mine in Schutt und Asche lag, verließen die Deutschen ebenso überraschend den Hafen, wie sie gekommen waren. Danach herrschte auf Nauru gespannte Ruhe, aber die Insulaner verfolgten mit Sorge die Vorzeichen weiteren Unheils. Erst schickte die Minengesellschaft BPC Frachtschiffe, um das Phosphat, das in Nauru noch auf Halde lag, hastig abzutransportieren. Dann schaffte sie 773 chinesische Bergleute, die in der Mine gearbeitet hatten, von der Insel, und die Kolonialverwaltung evakuierte auch den Großteil der europäischen und australischen Siedler. Die knapp 2.000 Insulaner waren schon fast unter sich, als im Dezember 1941 ein erstes Aufklärungsflugzeug über Nauru auftauchte. Auf seinen Tragflächen leuchtete die rote Sonne der japanischen Flagge. Bald darauf folgten Tiefflieger, die die kleine Funkstation der Insel bombardierten und Nauru von jeder Kommunikation mit der Außenwelt abschnitten. Die japanischen Sturzbomber flogen so tief, dass ein Mädchen den Eindruck hatte, »sie liefen über Bäume«. Fast täglich kreuzten jetzt japanische Flugzeuge auf. Die Inselbewohner mieden tagsüber die Gegend um die Phosphatmine sowie die Gebäude der Kolonialverwaltung und versteckten sich in den Wäldern auf dem Hochplateau.

Als am 21. Februar 1942 der französische Frachter *Triomphant* im Auftrag der australischen Regierung in Nauru einlief, hofften die Insulaner auf Hilfe. Doch das Schiff holte nur noch die letzten Europäer und Australier – bis auf sieben Personen – von der Insel sowie weitere Minenarbeiter. Da der Platz an Bord begrenzt war, mussten außer den Einheimischen auch 185 Chinesen, darunter viele Alte und Kranke, sowie 50 Bergarbeiter von anderen pazifischen Inseln zurückbleiben. Ihre Evakuierung galt nicht als dringlich, weil sie »in den Händen der Japaner kein Leid zu erwarten« hätten. Auf

Von dem deutschen Kriegsschiff *Komet* 1940 in Brand geschossene Hafenanlagen auf Nauru



keinen Fall jedoch wollten die Minenbetreiber den Japanern die Reste ihrer Förderanlagen überlassen. Zur Verblüffung der Insulaner zerstörte die Besatzung, was von der Mine nach den deutschen und japanischen Bombardements noch übrig geblieben war, bevor die *Triumphant* im Schutze der Nacht wieder in See stieß. Es war das letzte Schiff, das bis zum Kriegsende zwischen Australien und Nauru verkehrte. Drei lange Jahre blieben die Inselbewohner danach schutzlos den Japanern ausgeliefert und erlebten das Schicksal von Sklaven, als der Krieg im Südpazifik eskalierte.

Rauch über der Mündung des Perlenflusses Der japanische Überfall auf Pearl Harbor aus Sicht der Kanaka Maoli

»Der 7. Dezember 1941 war ein Sonntag, aber ich war trotzdem morgens in der Schule, weil wir nachmittags an einer Parade teilnehmen sollten. Es war eine Kamehameha-Schule für Jungen, eine dieser Lehranstalten, die aus einheimischen Kindern kleine Amerikaner machen sollten. Zum Unterricht gehörten auch militärische Übungen wie der Aufmarsch an diesem Sonntag. Wir polierten gerade unsere Schuhe und Blasinstrumente, als aus der Gegend von Honolulu plötzlich Rauch aufstieg. Unsere Schule lag auf einem Hügel, und wir sahen Flugzeuge über der Stadt. Wir glaubten, es handele sich um eines der üblichen Manöver der in Pearl Harbor stationierten US-Marine. Aber dann erfuhren wir aus dem Radio, dass japanische Flugzeuge die US-amerikanische Flotte im Hafen von Honolulu angegriffen und die Stadt bombardiert hatten.«¹¹ So erlebte Kekuni Blaisdell den Sonntag, den die offizielle US-amerikanische Geschichtsschreibung als *Day of Infamy* beschreibt, als »Tag der Schande«, weil die japanischen Streitkräfte mit ihrem Überraschungsangriff die US-amerikanische Pazifikflotte fast vollständig zerstörten und damit die USA zum Eintritt in den Zweiten Weltkrieg bewegten.

Auch für Kekuni Blaisdell markiert der 7. Dezember 1941 ein einschneidendes Datum, in diesem Fall für die traditionellen polynesischen Bewohner Hawaiis: »Unmittelbar nach dem Angriff wurde das Kriegsrecht

auf unseren Inseln ausgerufen. US-Militärs übernahmen die Macht. Nachts wurde die Stromversorgung abgestellt, die Fenster mussten verdunkelt werden, Lebensmittel und Benzin waren rationiert, niemand durfte seine Arbeitsstelle wechseln, und es gab eine Ausgangssperre. Wer sich nach acht Uhr abends noch auf die Straße wagte, wurde erschossen.« Der Ausnahmezustand auf Hawaii betraf alle Bewohner gleichermaßen, US-amerikanische Siedler, chinesische Händler, philippinische und japanische Plantagenarbeiter sowie die Polynesier. Für die Einheimischen hatte der Krieg aber die schlimmsten Folgen, wie Kekuni Blaisdell betont: »Die USA nutzten den Ausnahmezustand, um ein Viertel unseres Grund und Bodens für Militäranlagen zu beschlagnahmen. Sie holzten unsere Kokosplantagen ab und zerstörten unsere Taro-Felder. Die Taro-Wurzel ist der wichtigste Bestandteil unserer Ernährung und für uns gleichbedeutend mit Gott. Das heißt: Wir essen unsere Götter! Mit den Taro-Feldern verloren wir eine Grundlage unserer Kultur. Die Amerikaner versprachen zwar, uns das beschlagnahmte Land nach dem Krieg wieder zurückzugeben. Aber bis heute haben sie dieses Versprechen nicht eingelöst.«

Kekuni Blaisdell ist inzwischen weit über siebzig Jahre alt, ein hagerer, humorvoller älterer Herr, der sich offensiv zu seiner polynesischen Herkunft bekennt. »Ich bin ein Kanaka Maoli«, sagt er stolz. »In unserer Sprache heißen die Inseln nicht Hawaii, sondern Ka Pae'aina.« Wenn es um die Konsequenzen des Zweiten Weltkriegs für die Kanaka Maoli geht, verliert Kekuni Blaisdell seine vornehme Zurückhaltung, und in seiner Stimme schwingen deutlich hörbar Empörung und Verbitterung mit: »Während des

Schlagzeile der Tageszeitung von Honolulu, der Hauptstadt Hawaiis, nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941

Honolulu Star-Bulletin 1st EXTRA
ESTABLISHED 1858 11 PAGES—HONOLULU, TERRITORY OF HAWAII, U. S. A. SUNDAY, DECEMBER 7, 1941—12 PAGES A PEARL PINE STORY

WAR!
OAHU BOMBED BY JAPANESE PLANES

SAN FRANCISCO, Dec. 7. - President Roosevelt announced this morning that Japanese planes had attacked Manila and Pearl Harbor.

SIX KNOWN DEAD, 21 INJURED, AT EMERGENCY HOSPITAL
Attack Made On Island's Defense Areas

Hundreds See City Bombed

Schools Closed

Editorial

CITY IN SILENCE

Names of Dead and Injured

Additional Details

Krieges raubte uns die US-Marine zum Beispiel die Insel Kaho'olawe, um sie als Testgelände für Bomben zu missbrauchen. Die US-Militärs zerstörten dort viele unserer heiligen Stätten und machten mit ihren Tests trotz zahlreicher Proteste bis in die neunziger Jahre weiter.«

Kekuni Blaisdells berufliche Karriere hätte ihn eigentlich mit dem US-amerikanischen Regime in Hawaii ausöhnen können. Er gehört zu den wenigen Polynesiern seiner Generation, die eine akademische Ausbildung absolvieren konnten. Nach dem Besuch der »Eingeborenschule« auf Oahu, der Hauptinsel Hawaiis, studierte Kekuni Blaisdell in den vierziger Jahren in den USA Medizin. Bei seiner Pensionierung in den achtziger Jahren war er einer der wenigen polynesischen Professoren an der Universität von Honolulu. Aber in seiner Arztpraxis war ihm aufgefallen, dass der aufgezwungene *american way of life* auf den Inseln verheerende gesundheitliche Folgen für die polynesische Bevölkerung hatte. Sie machte nur noch ein Fünftel der Einwohner Hawaiis aus und war damit zur Minderheit in ihrem eigenen Land geworden. Die Zahl der Krebs- und Herzerkrankungen liegt bei den Polynesiern, wie Kekuni Blaisdell diagnostizierte, deutlich über dem Durchschnitt. Auch Diabetes und Alkoholismus sind bei ihnen weiter verbreitet als beim Rest der Bevölkerung, und ihre Lebenserwartung ist deutlich niedriger. Kekuni Blaisdell beschäftigte sich genauer mit der sozialen und politischen Situation der

traditionellen Bewohner Hawaiis und entdeckte auf diese Weise auch seine eigenen kulturellen Wurzeln. Heute ist er einer der prominentesten Sprecher der indigenen Widerstandsbewegung Hawaiis und erinnert bei seinen öffentlichen Auftritten immer wieder daran, dass sich die USA die Inseln gewaltsam und widerrechtlich einverleibt haben. Noch Ende des 19. Jahrhunderts war Hawaii ein unabhängiges, von

der polynesischen Königin Liliokalani regiertes Land gewesen. Dann hatten sich US-amerikanische Plantagenbesitzer, die ihren Zucker zollfrei in die USA exportieren wollten, an die Macht geputscht und gegen den Willen der polynesischen Bevölkerung den Anschluss der Inselgruppe an die Vereinigten Staaten betrieben. Politische Bewegungen wie die von Kekuni Blaisdell fordern deshalb die Unabhängigkeit der Inseln und die Rückgabe des Landes, das die USA im Zweiten Weltkrieg beschlagnahmt haben.

Dafür tritt auch Napua Keko'olani-Raymond ein. Sie wurde zwar erst nach dem Zweiten Weltkrieg geboren, bekam die Folgen jedoch in ihrer Familie hautnah zu spüren: »Mein Großvater, John Oliver Tsitsikosaka Gilmen, war Feuerwehrmann. Während des Angriffs der Japaner auf Pearl Harbor rückte seine Einheit aus, um die Feuer zu löschen. Unglücklicherweise kam er unter Artilleriebeschuss und wurde schwer verletzt. Eine Kugel traf ihn an der Wirbelsäule. Er blieb bis an sein Lebensende einseitig gelähmt. Er lebte bei uns, als ich aufwuchs, und ich wusste von meiner Mutter, dass er vor dem Krieg ein begeisterter Wanderer und Musiker gewesen war. Aber ich habe ihn nie singen hören. Wenn er es versuchte, kam nur noch ein Röcheln aus seiner Kehle. Seine Kriegsverletzung hatte ihn völlig traumatisiert. Nachts schrie er oft im Schlaf, weil ihm angreifende Flugzeuge im Traum erschienen. Und er litt an epileptischen Anfällen. Wenn es so weit war, versuchten wir Kinder immer, ihn mit Streicheln zu beruhigen, damit er seine Zunge nicht verschluckte. Früher schien mir das fast schon normal. Doch im Rückblick erfüllt mich diese Erinnerung mit Bitterkeit. Denn heute weiß ich, dass wir das nur durchmachen mussten, weil die Vereinigten Staaten unsere Vorfahren gezwungen haben, ihre Lebensweise aufzugeben. Wir sollen auch noch dankbar dafür sein, dass uns eine so große und wichtige Nation unterworfen hat. Dabei hat sie uns allen und auch mir persönlich, meiner Familie und meinem Großvater viel Leid eingebracht.«¹²

Hawaiis Regenten hatten bis Ende des 19. Jahrhunderts verzweifelt darum gerungen, ihre Unabhängigkeit

Der Iolani-Palast in Honolulu:
Residenz der letzten Monarchin Hawaiis, Königin Liliokalani, bis zu ihrem Sturz durch putschende US-amerikanische Plantagenbesitzer im Jahre 1893



zu erhalten. Wie Haunani-Kay Trask, Leiterin des Instituts für Hawaii-Studien an der Universität von Honolulu, erzählt, hatten die polynesischen Könige noch 1875 versucht, die US-amerikanischen Plantagenbesitzer zu besänftigen, indem sie ein Freihandelsabkommen mit der US-Regierung abschlossen, das den Zuckerproduzenten Hawaiis freien Zugang zum US-amerikanischen Markt gewährte. Im Gegenzug mussten die Regenten Hawaiis die Mündung des Perlenflusses auf der Insel Oahu an die US-Streitkräfte abtreten. Ein folgenschweres Zugeständnis, wie Haunani-Kay Trask betont, denn so entstand der Militärhafen Pearl Harbor: »1893 schickten die Vereinigten Staaten ihre Marine, so wie sie es seit jeher getan haben und bis heute überall in der Welt tun, um ihre Interessen durchzusetzen. 1898 annektierten sie unser Land – ohne Plebiszit, ohne jede Abstimmung und ohne jede Legitimation – und 1900 erklärten sie unsere Inseln offiziell zu US-amerikanischem Staatsgebiet.«¹³

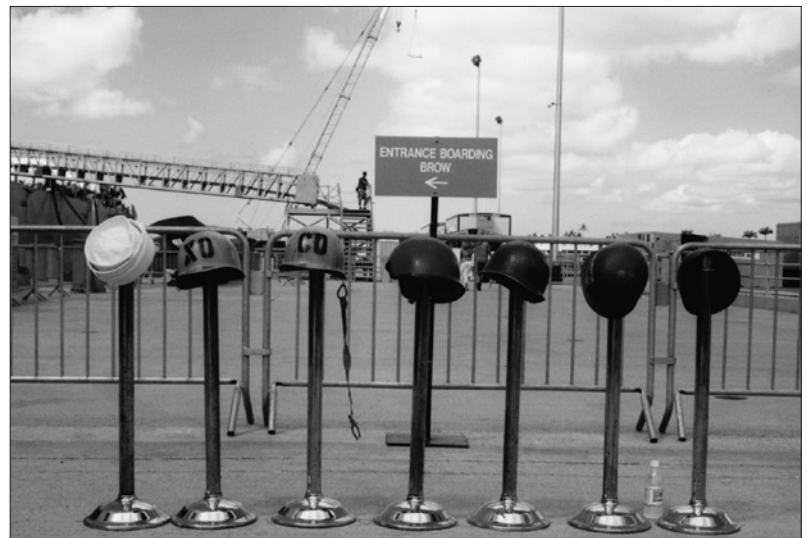
Der Hafen von Honolulu wurde zum Hauptquartier der US-Pazifikflotte, und schon vor dem Ersten Weltkrieg entstand auf Oahu, der Hauptinsel Hawaiis, mit den *Schofield Barracks* der größte US-Truppenstützpunkt außerhalb der Vereinigten Staaten. »Erst dadurch wurden unsere Inseln im Zweiten Weltkrieg zum Angriffsziel der Japaner«, sagt Napua Keko'olani-Raymond. Tatsächlich bombardierten die 360 angreifenden japanischen Flugzeuge nicht nur Pearl Harbor, sondern auch die anderen Militärbasen der US-Streitkräfte auf der Insel Oahu. Jeder Angriff forderte in den umliegenden Wohngebieten Opfer unter der Zivilbevölkerung.

Als Reaktion auf den japanischen Überfall rekrutierten die US-Streitkräfte in Hawaii 30.000 Freiwillige, darunter zahlreiche philippinische, chinesische und japanische Plantagenarbeiter sowie Polynesier. Sie wurden im Zivilschutz eingesetzt, als Luftschutzhelfer und Hilfsarbeiter beim Ausbau militärischer Installationen, und – wie der Vater von Haunani-Kay Trask – als Soldaten. »Ich war noch nicht geboren, als der Krieg begann«, erzählt sie. »Meine Eltern heirateten am 2. Januar 1942, unmittelbar nach dem Angriff auf Pearl Harbor. Da galt

schon der Ausnahmezustand und alle ›guten Amerikaner‹ waren aufgefordert, sich zum Kriegsdienst zu melden, auch die Hawaiianer. Mein Vater folgte dem Aufruf.« Weil in den US-Streitkräften im Zweiten Weltkrieg strikte Rassentrennung herrschte, wussten sie zunächst nicht, wohin mit den Hawaiianern. »In die rein schwarzen Einheiten passten sie nicht. Denn sie waren nicht schwarz. Aber zu den weißen Einheiten gehörten sie auch nicht, denn die Weißen sahen in den Polynesiern Schwarze, die bei ihnen nichts zu suchen hatten. Deshalb gründeten die US-Streitkräfte für die Hawaiianer schließlich eine Sondereinheit. Erst auf den Schlachtfeldern spielte diese Form von Apartheid keine Rolle mehr. Denn im Tod waren alle gleich. Viele Hawaiianer sind gefallen, sehr viele. Mein Vater nicht. Er hatte Glück und kehrte zurück. Aber er hatte viel Schreckliches erlebt, hatte mit ansehen müssen, wie Freunde von Bomben zerrissen wurden. Nach dem Krieg wollte er darüber nicht reden, aber er engagierte sich als Anwalt gegen den Rassismus in den US-amerikanischen Streitkräften und in der Gesellschaft Hawaiis.«¹⁴

Während des Zweiten Weltkriegs wurde Hawaii zum wichtigsten Aufmarschgebiet der US-Streitkräfte im

Pearl Harbor ist heute das größte US-amerikanische Kriegsmuseum und zählt jährlich mehr als 1,5 Millionen Besucher



An Bord der *USS Missouri* unterzeichneten die Japaner am 2. September 1945 die Kapitulationsurkunde. Das Kriegsschiff gehört inzwischen zum »Nationalpark Pearl Harbor«, und die US-Streitkräfte veranstalten an Bord regelmäßig Gedenkfeiern für die US-Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg im Pazifik umkamen – die gefallenen Insulaner sind dabei nicht der Rede wert

Pazifik. Über eine Million US-Soldaten machte hier Zwischenstation auf dem Weg zu den Schlachtfeldern im Südwesten Ozeaniens. Zeitweise bevölkerten mehr Militärs die Inseln als Zivilisten. Auf Oahu okkupierte die US-Armee ein Drittel des Landes und baute gigantische Zelt- und Barackenlager, militärische Übungsgelände und Feldkrankenhäuser. Haunani-Kay Trask hat errechnet, dass die US-Streitkräfte insgesamt 600.000 Morgen Land konfiszierten. Viele polynesische Inselbewohner verloren ihre letzten Felder und Gärten. Polynesischen Frauen, die zuvor Blumenkränze (*Leis*) gebunden hatten, mussten jetzt Tarnnetze knüpfen, und Hula-Tänzerinnen traten nicht mehr bei traditionellen Zeremonien, sondern vor US-Soldaten auf. Prostitution war in Hawaii zwar offiziell verboten, aber die US-amerikanische Militärpolizei akzeptierte sie nicht nur, sondern kontrollierte selbst die zahlreichen Bordelle in Honolulu. Die gesamte Wirtschaft der Inseln war auf die Bedürfnisse der Militärs ausgerichtet. Weil Japan die Lieferung von Kautschuk aus Asien in die USA abgeschnitten hatte, mussten Kinder alte Gummireifen sammeln und abliefern. Private PKW und Lastwagen wurden beschlagnahmt und Schulen zu Hilfsunterkünften von Soldaten umfunktioniert. Während Tausende weiße Siedler von Hawaii in die Vereinigten Staaten evakuiert wurden, mussten die Polynesier, Chinesen und Filipinos Bunker und Luftschutzgräben ausheben. Das Mitführen von Personalausweisen und Gasmasken war Pflicht. Bei offiziellen Gedenkveranstaltungen zum

Zweiten Weltkrieg, zum Beispiel am 2. September 1999, dem 54. Jahrestag der japanischen Kapitulation, ist von all dem keine Rede. Die *USS Missouri*, auf der der japanische Oberkommandierende 1945 die Kapitulation unterzeichnet hat, liegt im Hafen von Honolulu und steht unter Denkmalschutz. Am Kai davor wird die Gedenkfeier

mit einem Gebet eröffnet, dann spielt eine Blaskapelle der US-Marine die amerikanische Nationalhymne. Am Ende der Feier erschallt die historische Rede von General Douglas MacArthur, dem Oberkommandierenden der US-amerikanischen Streitkräfte im Pazifik, vom Band: »Landsleute, heute schweigen die Waffen. Eine große Tragödie ist beendet. (...) Ich danke dem gnädigen Gott, der uns den Glauben, den Mut und die Kraft beschert hat, den Sieg zu erringen.« Dazwischen geben Marinesoldaten 21 Salutschüsse ab, »zum Gedenken an die 2.388 Kameraden, die hier in Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 ihr Leben ließen«, und hissen die Flaggen der 50 US-Staaten, darunter die von Hawaii, seit 1959 50. Bundesstaat der Vereinigten Staaten. Ein Militärchor schmettert den Song *Proud to be an American*, und ans Rednerpult treten ein Politiker und vier Militärs, allesamt Veteranen des Zweiten Weltkriegs, die fast alle weiß sind. Die einzige Ausnahme: der Senator Hawaiiis. Er hat asiatische Vorfahren. Vor den Kanonenrohren der *USS Missouri* erinnern die Redner an ihre Kriegserlebnisse und mahnen, »nie diejenigen zu vergessen, die für unseren Frieden und unsere Freiheit gefallen sind«, nicht die »15 Millionen amerikanischen Männer und Frauen, die sich der titanischen Aufgabe stellten, diesen Krieg zu gewinnen«, und nicht die »144 Millionen an der Heimatfront, die all das produzierten, was dafür nötig war«. Fazit: »Diese Amerikaner sind die großartigste Generation aller Zeiten.« Im Anschluss an die patriotische Gedenkfeier wird zur Besichtigung »des wunderbaren Kriegsschiffs *USS Missouri*« geladen und zum Besuch des *National Monument Pearl Harbor*. In dem weitläufigen Freiluftmuseum im Hafen von Honolulu sind Überreste von Kriegsschiffen, Flugzeugen und U-Booten, Torpedos, Anker und Schiffsglocken, historische Fotos, Karten und Gedenktafeln zu sehen. Die Hauptattraktion des Parks liegt eine knappe Meile vom Ufer entfernt im Meer: ein lang gestrecktes, weißes Gebäude aus Stahlbeton mit geschwungenem Dach, das wie ein großes Schiff über dem Wasser zu schweben scheint. Darüber weht eine riesige US-amerikanische Flagge. Eine Fähre bringt jede Viertelstunde Besucher



hinüber. An Bord fordern Angestellte des Nationalparks die Passagiere auf, in der Gedenkstätte Stille zu wahren, denn es handle sich um »ein nationales Grab«.

Die Halle ist von Sonnenlicht durchflutet. Es fällt durch Öffnungen in Dach und Wänden auf den gläsernen Boden, der den Blick frei gibt auf das Wrack eines Schlachtschiffs, das darunter auf dem Meeresgrund liegt, die *USS Arizona*. Von japanischen Bomben getroffen, war sie am 7. Dezember 1941 an dieser Stelle gesunken. 1.177 US-Soldaten starben. Ihre Namen sind an einer Kopfseite der Gedenkhalle in Marmor eingraviert. Besucher legen Blumengestecke davor nieder.

Zurück an Land sind in einem Kinosaal Dokumentarfilme über »das größte Desaster in der Geschichte der US-Marine« zu sehen: »21 Schiffe, darunter alle acht Schlachtschiffe der ersten Ordnung, wurden versenkt oder beschädigt, 170 Flugzeuge von Armee und Marine zerstört. Die Zahl der Opfer: 2.400 Tote, 1.200 Verwundete.« Der Kommentator erklärt, warum der japanische Oberkommandierende, Isaroku Yamamoto, Pearl Harbor angriff: »Wenn Japan die europäischen Kolonien in Südostasien erobern wollte, musste es zuerst die US-Flotte in Pearl Harbor ausschalten. (...) Nur die amerikanischen Flugzeugträger entkamen dem japanischen Angriff. Sieben Monate später stellten sie die japanische Flotte vor den Midway-Inseln, und US-Tiefflieger versenkten dort vier der Flugzeugträger, die Pearl Harbor angegriffen hatten. Danach sollte es jedoch noch weitere drei Jahre dauern, bis sich die Amerikaner quer durch den Pazifik gekämpft hatten, um Japan die eroberten Inseln wieder zu entreißen. Dabei starben Millionen Menschen.«

Der Historiker der Gedenkstätte, Daniel Martínez, erklärt, warum der japanische Angriff die US-Streitkräfte so überraschte: »Obwohl die Japaner längst einen Beistandspakt mit Hitlers Deutschland und Mussolinis Italien unterzeichnet hatten, haben die USA sie als Gegner nicht ernst genommen. Es fällt mir nicht leicht auszusprechen, dass das Verhältnis der USA zu Japan von einem rassistischen Gefühl der Überlegenheit geprägt war. Die kleinwüchsigen Japaner galten den US-Ameri-

kanern nicht als gleichberechtigte Menschen. Während sich die USA deshalb in einem falschen Gefühl der Sicherheit wiegten, konnte die Militärregierung Japans den Angriff auf die US-Flotte ungestört vorbereiten und dafür sorgen, dass sie dem japanischen Eroberungszug im Pazifik nicht in die Quere kommen konnte.«¹⁵ Welche Folgen das für die Bewohner der pazifischen Inseln hatte, das sei »eines der ungeschriebenen Kapitel der Geschichte«, sagt Martínez. »Von den einheimischen Einheiten, die etwa auf den Salomon-Inseln als Küstenwächter halfen, die Japaner aufzuspüren, ist bis heute nicht die Rede. Auch nicht von denen, die auf der Insel Guadalcanal den Alliierten als Soldaten und ortskundige Führer dienten. Niemand spricht darüber, welche Auswirkungen der Krieg für sie hatte. Dabei wurden die verheerendsten Schlachten in ihrem Heimatland ausgetragen.« Daniel Martínez nennt keine genauen Zahlen, schätzt aber, dass Zehntausende Insulaner im Zweiten Weltkrieg gekämpft haben. In der US-amerikanischen Geschichtsschreibung komme ihre Einsatz bislang »allenfalls als Fußnote« vor. »Es ist an der Zeit, das endlich zu ändern.«

Kriegsschauplatz Südpazifik

»Ich erinnere mich noch genau an den Abend des 3. September 1939«, schreibt John Guise, der spätere britische Generalgouverneur in Papua-Neuguinea. »Ich saß in Samarai mit einer großen Gruppe von Papuanern um ein Radio herum, das einem von ihnen gehörte. Verwundert, stumm und eingeschüchtert hörten wir, wie in London Mr. Chamberlain Deutschland den Krieg erklärte. Wir versuchten uns gegenseitig zu beschwichtigen, dass diese Nachricht uns in Papua in keiner Weise betreffen würde, aber schon damals beschlich uns ein Gefühl der Unruhe. Und der Zeitpunkt sollte bald kommen, an dem wir uns den Konsequenzen stellen mussten, die sich aus der Londoner Radiomeldung ergaben.«¹⁶

Der Zeitpunkt kam am 4. Januar 1942, als die Japaner das Städtchen Rabaul an der Ostküste der Insel New Britain (nordöstlich von Neuguinea) bombardierten, vier Wochen nach dem Angriff auf Pearl Harbor. In Rabaul

residierte die australische Verwaltung, die seit dem Ersten Weltkrieg im Auftrag des Völkerbundes Neuguinea kontrollierte. Anfang 1942 nahmen japanische Truppen das gesamte Mandatsgebiet ein und bauten in Rabaul ihren größten Stützpunkt im Südpazifik. Bis zu 90.000 Soldaten waren dort stationiert. Ihr Befehl lautete, die australische Kolonie Papua und die Hafenstadt Port Moresby an der Südküste Neuguineas einzunehmen. Dort wären sie nur noch wenige hundert Kilometer vom australischen Festland entfernt gewesen. Die Alliierten taten alles, um die Japaner aufzuhalten, bevor sie in Australien landen konnten. So stießen die Streitkräfte beider Seiten im Südpazifik aufeinander, und in Neuguinea trugen sie einige der schwersten Kämpfe des Zweiten Weltkrieges aus.

**»Sie haben uns behandelt wie Scheiße!«
Bauern und Fischer aus Neuguinea als
Hilfsarbeiter im Krieg**

Bis 1942 lebten in Papua und Neuguinea etwa 8.000 Weiße unter rund zwei Millionen Insulanern. In den

folgenden drei Jahren überrollten jedoch eine Million Amerikaner, knapp 500.000 Australier und 300.000 Japaner die Insel. Damit kam fast ein ausländischer Soldat auf jeden Einheimischen.¹⁷ Die Japaner verschleppten auch mehr als 5.000 Inder, die sie bei ihrem Vormarsch in Singapur gefangen genommen hatten, als Zwangsarbeiter in den Südpazifik, sowie Chinesen, Indonesier und Koreaner. All diese fremden Soldaten benötigten einheimische Helfer für den Krieg auf der Insel. Allein die Japaner rekrutierten in Neuguinea Zehntausende Insulaner als Hilfs- und Bauarbeiter, Träger und Führer, Kundschafter und Soldaten. Oftmals mussten sie als »menschlicher Schutzwall« vor den japanischen Truppen her marschieren. Manche Insulaner dienten den Japanern »freiwillig« (angeworben mit politischen Versprechen, Geld, Kleidern, Nahrungsmitteln, Geschenken und Waffen). Die meisten jedoch wurden zum Arbeitsdienst gezwungen. Nachdem ihre Dörfer zerstört waren, blieb vielen Insulanern nur die Wahl, sich den Japanern zu beugen oder zu fliehen.

Ein Bauer aus der Nähe des Küstenortes Finschhafen erzählt: »Wie sollten wir weiter Felder roden oder Gärten anlegen? Wir waren schließlich ständig auf der Flucht vor den Japanern. Hatten wir ein Versteck gefunden, kamen die Japaner hinter uns her. Wir mussten deshalb immer weiter ziehen und von wildem Jams leben und den Früchten, die wir im Dschungel fanden.«¹⁸ Stellten die Japaner einen Flüchtigen, so drohten Prügel, Folter oder gar die Todesstrafe. Der Bauer Arthur Duna berichtet: »Alle Männer mussten sich in drei langen Reihen aufstellen. Ein Soldat feuerte dicht über ihre Köpfe, und sie erschrecken sehr, wären fast in alle Richtungen auseinander gestoben. Doch der Soldat ließ ihnen durch seinen Übersetzer mitteilen, sie sollten es nicht wagen wegzulaufen, sondern hinunter zum Strand marschieren. Denn sie müssten mitkommen nach Sana-da, und jeden, der zu fliehen versuche, werde er mit seinem Gewehr über den Haufen schießen.«¹⁹ In Sana-da angekommen, wurden die Männer als Lastenträger und Bauarbeiter eingesetzt. Arthur Duna musste für die Zwangsarbeiter kochen, »aber das Essen reichte nicht

Am Pier von Kiriwina mussten selbst Kinder im Juli 1943 beim Entladen der Schiffe helfen, die Nachschub für die alliierten Truppen in Papua und Neuguinea brachten



aus, um unsere leeren Mägen zu füllen. Alle mussten den ganzen Tag über hart arbeiten, aber es gab nur ein bisschen Reis und Fisch aus der Dose, das Ganze mit Wasser verlängert.« Arthur Duna dachte damals: »Das ist nicht mein Krieg!« und nutzte einen unbeobachteten Moment beim Holz sammeln, um in den dichten Dschungel zu flüchten.²⁰

Auch die Alliierten zwangen in Papua und Neuguinea Einheimische mit Waffengewalt zu Arbeitseinsätzen. Der Historiker Walingai Patrick B. Silata schildert, wie die Australier in Dörfer eindrangen, die Männer zusammentrieben und antreten ließen. Dann wählten sie die körperlich leistungsfähigsten Männer aus und ließen den Rest zurück. »Die ausgesuchten Männer hatten keine Wahl. Auf Befehl des *masta* mussten sie zum nächsten australischen Stützpunkt marschieren, wo ihnen die Australier ihre jeweiligen Dienste zuteilten.«²¹ Nach der japanischen Invasion fassten die Australier die ihnen verbliebenen Teile Neuguineas und Papuas unter einer einheitlichen Militärverwaltung zusammen, der *Australian New Guinea Administrative Unit* (ANGAU). Im August 1942 beschlossen die australischen Militärs ganz offiziell, »die Interessen der Eingeborenen zeitweise zu opfern« und sie zu Kriegsdiensten zu zwingen. Zwar galt die Order, nicht mehr als ein Viertel der gesunden, einheimischen Männer als Hilfsarbeiter und Träger einzusetzen. Tatsächlich aber wurden in vielen Dörfern sämtliche Männer rekrutiert, selbst alte und schwache. »Die Dörfer litten schwer darunter, dass keine Männer da waren, um die Gärten zu bebauen, zu jagen und Häuser und Kanus in Stand zu halten«, schreibt der Historiker John Waiko von der Universität Papua-Neuguineas. »Es gab zu wenig Nahrungsmittel, der Krankenstand stieg, die Kindersterblichkeit war extrem hoch, und die Frauen waren völlig überarbeitet. Oft standen sie kurz vor dem Hungertod. Ihr Leben war geprägt von dem Schmerz über den Verlust ihrer Männer und von der erschreckenden Apathie, die sich einstellt, wenn jeder Lebenswille erlischt.«²² Viele Insulaner fürchteten sich vor beiden Kriegsparteien gleichermaßen und versteckten sich in den schwer zugänglichen Bergen im Innern

der Inseln. Nach der Einnahme von Rabaul planten die Japaner zunächst, Port Moresby vom Meer aus zu erobern. Anfang Februar 1942 flog die japanische Luftwaffe erste Bombenangriffe auf die Stadt, um Verteidigungsanlagen der Australier zu zerstören. Die australischen Truppen reagierten in heller Panik und missbrauchten die allgemeine Verwirrung, um die Geschäfte von Port Moresby zu plündern. John Waiko schreibt, in der Stadt habe »das blanke Chaos« geherrscht, und die einheimische Bevölkerung sei entsetzt gewesen, wie schnell die angeblich so zivilisierten Weißen jegliche Achtung vor Recht und Gesetz ablegten. Hätte die japanische Kriegsmarine Port Moresby erreicht, wäre sie kaum auf nennenswerten Widerstand gestoßen. Doch als die Flotte im Mai 1942 von Rabaul Richtung Papua auslief, kreuzte die – nach dem Desaster von Pearl Harbor – eiligst nachgerüstete US-amerikanische Pazifik-



Die australische Militärverwaltung registrierte in Neuguinea Helfer per Daumenabdruck

Dorfbewohner Neuguineas schleppen Lasten von der Küste zu den alliierten Truppen in den Bergen





Veteranen von der Nordküste Neuguineas: »Als die Japaner landeten, war die gesamte Bucht von Mamba bis Tufi schwarz vor Kriegsschiffen. Dann eröffneten sie das Feuer auf uns«

»Manche Japaner behandelten uns gut, andere haben Insulaner in Stücke gehackt«, sagt der ehemalige Zwangsarbeiter Iwondo. Noch 50 Jahre später besuchten ihn japanische Veteranen



flotte schon in der Korallensee zwischen Neuguinea und den Salomon-Inseln und konnte die japanischen Kriegsschiffe aufhalten. Der Zusammenstoß der beiden mächtigsten Flotten der Welt ist als »Schlacht in der Korallensee« in vielen Geschichtsbüchern über den Zweiten Weltkrieg ausführlich

beschrieben worden. Darin sind die Typen und Namen der beteiligten Schiffe, ihre Längen, Breiten und Höhen, die Reichweite ihrer Kanonen und die Opfer auf beiden Seiten aufgelistet. Der französische Historiker Raymond Cartier zum Beispiel weiß zu berichten, dass der Kapitän des US-Flugzeugträgers *Lexington* als Letzter sein sinkendes Schiff verließ und dabei »seinen Hund auf dem Arm« trug.²³ Nur von den Menschen, die auf den Inseln der Korallensee lebten, ist in keinem Bericht die Rede. Dabei hat sie diese, nach ihrem Meer benannte Seeschlacht anhaltend traumatisiert. Die Anthropologin Maria Lepowsky berichtet, dass die Bewohner der Insel Vanatinai sich noch Ende der siebziger Jahre genau erinnerten, wie plötzlich die Kriegsschiffe und Flugzeuge der Japaner und US-Amerikaner rund um ihr Archipel aufgetaucht waren.²⁴ Damals hätten sie sich vor den »mysteriösen Flugobjekten und unbekanntem Schiffen« sehr gefürchtet. Sie hätten sie »Geisterboote« und »Geisterflugzeuge« genannt, und so bezeichneten sie noch immer Flugzeuge über ihren Inseln und Schiffe am Meereshorizont. »Die Bewohner der Inseln Vanatinai und Rossel hatten keinerlei direkten Kontakt zu den Krieg führenden Mächten. Aber sie konnten die Furcht erregende Wirkung der modernen Waffen mit eigenen Augen beobachten. Sie sahen, wie US-amerikanische Flieger den japanischen Flugzeugträger *Shoho* zwischen den Inseln Misima

und Panacati versenkten. Auch der spektakuläre und Furcht erregende japanische Angriff auf den US-amerikanischen Flugzeugträger *Lexington* fand in Sichtweite der Inseln statt, südlich von Vanatinai. Die Angreifer flogen jeweils direkt über die Inseln.« Flugzeugrümmen an der Südostküste von Vanatinai und die Überreste eines japanischen U-Bootes auf einem Riff vor Rossel zeugen noch immer von der Luft- und Seeschlacht rund um die Inseln. »Bei ihren Bewohnern hinterließ das unfassbare Spektakel den Eindruck, dass unbekannte Mächte in die Region vorgestoßen waren und große Veränderungen bevorstanden.«²⁵

Nachdem die japanischen Streitkräfte die Südküste Papuas und Port Moresby nicht von der See her hatten einnehmen können, starteten sie weitere Versuche über Land. Am 19. Juli 1942 landeten 3.000 japanische Soldaten und 1.000 einheimische Träger zwischen den Dörfern Gona und Buna an der Nordküste Neuguineas. Von dort wollten sie sich durch das unwegsame Gebirge im Inselinneren bis in das fast 200 Kilometer entfernte Port Moresby an der Südküste der Insel marschieren. Im Dschungel der Berge gelang es der Hälfte der Zwangsarbeiter zu fliehen. Dorfbewohner versteckten sie und pflegten die Kranken gesund. Einige von ihnen kämpften später auf Seiten der Alliierten.

Arthur Duna beschreibt die japanische Invasion in den Dörfern: »Die Schüsse der Gewehre und die Explosionen der Bomben ließen die Wolken vom Himmel hinabstürzen, bis sie die Erde berührten und alles, was lebte, zu Staub zermalmt schien. Unsere Männer, die bis dahin stets tapfer, mutig und stark gewesen waren, wirkten nach Ankunft der Japaner hilflos wie kleine Kinder, die eben erst dem Mutterbauch entschlüpft waren. Es schien so, als hätte die Landung der japanischen Truppen, der Donner ihrer Gewehre und der schreckliche Anblick ihrer Kriegsschiffe den Insulanern das Rückgrat gebrochen. Sie waren wie gelähmt, unfähig wegzulaufen. Denn diese Katastrophe übertraf alles, was sie bis dahin erlebt hatten.«²⁶

Die japanischen Soldaten waren brutale Besatzer: »Sie beschlagnahmten die Ernten in unseren Gärten,

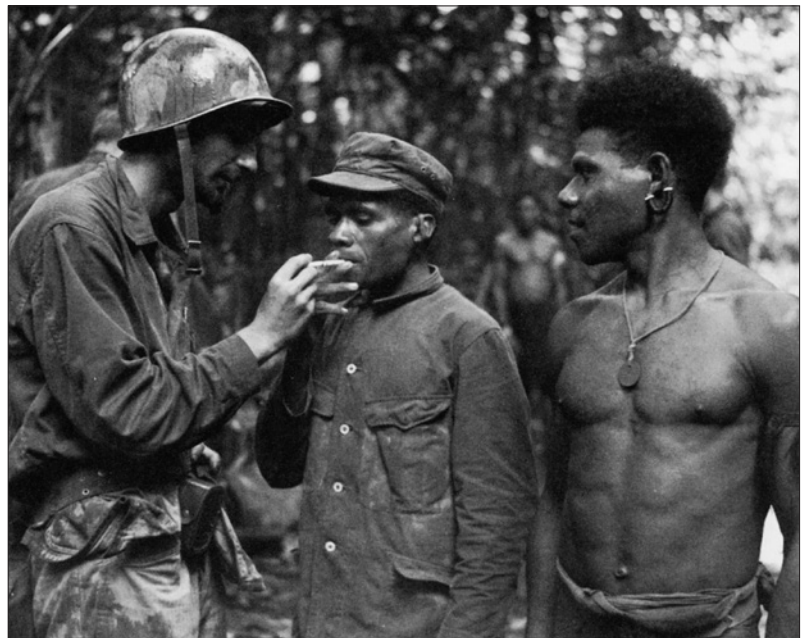
schlachteten unser gesamtes Vieh und verspeisten all unsere Schweine. Selbst unsere Kirche entweichten sie mit Fäkalien.«²⁷ Die Japaner zwangen die einheimischen Männer, ihnen als Pfadfinder und Träger auf dem Weg ins Gebirge zu dienen. Nur ein schmaler Fußpfad schlängelte sich von der Nordküste aus in Serpentin durch dichten Dschungel hinauf in die schroffe Bergkette der Owen Stanley Range und auf der anderen Seite über in Felswände gehauene Treppenstufen hinunter zur Südküste, nach Port Moresby. Um diesen Pfad, den Kokoda Trail, entzündeten sich monatelange Stellungskämpfe. Alle Kriegsparteien waren in dem schwer zugänglichen tropischen Gebirge auf ortskundige Helfer angewiesen. Die Insulaner mussten das Gelände auskundschaften, Dschungelpfade roden und Behelfsbrücken bauen, Lager aufschlagen, Schuppen zusammenzimmern und Schützengräben ausheben, Schießstände anlegen und Bunker bauen. Sie gingen für die Soldaten auf die Jagd und zum Fischfang. Sie stellten Fallen und legten Hinterhalte. Und sie schlepten alles, was die Fremden für ihren Krieg brauchten, über steile Pfade ins Gebirge: Zelte und Schlafsäcke, Kochgeschirr und Lampen, Lebensmittel und Wasservorräte, Kanonen und Granaten, Gewehre und Munition. Bei ihrem Abstieg balancierten sie Verwundete auf Bambusbahren in die Basislager und Feldlazarette im Tal.

Der Australier Peter Ryan erlebte die Hilfseinsätze 1943 als junger Soldat und notierte: »Den Trägern wurde jeweils eine Last von etwa fünfzig Pfund aufgebüdet. Ihre Ration bestand aus einer einzigen warmen Mahlzeit am Tag, aus Reis, den sie sich abends selbst kochen mussten. Für unterwegs blieb ihnen nur ein Päckchen Armeekekse. Wenn sie aufbrachen, erhielten sie zwar noch eine kleine Dose Fleisch, doch die aßen sie meist schon am ersten Tag, um sie nicht weiter mitschleppen zu müssen. Selbst einfachste wissenschaftliche Untersuchungen belegen, dass in ihren Nahrungsrationen nicht einmal die notwendigsten Proteine, Fette und Vitamine für normale Arbeiten enthalten waren. Für die harte Arbeit in der kalten Bergregion waren sie völlig unzureichend. Krankheiten aufgrund von Mangelernäh-

rung waren deshalb weit verbreitet. Der Krankenstand lag manchmal über 25 Prozent.«²⁸ Japaner wie Alliierte machten sich in Papua und Neuguinea zahlreicher Verbrechen schuldig: Sie plünderten Häuser und Hütten, brannten Dörfer nieder und raubten ihren Bewohnern Vorräte und Vieh, sie setzten Prügelstrafen und Folter ein, vergewaltigten einheimische Frauen und misshandelten deren Männer. Von beiden Kriegsparteien wurden Insulaner, die der Kollaboration verdächtigt wurden, standrechtlich erschossen. Die Grausamkeit der japanischen Streitkräfte war sprichwörtlich. Aber die Alliierten standen ihnen kaum nach. Ein Veteran erzählt, dass alliierte Soldaten vom Stützpunkt Saidor die Einheimischen sogar dazu gezwungen hätten, »Biscuits mit menschlichen Exkrementen zu essen«.²⁹

In Neuguinea mussten Inselbewohner auch Massaker der Alliierten an japanischen Kriegsgefangenen mit ansehen: »Australier nahmen einige Japaner gefangen und führten sie an den Strand bei Wandokai. Mein Vater musste dabeistehen und zuschauen, wie die Australier

Ein Träger der Alliierten auf dem umkämpften Kokoda Trail in Neuguinea. Da er zunächst für die Japaner hatte arbeiten müssen, trägt er noch immer eine japanische Uniform



Mit den fremden Truppen kamen Frontkinos auf die pazifischen Inseln, in denen viele Melanesier und Polynesier erstmals Spielfilme und Wochenschauen sahen

die Japaner umbrachten. Sie verbanden ihnen die Augen und schlugen einem nach dem anderen den Kopf ab. Die Japaner wimmerten und bettelten um Gnade, aber die Australier ließen sich davon nicht erweichen. Sie töteten alle – keiner überlebte. Dann schütteten sie Kerosin über die Leichen und verbrannten sie, bis sie zu Asche zerfallen waren. Mein Vater hat mir diese Geschichte erzählt. Er weinte dabei, weil er Mitleid mit den Japanern hatte.«³⁰

Wie sich die Alliierten selbst wahrnahmen, belegt der australische Dokumentarfilm *Angels of War*. Wochenschauaufnahmen zeigen, wie sich die einsamen Buchten und Strände nach Landung der US-amerikanischen und australischen Truppentransporter innerhalb kürzester Zeit in gigantische Militärbasen verwandelten, in logistische Zentren mit Tausenden Menschen und

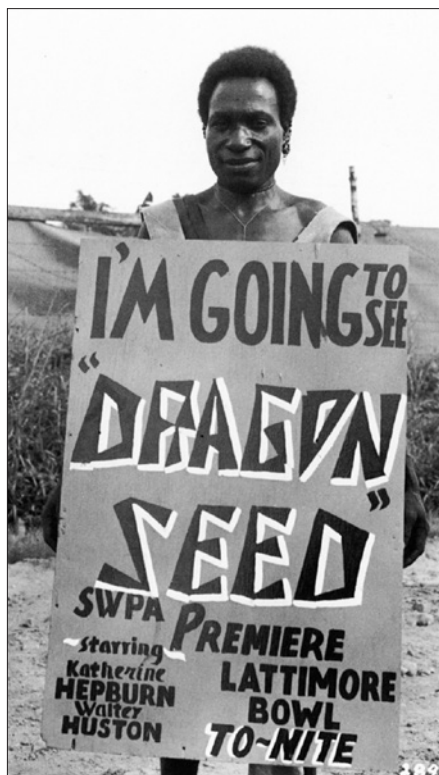
Maschinen. »Wir brachten verdammt viel mit«, erklärt ein australischer Soldat in dem Film, »eigentlich alles: von Bulldozern und Sägemühlen bis zu Zeltlagern und Eiscreme.« Nach der Landung von 16.000 Mann mit 45.000 Tonnen Material auf der kleinen Insel Nissan dachte ein anderer Soldat: »Ein Mann mehr, und die gesamte Insel wäre möglicherweise im Meer versunken.« Die Dokumentation zeigt auch historische Aufnahmen von Zwangsarbeitern der Japaner, die Schiffe entladen und schwere Koffer und Kisten an Land schleppen müssen. Keiner von ihnen schaut in die Kamera, keiner lächelt. Der japanische Kommentar dazu lautet: »Nach einer langen Seereise werden unsere Soldaten von der Bevölkerung Neuguineas

willkommen geheißen. Die Eingeborenen bieten uns freudig ihre Mithilfe an. Sie führen uns durch unvermessene Landschaften und helfen uns mit Pfeil und Bogen. Unser Erfolg hängt ganz entscheidend von ihnen ab.«

Eine andere Wochenschau präsentiert dunkelhäutige Arbeiter, nur mit Lendenschurz bekleidet, die unter sengender Sonne mit Schaufeln und Hacken Straßen bauen und Felder umgraben. Ihre japanischen Aufseher stehen in makellosen weißen Uniformen im Schatten daneben, plaudern und lassen Feldflaschen kreisen. Zur Überwachung der einheimischen Arbeiter setzte die japanische Militärpolizei auch Insulaner ein. Einer der Mitläufer gestand den Dokumentarfilmern: »Ich habe Leute verhaftet und ihnen, wenn sie verurteilt waren, die verlangte Anzahl Peitschenhiebe verpasst. Hätte ich sie nicht geschlagen, wäre ich selbst ausgepeitscht worden. Ich habe aus Angst so gehandelt, denn ich musste mit ansehen, wie sie Männer von der Duke-of-York-Insel gefesselt und kopfüber aufgehängt haben. Manche davon ließen sie ohne Essen so lange hängen, bis sie tot waren.«

John Kapelis aus dem Dorf Vunaitima musste erleben, wie die japanische Militärpolizei seine Nachbarn umbrachte: »Wir waren dabei, als zwölf Männer festgenommen wurden, nur weil sie ohne Erlaubnis das Dorf verlassen und an den Strand gegangen waren. Sie wurden zwei Wochen lang in einen Tunnel gesperrt und misshandelt. Die Japaner banden ihnen die Hände auf den Rücken und hängten sie daran auf, bis nur noch ihre Zehenspitzen den Boden berührten. Später mussten sie ihre eigenen Gräber schaufeln. Wir haben es selbst gesehen. Die Japaner legten ihnen rote Augenbinden um. Ein Offizier zählte: »Eins, zwei, drei! Schon traf sie ein Schwerthieb im Nacken und sie waren geköpft.«

In dem Film *Angels of War* verweisen ehemalige alliierte Soldaten auf die Bedeutung der einheimischen Hilfsarbeiter. Ein australischer Soldat sagt: »Hätten die Nigger nicht unsere Verpflegung und unsere Munition geschleppt, hätten wir nicht essen und nicht kämpfen können. Hätten sie unsere Verwundeten nicht heraus-



geschafft, wären diese gestorben. Deshalb hieß es unter uns: »No boongs, no battle!« – »Ohne Nigger kein Krieg!.« Der australische Frontsoldat Bert Beros war so beeindruckt davon, wie selbstlos die einheimischen Träger die Verwundeten versorgten, dass er am 14. Oktober 1942 in einem Munitionslager in der Owen Stanley Range ein Gedicht über sie schrieb. Er gab ihm den Titel *Fuzzy Wuzzy Angels*, was so viel heißt wie »krausköpfige Schutzengel«.

Fuzzy Wuzzy Angels

Manche Mutter in Australien
schickt, wenn des Tages Last vorbei,
rasch ein Stoßgebet zum Himmel,
dass ihr Sohn am Leben sei,
dass ein Engel ihn begleite
bis auf den Nachhauseweg.
Das Gebet wurde erhört
auf dem Owen Stanley Track.
Still und sicher klettern sie
bergan auf schrecklich steilen Wegen;
und wer in ihre Augen sieht,
denkt: Christus ist wohl schwarz gewesen.
Mögen so Australiens Mütter,
bringen sie Gebete dar,
gedenken auch der fremden Engel
mit dem dunklen krausen Haar.
(Bert Beros, Australien)

Während des Zweiten Weltkrieges erlangten die *Fuzzy Wuzzy Angels* aus Papua und Neuguinea in Australien einen legendären Ruf. Frauenzeitschriften wie *Women's Weekly* widmeten ihnen Titelseiten, Künstler verewigten ihre Heldentaten in Gemälden, und Schlagerstars besangen sie im Radio. Nach dem Krieg war das vorbei. »Sie haben einfach vergessen, dass wir ihre Bomben auf der einen Schulter und ihre Verwundeten auf der anderen geschleppt haben«, sagt Asina Papau in dem Film *Angels of War* bei einer Versammlung von Kriegsveteranen aus Papua-Neuguinea. »Wir kannten keine Angst und haben hart gearbeitet, trotz aller Gefahren. Die

Australier haben versprochen, uns dafür zu entlohnen. Aber ich frage mich, was aus diesem Versprechen geworden ist.« Ovivi Arau schimpft bei demselben Treffen: »Im Krieg ging es uns so dreckig, dass wir buchstäblich in unserer eigenen Scheiße schlafen mussten. Genau so hat uns Australien auch behandelt: wie Scheiße! Ich habe Nächte auf Leichenbergen von gefallenen Japanern verbracht und musste Wasser trinken, in dem ihr faulendes Fleisch schwamm. Aber dafür, dass wir das alles ertragen haben, haben wir nie irgendetwas bekommen.«

Die Arbeiter aus Papua und Neuguinea erhielten keine Kriegsrenten und keine Entschädigungen, weder von den Alliierten noch von den Japanern. Yusako Goto, im Zweiten Weltkrieg Mitglied des japanischen Oberkommandos in Neuguinea, stellte noch ein halbes Jahrhundert später die zynische Frage: »Für was und mit welcher Begründung sollte Japan Entschädigungen zahlen? Wenn Leute in Neuguinea Entschädigungen fordern, möchte ich wissen wofür? Wir haben sie schließlich nur verteidigt. Ich glaube nicht, dass wir ihnen irgendwel-



Einheimische Helfer führten und trugen verletzte Soldaten aus den Bergen Neuguineas über glitschige Pfade zu Feldlazaretten an der Küste

Der Abstieg dauerte bis zu sechs Stunden





An der Nordküste Neuguineas erklärt ein Mitglied der einheimischen Polizeitruppe 1942 US-Offizieren die Stellungen der japanischen Truppen

Eine Infanterie-Einheit aus Papua im Januar 1941 in Port Moresby

Kolonialsoldaten hatte bei den Australiern eine lange Tradition. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatten sie in Papua paramilitärische Hilfstruppen eingesetzt. In den dreißiger Jahren übertrugen sie der 300 Mann starken *Royal Papuan Constabulary*, einer einheimischen Polizeitruppe, auch militärische Funktionen, und bei Kriegsbeginn bewachte sie Flughäfen und Öltanks, Funkstationen und Kasernen, Kanonenstellungen und Munitionsdepots. Im Juni 1940 gründete die australische Kolonialverwaltung darüber hinaus das erste reguläre *Papuan Infantry Battalion*. Bis 1945 hoben die

che Probleme bereitet haben. Wir haben ihr Land doch nur als Schlachtfeld benutzt.«³¹

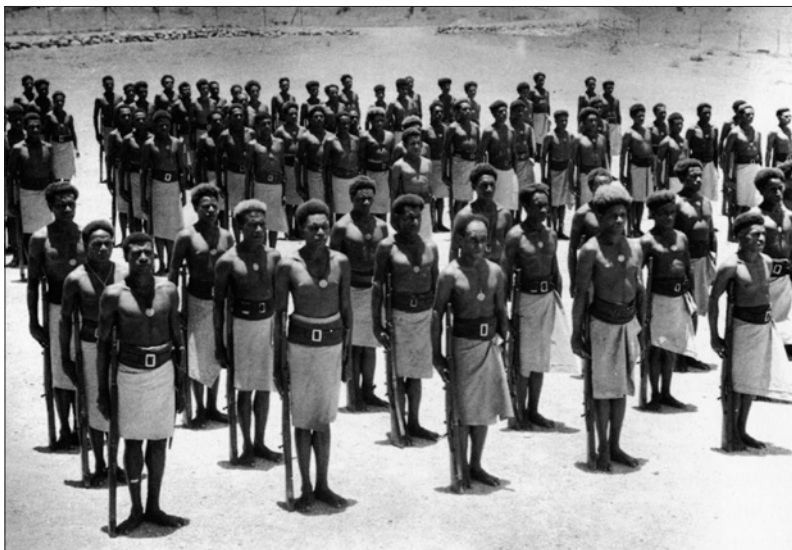
Mit Lendenschurz statt Uniform Insulaner an der Front

In Papua, Neuguinea und auf den benachbarten Inseln dienten Einheimische den Japanern und Alliierten auch als Soldaten. Die Rekrutierung von

Australier in Neuguinea fünf weitere Infanterie-Bataillone aus sowie eine Einheit bewaffneter Küstenwächter, die *New Guinea Volunteer Rifles*. Die meisten Rekruten waren zuvor Mitglieder der einheimischen Polizeitruppe gewesen, der *New Guinea Police Force*, die die Deutschen gegründet und die Australier nach dem Ersten Weltkrieg übernommen hatten. Als die Japaner 1942 einmarschierten, fassten die Australier ihre insgesamt 3.800 Kolonialsoldaten aus Neuguinea in einem *Pacific Islands Regiment* zusammen und setzten es bis Kriegsende fast ständig an der Front ein. Die australischen Truppen waren auf die Ortskenntnisse ihrer Kolonialsoldaten in dem riesigen, von Hochgebirgen durchzogenen Hinterland Neuguineas angewiesen. 1941 war nicht einmal die Hälfte dieser pazifischen Insel, die größer als Frankreich ist, kartographisch erfasst.

Als die Japaner Rabaul einnahmen, wollten die einheimischen Polizeitruppen gegen die Invasoren kämpfen. Doch die australischen Kommandeure nahmen den Polizeieinheiten die Waffen ab. Ein Mitglied der *New Guinea Police Force* erzählte, dass die Australier »die Gewehre vergruben, noch bevor die Japaner gelandet waren. Uns blieb nichts anderes übrig, als die Flucht zu ergreifen wie ängstliche Frauen. Hätten sie uns gelassen, hätten wir uns den Feinden entgegengestellt.«³²

Die Australier trauten den einheimischen Polizeikräften nicht. Denn die Insulaner hatten im Ersten Weltkrieg ihren deutschen Kolonialherren den Befehl verweigert und sich deren Gegnern, den Australiern, angeschlossen. Australische Militärs äußerten zu Beginn des Zweiten Weltkriegs deshalb große Vorbehalte gegen die Rekrutierung einheimischer Soldaten. Der Direktor des militärischen Geheimdienstes in Melbourne warnte am 5. September 1940 in einem Memorandum, dass »Eingeborene« zweifellos »im Dschungelkampf und für Überraschungsangriffe an der Seite weißer Truppen« von Nutzen sein könnten, es jedoch nicht ratsam sei, ihnen eine militärische Ausbildung zu geben. Denn diese könnte sich über kurz oder lang als »gefährlich« für die australische Kolonialherrschaft in Papua und Neu-



guinea erweisen.³³ Der langjährige Direktor der »Eingeborenenbehörde« im australischen Mandatsgebiet Neuguinea, Robert Melrose, wandte Mitte 1941 ein: »Ich fürchte, dass Eingeborene nicht von großem Nutzen als Soldaten sind. Sie haben zwar eine intensive Liebe zu ihrem Land, aber nicht die geringste Vorstellung von Patriotismus im weiteren Sinne. Ihre Form der Kriegführung beschränkt sich auf Pfeil und Bogen und Speer. Ihre Strategie basiert auf Angriffen in Überzahl, dem Überraschungseffekt und auf Verrat. Hinzu kommt ein psychologischer Aspekt. Unter der Oberfläche lauert in diesem Land eine Art Rassenantagonismus. Der Verachtung der Weißen für die »Nigger« auf der einen Seite entspricht umgekehrt das Misstrauen der Schwarzen gegenüber den Weißen. Ein Eingeborener ist nicht fähig, zwischen verschiedenen Nationalitäten der weißen Rassen zu unterscheiden. Für ihn sind alle schlicht Weiße, selbst Chinesen und Japaner. Wechselt die Macht von einem Weißen zum nächsten, dann bedeutet das für ihn nur einen Wechsel seines Herrn.«³⁴

In Wahrheit war das *Papuan Infantry Battalion* im Dschungelkrieg um den Kokoda Trail für die Alliierten unverzichtbar, da die einheimischen Soldaten mit dem Gelände und den klimatischen Bedingungen vertraut waren. Der erbitterte Stellungskrieg im tropischen Gebirge von Neuguinea dauerte mehrere Monate und kostete 7.200 Japaner, 1.400 Australier und 800 Amerikaner das Leben. Die toten Kolonialsoldaten hat niemand gezählt.

Ende 1942 mussten sich die japanischen Streitkräfte an die Nordküste Neuguineas zurückziehen, 1943 wurden sie auf die Nachbarinsel New Britain getrieben, und 1944 blieb ihnen dort nur noch die Halbinsel rund um ihre Militärfestung Rabaul, in der die Alliierten 38.000 japanische Soldaten von Oktober 1944 bis August 1945 einkesselten. Die US-Flotte unterbrach ihren Nachschub von See. Australische und einheimische Truppen riegelten den Landweg ab.

Bei den Ausbruchversuchen der Japaner kamen etwa eintausend Australier und eine unbekannte Zahl von Kolonialsoldaten um.

In dieser Phase des Krieges übertrugen die australischen Offiziere den einheimischen Soldaten längst nicht mehr nur einfache Hilfsdienste, sondern oft die gefährlichsten Einsätze an vorderster Front. Abraham Pap war bei den schweren Kämpfen um Jivevaneng Ende 1943 dabei: »Wir sahen Soldaten des *masta* sterben, und wir sahen japanische Soldaten sterben und litten Todesängste. Wir waren von Blut umgeben wie von Wasser, versanken fast vollständig darin. Wo sollten wir uns verstecken? Wir konnten uns nur zu Boden werfen und auf dem Bauch liegend vorwärts robben. Hätten wir unsere Köpfe ein wenig angehoben, hätten uns die Kugeln im nächsten Moment erledigt.«³⁵

Der Oberkommandierende des 162. US-Infanteriebataillons in Neuguinea schrieb über das *Pacific Islands Regiment* (PIB): »Bei den jüngsten Kämpfen in der Nassau-Bucht, Tambu-Bucht und der Gegend von Salamaua war es eine gute Fügung des Schicksals, dass unserem Regiment die Kompanie A des PIB zur Verfügung stand. Die Mitglieder dieser Kompanie haben während der Operationen Herausragendes geleistet.

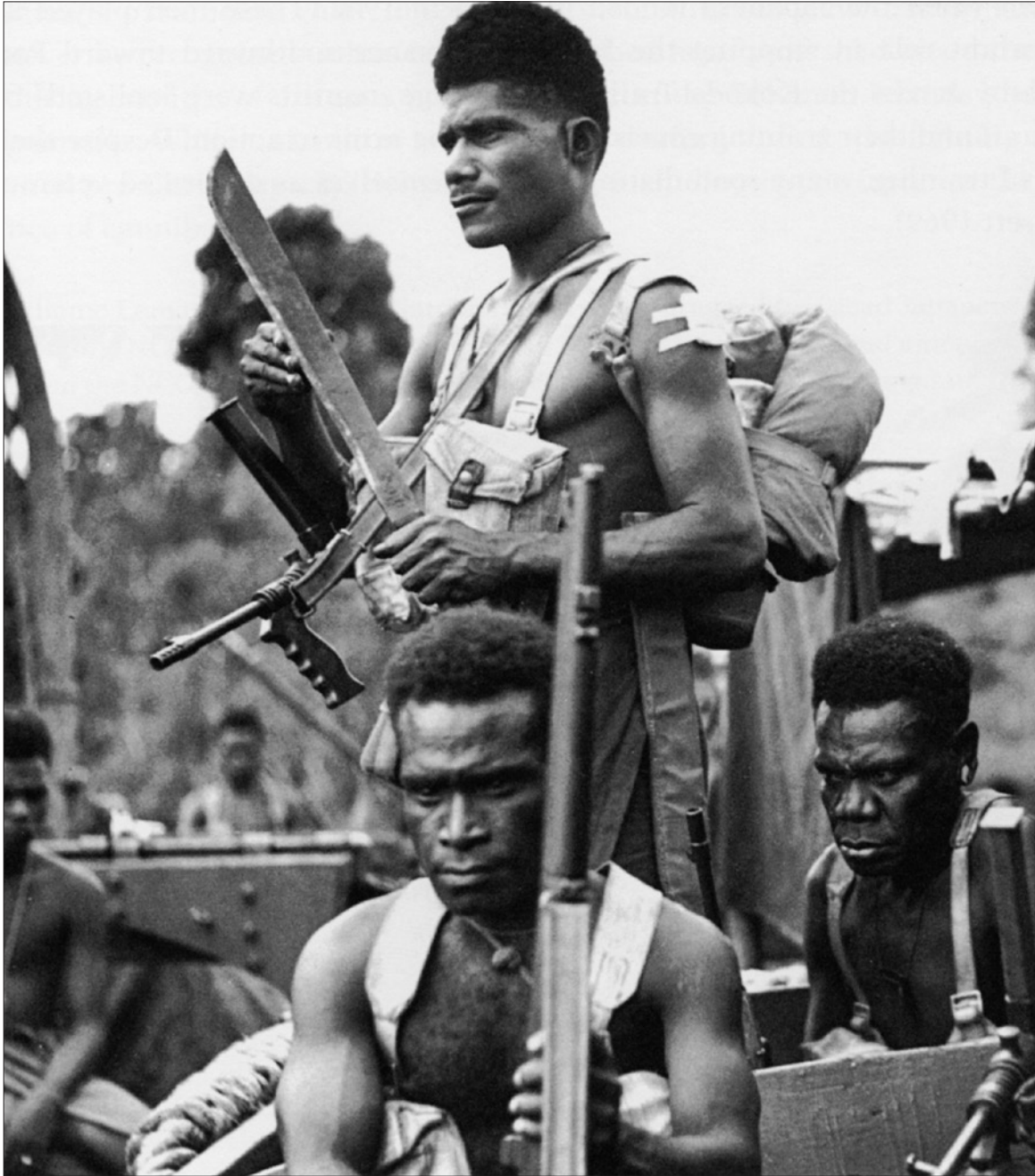
Einheimische Rekruten trainierten den Nahkampf mit Abbildungen japanischer Soldaten



Ohne ihre wertvolle Hilfe hätten unsere Truppen allergrößte Schwierigkeiten gehabt, ihre Mission erfolgreich durchzuführen. Ich glaube, dass bei jeder Operation europäischer Soldaten in einem Dschungelland die Hilfe des PIB von unschätzbarem Wert wäre.«³⁶ Trotz ihrer Einsatz- und Hilfsbereitschaft sahen viele australische Offiziere in den Kolonialsoldaten Untertanen, denen es nicht anstand, ihren weißen Herren auf gleicher Augenhöhe zu begegnen. Die Bataillone aus Neuguinea mussten oft Wache schieben, damit die australischen Soldaten nachts ungestört schlafen konnten.

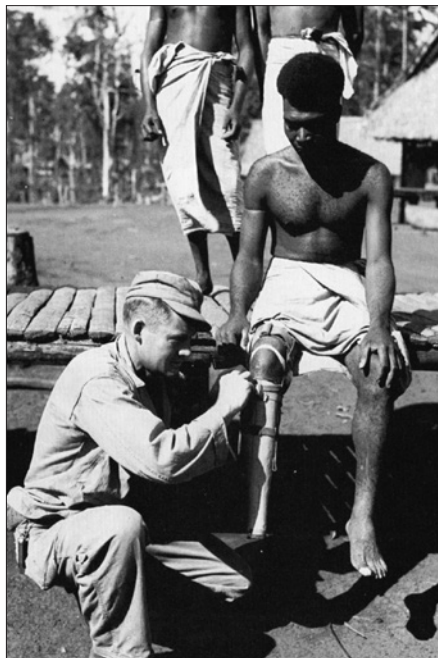
Ende 1944 spalteten die Australier die indigenen Verbände zudem nach ethnischen Kriterien auf. Dem *Pacific Islands Regiment*, das sich in fast drei Kriegsjahren zu einer anerkannten Eliteeinheit entwickelt hatte, durften fortan nur noch Männer aus Papua angehören. Alle anderen wurden in die neuen Bataillone aus Neuguinea versetzt. Nachdem die Soldaten dort angekommen waren, verlangten die Australier von den gestandenen Kriegsteilnehmern, ihre Uniformen abzulegen und im Lendenschurz weiterzukämpfen. Selbst die Abzeichen ihrer militärischen Dienstgrade sollten sie an ihren Lendenschürzen befestigen. Ein Sergeant des *Pacific Islands Regiment* namens Tapioli weigerte sich, diesem demütigenden Befehl zu folgen und erklärte seinem australischen Kommandanten, bevor er seinen Dienstgrad an der Hüfte trage, werde er sich die Streifen »auf den Arsch malen«. Andere Soldaten folgten Tapiolis Beispiel und beschwerten sich wütend und lautstark über die »gezielte Beleidigung«. Als ein junger australischer Offizier namens D.J. Kerr sie zur Ordnung rufen wollte, gingen die Insulaner mit Stöcken auf ihn los, und einer verletzte ihn mit einem Buschmesser. Fast wäre es daraufhin zu Schießereien zwischen den revoltierenden Soldaten aus Neuguinea und alliierten Truppen gekommen. Vier der Rebellen aus Neuguinea kamen vor ein Militärtribunal, das sie zu sechs Monaten Haft verurteilte. Aber die Angeklagten nutzen das Gerichtsverfahren für ihr Anliegen. Sie prangerten ihre Ungleichbehandlung und das rassistische Auftreten ihrer australischen Offiziere an. Seine Empörung fasste der einheimische Korporal

Diti in der Aussage zusammen, er sei es, wie alle Soldaten, gewohnt, seinen Gruß mit dem Arm zu erbieuten. Wenn von ihm verlangt werde, sein Dienstzeichen am Lendenschurz zu tragen, werde er zukünftig sein Bein zum Gruß heben wie ein Hund und den Offizieren seine Genitalien zeigen.³⁷ Auch nach dem Gerichtsverfahren weigerten sich die aus dem *Pacific Islands Regiments* versetzten Soldaten standhaft, ihre Uniformen abzulegen und im Lendenschurz anzutreten. Sergeant William Matpi schrie einem Vorgesetzten ins Gesicht, er könne ihn ruhig erschießen, er werde nicht in der »Kluft eines Hausboys« in den Krieg ziehen, nachdem er Seite an Seite mit australischen und amerikanischen Soldaten gekämpft habe. Er verlangte »eine anständige Uniform«.³⁸ Die australischen Kommandeure mussten schließlich ihre neue Kleiderordnung wieder zurücknehmen. Aber den Zorn der einheimischen Soldaten konnten sie nicht mehr eindämmen. Einheiten aus Neuguinea, die auf benachbarten Inseln stationiert waren, begannen, Befehle ihrer Offiziere schlichtweg zu ignorieren. Von militärischer Disziplin konnte bald keine Rede mehr sein, und als einige revoltierende Soldaten in Arrestzellen landeten, zogen andere mit Gewehren, Stöcken und Steinen bewaffnet los, um sie zu befreien. Die Insulaner ließen sich auch die rassistischen Beschimpfungen nicht länger gefallen, die bis dahin an der Tagesordnung waren. Als ein Offizier der australischen Kriegsbehörde ANGAU einen Soldaten des *Pacific Islands Regiment* als »schwarzen Kanakenmischling« beschimpfte, griffen zwanzig andere zu ihren Gewehren und Bajonetten und jagten den Australier davon. Als sich die Auseinandersetzungen weiter zuspitzten, verbarrikadierten sich Einheiten des *Pacific Islands Regiment* in ihren Camps. Sie errichteten Straßensperren und stellten Wachen auf, die drohten, auf jeden Militärpolizisten zu schießen, der ihnen zu nahe käme. Im letzten Kriegsjahr forderten die Kolonialsoldaten immer nachdrücklicher gleiche Verpflegung, gleiche Ausrüstung und gleichen Sold. Trotzdem erhielten sie weiterhin nur zehn Schilling im Monat, während australische Soldaten drei Pfund, sechsmal so viel, verdienten. Obwohl sich die Revolte weiter ausbrei-



Angehörige des
ersten Infanterie-
Bataillons aus
Neuguinea im
November 1944

Bei den Kämpfen gegen die Japaner auf der Insel New Britain verlor dieser Insulaner ein Bein. Nach allem, was sie für die Alliierten riskiert hatten, wollten sich die Kolonialsoldaten aus Papua und Neuguinea 1944 nicht länger »wie Hausboys« behandeln lassen



tete, weigerten sich die australischen Behörden, auf die Forderungen der Insulaner einzugehen. Denn die Kolonialverwaltung fürchtete, eine Anhebung des Solds könne höhere Löhne für einheimische Plantagen- und Minenarbeiter in der Nachkriegszeit zur Folge haben. Neun Tage nach der offiziellen Kapitulation der Japaner im August 1945 erhöhten die Australier schließlich den Sold der Kolonialsoldaten auf ein Pfund, ein Drittel des Einkommens der australischen Rekruten. Die meisten Insulaner profitierten von dieser Lohnerhöhung jedoch nicht mehr, weil sie bald darauf ausgemustert wurden. Auch die Invalidenrente, die die Australier den Kriegsverletzten versprochen hatten, war lächerlich gering im Vergleich zu den Pensionen australischer Soldaten.³⁹ Wie viele Soldaten aus Papua und Neuguinea im Zweiten Weltkrieg gefallen sind, lässt sich nur schätzen. Nach offizieller japanischer Zählung kämpften in Papua und Neuguinea 300.000 japanische Soldaten, von denen 127.000 starben. Die Australier nennen 14.500 Gefallene. Über die einheimischen Kriegsoffer heißt es im ersten Jahresbericht der australischen Kolonialverwaltung nach Kriegsende lediglich: »Tausende verloren in den auf- und abflauenden Kämpfen der anrückenden Streitkräfte ihr gesamtes Hab und Gut. Es ist nicht bekannt, wie viele Eingeborene aufgrund direkter Kriegshandlungen ihr Leben ließen. Aber wenn man sich die Zerrüttung ihrer alltäglichen Lebensgrundlagen vor Augen hält, wäre es überraschend, wenn die Zahl ihrer Opfer nicht hoch wäre.«⁴⁰ Der Australier James Sinclair schreibt in seinem Buch über das *Pacific Islands Regiment*, dass »etwa 55.000 Indigene auf

dem Höhepunkt der Kämpfe in Neuguinea den Amerikanern und Australiern als Zwangsarbeiter und Träger« dienten. Augenzeugen berichten, es seien auf Seiten der Japaner ähnlich viele gewesen. Insgesamt mussten also mehr als 100.000 Insulaner an und hinter der Front Kriegsdienste leisten. Deshalb kamen vermutlich auch Tausende, wenn nicht Zehntausende, im Zweiten Weltkrieg ums Leben.

Nach Kriegsende lösten die Australier alle einheimischen Truppen in Papua und Neuguinea auf. »Die Soldaten kehrten in ihre Dörfer zurück, um ihr gewohntes Leben in Friedenszeiten wieder aufzunehmen«, schreibt James Sinclair. Manche hätten bei ihrer Heimkehr ähnlich große Schwierigkeiten gehabt wie ihre australischen Kameraden, und viele seien enttäuscht gewesen, weil sie nicht »die Anerkennung erhielten, die ihnen für alles, was sie geleistet hatten, zustand.«⁴¹ Einige arbeiteten nach dem Krieg als Bürokräfte, Mechaniker, Fahrer und Vorarbeiter für die australische Kolonialverwaltung, andere gingen zur Polizei. Kaum einer von ihnen beteiligte sich aktiv an der Bewegung, die in den sechziger Jahren die Unabhängigkeit Papua-Neuguineas erstritt. Bei den ersten Wahlen im Jahre 1964 zog mit Gabriel Ehava nur ein Kriegsveteran in das neu gebildete Parlament ein. »Inzwischen leben nur noch wenige Soldaten. Sie sind alt, und ihre Meinung ist selten gefragt. Sie sind verbittert und haben oft genug gute Gründe dafür. Vielleicht ist es deshalb nicht verwunderlich, dass ihre Geschichte bislang nicht geschrieben wurde. Es scheint immer noch einfacher, das alles zu vergessen.«⁴²

»Der große Tod«

Der Zweite Weltkrieg auf den Salomon-Inseln

Nach dem Angriff auf Pearl Harbor (Dezember 1941) und der Besetzung von Teilen Papua-Neuguineas (Januar 1942) drangen die japanischen Streitkräfte über Bougainville (März 1942) und die Shortland-Inseln (April 1942) weiter Richtung Süden vor. Sie wollten Australien, Neuseeland und den gesamten Südpazifik besetzen. Der Weg dorthin führte über die Salomonen. Im 19. Jahrhundert hatten australische Sklavenjäger, die

Blackbirders, Tausende Bewohner von den Inseln verschleppt. 1893 waren sie von den Briten kolonialisiert sowie missioniert und anschließend international kaum mehr beachtet worden. Die fast eintausend Inseln und Atolle, damals von etwa 200.000 melanesischen Jägern, Bauern und Fischern bewohnt, waren nicht einmal detailliert auf Landkarten erfasst, als sie 1942 zum zweiten Hauptkriegsschauplatz im Südpazifik wurden.

Anfang 1942 flog die japanische Luftwaffe ihre ersten Angriffe auf die Salomonen und bombardierte Gavutu, ein winziges Eiland, das zwischen den großen, dicht bevölkerten Vulkaninseln Guadalcanal und Malaita liegt. Auf Tulagi, der nur drei Kilometer langen und einen Kilometer breiten Nachbarinsel, war damals der Sitz der britischen Kolonialverwaltung.

Die Briten evakuierten so schnell wie möglich alle Europäer. Von wenigen Missionaren und Militärs abgesehen, verließen sie Hals über Kopf ihre Häuser, Plantagen und Amtsstuben. Zurück blieben einige Tausend Melanesier, die für sie gearbeitet hatten und vergeblich auf ihre Löhne warteten.

»Wenn die Sonne im Westen aufgeht, gewinnen die Amerikaner.« | Wie der Krieg auf die Insel Santa Isabel kam

Santa Isabel gehört mit 240 Kilometern Länge zu den größten Inseln der Salomonen. Abseits aller eingefahrenen Schifffahrtsrouten gelegen, war Santa Isabel 1942 dünn besiedelt, und die Inselbewohner hatten nur spärliche Kontakte zur Außenwelt.

Entsprechend groß war ihre Bestürzung, als »die weißen Herren« (*Bikfala*) auf Santa Isabel landeten, um hier »ihren Kampf« (*Faet*) auszutragen. Noch Jahrzehnte später erinnerte sich Nathaniel Hebala aus der kleinen Inselhauptstadt Buala an den Beginn dieses *Bikfala Faet*.⁴³

»Wir hatten gehört, dass es Krieg zwischen Japan und Amerika gab, und fragten uns besorgt: »Wann wird er zu uns kommen?« Unsere Regierung hatte verbreitet, Amerika werde uns helfen, und so warteten wir und warteten und warteten. Aber was passierte? Die Japaner waren längst im Anmarsch. Sie kamen, besetzten erst Bougainville, dann den gesamten Westen der Salomonen. Sie drangen bis Lungga [auf der Nachbarinsel Guadalcanal] vor und machten sich dort zwischen Honiara und Tenaru breit. Wir warteten weiter. »Wann kommt Amerika? Oder blufft Amerika bloß?«

Plötzlich tauchten elf Schiffe auf. Sie ankerten in unserer Lagune. Wir wussten nicht, wie

Allein auf der Insel Malaita hatten die britischen Kolonialherren 2.000 Männer als Hilfsarbeiter und Dienstboten angeheuert. Jetzt wurden sie schnell von Tulagi nach Malaita zurückgebracht und dort ihrem Schicksal überlassen. So kündigte sich auf den Salomonen der Zweite Weltkrieg an. In Pidgin, der in weiten Teilen Melanesiens verbreiteten, aus dem Englischen entwickelten Sprache, hieß er *Wol Wo Tu*. Die Insulaner nannten ihn wegen seiner verheerenden Folgen auch *Big Death*, den »großen Tod«.

Am 2. Mai 1942 besetzten die Japaner nach mehr-tägigen schweren Bombardements die britische Kolonialhauptstadt auf dem Eiland Tulagi. Einen Tag später griffen erstmals US-amerikanische Flugzeuge in den Krieg um die Salomonen ein.



Yauwiga aus Neuguinea verlor bei einem Einsatz für die Alliierten in Bougainville ein Auge und eine Hand

Japaner und Amerikaner aussahen und glaubten: »Das müssen amerikanische Schiffe sein! Rudern wir zu ihnen!« Zwei große Kanus stießen von Buala aus in See. Ich ruderte zusammen mit meinem Freund Belo zu dem Schiff. Aber es waren Japaner! Und Belo und ich paddelten genau auf sie zu! Das andere Kanu war mit zehn Männern besetzt. Sie erkannten die japanische Flagge – »Hey, das sind Japaner!« – und türmten quer durch die Lagune, um sich auf einer Insel zu verstecken.

Belo und ich merkten das nicht. Wir paddelten vor uns hin. Erst als wir aufblickten, sahen wir die japanische Flagge mit der runden Sonne. »Das sind Japaner, Mann, keine

Amerikaner, lass uns umkehren!< Doch die Japaner hatten uns längst entdeckt und zielten mit ihren Gewehren auf uns, als wollten sie uns erschließen: >Kommt! Kommt her! Wenn ihr nicht kommt, schießen wir!<

Wir hielten auf die Leiter zu, die sie an der Seite eines Schiffs heruntergelassen hatten. An Bord standen zwei Männer mit kurzen Seilen. Sie schauten uns grimmig an, und wir glaubten: >Sie wollen uns fesseln! Wir werden bestimmt sterben!< Während unser Boot sich dem Schiff näherte, betete ich ein bisschen. Aber die beiden Japaner fragten nur: >Gibt es auf eurer Insel Orangen?< Ich antwortete: >Ja, ja, ja, jede Menge Orangen!< – >Wie sieht es mit Papayas aus?< – >Oh, wir haben viele Papayas in Buala!< – >Und Jamswurzeln und Hühner?< – >Auch davon gibt es viele!< So retteten wir unser Leben. Denn die Japaner sagten: >In Ordnung, fahrt los und halt uns von alledem!< Sie gaben uns Zigaretten, Zucker und Tee. >Was für ein Glück wir doch

haben,< dachten wir und paddelten zurück. Belo begann sogleich, Orangen einzusammeln. Ich dagegen rannte davon, floh in den Busch. Denn die [britische] Regierung hatte einen Monat zuvor angeordnet: >Versteckt euch außerhalb eurer Dörfer!<

Deshalb waren nur wenige Männer im Dorf zurückgeblieben, die anderen hielten sich hinter einem Hügel verborgen, und auch ich floh dorthin. Ich dachte: >Wenn ich zu ihnen zurückkehre, werde ich sterben.< Aber Father Henry [der Priester und Lehrer der Dorfschule] sagte: >Geht und bringt den Japanern die Dinge, nach denen sie verlangen!< Die Leute luden mehrere Kanus voll mit Orangen, dazu Papayas und anderes mehr und brachten die Sachen zu den Japanern. Die kamen daraufhin an Land, hier nach Buala, und nahmen sich noch viel mehr, alles was sie wollten, ohne etwas dafür zu bezahlen. Sie verteilten lediglich ein paar Zigaretten und fragten: >Gibt es noch Papayas?< – >Ja.< – >Und Hühnchen?< – >Ja, ihr könnt sie alle essen.< Sie schossen wild in der Gegend herum auf die Hühner und störten sich nicht daran, dass wir auch noch da waren. Sie schossen immer weiter.

Schließlich landeten noch mehr von ihnen mit einem großen Boot. Sie befahlen: >Bringt uns Wasser, alle Mann!< Die Bewohner von Buala schleppten also Wasser vom Bach für die Japaner herbei. Jeder trug zwei Eimer. Der Japaner, der die Aufsicht führte, war ihr Boss. Er steckte jedem von uns eine Zigarette in den Mund. Aber die Zigaretten weichten auf, weil wir sie nicht in die Hand nehmen konnten, wegen der zwei Eimer. Schließlich hatten wir alle nasse Zigaretten im Mund, während wir Wasser herbeischleppten, um es in ihr Boot zu schütten. Es gab nicht einmal einen Tank, wir kippten das Wasser einfach ins Boot, und sie brachten es auf ihre Schiffe.

Dann kamen sie zurück und sagten: >Wir wollen Kokosnüsse!< Wir kletterten nie auf die Palmen, um sie herunterzuholen, aber sie zwangen uns: >Rauf mit euch! Wenn ihr nicht hochklettert, schießen wir.< Also kletterten alle auf die Bäume, auch die, die keine Ahnung hatten, wie man das macht. Sie gehorchten, weil sie Angst hatten zu sterben. So ging das weiter, eine Nacht und einen Tag. Ich glaube, es war fünf Tage später, als die Japaner erfuhren, dass die Amerikaner im Anmarsch waren. Sie waren wohl schon in der Nähe gelandet. Die Japaner sagten: >Morgen verlassen wir die Lagune. Wir fahren aufs Meer hinaus, denn es gibt eine große Schlacht.< Da waren wir wieder in großer Sorge. Am Morgen hielten wir von einem Hügel aus Ausschau. Alle Männer waren dort versammelt. Den Frauen hatten wir empfohlen, sich im Busch zu verstecken. Wir schauten auf die Lagune hinaus, wo keines der elf Schiffe mehr zu sehen war. Plötzlich tauchten zwei Flugzeuge auf. Wir schauten hoch und sahen einen amerikanischen Stern auf den Tragflächen. >Hey! Die Amerikaner kommen!< Die Japaner hatten das wohl geahnt und lagen deshalb schon weit vor der Küste. Ihnen war klar, dass sie alle hätten sterben müssen, wären sie in der Lagune geblieben. Die beiden amerikanischen Flugzeuge flogen über unsere Hügelkette, und wir dachten: >Das sind also die Amerikaner, auf die wir gewartet haben.<

Sie flogen bis [ans Ende der Lagune] nach Ghojoruru, wo sie wieder kehrtmachten. Wir schauten ihnen noch gebannt nach, da gaben die Japaner schon Feuer >Brr, brr, brr, brr.< Sie schossen als Erste. Bei jedem Schuss blickten wir nach oben, denn ihre Geschosse explodierten zweimal, einmal unten beim Abschuss und einmal im Himmel, um die Flugzeuge zu treffen. Wir schauten hoch, denn es wurde plötzlich ganz dunkel. >Schaut nur, was für

Nggela, eine Insel
zwischen Guadalcanal
und Santa Isabel:
Einheimische
verkaufen tropische
Früchte und
Kunsthandwerk an
US-amerikanische
Soldaten



eine Menge von Flugzeugen!« Aber es waren nur Geschosse, die explodierten. Dann sahen wir, wie die amerikanischen Flugzeuge herunterstürzten, wieder hochstiegen, Kurven flogen, rauf und wieder runter. Sie warfen Bomben ab und erwiderten das Feuer. Ein großes japanisches Schiff explodierte und begann zu brennen. Wir konnten nur zuschauen. Die Flugzeuge jagten vor und zurück und warfen weitere Bomben ab, bis ein zweites Schiff in die Luft ging. Jetzt schossen die Japaner in alle Richtungen. Die Amerikaner waren nicht hoch in der Luft, sondern flogen ganz tief unter den Geschossen hindurch. Dann stiegen sie auf und warfen noch mehr Bomben ab.

So ging es weiter, den ganzen Tag, bis sechs Schiffe ausgebrannt waren. Wir schauten lange dabei zu und sahen, wie die Flugzeuge um die Mittagszeit von zwei neuen abgelöst wurden. Sie kamen gegen ein Uhr mittags und setzten die Bombardements bis sechs Uhr abends fort. Dabei starben drei weitere Schiffe. Selbst in der Nacht kämpften sie weiter. Wir sahen den Feuerschein. Die Flammen von den brennenden Schiffen sahen aus wie eine Stadt. Sie brannten noch, als der nächste Morgen anbrach.

Eine Woche später fanden wir Strandgut von den japanischen Schiffen bei uns am Ufer. Wir hatten Glück, denn am Strand von Kharuo waren Kekse, Reis und vieles mehr angeschwemmt. Wir brauchten nur hinzugehen und die Sachen aufzusammeln. Da lagen auch große Fässer, voll mit Fisch, Kaffee und vielen anderen Dingen. Wenig später erfuhren wir, dass die Amerikaner in Lungga gelandet waren. Jetzt hörten wir eine Woche lang von dort Schlachtgeräusche, den Lärm von Kanonenschüssen und Bomben, abgeschossen von Schiffen und Flugzeugen. Wir fürchteten uns sehr. Tag und Nacht hörten wir Schüsse ›Dum, dum, dum ... dum, dum, dum, dum‹ ohne Unterbrechung. Nachts sahen wir

Scheinwerfer. Aus der Entfernung glichen sie dem aufgehenden Mond. Jetzt feuerten die Amerikaner von unten auf japanische Flugzeuge. Ich weiß nicht genau, wie viele sie abgeschossen haben, vielleicht 300 oder auch 400 oder 500. So jedenfalls war es, als die Japaner 1942 hier auftauchten. Den ersten Amerikaner sahen wir, als die Japaner von Suavana [einem japanischen Stützpunkt für Wasserflugzeuge] mehrere amerikanische Flugzeuge getroffen hatten. Einige von uns machten sich auf die Suche nach den Piloten, um sie an die Küste zu führen und in Sicherheit zu bringen. Dasselbe machten wir mit den Japanern. Auch ihnen zeigten wir den Weg zu ihren Leuten nach Suavana. Ganz genau so. Wir hatten einfach Angst und wollten nicht, dass eine Seite glaubte, wir unterstützten die andere. Die Japaner warfen Flugblätter in den lokalen Sprachen von Maringe und Isabel ab. Darauf stand: ›Auch wir sind Eingeborene wie

ihr.‹ Und sie erzählten uns: ›Solange ihr seht, dass die Sonne im Osten aufgeht, wisst ihr, dass Japan gewinnen wird und Amerika verliert. Schaut einfach alle hin! Erst wenn die Sonne im Westen aufgeht, gewinnt Amerika.‹ [Nathaniel Hebala lacht.] So war das damals!«

Kinder von der
Salomonen-Insel
Malaita
staunen über ein
Wasserflugzeug





Alliierte Techniker betrieben auf den von den Japanern besetzten pazifischen Inseln geheime Funkstationen. Einheimische Kundschafter lieferten ihnen Informationen über japanische Stellungen

sollte drei Kilometer lang und 300 Meter breit werden. Von dort aus wollte die japanische Luftwaffe den Flugraum über dem Südpazifik beherrschen. Um den Militärflughafen samt Bunker und Verteidigungsanlagen so schnell wie möglich fertig zu stellen, deportierten die Japaner Tausende Männer aus Korea nach Guadalcanal und trieben Insulaner aus den umliegenden Dörfern zusammen. Die Zwangsarbeiter mussten von morgens bis abends und selbst nachts bei Flutlicht Kokospflanzungen roden, Felder und Gärten einebnen, Bodenwellen abtragen, Schützengräben ausheben, Lagerhallen, Luftschutzbunker und Truppenunterkünfte bauen.

Mitteilungen der Japaner

Welche Rolle die japanischen Besatzer der einheimischen Bevölkerung zugeordnet hatten, stand auf Flugblättern, die sie mit ihren ersten Bomben über den Salomon-Inseln abwarfen. Eine Proklamation des Hauptquartiers der kaiserlichen Kriegsmarine vom 23. Januar 1942 lautete:

»Tenno-Heika, seine Majestät, der Kaiser des Großreiches Japan, hat in seiner großartigen Tapferkeit und Güte der Elite seiner Männer und seinen stärksten Truppen befohlen, die unschuldigen Einwohner [der Salomonen], die unter der Grausamkeit Großbritanniens und der Vereinigten Staaten leiden, zu befreien.

Nachdem die US-Flotte den japanischen Durchbruch nach Papua und Port Moresby in der Korallensee verhindert hatte, landeten die Japaner am 27. Mai auf Guadalcanal und begannen auf der Hauptinsel der Salomonen, in der flachen Küstenebene zwischen den Flüssen Lungga und Tenaru, mit dem Bau einer Flugpiste. Sie

Anfang August 1942 hatten die Japaner 4.000 Soldaten per Schiff auf die Insel Guadalcanal gebracht. Weitere sollten per Flugzeug folgen, sobald die Rollbahn fertig war. Einheimische Kundschafter informierten jedoch die Alliierten regelmäßig über die fortschreitenden japanischen Bauarbeiten. Die meisten dieser Insulaner hatten früher der britischen Kolonialpolizei angehört, der *Solomon Islands Constabulary*, und einige hatten sich bei Kriegsbeginn unter die Arbeiter auf der japanischen Großbaustelle gemischt. Sie spionierten die Pläne und Stellungen der Japaner aus. Boten brachten ihre Informationen nachts über Dschungelpfade zu verborgenen Funkstationen in den Bergen. Von dort wurden sie in verschlüsselter Form an die Alliierten in Fidschi, Vanuatu und Hawaii übermittelt. Während des Zweiten Weltkrieges gab es vierzehn versteckte Funkstationen auf den Salomonen, die fast alle von britischen und neuseeländischen Militärtechnikern bedient wurden.

Die Alliierten wussten deshalb, dass die Japaner am 8. August 1942 die feierliche Eröffnung ihres Flughafens planten und dann die ersten japanischen Bomber dort eintreffen sollten.

Die Seestreitkräfte des japanischen Reiches haben mit dem heutigen Tag das gesamte Territorium besetzt. Alle Zivilisten haben, wenn sie einem japanischen Offizier, Wachhabenden oder Soldaten begegnen, anzuhalten und ihnen ihre Ehrerbietung zu bezeugen, indem sie den Hut ziehen und sich vor ihnen verbeugen. Jeder, der diesem Befehl nicht nachkommt, wird behandelt wie ein Feind.«

Eine zweite Mitteilung der Besatzer – »vom 23. Januar 2602«, nach der Zeitrechnung Japans – hatte den Wortlaut:

»Die Marine des Großreiches Japan konfisziert den gesamten Besitz des Staates und sperrt

vorläufig die Privatguthaben der Bürgerschaft. Jede Entnahme von Waren, Gütern, Baumaterial und Zubehör ist, abgesehen von Artikeln des täglichen Bedarfs, ebenso strikt verboten wie Radiohören oder Funkverbindungen aufzunehmen, Drucksachen zu verbreiten, Briefe zu schreiben, sich zu versammeln, zu fotografieren, nachts auszugehen und sich von seinem Wohnort an einen anderen zu begeben.

Religiöse Predigten und Versammlungen europäischer Missionare sind vorläufig verboten. Allen Bewohnern, einschließlich der Europäer, die in Treue dem Tenno-Heika, seiner Majestät, dem Kaiser von Japan, dienen, wird Unversehrtheit zugesichert.«⁴⁴

In der Nacht zuvor landeten US-amerikanische Truppen deshalb unweit der Baustelle und überraschten die Japaner, die kaum Gegenwehr leisten konnten. Anschließend rekrutierten die US-Militärs einheimische Arbeiter, um den Flughafen auf Guadalcanal fertig bauen und selbst nutzen zu können. Sie nannten ihn nach einem ihrer Generäle *Henderson Air Field*, und diesen Namen trägt er noch immer.

Isaac Gafu von der Insel Malaita gehörte damals zu den Hilfsarbeitern der Alliierten: »Fracht- und Kriegsschiffe legten ständig an und ab. Wir mussten sie entladen und packten Bomben und anderes Kriegsgerät auf große Lastwagen. Es gab so viele Lastwagen, dass man aufpassen musste, wo man herging, um nicht überfahren zu werden. Es wimmelte von Menschen. Wer nicht genau wusste, wohin er wollte, hätte sich nie zurechtgefunden. Alles ging so schnell. Vor lauter Angst nahm ich kaum wahr, was um mich herum geschah. Es gab so viele Dinge, die ich nie zuvor gesehen hatte und von denen ich nicht wusste, wozu sie gut waren. Sie schafften eine Ladung nach der anderen herbei. Wenn Kisten mit Lebensmitteln zerbrachen, blieb einfach alles liegen. Wir trauten uns nicht, davon zu nehmen. Wir hatten noch nie gestohlen. Aber die Amerikaner sagten: »Nehmt davon, so viel ihr wollt und esst es ruhig auf. Es gehört euch. Lasst uns gemeinsam essen, so lange wir noch am Leben sind. Wenn die Japaner uns töten, werden wir nicht mehr dazu kommen.«⁴⁵

Der Flughafen auf Guadalcanal verschaffte den alliierten Truppen einen wichtigen Vorteil gegenüber den Japanern, die die Flugpiste deshalb unbedingt wieder einnehmen wollten. Immer wieder bombardierte die japanische Kriegsmarine die US-amerikanischen Stellungen, Truppen und Munitionslager auf dem *Henderson Air Field*. Rund um die vorgelagerte Insel Savo fanden einige der schwersten Seegefechte des Zweiten Weltkrieges statt. Dutzende Zerstörer, Flugzeugträger, Patrouillen- und Kanonenboote gingen dabei in Flammen auf und versanken im Meer. Bei einer zweitägigen Schlacht, am 8. und 9. August 1942, starben 2.000 alliierte Marinesoldaten und Matrosen.



Japanische Schnellboote setzten schließlich Zehntausende Soldaten an abgelegenen Stränden im Norden Guadalcanals ab. Die Soldaten versuchten, von dort über die unwegsamen Berge und durch den tropischen Dschungel bis zum *Henderson Air Field* zu gelangen. Auf ihren Märschen plünderten sie Dörfer, Felder und Gärten und zwangen die Bergbewohner, als Träger und Pfadfinder mitzumarschieren. Manche japanischen Verbände, die keine Führer fanden, irrten Monate lang orientierungslos durch den Busch. Insgesamt kamen auf Guadalcanal mehr Japaner durch Hunger, Schwäche, Malaria und andere Krankheiten um als bei Gefechten.

Rund um die Flugpiste lieferten sich beide Seiten einen hartnäckigen Stellungskrieg. Dabei nutzten die Alliierten einheimische Späher, die die Angriffspläne der Japaner auf der anderen Seite der Front ausspionierten. Diese Kriegsdienste waren nicht immer freiwillig, erzählt Andrew Langabaea von der Insel Malaita. Er hatte vor dem Krieg als Polizist für die Briten gearbeitet und hat später als Mitglied einer bewaffneten Guerilla-einheit auf Guadalcanal »viele Japaner getötet, manche mit der Axt, manche mit dem Gewehr«. Er wurde dazu

Guadalcanal:
Anders als die europäischen Kolonialherren teilten Soldaten der US-Streitkräfte nicht nur die Arbeit mit den Insulanern, sondern auch ihre Zigaretten

gezwungen: »Es hieß damals einfach: Es gibt nicht genug Männer, du bleibst im Dienst! Und das tat ich dann auch.«⁴⁶ Die japanischen Befehlshaber ließen immer wieder Tausende Soldaten gegen die Maschinengewehrstellungen der US-Marines am Flughafen anstürmen. Aber sie konnten die alliierten Verteidigungslinien nicht durchbrechen, und Ende 1942, Anfang 1943 mussten sie der Übermacht der Alliierten weichen. Sie zogen sich in den Nordwesten der Salomonen zurück und versuchten, am Rande des Örtchens Munda auf der Insel New Georgia das verlorene *Henderson Air Field* durch eine neue Rollbahn zu ersetzen. Dort verlief 1943 die neue Front, und melanesische Partisanen kämpften in dieser Region auch auf eigene Faust gegen die Japaner. William Bennett, ein einheimischer Küstenwächter der Alliierten, erzählte: »Die Bewohner einiger Dörfer hatten eigene Truppen ausgehoben. Manchmal kamen sie zu uns, um uns Stellungen der Japaner zu melden. Manchmal griffen sie die Japaner selbst an.«⁴⁷

In den weiten Lagunenlandschaften mit ihren Hunderten Inselchen übernahmen die einheimischen Küstenwächter, Pfadfinder und Widerstandskämpfer wichtige Aufgaben für die Alliierten. Als Fischer getarnt ruderten sie meist zu zweit in traditionellen Einbäumen

hinter die japanischen Linien, meldeten Positionen japanischer Schiffe und Stellungen. Den Partisanentrupps gelang es immer wieder, japanische Einheiten zu überraschen und auszuschalten. Der neuseeländische Kommandant der einheimischen Wachen an der Westküste der Salomonen, Donald Gilbert Kennedy, notierte: »Die Eingeborenen verhielten sich gut, fügten sich bereitwillig all unseren Planungen und stellten uns ihre Dienste, Nahrungsmittelvorräte und Kanus anstandslos zur Verfügung. So konnten wir Informationen über Truppenbewegungen und Stellungen des Feindes sammeln und weiterleiten.«⁴⁸ Einheimische Kundschafter führten US-amerikanische Soldaten im Juli 1943 durch den Dschungel von New Georgia nach Munda. So konnten die Alliierten auch die neue japanische Flugpiste erobern, noch bevor sie einsatzfähig war.

Ende 1943 mussten die Japaner auf dem gleichen Weg, auf dem sie zwei Jahre zuvor gekommen waren, wieder abziehen. Sie flohen über die Shortland-Inseln und Bougainville bis nach Rabaul, wo alliierte und einheimische Verbände sie einkesselten und bis Kriegsende festhielten.

Die Kämpfe auf den Salomonen brachten die Wende im Kriegsgeschehen in Ozeanien. Hier verloren die Japaner die entscheidenden Schlachten – in der Luft, zu Wasser und zu Lande. Hier wurde ihr Vormarsch nach Süden gestoppt. Hier verloren sie den größten Teil ihrer Schiffe, Flugzeuge und Divisionen, und hier wurden sie so weit zurückgedrängt, dass sie schließlich – anderthalb Jahre später – kapitulieren mussten. Dies alles wäre ohne die Hilfe der einheimischen Bevölkerung nicht oder nicht so schnell möglich gewesen.

Bei Kriegsende hatten die japanischen Streitkräfte auf den Salomonen 38.000 Mann verloren, die US-amerikanischen Truppen 7.100.⁴⁹ Niemand weiß, wie viele Bewohner der Salomonen starben.

»Für kleinste Vergehen wurden wir ausgepeitscht« Streiks und Revolten der Insulaner

Das von den Briten aufgestellte *Solomon Islands Labour Corps* war auf dem Höhepunkt der Kämpfe mehr als

Nach der Einnahme der japanischen Flugpiste auf Guadalcanal bauen Insulaner das *Henderson Air Field* für die US-Luftwaffe fertig



3.700 Mann stark. Von weißen Offizieren befehligt, leisteten sie Schwerstarbeit für den Hungerlohn von einem britischen Pfund im Monat. Während die offizielle britische Geschichtsschreibung den Eindruck vermittelt, die einheimischen Arbeiter hätten im Krieg gezögert, überhaupt Geld anzunehmen, und selbst im Bombenhagel freiwillig weitergearbeitet, gab es tatsächlich zahlreiche Streiks und Proteste gegen die schlechte Bezahlung und die lebensgefährlichen Arbeitsbedingungen.

Am 13. Januar 1943 legten 130 einheimische Träger, die Ausrüstung für das 147. US-Infanterie-Bataillon durch den Dschungel schleppen sollten, die Arbeit nieder, um höhere Löhne durchzusetzen.

Am 26. Januar 1943 hielten die meisten der einheimischen Arbeiter rund um die Flugpiste auf Guadalcanal in ihrer Arbeit inne, nachdem bei Bombenangriffen der Japaner elf ihrer Kollegen getötet und neun verletzt worden waren.

Am 19. März 1943 nahmen die Alliierten einheimische Vorarbeiter fest, um eine Revolte der ihnen unterstehenden Bautrupps niederzuschlagen. Die Männer hatten gestreikt und höhere Löhne gefordert. Auf der Insel Santa Isabel drohten einheimische Küstenwächter, nicht mehr für die Alliierten zu spionieren, nachdem US-amerikanische Flugzeuge ihr Heimatdorf Baolo bombardiert hatten.

Schon 1939 hatten die Briten einheimische Soldaten zur *Solomon Islands Defence Force* (SIDF) zusammengefasst, der bei Kriegsbeginn 800 Mann angehörten. 1942 stellten die US-Streitkräfte ein weiteres Bataillon auf, dem neben Briten und Neuseeländern auch Soldaten von den Salomonen und den Fidschi-Inseln angehörten und das deshalb als internationale Brigade bezeichnet wurde. Obwohl die einheimischen Scouts und Guerillakämpfer viele kriegswichtige Funktionen übernahmen, behandelten manche Offiziere der Alliierten sie mit rassistischer Herablassung.

Berüchtigt war Donald Kennedy, der neuseeländische Befehlshaber der Küstenwache auf den New-Georgia-Inseln. Während die Alliierten ihn als Kriegsheld feierten, beschrieben ihn viele seiner Untergebenen als

brutal und rücksichtslos, weil er jeden, der seine Befehle nicht fraglos befolgte, auf ein Fass binden und öffentlich auspeitschen ließ. Timothy Tongaka, einen Rekruten von der Insel Renell, prügelte er auf diese Weise zu Tode. Weil Donald Kennedy außerdem in den Dörfern Minderjährige vergewaltigte, verriet ihn einer seiner Soldaten, George Bogese, an die Japaner und lotste einen japanischen Trupp zu seinem Boot. Die Japaner versenkten es, aber Donald Kennedy entkam. Bogese bezahlte seine Tat mit vier Jahren Verbannung nach Australien und vier weiteren Jahren Haft auf Guadalcanal. Donald Kennedy wurde nie vor ein Kriegsgericht gestellt.

Der Insulaner Bill Bennett war stellvertretender Kommandant der Küstenwache von New Georgia und damit Donald Kennedy direkt unterstellt. Auf einer Konferenz über den Zweiten Weltkrieg machte er 1987 ein überraschendes Geständnis. Kennedy sei bei einem Gefecht nicht von japanischen Kugeln verletzt worden, sondern er, Bennet, habe absichtlich auf ihn geschossen, weil er dessen Demütigungen nicht länger habe ertragen können.

»Kennedy zeigte niemandem gegenüber Mitgefühl. Wenn ich nur fünf Minuten zu spät zur Arbeit erschien, bezog ich Prügel von ihm. Einmal war eine Sicherung meines Senders durchgebrannt, und ich ging frühmorgens zu ihm, um ihm Meldung darüber zu machen. Weil ich ihn beim Duschen gestört hatte, ließ er mich eine Stunde lang auspeitschen.«⁵⁰ Bennett ist Mitbegründer des nationalen Rundfunks der Sa-



Rekruten der *Solomon Islands Defence Force* und US-amerikanischer Soldat mit einem erbeuteten japanischen Schwert

Auf Tulagi pflegen Arbeiter 1944 den Friedhof der US-Marine. Später helfen Insulaner, die Toten in die USA zu überführen





Zu den wenigen Touristen, die die Salomonen besuchen, gehören vor allem Veteranen und ihre Angehörigen. Für sie gibt es Ansichtskarten, auf denen der Militärschrott abgebildet ist, den die Streitkräfte ihrer Länder auf den Inseln zurückgelassen haben

Auf der im Krieg umkämpften »Bloody Ridge« wächst heute kaum etwas



Salomonen und einer der prominentesten Kriegsveteranen der Inseln. Sein Geständnis, 45 Jahre nach der Tat, blieb für ihn ohne Folgen. Die körperlichen und seelischen Wunden, die der Zweite Weltkrieg bei ihm und vielen seiner Mitstreiter hinterlassen hat, bestehen jedoch fort.

Von der »Bloody Ridge« zum »Iron Bottom Sound« Kriegstourismus auf Guadalcanal

Selbst sechs Jahrzehnte später sind Spuren des Krieges noch überall auf den Salomonen zu finden. Ausländische Besucher der Salomonen landen, wo 1942 eine entscheidende Schlacht stattfand: auf dem *Henderson Air Field*. Es dient heute als internationaler Flughafen. Der Sitz der britischen Kolonialverwaltung auf der kleinen Insel Tulagi war nach dem Krieg so zerbombt, dass die Briten das Gelände rund um den ehemaligen US-Militärflughafen auswählten, um dort nach 1945 eine neue Hauptstadt zu bauen: Honiara. Die US-Streitkräfte hatten dort nicht nur Flugpisten zurückgelassen, sondern auch befestigte Straßen und Lagerhallen, Verwaltungsgebäude und Unterkünfte, kurzum: eine Infrastruktur, wie sie auf den Salomonen bis dahin unbekannt gewesen war. Ein halbes Jahrhundert später leben 40.000 der rund 500.000 Einwohner der Salomonen in Honiara – auf den Trümmern des Krieges. Schon der Weg vom Flughafen in die Stadt ist gesäumt von verfallenen Baracken und Bunkern, Flugzeugwracks und verrotten Panzerteilen, Geschützen und Bombenkratern. An den Stränden vor der Stadt rosten Wracks von Kriegsschiffen und Landebooten vor sich hin. Die Relikte werden in Reiseführern inzwischen als Touristenattraktionen angepriesen, und tat-

sächlich besuchen vor allem Kriegsveteranen aus den USA und Japan sowie deren Familien die abgelegenen Inseln. Dennis Angi, ein junger Mann von der Insel Malaita, bietet ihnen *World War II Tours* an, Führungen zu den Kriegsschauplätzen am Stadtrand von Honiara. In einem kleinen Reisebus chauffiert er die Teilnehmer zunächst an den Hafen und weist auf einige Inseln am nördlichen Horizont hin: »Die Meerenge zwischen der Stadt und diesen Inseln heißt *Iron Bottom Sound*, Sund mit eisernem Boden. Sie erhielt diesen Namen, weil hier 48 japanische und US-amerikanische Kriegsschiffe auf dem Meeresgrund liegen.« Die nächste Station seiner Tour ist eine kahle Hügelkette unweit des Flughafens, die *Bloody Ridge* genannt wird, blutiger Grad: »Hier fanden 1942 die erbitterten Schlachten um die Kontrolle der Flugpiste statt. Die Japaner lagen dort drüben im Osten, und die Amerikaner ihnen gegenüber, hier im Westen.«

Zwischen dem blau glänzenden Meer auf der einen und den tropisch grünen Dschungelbergen auf der anderen Seite wirken die baumlosen Bergrücken der *Bloody Ridge* eigentümlich öde und verlassen. Nur zwei mächtige Gebilde ragen hervor. »Das sind die Kriegerdenkmäler der Amerikaner und Japaner«, erklärt Dennis Angi. Auch für die Kolonialsoldaten von den Salomonen gibt es in Honiara ein Denkmal. Es steht im Zentrum der Stadt und zeigt einen melanesischen Soldaten im Lendenschurz mit einem Buschmesser in der Hand. »Diese Bronzestatue stellt Jacob Vouza dar«, doziert Dennis Angi. »Vouza hatte als Polizist für die britische Protektorsverwaltung gearbeitet und sich Anfang der vierziger Jahre in seinem Heimatdorf zur Ruhe gesetzt. Doch als der Krieg begann, meldete er sich sofort zur Küstenwache, die unter dem Kommando britischer Offiziere stand. Bei einer Patrouille hinter den feindlichen Linien wurde Vouza von den Japanern gefangen genommen. Sie fesselten ihn an einen Baum, stachen ihn mit Bajonetten in Brust, Achselhöhlen und Kehle. Sie folterten ihn fast zu Tode, um Informationen über die Amerikaner aus ihm herauszuholen. Aber Vouza verriet nichts, konnte schließlich sogar entkommen und schleppte

sich schwer verletzt zu den amerikanischen Stellungen. Bevor er zusammenbrach, verriet er wertvolle Informationen über die japanischen Verstecke. So konnten die Alliierten noch Hunderte Japaner überwältigen. Das war im Oktober 1942.«

Eine Schrifttafel neben dem Denkmal weist darauf hin, dass Jacob Vouza für seinen unerschrockenen Einsatz im Krieg mit hohen US-amerikanischen Orden ausgezeichnet und von der britischen Königin zum Ritter geschlagen wurde. Nichts erinnert daran, dass derselbe Jacob Vouza unmittelbar nach dem Krieg im Gefängnis landete, weil er gegen die Rückkehr der britischen Kolonialherren und für die Unabhängigkeit der Salomonen eintrat – wie viele Kriegsveteranen des Archipels. Davon erzählt auch Dennis Angi bei seinen *World War II Tours* nichts, schon um die britischen Veteranen unter seinen Kunden nicht zu düpieren. Für ihn war Vouza »der bedeutendste Mann in der Geschichte unseres Landes«, weshalb die Regierung ihm 1984 nach seinem Tod auch ein Staatsbegräbnis mit 3.000 Ehrengästen gewährt habe. Dennis Angi macht die Teilnehmer auf die Inschrift am Vouza-Denkmal aufmerksam: »Amerika, Australien, Neuseeland und ihre Alliierten danken den Bewohnern der Salomon-Inseln für ihre kolossalen Anstrengungen während des Zweiten Weltkriegs, wozu auch der Einsatz derjenigen gehört, die von Guadalcanal bis Bougainville an unserer Seite gekämpft haben.« Doch so bemerkenswert – da selten – dieser in Stein gehauene Dank der Alliierten an ihre einheimischen Hilfstruppen auch ist: Die meisten Veteranen gingen nach dem Krieg leer aus. Zwar spendierte die US-Regierung den Salomonen zum 50. Jahrestag der Kämpfe auf Guadalcanal 1993 ein neues Parlamentsgebäude im Wert von fünf Millionen US-Dollar – ironischerweise errichtet von einem japanischen Bauunternehmen –, doch von angemessener Hilfe beim Wiederaufbau der zerstörten Inseln, bei der Wiedereingliederung der einheimischen Soldaten und Arbeiter und bei der Versorgung von Invaliden konnte keine Rede sein. Viele haben nie einen Cent für ihre Kriegseinsätze erhalten. Selbst der Mann, der dem späteren US-Präsidenten John F. Kennedy 1943 das Leben

rettete, musste sechs Jahrzehnte warten, bis er endlich späte Genugtuung erfuhr.

**»Ohne mich hätte es nie einen US-Präsidenten John F. Kennedy gegeben«
Die vergessene Geschichte von Biuku Gasa**

John F. Kennedy war im Zweiten Weltkrieg Kapitän des Patrouillentorpedobootes PT-109 der US-Marine. Im August 1943 entdeckte ein japanischer Zerstörer das Schiff im Westen der Salomon-Inseln und rampte es. Kurz darauf explodierte es und sank. Zwei US-Marines kamen dabei um, die restlichen elf, darunter der damals 26-jährige Kennedy, strandeten auf einer kleinen Insel und überlebten nur, weil zwei einheimische Küstenwächter sie fanden und retteten. Diese Episode brachte dem späteren US-Präsidenten den Ruf eines Kriegshelden ein, weil er als Kapitän den Großteil seiner Mannschaft gerettet habe. Kennedy selbst soll auf die Frage, was ihn zum Helden gemacht habe, einmal spöttisch geantwortet haben: »Das war einfach – die Japaner versenkten mein Boot.«⁵¹ Er wusste, dass die wirklichen »Kriegshelden« Insulaner der Salomonen waren. Ihre Namen – Biuku Gasa und Aaron Kumana – sind bekannt, und schon in den achtziger Jahren zeichneten Historiker ihre Erinnerungen auf.⁵²

Biuku Gasa lebt noch immer nahe dem damaligen Kriegsschauplatz in der Western Province, Hunderte Kilometer von der Hauptstadt Honiara entfernt. Die Reise in den abgelegenen Nordwesten der Salomonen ist aufwändig und abenteuerlich. Aber auch wenn ihn schon Jahre lang niemand mehr besucht hat, ist Biuku Gasa doch nicht überrascht, wenn ihn Fremde aufsuchen, um mit ihm über seine Kriegserlebnisse zu reden. Er weiß, dass er Geschichte geschrieben hat. Er sei, beginnt



Honiara:
Denkmal für
Jacob Vouza,
der wegen seines
Einsatzes im Krieg
als »Nationalheld der
Salomonen« verehrt
wird



Kriegsveteran Biuku Gasa mit seiner Tochter:
 »Wäre ich nicht zur Stelle gewesen, hätten die Japaner John F. Kennedy umgebracht«

stenwache suchten. Er paddelte mit seinem Einbaum in die Provinzhauptstadt Gizo und meldete sich als Freiwilliger.

Einheimische Scouts wie er machten als Fischer getarnt in ihren einfachen Kanus Patrouillenfahrten und beobachteten jede Bewegung der japanischen Streitkräfte: »Wir überwachten die gesamte Küste rund um die Insel Gizo. Wenn wir japanische Stellungen entdeckten, ruderten wir zu einem geheimen Posten der Amerikaner auf der Insel Kolombangara. Von dort funkten sie unsere Informationen nach Honiara. Dann kamen ihre Flugzeuge und bombardierten die Japaner.«

Zusammen mit seinem Freund Aaron Kumana war Biuku Gasa Anfang August 1943 auf dem Rückweg von einer Patrouille, als er ein Boot entdeckte, das auf dem Riff am Eingang der Lagune zerschellt war. »Wir paddelten auf die nächste Insel zu und wollten gerade an Land gehen, als plötzlich ein Mann unter den Bäumen hervor an den Strand trat. Er rief uns zu: ›Hey, hey, come, come!‹ Wir stießen rasch wieder vom Ufer ab, denn wir dachten, er sei Japaner. Da rief er: ›Hey, wenn ihr Scouts seid, kennt ihr bestimmt John Kari, oder?‹ John Kari kam aus meinem Dorf und war auch Küstenwächter. Da wussten wir, dass wir Freunde getroffen hatten.«

Biuku Gasa, am 27. Juli 1923 in Madou geboren, einem Dorf im Westen der Salomonen. Danach habe er eine Missionsschule der Methodisten in dem kleinen Städtchen Munda auf New Georgia besucht. Als die Japaner am 25. November 1942 dort einmarschierten, sei er auf seine Heimatinsel geflohen, denn »niemand von uns wollte den Japanern helfen«. Von Verwandten erfuhr er, dass die Briten Ortskundige für die Kü-

Es waren neun US-amerikanische Marinesoldaten. »Wir warteten sie vor einem Mann, den wir auf der Nachbarinsel erspäht hatten und den wir für einen Japaner hielten. Aber sie entgegneten: ›Nein, nein, das ist kein Japaner, das ist unser Kapitän auf der Suche nach Wasser!‹« Dieser Kapitän war John F. Kennedy, dessen Schiff kurz zuvor von den Japanern versenkt worden war. »Als Captain Kennedy mit seinem Boot in die Bucht vor Kolombangara eingelaufen war, hatte er nicht bemerkt, dass ihm ein japanischer Zerstörer folgte«, erklärt Biuku Gasa. »Und so machte es rumms! Die Japaner schossen ihre Torpedos ab und versenkten Kennedys Boot.« Die elf Überlebenden strandeten auf einem kleinen Eiland am Eingang der Vonavona-Lagune, das seitdem Kennedy Island genannt wird, und schwammen von dort zu der Insel Olasana, weil diese größer war und bessere Verstecke bot. Hier trafen sie die beiden einheimischen Küstenwächter. »Kennedy kam erst gegen Mitternacht. Zusammen mit einem anderen hatte er Trinkwasser für seine Crew besorgt. Wir kletterten auf Palmen, um Kokosnüsse für sie herunterzuholen. Eine davon gaben wir Kennedy. Er sprach ein wenig Pidgin-Englisch und wollte, dass wir eine Botschaft zu seinen Leuten brächten. Aber es gab kein Papier. Da sagte ich zu ihm: ›Warum schreibst du deine Nachricht nicht auf die Haut einer Kokosnuss oder – wie ihr Weißen sagt – auf die Schale?‹« Kennedy war von der Idee begeistert und ritzte mit einem Messer die Botschaft in die Kokosnuss: »Die Eingeborenen kennen unsere Position. Sie können euch führen. Elf Mann haben überlebt. Wir brauchen ein kleines Boot.« Dann bat der die beiden Scouts, diese Nachricht zum US-Militärstützpunkt in Rendova zu bringen. »Er sagte, niemand dürfe uns sehen. Wenn die Japaner auftauchten, sollten wir die Kokosnuss über Bord werfen. Wir ruderten 60 Kilometer weit nach Rendova, wo viele Amerikaner waren, und führten sie zurück zu der Insel Olasana. So haben wir Kennedy das Leben gerettet. Das ist das Ende der Geschichte.«

John F. Kennedy war gerettet und wurde 1961 Präsident der Vereinigten Staaten. Biuku Gasa versah in der Western Province der Salomonen weiter seinen Dienst

als Küstenwächter, pflanzte nach dem Krieg wieder Kokospalmen auf seiner kleinen Insel an und führte ein Leben in Armut. Vier seiner zehn Kinder starben. »Niemand ist nach dem Krieg zu mir gekommen, um mir zu danken. Wenn Amerikaner hierher kamen, dann allenfalls, um Fotos von mir zu machen. Dabei müssten sie uns Scouts und all den anderen Leuten von den Salomonen, die ihnen geholfen haben, endlich unseren Lohn zahlen. Amerikanische Kriegsveteranen bekommen eine Pension. Auch jedem von uns ständen ein paar tausend Dollar zu!« Biuku Gasa hat lange gehofft, dass ihm Kennedy »eines Tages helfen würde«: »Wäre ich nicht zur Stelle gewesen, hätten ihn die Japaner entdeckt und umgebracht. Ich freute mich für ihn, als ich hörte, dass er geheiratet hatte. Und ich war traurig, als ich erfuhr, dass er erschossen worden war. Aber er hatte zwei Kinder, eine Familie. Warum hat auch von denen nie jemand an mich gedacht oder mir irgendetwas geschickt? Es ist eine Schande!« Biuku Gasa betont ausdrücklich, dass es ihm nicht darum gehe, um Geld zu betteln. »Aber wenn sie mir jemals etwas schicken, sollten sie dies tun, solange ich noch am Leben bin und etwas damit anfangen kann.«

Im Mai 2002 schickte die Forschungsgesellschaft *National Geographic* aus Washington Taucher auf die Salomonen. Sie sollten das Wrack von Kennedys Patrouillenboot aufspüren. Mit der Expedition reiste auch

Max Kennedy auf die Salomon-Inseln, ein Neffe des ehemaligen US-Präsidenten. Er besuchte die beiden Lebensretter seines Onkels und versprach jedem zum Dank »ein neues Haus und ein neues Boot«. Die Männer hatten sich Jahre lang nicht getroffen. »Ich war so froh, ihn zu sehen«, sagte Gasa über Kumana, »dass ich wirklich geweint habe.« Biuku Gasa ließ seinen Urenkel ein Gastgeschenk für Max Kennedy zimmern: einen Einbaum, dem Boot nachgebildet, mit dem die beiden Scouts während des Krieges patrouillierten. Damit wollte Gasa »die Menschen in Amerika daran erinnern, was hier in den Salomonen mit ihrem verstorbenen Präsidenten Kennedy geschah«.⁵³

Stützpunkte der Alliierten im Südpazifik

Die gigantischen Schlachten auf Neuguinea und den Salomonen stellten die Krieg führenden Länder vor immense logistische Probleme. Hunderttausende Soldaten aus Japan und den USA mussten mitsamt schwerem Kriegsgerät über Tausende von Kilometern in den Südwesten des Pazifiks transportiert und regelmäßig mit Waffen und Munition, Nahrung und Kleidung versorgt werden.

Die Japaner waren geografisch im Vorteil: Von Südjapan bis nach Neuguinea ist es nicht einmal halb so weit wie von der Westküste der USA. Japan kontrollierte überdies die meisten Inseln Mikronesiens im Nordpa-

»Die beste Entscheidung meines Lebens« Ein Pilot der U.S. Air Force erinnert sich an seine Lebensretter

Die kleine, von kaum 250 Menschen bewohnte Insel Sikaiana (von den Briten Steward Island genannt) lag während der Schlacht um die Salomonen zwischen der US-amerikanischen Invasionsflotte im Süden und den japanischen Streitkräften im Norden und Westen. Auch wenn sie selbst von Kämpfen verschont blieb, landeten Kriegsschiffe und Wasserflugzeuge auf

Sikaiana, und Piloten, deren Maschinen abgeschossen worden waren, retteten sich auf das abgelegene Atoll. Die Insulaner behandelten verletzte Soldaten auf traditionelle Weise mit Medikamenten aus dem Wald. Als der Anthropologe William W. Donner von Oktober 1980 bis Juli 1983 auf Sikaiana forschte, fiel ihm auf, dass die Inselbewohner noch immer von Ben, Paul und Clyde erzählten, US-amerikanischen Piloten, die im Krieg auf der Insel gestrandet waren. Zurück in den USA machte William Don-

ner einen dieser Piloten ausfindig und teilte ihm mit, dass er von den Frauen der Insel noch immer in Liedern besungen werde. Am 29. August 1986 erhielt Donner folgenden Antwortbrief:⁵⁴ »Dear Sir, ich habe mich sehr über Ihren Brief und die Verse der eingeborenen Mädchen von Steward Island gefreut. Ich bin zweifellos der Paul, um den es geht. Es war während der Schlacht um die östlichen Salomon-Inseln. Am späten Nachmittag des 24. August 1942 wurden wir beim Rückflug zu unserem Flugzeugträger

Enterprise von drei japanischen Flugzeugen angegriffen. Ich habe eine japanische Maschine abgeschossen. Aber auch sie trafen uns, und wir mussten im Wasser notlanden. Wir trieben mehrere Stunden in unserem Rettungsboot, bevor wir kurz vor Sonnenaufgang am Strand von Stewart Island aufliefen. Bingaman und Crouch machten sich auf, die Insel zu erkunden. Ich konnte nicht laufen und blieb zurück. Eine Ewigkeit später tauchten drei Eingeborene auf. Das war ein schrecklicher Augenblick, denn ich wusste nicht, ob sie unsere Freunde oder Feinde waren. Ich war mit einer 45er bewaffnet und wollte gerade auf sie schießen, als einer von ihnen die Hand hob und lächelte. Ich entschied mich dafür, mein Glück zu versuchen und zu hoffen, dass sie tatsächlich freundliche Absichten hatten. Das war wohl die beste Entscheidung, die ich jemals in meinem Leben getroffen habe. Sie trugen mich in ihr Dorf und stellten uns dreien eine eigene Hütte

zur Verfügung. Während all der Tage, die wir dort verbrachten, behandelten sie uns großartig. Ich konnte nicht gehen und hatte noch andere Wunden, eine besonders bösartige an der Stirn, die zwei ältere Männer regelmäßig auswuschen.

Ich erinnere mich noch genau an die junge Frau, die uns täglich eine Staude mit frischen Bananen in die Hütte brachte, und an eine ältere, die ständig ein Feuer schürte. Sie war offensichtlich Köchin. Sie verpflegten uns gut. Ich glaube, ich habe danach nie mehr ein so köstliches Hühnchen gegessen wie dort. Ein Abend ist mir in besonders guter Erinnerung geblieben. Eine Gruppe von Männern kam in die Hütte und setzte sich im Kreis um uns herum. Sie hatten eine Art alkoholisches Getränk mitgebracht. Es schmeckte furchtbar, aber wir tranken mit ihnen, schon aus Dank für ihre Gastfreundschaft. Sie hatten auch eine Art Wein, der in Kokoschalen gereicht wurde und wirk-

lich gut war. Wir hatten ihnen die Trillerpfeife aus dem Rettungsboot geschenkt, und als sie in der Hütte versammelt waren, piff einer darauf und alle anderen krümmten sich vor Lachen. Wenn das Gelächter nachließ, piff er erneut und wieder lachten alle. Dieser Abend hat auch ihnen scheinbar sehr gefallen. Jeden Tag hörten wir den Klang einer Trommel, und ich sah, wie daraufhin das gesamte Dorf an unserer Hütte vorbeiging. Croach begleitete sie einmal und erzählte mir, dass sie jeden Tag Gottesdienste abhielten. Sie gingen auch täglich ins Wasser, um sich zu waschen, und kehrten die Straße ihres Dorfs.

An dem Tag, als ein Wasserflugzeug über die Insel flog, unser Lichtsignal sah und landete, um uns abzuholen, strömte das ganze Dorf zusammen. Sie begleiteten uns mit Booten bis zum Flugzeug. Die Crew verteilte einige Packungen Zigaretten. Ich schüttelte vielen die Hände und winkte den anderen zu, bevor wir an Bord gingen. Auch wenn es mir nicht gut ging und ich froh war, gerettet zu sein, war ich traurig, diese Menschen verlassen zu müssen.

Über all die Jahre habe ich oft an sie gedacht, und wann immer das Gespräch darauf kam, habe ich von unseren Erlebnissen dort erzählt. Es waren wunderbare Menschen, und ich bin sicher, dass die beiden älteren Männer, die mich behandelten und die sicher längst das Zeitliche gesegnet haben, mir das Leben retteten. Das Wasserflugzeug brachte uns zu einem Versorgungsschiff der Luftwaffe, der *USS Curtis* in den Neuen Hebriden. Dort offenbarte mir der Marinearzt, dass ich aufgrund einer Infektion ohne Behandlung wohl nur wenige Tage später gestorben wäre.

All dies ist viele Jahre her, aber mir kommt es vor, als sei es gestern gewesen. <

Paul W. Knight

Bewohner von Marakei, einer der Gilbert-Inseln, retten im Juli 1944 einen US-amerikanischen Piloten, der in der Lagune ihres Atolls notlanden musste



zifik und hatte dort seit dem Ersten Weltkrieg heimlich Straßen, Lager, Kasernen, Funkzentralen, Plantagen, Häfen und Flugpisten angelegt, kaum tausend Kilometer von Neuguinea entfernt. Darauf basierte die anfängliche Überlegenheit der japanischen Streitkräfte im Südpazifik. Denn die US-Marine musste nach der Zerstörung ihrer Pazifikflotte in Pearl Harbor erst neue Schiffe bauen, die Truppen und Kriegsgerät über rund 10.000 Kilometer nach Neuguinea und auf die Salomonen schaffen konnten. Die Armada von Kriegs- und Frachtschiffen, die sich Anfang 1942 auf den Weg machte, brauchte zudem unterwegs Lager für Treibstoff und Munition sowie Unterkünfte und Verpflegung für die Soldaten und Matrosen.

Hawaii war der erste Vorposten im Pazifik. Nach dem Angriff der Japaner zur Militärfestung ausgebaut, machten mehr als eine Million GIs und Marines auf ihrem Weg in den Südpazifik auf der Inselgruppe Zwischenstation. Die Midway-Inseln lagen zwar abseits der Aufmarschroute, aber auf halber Strecke zwischen Hawaii und Japan. Das machte sie zu einem wichtigen Flottenstützpunkt für US-amerikanische Flugzeugträger, und vor ihren Küsten lieferten sich die Kriegsgegner im Juni 1942 eine der zentralen Seeschlachten des Zweiten Weltkrieges. Als weitere Stützpunkte dienten die französischen Kolonien Polynesien, Wallis und Futuna sowie Neukaledonien und die Cook-Inseln. Auch Australien und Neuseeland stellten wichtige Nachschubbasen und Rückzugsgebiete. Militärstrategisch besonders bedeutsam waren jedoch die Inselgruppen Samoa, Fidschi und die Neuen Hebriden (das heutige Vanuatu). Denn sie lagen, nur wenige hundert Kilometer voneinander entfernt, direkt auf der Schifffahrtsroute von den USA nach Australien und damit auf dem Aufmarschweg der US-Streitkräfte in den Südwesten des Pazifiks.

»Druck auf die Dorfcheads ausüben!«

Lastenträger und Hilfstruppen aus Samoa

Pago Pago, die Hauptstadt Ostsamoas (heute: Amerikanisch-Samoa), verwandelte sich im Zweiten Weltkrieg über Nacht von einem verschlafenen Südseehafen mit



wenigen hundert Einwohnern in eine Garnisonsstadt für Tausende Soldaten. Im Oktober 1942 waren auf Samoa 14.300 US-Soldaten stationiert, und im Hafen von Pago Pago halfen 2.500 Insulaner beim Entladen der Schiffe. G.F. Brodie, der für die Truppenversorgung zuständige Verwalter in Pago Pago, beklagte in einem Memorandum an den kommandierenden Leutnant der US-Streitkräfte, W.L. Richards, dass die »Eingeborenen« zwar »einen guten Acht- bis Zehnstundentag ableisten« konnten, aber nicht mehr, selbst wenn einige »so lange wie möglich arbeiten wollten, um Geld zu verdienen«. Prüfungen hätten gezeigt, »dass sie physisch nicht in der Verfassung sind, länger zu arbeiten«. Brodie empfand das Verhalten der Samoaner als »höchst eigenwillig« und bemerkte: »Die Eingeborenen haben einen großen Fehler: Sie denken kaum im Voraus. Solange sie ausreichende Nahrungsmittel für sich selbst angepflanzt haben, sind sie zufrieden. Sie begreifen nicht wirklich, dass sie, wenn wir die meisten ihrer Männer zur Arbeit heranziehen, ihre Frauen, Alten und Kinder zur Bestellung ihrer Felder anhalten müssen.«

Die US-Administratoren in Pago Pago zwangen deshalb die Samoaner, Reis und Früchte über den persönlichen Bedarf hinaus anzupflanzen, um die ein-

Auf den Inseln entlang ihres Aufmarschweges im Südpazifik stapelten die US-Streitkräfte riesige Mengen Vorräte für Millionen Soldaten

heimischen Arbeiter mit örtlichen Produkten ernähren zu können. »Sind ihre Nahrungsvorräte aufgebraucht, müssen *wir* die Inselbewohner ansonsten verpflegen, Reis importieren und mit Dynamit fischen.«⁵⁵

Die Samoaner sollten nicht nur billige Arbeitskräfte (zum Lohn von fünf Schilling für einen Achtstundentag) sein, sondern sich mit Hilfe ihrer Familien und Dorfgemeinschaften auch noch selbst versorgen. Dazu schickten die US-Behörden Repräsentanten, »die unter den Eingeborenen eine angesehene Stellung einnehmen, aufs Land, um den Anbau zu überwachen und Druck auf die Dorfchefs auszuüben«. Das war zwar, wie selbst Brodie selbstkritisch eingestand, »ein sonderbares und vielleicht auch illegales Vorgehen«, aber »unter den gegebenen Umständen unumgänglich«.

Ein Regierungsangestellter aus Amerikanisch-Samoa bezeugte nach dem Krieg, dass die Zwangsmaßnahmen nicht so harmlos waren, wie es die Verantwortlichen darstellten: »Die meisten Samoaner mussten für die Marines arbeiten und Kasernen und Lagerhallen bauen. Die Arbeitszeit war zwar auf acht Stunden beschränkt, aber die Männer arbeiteten zehn, zwölf,

manche gar 24 Stunden am Stück. Sie wurden dazu gezwungen. Die Regierung erklärte, wenn ihr nicht arbeitet, kommt die Militärpolizei mit Lastwagen und bringt euch ins Gefängnis.« Obwohl es in Samoa keine Kampfhandlungen gab, galt auch hier das Kriegsrecht. Nachts mussten die Wohnviertel verdunkelt werden, und es galt eine Ausgangssperre bis Tagesanbruch. Wenn die Militärpolizisten jemanden während der Sperrstunde auf der Straße erwischten, »riefen sie ihn dreimal an, und wenn er sich nicht zu erkennen gab, schossen sie.«⁵⁶

Auf Upolu, heute die Hauptinsel Westsamoa, beschlagnahmten die US-Militärs viele Quadratkilometer Land und ließen eine Flugpiste sowie Straßen bauen. Herbert Samuel Phineas aus Apia, der Hauptstadt Westsamoa, erinnert sich: »Vom Krieg in Europa erfuhren wir aus dem Radio. Dann kamen die ersten 2.000 oder 3.000 US-Marines, um bei uns Manöver durchzuführen. Die meisten von ihnen schliefen in Zelten. Einige Samoanerinnen haben die Wäsche der Soldaten gewaschen, um sich etwas Geld zu verdienen.«⁵⁷

Samuel Paus Peleti, später Schatzmeister der lutheranischen Kirche in Samoa, erzählt, dass bald nicht mehr von Manövern, sondern nur noch vom Krieg die Rede war und die Zahl der Soldaten in Apia um ein Vielfaches answoll. »Plötzlich kamen Truppenverbände mit mehr als 25.000 Soldaten. Sie besetzten ein riesiges Gelände am Stadtrand, rund um den heutigen Flughafen Faleolo, und bauten dort die ersten Rollbahnen. Bald darauf kontrollierten sie ganz Samoa.« Peleti besuchte die Schule in Apia, als viele seiner erwachsenen Landsleute für die US-Streitkräfte arbeiten mussten. »Sie bekamen wesentlich geringere Löhne als Amerikaner, aber immer noch mehr als es unter der neuseeländischen Kolonialverwaltung üblich war.«

Samoaner zogen mit ihrer Kolonialmacht Neuseeland auch in den Krieg: »Weiterführende Schulen gab es nur in Neuseeland, und viele junge Leute studierten dort. Die neuseeländische Armee warb sie an und schickte sie nach Nordafrika und Europa an die Front. Die Namen der Gefallenen stehen auf einer Tafel an dem Turm in der Stadt, der in Gedenken an unsere Toten aus dem

Rekrutenvereidigung
in Amerikanisch-
Samoa, wo die
US-Kriegsmarine
auch Insulaner
anheuerte



Ersten Weltkrieg erbaut wurde.« Nach den US-Truppen tauchten japanische U-Boote vor den Küsten Samoas auf: »Sie feuerten ein paar Salven auf die amerikanischen Stellungen ab«, erzählt Peleti, »aber der amerikanische Kommandant war clever genug, nicht darauf zu reagieren. Er befahl völlige Waffenruhe. Anderenfalls hätten die Japaner unsere Inseln womöglich in Schutt und Asche gelegt.«⁵⁸

Die US-Streitkräfte bereiteten sich auf einen Angriff der Japaner vor und rüsteten im Oktober 1942 in Ostsamoa die *Fitafita-Guard*, eine einheimische Polizeitruppe, zur bewaffneten Einheit auf. Die Kolonialtruppe wurde rund um den Hafen von Pago Pago stationiert. Sie sollte den Feind beschießen, sobald er sich den Hafeneinrichtungen näherte. Mit der Landung Tausender Soldaten verwandelten sich die kleinen Orte auf den Inseln in Vergnügungszentren. Samuel Paus Peleti: »Überall waren Marines auf der Suche nach Kneipen. Ins Tivoli-Theater, das mein Onkel betrieb und in dem ich damals wohnte, kamen die Soldaten zum Tanzen und zu großen Festen. Zivilisten waren auf den Straßen Apias kaum noch anzutreffen, nur uniformierte Marines. Niemand von uns hatte jemals zuvor so etwas gesehen.« Die Soldaten versuchten, sich mit Geschenken und Geld Sympathien zu erkaufen: »US-Dollars standen damals hoch im Kurs und die Soldaten gaben sie verschwenderisch aus. Viele Familien versuchten, ihre Töchter mit den Yankees zu verheiraten. Tatsächlich nahmen eine Menge Marines Mädchen aus Samoa zur Frau, und viele von ihnen hatten Kinder von Soldaten, als die Besatzungszeit zu Ende ging.«

Als der Krieg sich 1944 in den Nordpazifik verlagerte, verließen die meisten Marines Samoa so plötzlich, wie sie gekommen waren: »Wir alle waren von ihrem Abzug völlig überrascht. Ihr Kommandant gab den Befehl: Packt eure Sachen, und ab ging's. Militärlaster fuhr überall herum, luden Soldaten auf und brachten sie zu den Schiffen im Hafen. Von einem Tag auf den anderen waren fast alle 25.000 Marines verschwunden. Nur wenige blieben, mit fünf Panzern ausgerüstet, als Wachposten zurück.«⁵⁹

»Der Tod trägt Samthandschuhe« | Zwangsarbeiter und Dschungelkämpfer von den Fidschi-Inseln

»Die Bewohner von Fidschi waren seit jeher kriegerisch. Schon in früheren Zeiten regierte unser Herrscher Vunivalu nicht nur über seine Leute, sondern über alle, die er als Kriegsherr unterwerfen konnte.« So beginnt *Fijians at War*, das einzige Buch über Arbeiter und Soldaten von den Fidschi-Inseln in den alliierten Armeen im Zweiten Weltkrieg. Der Verfasser, Aselesia Ravuvu, ist Direktor des Instituts für Pazifikstudien an der Universität des Südpazifik. Der Campus liegt auf tropisch-grünen Hügeln am Rande von Suva, der mit 175.000 Einwohnern größten Stadt der Fidschi-Inseln. Früher diente das Gelände der neuseeländischen *Royal Air Force* als Stützpunkt. Das Institut, in dem sich Ravuvus kleines Büro befindet, gehörte seinerzeit zur Offiziersmesse.

Aselesia Ravuvu hat 1974 damit begonnen, die Folgen des Zweiten Weltkriegs, als Fidschi noch eine britische Kolonie war, für die Inselbewohner zu dokumentieren, und er blieb bislang der einzige Wissenschaftler, der

Um den Klischeevorstellungen US-amerikanischer Militärfotografen zu genügen, mussten Insulaner wie der Marinesoldat Tupolie aus Amerikanisch-Samoa ihre Uniform ablegen und mit Lendenschurz und Speer vor die Kameras treten



sich damit beschäftigt hat. »Ich habe immer mit großem Interesse den Männern zugehört, die den Krieg auf den Schlachtfeldern der Salomon-Inseln miterlebt haben. Als sie aufbrachen, hatten sie keinerlei Vorstellung davon, was ihnen bevorstand. Aber bei ihrer Rückkehr hatten sie neue Erfahrungen gesammelt und viele Geschichten zu erzählen. Die habe ich für das Buch aufgezeichnet.«⁶⁰ Auch in Fidschi galt – fern jeglicher Kämpfe – der Ausnahmezustand: »Wir mussten bei Tageslicht essen, weil wir nach sechs Uhr abends kein Feuer mehr machen durften. In jedem Dorf nahe der Küste wurde eine *Home Guard* gebildet, die nachts Wache schob. Diese Wachposten verfügten alle zusammen nur über zwei, drei Gewehre. Ich glaube kaum, dass die ihnen bei einem Angriff etwas genutzt hätten.« Als die US-Militärs auf Fidschi landeten, stellten sie Arbeiter für jeweils drei Monate an, um in Nandi einen Flughafen bauen zu lassen (heute der zentrale Knotenpunkt des Flugverkehrs im Südpazifik). Das sei keine Zwangsarbeit im gängigen Sinne gewesen, sagt Asesela Ravuvu, denn die Beschäftigten seien mit Waren und Lebensmitteln entlohnt worden. Aber sie hätten auch nicht freiwillig gearbeitet. Vielmehr habe eine Verordnung der britischen Kolonialverwaltung alle Männer verpflichtet, ihre Dörfer drei Monate zu verlassen und auf der Großbaustelle in Nandi zu arbeiten.

Weil in den Häfen von Suva und Lautoka Hunderttausende Tonnen Fracht zu verladen waren, gründeten die Alliierten im Oktober 1942 ein Arbeitsbataillon. Bei Jahresende bestand es aus 1.375 von den Kolonialbehörden zum Dienst herangezogenen Männern. Auch diejenigen, die als Soldaten an die Front zogen, seien keine »Freiwilligen« gewesen: »Unsere Leute wussten nicht, warum sie eigentlich in diesen Krieg ziehen mussten. Sie gingen, weil die Dorfchefs sie dazu aufforderten.« Mancherorts, so schreibt Asesela

Ravuvu, hätten die Dorfoberhäupter die jungen Männer nicht einmal gefragt, sondern schlicht diejenigen benannt, von denen sie meinten, dass sie »die besten Botschafter ihres Dorfes« seien.⁶¹ Die Alliierten machten sich die traditionellen Hierarchien zu Nutzen und überließen die Rekrutierung einheimischen Führungspersönlichkeiten wie Ratu Sukuna. Der Politiker hatte den Ersten Weltkrieg auf Seiten der Briten mitgemacht und danach in London studiert. Er genoss auf den Inseln hohes Ansehen. »Er zog umher und warb für den Kriegsdienst. Er erzählte den Einwohnern Fidschis, sie würden erst dann von der Welt wahrgenommen, wenn sie ihr Blut auf dem Schlachtfeld vergossen hätten. Seine Gattin, Lady Maraia, war Vorsitzende der Frauenorganisation und warb dafür, Socken für die Soldaten zu stricken.«

Asesela Ravuvu ging selbst noch zur Schule, als der Krieg begann. Aber er weiß noch, wie die jungen Männer aus seinem Dorf an die Front zogen. »Es gab Weinen und Wehklagen, und als sie fort waren, verfolgten wir im Radio immer gespannt die Nachrichten. Als es eines Tages hieß, Soldaten von den Fidschi-Inseln seien auf den Salomonen gefallen, war das für uns ein großer Schock. Bis dahin hatten wir uns das Ausmaß dieses Krieges nicht vorstellen können. Tatsächlich kehrte auch ein Junge aus unserem Dorf nicht mehr zurück.«⁶²

Während die Japaner die Soldaten aus Fidschi verächtlich als »Neger-Truppen« bezeichneten⁶³, wussten die US-Streitkräfte ihre Fähigkeiten als Kenner des Dschungels sehr zu schätzen. Asesela Ravuvu zitiert einen US-amerikanischen Kriegsreporter, der schrieb: »Wenn die Kommandos aus Fidschi nachts angreifen, dann trägt der Tod Samthandschuhe.« Ein anderer Journalist berichtete: »Typisch für die Truppen aus Fidschi ist der Gefreite Isaia Wairosa, den wir bei einer Übung zum Aufspüren von Scharfschützen begleitet haben. Einem Dschungelpfad folgend, den er nie zuvor betreten hatte, bestand seine Aufgabe darin, kleine, dreieckige Pappschildchen im Unterholz oder auf den Bäumen entlang der Strecke ausfindig zu machen. Sie waren an Stellen angebracht, an denen Scharfschützen lauern könnten.

Soldaten von den Fidschi-Inseln im Juli 1943 im Einsatz gegen die Japaner auf New Georgia im Westen der Salomonen



Isaias Befehl lautete, darauf zu schießen, sobald er sie entdeckte. Tatsächlich fand Isaias alle acht versteckten Ziele und traf sieben davon voll ins Schwarze.«⁶⁴ Als die Japaner ein Bataillon der Alliierten in Bougainville eingekesselt und scheinbar alle Fluchtwege abgeschnitten hatten, beruhigte Usaia Sotutu, ein Soldat aus Fidschi, seinen Kommandanten: »Wenn es in Bougainville 99 Pfade gibt, die die Japaner kennen, zeige ich euch den hundertsten. Folgt mir!« Und Usaia Sotutu schaffte es, nicht nur die alliierten Soldaten in Sicherheit zu bringen, sondern auch noch 200 Frauen und Kinder, die mit ihnen vor den Japanern geflohen waren. »Ohne Usaia Sotutu hätten die Japaner sie alle umgebracht.«

Trotz solch lebensrettender Hilfe zahlten die Alliierten den Soldaten aus Fidschi einen deutlich geringeren Sold als Europäern oder Amerikanern. Aber lediglich die Inder aus Fidschi protestierten dagegen, und viele verweigerten mit dieser Begründung den Militärdienst. Als der Krieg begann, stellten Inder fast die Hälfte der Bevölkerung Fidschis, eine Folge der britischen Kolonialpolitik. Nachdem die Briten 1874 die Inseln kolonialisiert hatten, schafften sie Zehntausende Arbeiter aus Indien für die neu angelegten Zuckerplantagen heran. Nicht nur die Kolonialbeamten, sondern auch die traditionellen Bewohner der Fidschi-Inseln behandelten die indischen Migranten wie Menschen zweiter Klasse. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg hatten die indischen Arbeiter gegen diese Diskriminierung protestiert, und nach dem Prinzip »Teile und Herrsche« hatten die Briten Streiks und Revolten der Inder von einheimischen Polizisten niederschlagen lassen.

Im Krieg forderten die Inder erneut ihre Gleichbehandlung, auch beim Militär. Damit seien sie den traditionellen Inselbewohnern politisch weit voraus gewesen, erklärt Asesela Ravuvu. »Während die Insulaner meinten ›Die Europäer haben die Macht, daran können wir nichts ändern!‹, waren die Inder von den Bewegungen für Menschenrechte und Gleichberechtigung in ihrer Heimat beeinflusst, die Leute wie Gandhi und Nehru anführten.«⁶⁵ Als sich die indischen Bewohner Fidschis weigerten, dieselbe Arbeit wie Weiße zu ge-

ringeren Löhnen zu machen, drohte ihnen der britische Gouverneur am 14. Mai 1943 an, sie gewaltsam zum Arbeitsdienst zu zwingen, »sollten sich nicht bis zum Monatsende tausend Männer für das *Labour Corps* gemeldet haben«. Trotzdem traten letztlich nur 331 Inder zur Arbeit an, und nach sechs Monaten standen davon gerade noch 36 Mann im Dienst der Militärs.⁶⁶ Weil sie auch als Soldaten offensiv die gleiche Bezahlung wie Europäer forderten, wurde die einzige indische Einheit wieder aufgelöst.

Im August 1943, auf dem Höhepunkt des Pazifikkriegs, stellten die Fidschi-Inseln 8.518 Soldaten. Davon waren 6.371 Fidschi-Insulaner, 1.070 europäische Siedler, 803 Angehörige neuseeländischer Truppen und nur 264 Inder. Noch ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende verweisen die traditionellen Bewohner Fidschis darauf, um ihre Sonderrechte zu rechtfertigen, die nach der Unabhängigkeit der Inseln 1970 auch in der Verfassung festgeschrieben wurden. Und immer wieder kam es zu gewaltsamen Protesten und Putschversuchen gegen Regierungen, die von indischen Politikern gestellt wurden.

Arbeiter von Nanumea, einer der Elllice-Inseln, verladen Kanister von einem Boot der US-Marine auf ein Auslegerkanu, um sie durch das flache Wasser der Lagune ans Ufer zu bringen



Nur einmal hätten alle Bewohner der Fidschi-Inseln gemeinsam gefeiert, erzählt Aseela Ravuvu. Und zwar 1945, als sie von der Kapitulation Deutschlands erfuhren: »Ich kletterte auf einen Affenbrotbaum und schüttelte vor lauter Begeisterung den Ast, auf dem ich saß, so heftig, dass er fast abgebrochen wäre. Wir hassten die Deutschen und wir hassten die Japaner, weil man uns gesagt hatte, dass sie unsere Feinde seien.« Die Kriegsheimkehrer wurden in ihren Dörfern mit traditionellen Festen und Geschenken empfangen. »Es war bei uns Brauch, jemanden, der sich um die Gemeinschaft verdient gemacht hatte, mit Geschenken zu belohnen. Zu diesen Gaben gehörten manchmal auch junge Mädchen. In meinem Dorf wurden den rückkehrenden Soldaten vier Mädchen angeboten, sehr gegen deren Willen, denn sie waren allesamt wesentlich jünger als die Männer.« Die Kriegsheimkehrer waren in ihren Dörfern hoch angesehen und viele übernahmen Führungspositionen. Nur die britische Kolonialmacht, in »deren Krieg« sie gezogen waren, hatte für die Veteranen kaum mehr übrig als ein paar pathetische Worte. »Ich habe nie ein Volk kennen gelernt, das mehr darum bemüht war, seine Pflicht zu erfüllen«, tönte der britische Gouverneur nach Kriegsende und versprach den mehr als 8.000 Veteranen Ausbildungschancen und »einen angemessenen Platz in Zeiten des Friedens«. Tatsächlich stellten die Briten bis 1951 ganze acht Stipendien für Veteranen zur Verfügung.⁶⁷ Aseela Ravuvus Fazit lautet deshalb: »Viele Ex-Soldaten aus Fidschi hatten das Gefühl, dass ihnen jede angemessene materielle Anerkennung und Unterstützung verweigert wurde. Bei der Ausmusterung hatte man sie gefragt, welche Hilfe sie zur Wiedereingliederung in ihren Alltag wünschten. Einige hatten ein Paar Zugochsen und Pflüge genannt, andere Fischernetze und Boote. Viele hatten sich Häuser wie die Europäer gewünscht und ähnliches mehr. Keiner von ihnen hatte je zuvor um Unterstützung gebeten. Aber nachdem man ihnen schon Hilfe anbot, zweifelte niemand daran, das Gewünschte auch zu erhalten. Das war ein Missverständnis auf zwei Ebenen: einer sozialen und einer kulturellen. Die Briten priesen

den Einsatz der Insulaner im Krieg, hatten aber keine Ahnung, was ein solches Lob in der auf Gegenseitigkeit basierenden Gesellschaft Fidschis bedeutete. Und die Soldaten aus Fidschi glaubten, es reiche aus, Wünsche zu äußern, um zu bekommen, was sie brauchten. Viele wussten nicht, dass sie Unterstützung beantragen mussten und die Briten Eingliederungsbeihilfen nur bei Erfüllung bestimmter Kriterien vergaben. Es gab kaum Informationen über diese Bestimmungen, schon gar nicht in unserer Sprache. Manche Heimkehrer wussten nicht einmal, dass überhaupt ein Unterstützungsfonds existierte, an den sie sich hätten wenden können. Andere hielten ihn für eine obskure Einrichtung, die nur einigen wenigen zugute käme. Im Ergebnis erwies sich die »Wiedereingliederung« der Ex-Soldaten in Fidschi als Farce, und viele mussten sich mit einer Axt, einem Spaten, einer Gabel oder einem Messer begnügen.«⁶⁸

Luftschutzbunker, Reste militärischer Befestigungsanlagen und eine nach der britischen Queen Elizabeth benannte Kaserne erinnern auf den Fidschi-Inseln an den Zweiten Weltkrieg. An die gefallenen Insulaner erinnert nichts. Aseela Ravuvu schreibt, dass 42 Soldaten von den Fidschi-Inseln auf den Salomonen umkamen. »Nirgendwo gibt es ein Denkmal für sie, nirgends sind ihre Namen eingraviert. Wir waren damals keine freien Bürger, sondern Untertanen des britischen Reichs. Wir haben nicht für Fidschi gekämpft, sondern für die Briten. Und die Briten haben nach dem Krieg entschieden, an was sie erinnern wollen und an was nicht.«⁶⁹ Leider, sagt Aseela Ravuvu, habe sich daran auch nach der Unabhängigkeit der Fidschi-Inseln wenig geändert.

»Bulldozer stark wie Gott«

Die Kriegsetappe auf den Neuen Hebriden

Vanuatu ist seit 1980 ein unabhängiger Staat und besteht aus 82 Inseln, die über 1.300 Kilometer im Südwestpazifik verstreut liegen. Unter dem Namen Neue Hebriden standen sie im Zweiten Weltkrieg unter britisch-französischer Doppelverwaltung, Kondominium genannt. Die beiden europäischen Staaten hatten sich seit 1914 die koloniale Ausplünderung der Inseln geteilt.

Bis dahin hatten Sklavenhandel, Zwangsarbeit und von den Europäern eingeschleppte Krankheiten die Bevölkerung bereits von einer halben Million auf 40.000 Menschen dezimiert. Im Zweiten Weltkrieg gewann die nur noch dünn besiedelte Inselgruppe zentrale Bedeutung, weil es von hier aus nur noch wenige hundert Kilometer Luftlinie bis zu den Schlachtfeldern auf den Salomonen und in Neuguinea waren. Zwar griff der Krieg – bis auf die Verminung einiger Häfen und sporadische Bombenangriffe der Japaner – nicht auf die Neuen Hebriden über. Doch wegen ihrer Nähe zur Front wurden sie zur wichtigsten Etappe mit ausgebauter Infrastruktur für die Alliierten. Ohne die einheimischen Grundbesitzer zu fragen, trat die britisch-französische Kolonialverwaltung riesige Ländereien an die Streitkräfte aus den USA, Australien und Neuseeland ab. Von der bloßen Zahl der anrückenden Soldaten und ihrer umfangreichen Kriegsmaschinerie waren die Insulaner überwältigt. Ihre Hauptstadt Port Vila auf der Insel Efate hatte kaum 1.500 Einwohner, als dort 1942 innerhalb kurzer Zeit 20.000 Soldaten landeten.⁷⁰

Nur die von den Briten aufgestellte *New Hebrides Defence Force*, eine etwa 200 Mann starke, hastig rekrutierte Truppe von Einheimischen, war auf die Invasion vorbereitet. Sie marschierte zur Begrüßung der einlaufenden US-Flotte im Hafen auf. Viele andere Inselbewohner liefen dagegen in Panik am Strand zusammen und fragten sich, ob sie »in einer Stunde noch leben würden oder sterben müssten«.⁷¹ Kalaunapa, ein Bewohner der Insel Efate, war vor allem von den großen Maschinen und Fahrzeugen der Bautrupps überwältigt: »Als die Bulldozer sich in Bewegung setzten, war es wie bei einem Hurrikan. Die Bäume fielen einfach um. Als wir das sahen, dachten wir: ›Das kann kein Menschenwerk sein. So etwas kann nur Gott vollbringen.«⁷² Rund 2.000 Insulaner errichteten unter alliierterem Kommando die *US Base III* und weitere militärische Einrichtungen auf der Insel Efate.⁷³ Die US-Streitkräfte waren damit der größte Arbeitgeber in der Geschichte Vanuatus. Weil sich unter den 3.000 Einwohnern Efates nicht genügend Arbeitskräfte fanden, rekrutierten die Militärs weitere

von anderen Inseln, 1.000 Männer allein von Tanna. Dort lebten damals nicht mehr als 6.000 Menschen (darunter 2.000 Erwachsene), und fast alle Männer von Tanna rückten zum Arbeitsdienst ein. Die Frauen mussten die Feld- und Gartenarbeit, Fischfang und die Versorgung der Alten und Kinder alleine verrichten.⁷⁴

Noch heute sind in Vanuatu zahlreiche Lieder verbreitet, die von den Entbehrungen während des Krieges erzählen. So heißt es zum Beispiel in einem Lied, das Arbeiter von der Insel Tongoa für ihre Familien sangen: »Es war der 16. April 1942, als wir euch verlassen mussten. Ein Tag voller Trauer, weil wir auseinander gerissen wurden. Wir winkten euch zum Abschied zu, mit Tränen in den Augen. Alles verfinsterte sich um uns herum, als wir ablegten. Selbst die Insel hüllte sich in Wolken. In Port Vila angekommen, nahm uns ein ›Master‹ in Empfang und sagte: ›Da steht ein Lastwagen. Der bringt euch nach Mele.« Dort ließen sie uns zurück, inmitten von Fremden.«⁷⁵

Die Kolonialmächte wollten die Kontrolle über die Bevölkerung behalten und übernahmen die Rekrutierung, Unterbringung, Verpflegung und Entlohnung der

Die US-Streitkräfte kamen mit Bulldozern, schwerem Baugerät und Lastwagen, wie sie viele Insulaner nie zuvor gesehen hatten



einheimischen Hilfskräfte. Die Beamten verlangten von den US-Militärs ausdrücklich, den Insulanern keine höheren Löhne zu zahlen als die örtlichen Plantagenbesitzer. Der Sold der einheimischen Hilfsarbeiter betrug deshalb nur 0,25 US-Dollar pro Tag bzw. 7,50 US-Dollar im Monat.⁷⁶ Die Kolonialverwaltung versorgte die Insulaner allerdings so miserabel, dass ihre Arbeitsfähigkeit darunter litt. Nach verschiedenen Streikwellen übernahmen deshalb die US-Militärs im Januar 1943 Verpflegung und Unterbringung ihrer Arbeiter. Auch wenn sich die US-Amerikaner etwas besser um ihre Hilfsarbeiter kümmerten, mussten diese doch Schwerstarbeit leisten. Die Männer von Tanna arbeiteten in der Regel zehn Stunden täglich im Schichtdienst und hatten nur einen freien Tag alle zwei Wochen. Viele Tätigkeiten (wie das Schleppen gefährlicher Lasten im dunklen Rumpf der riesigen Kriegsschiffe und das Verbrennen amputierter Glieder aus den Feldkrankenhäusern) waren nicht nur körperlich, sondern auch seelisch belastend. »Die Arbeit war hart«, erinnert sich Thomas Nouar aus Tanna. Aber die Kommandanten hätten den Insulanern gedroht, wenn sie sich nicht anstrebten, kämen die Ja-

paner, um sie abzuschlachten. »Deshalb ruhten wir nie. Wir arbeiteten Tag und Nacht, Tag und Nacht, Tag und Nacht.«⁷⁷ Nicht alle Männer waren dem gewachsen. Einige kamen bei der Arbeit um; wie viele, hat niemand festgehalten.

Überbleibsel des Zweiten Weltkrieges sind in Vanuatu noch vielerorts sichtbar. Der Flughafen nahe der Hauptstadt Port Vila trägt den Namen *Bauerfield International Airport*, in Erinnerung an einen Offizier des *US Marine Corps* namens Harold M. Bauer, der 1942 über Guadalcanal abgeschossen wurde. Die Küstenstraße rund um die Insel Efate ist die *US Road Number 1* aus dem Krieg. Rechts und links davon erinnern kahle, baumlose Landstriche an ehemalige Rollbahnen und Übungsplätze der US-Streitkräfte. Überall auf der Insel trifft man auf rostige Wracks von Flugzeugen und Panzern.

Havannah Harbour, eine durch die vorgelagerten Inseln Lelepa und Moso geschützte Bucht an der Nordküste von Efate, machte die US-Marine 1942 zum Stützpunkt. Tungulumanu war damals noch ein Mädchen und hatte – wie die erwachsenen Frauen von Lelepa – große Angst vor den fremden Soldaten. »Frauen trauten

»Big Boss hilf gegen die Franzosen!«

Thomas Nouar, Vorarbeiter einer Gruppe von Hilfskräften aus Tanna, sorgte 1943 mit dafür, dass die Amerikaner den Franzosen die Aufsicht über die Arbeiter von den Neuen Hebriden entzogen. Nach seiner Erinnerung verlief die Geschichte so:

»Als wir (auf der Insel Efate) landeten, bestanden die Franzosen und Engländer darauf, uns zu versorgen. Aber sie gaben uns sehr schlechtes Essen, und manchmal gar nichts. Wir hungerten! Sie speisten uns mit Taro-Wurzeln, verrotteten Bananen und holzigem Maniok ab. Manche von uns gingen vor Hunger fast zugrunde. Was sie uns gaben, war auch miserabel zubereitet. Ich war Vorarbeiter und beschwerte

mich beim »Big Boss« der Amerikaner, seinen Namen habe ich vergessen. Zuerst zeigte ich unser Essen dem Kapitän eines Schiffs, der mir erklärte, dass der »Big Boss« auf der kleinen Insel Iririki lebte.« (Iririki liegt in der Bucht vor der Hauptstadt Port Vila. Dort residierte während des Zweiten Weltkrieges das Oberkommando der US-Streitkräfte auf den Neuen Hebriden.) »Ich stieg mit einem Teller Essen in ein Boot, das mich zu der Insel brachte, und ging in ein Büro. Ich wurde zu einem amerikanischen General vorgelassen und zeigte ihm das stinkende, versalzene Fleisch. Obwohl wir es ein ums andere Mal gekocht hatten, stank es noch immer. Dazu den miesen Taro. Er nahm das Essen und führte mich, begleitet von bewaff-

neten Polizisten, in einen anderen Büroraum, in dem zwei weitere »Big Men« saßen. Einer war weiß, der andere schwarz. Sie diskutierten das Problem. Noch am selben Abend schickten uns die Amerikaner Reis und Fleisch, verschiedene Früchte und alles Mögliche. Sie gaben uns zudem Kleider, wenn auch gebrauchte. Sie hatten riesige Stapel von alten Kleidern, Haufen von Hosen und Mänteln. Man brauchte nur hinzugehen. Wer etwas in seiner Größe fand, durfte es mitnehmen, selbst Stiefel, Hüte und Hemden. Wir hatten einen Monat lang vom Essen (der Franzosen) gelebt, bis wir davon genug hatten. Danach verpflegten uns die Amerikaner. Sie gaben den Männern so viel, dass sie die Portionen nicht einmal aufessen konnten.«⁷⁸

sich nur noch in Begleitung älterer Männer nach Havannah Harbour, wenn sie von dort Lebensmittel und frisches Wasser holen mussten. Sobald sie einen Soldaten sahen, rannten sie davon, als ginge es um ihr Leben. Sie stürzten sich in ihr Kanu und paddelten zurück auf unsere Insel.« Auch dort waren die Frauen bald nicht mehr sicher. »Wenn die Hunde anschlügen, wussten wir, dass Soldaten herumschlichen. Dann verriegelten die Frauen die Türen und wiesen die Kinder an, sich völlig ruhig zu verhalten.«⁷⁹ Trotzdem vergewaltigten die Soldaten viele Frauen, berichtet Naviti, eine Bewohnerin von Lelepa: »Manchmal zielten sie mit dem Gewehr auf unsere Männer und befahlen: »Schaff mir eine Frau herbei oder ich erschieße dich!«⁸⁰ Einige Frauen gebaren Kinder von US-Soldaten.

Kurz vor Havannah Harbour steht am Straßenrand ein großes, von dichtem Gestrüpp umgebenes steinernes Becken, ein weiteres Relikt aus dem Krieg. »Es diente als Frischwasserreservoir für die Soldaten und manchmal auch als Swimmingpool für die Offiziere«, erklärt Peter Moodie, Projektleiter an der *Onesua High School* auf der Insel Efate. Er zeigt auf die Schlingpflanzen, von denen nicht nur das Becken, sondern auch Bäume, Büsche und Boden überwuchert sind. »Diese extrem schnell wachsende Kletterpflanze kommt aus Südamerika. Die US-Militärs haben sie mit auf unsere Insel gebracht zur Tarnung ihrer Unterkünfte und Militäranstaltungen. Nach dem Abzug der Truppen breitete sich die Pflanze in Efate aus und erstickte die einheimische Vegetation unter einem dichten grünen Teppich.«⁸¹ Dies sei nur eines von vielen ökologischen Probleme, die der Zweite Weltkrieg im Pazifik hinterlassen habe, ein weiteres seien die mit Waffen und Öl beladenen Schiffe, die rund um die Inseln auf dem Meeresgrund verrotten.

Ein paar Kilometer weiter lädt ein handgemaltes Schild mit der Aufschrift »WWII Memorabilia« an einer Bambushütte zum Anhalten ein. Die Regale in dem kleinen Laden sind voller rostiger Bajonette und Helme, Patronenhülsen und Soldatenbestecke, Fronttelefone und Motorteile. Betreiber dieser Mischung aus Kriegsmuseum und Military-Shop ist Ernest Kakoa. »Ich war

etwa sechs Jahre alt und erinnere mich noch genau, wie die US-Soldaten aufgereiht am Strand lagen. Sie schossen auf Zielscheiben in den Bäumen, die Flugzeuge symbolisierten. Das ging tsuk, tsuk, tsuk, tusk... Mein Vater sammelte die Zielscheiben auf, wenn sie heruntergefallen waren. Sie waren aus wertvollem Metall.« In seiner Hütte hat Ernest Kakoa einige dieser bunten Schießscheiben ausgestellt, aber sein ganzer Stolz ist eine Sammlung säuberlich aufgereihter Coca-Cola-Flaschen. »In den letzten zwanzig Jahren habe ich insgesamt 309 verschiedene Coca-Cola-Flaschen gefunden. Jede hat eine andere Prägung, die Abfüllort und Produktionsdatum ausweist. LAC zum Beispiel bedeutet: Los Angeles, California. Andere Inschriften verraten, dass die Flaschen aus Miami, Florida, Washington, South Carolina, New Mexico oder New York City stammen. Die älteste Flasche in meiner Sammlung trägt das Datum 25. Dezember 1923. Weihnachten 1923!«

Die meisten Flaschen hat Ernest Kakoa am Strand oder auf dem Meeresgrund in Ufernähe gefunden: »Auf den Salomonen und in Neuguinea ließ der Krieg den Soldaten kaum Zeit zu essen und zu trinken. Hier dagegen war ihr Stützpunkt. Hier lagen sie im Hafen. Und tranken Coca Cola!«

300 Kilometer nördlich von Efate liegt die Insel Espiritu Santo. Auf dieser größten Insel Vanuatus bauten die US-Streitkräfte 1942 ihren wichtigsten Stützpunkt westlich von Pearl Harbor. Eine halbe Million Soldaten aus den USA, Neuseeland und Australien machte im Krieg Station auf dieser *Island Command Base IV*, und die Insel diente ihnen als Trainingsgelände, Erholungsort und Krankenlager.⁸² Neben Fluggpisten und einem zur Festung ausgebauten Hafen entstand damals an der Südküste der Insel auch eine Werft. Auf benachbarten Inseln wie Pentecost und Ambae machten die Alliierten regelrecht Jagd auf einheimische Arbeiter und trieben sie mit Peitschenhieben auf ihre Schiffe.

Die Bewohner der Insel Mavea vor der Ostküste von Espiritu Santo wurden gewaltsam umgesiedelt und auf die Insel Tutuba verfrachtet. Die US-Militärs brauchten Mavea als Trainingsgelände und für Schießübungen.

Molbarau gehörte damals zu den Vertriebenen und gab im Alter von 99 Jahren zu Protokoll: »Das Dorf Matevulu liegt der Insel gegenüber an der Küste von Espiritu Santo. Am Fuß eines Hügels stellten sie schwere Geschütze und Scheinwerfer auf und schossen Richtung Mavea. Als wir endlich auf unsere Insel zurückkehren konnten, waren dort kein Grün und kein Leben mehr zu finden. Sie war vollständig verwüstet, und es ließ sich kaum noch etwas anpflanzen. Die Leute waren auf Hilfslieferungen der französischen und britischen Regierung angewiesen.«⁸³

Die Soldaten und ihre Hilfsarbeiter verwandelten Luganville, den Hauptort auf der Insel Espiritu Santo, in dem es bis dato nur zwei kleine Läden französischer Händler gegeben hatte, in eine geschäftige Stadt, in der es zuring »wie im Wilden Westen«.

Noch sechs Jahrzehnte nach Kriegsende ist die Hauptstraße Luganvilles von Wellblechbaracken der US-Armee mit den typischen halbrunden Dächern gesäumt. Im Krieg dienten sie als Lager und Läden, Waffendepots und Krankenhäuser, Funk- und Telefonstationen, Offizierskasinos und Truppenunterkünfte, Kneipen und Kasinos. Die Hilfsarbeiter von den umlie-

Insulaner dienten auf der Insel Espiritu Santo einem US-amerikanischen Panzerabwehrbataillon als Hilfskräfte



genden Inseln lebten am Stadtrand in Hütten, die sie sich aus Bambus und Kokosblättern selbst zusammensetzen mussten.

Perei Falo, der den Krieg auf Espiritu Santo miterlebt hat, erinnert sich, dass die Frauen aus Luganville vor den oft betrunkenen US-Soldaten ins Hinterland flohen: »Die Kommandeure der US-Truppen waren in Ordnung, aber viele der einfachen Soldaten nahmen keinerlei Rücksicht auf uns. Wenn sie eine Frau haben wollten, konnten wir nichts dagegen machen. Sie hatten Gewehre und drohten, uns zu erschießen. Weil sich ein Mann aus unserem Nachbardorf zur Wehr setzte, als sie seine Frau verschleppen wollten, erschossen sie erst ihn und dann sie.«⁸⁴

Mongue Paiyintine aus dem Dorf Lackruga im Süden der Insel berichtet: »Mein Cousin Maewo, seine Frau Lizzi Forowo und ihre Tochter Monique Ifoge hatten ein trauriges Schicksal. Ein Amerikaner wollte Maewos Frau. Als Maewo das ablehnte, wurde die ganze Familie auf dem Heimweg von der Kirche erschossen. Es waren zwei Amerikaner. Sie warfen die Leichen einfach ins Gebüsch. Nur weil Maewo nicht wollte, dass die Amerikaner sich an seiner Frau vergingen, wurden die drei ermordet. Die Amerikaner waren Weiße und kamen von der *Bomber Three Base*.«⁸⁵

Ein paar Kilometer östlich von Luganville führt ein Abzweig von der Inselstraße zum Meer und zu einer »nationalen Sehenswürdigkeit« Vanuatus, dem *Million Dollar Point*. Zu beiden Seiten einer verfallenen Mole ist der Strand übersät mit verrosteten Motoren und Maschinen, Kanonen und LKW-Achsen, Propellern und Panzerketten. In Reiseführern als Touristenattraktion angepriesen, liegt hier ein riesiger Schrottplatz. Vor ihrem Abzug von Espiritu Santo kippten die US-Streitkräfte 1945 an dieser Stelle ihre gesamte Kriegausrüstung ins türkisgrüne Wasser des Pazifiks. Das waren nicht ein paar Wagenladungen Müll, sondern Tausende Tonnen wertvollen Materials, darunter funktionsfähige Jeeps und Lastwagen, Reifen und Motoren, Gewehre und Geschütze, Ersatzteile und Werkzeuge, Funkstationen, Radios und Telefonanlagen, Uniformen und Zelte,

Stahlische und Stühle, Verbandszeug und Medikamente sowie unzählige Kisten mit Nahrungsmitteln und Getränken.

Die Insulaner trauten ihren Augen nicht, als die Soldaten ihre gesamte Ausrüstung herankarrten und von der Mole aus ins Meer kippten. Perei Falu erinnert sich: »Sie haben ganze Häuser und Brücken abgerissen und ins Meer geworfen. Zelte und Moskitonetze haben sie aufgetürmt und verbrannt. Wir standen dabei und haben zugeschaut. Sie haben ihre Sachen mit Bulldozern ins Meer geschoben. Niemand hat uns gefragt, ob wir irgendetwas davon gebrauchen könnten. Als sie weg waren, haben wir dort eingesammelt, was wir finden konnten.«⁸⁶ Die gigantische Verschwendung hatte mehrere Gründe: Die britisch-französische Kolonialverwaltung wollte nicht, dass die abziehenden US-Amerikaner ihre zum Teil neuwertigen und auf der abgelegenen Insel äußerst wertvollen Sachen an die Inselbewohner verteilen, weil diese sie dann hätten weiterverkaufen können, statt für die Kolonialherren zu arbeiten. Und die Soldaten hatten die ausdrückliche Anweisung, keine Geschenke zu machen, weil die USA in den Bewohnern des Pazifiks künftige Kunden für ihre Waren sahen. Ähnliche Szenen wie am *Million Dollar Point* spielten sich deshalb nach Kriegsende auf vielen pazifischen Inseln ab, wenn auch nirgendwo sonst in dem Ausmaß wie auf Espiritu Santo.

Die Kunde von der Müllhalde unter Wasser verbreitete sich rasch, und selbst von Nachbarinseln wie Ambae kamen Leute in Booten, »um nach Essbarem und nach Kleidern zu suchen«.⁸⁷

Titus Bath, Arzt aus Hog Harbour, ging damals den weiten Weg quer über die Insel zu Fuß, nachdem er erfahren hatte, was am *Million Dollar Point* geschehen war: »Wir fischten Betttücher aus dem Meer, aus denen sich die Frauen Kleider nähten. Für uns Männer sammelten wir Unterhemden, Hemden, Hosen und Unterhosen aus den US-Beständen. Die Leute hatten damals nichts anzuziehen und kein Geld, sich Kleider zu kaufen. Viele Männer liefen deshalb schließlich in amerikanischen Uniformen herum.«⁸⁸

Warten auf Amerika | Kargo-Kult im Südpazifik

Die hoch technisierte Kriegsmaschinerie der US-Streitkräfte, ihr scheinbar endloser Nachschub an Waffen und Waren, Fahrzeugen und Maschinen sowie ihr verschwenderischer Umgang damit hinterließen bei vielen Bewohnern der pazifischen Inseln einen so tiefen Eindruck, dass sie mancherorts eine quasi-religiöse Verehrung für US-amerikanische Waren entwickelten. Auf den Salomonen und den Neuen Hebriden waren diese *cargo cults* am stärksten, und hier hatten sie auch eine starke antikoloniale Stoßrichtung.

Nach Kriegsende entstand auf den Salomon-Inseln eine Bewegung, die sich *Maasina Rule* nannte (»Maasina« bedeutet »Bruderschaft«), aber auch als *Marching Rule* bezeichnet wurde. Ihre Anhänger traten für den Abzug der Briten und die Rückkehr der US-Amerikaner mit all ihren Gütern ein. Die Bewegung wurde von einheimischen Kriegsveteranen wie Jacob Vouza und Bill Bennett mit begründet und wesentlich geprägt. Die britischen Kolonialherren reagierten darauf mit Zuckerbrot und Peitsche. Sie verhafteten 2.000 *Marching-Rule*-Anhänger und warfen viele von ihnen ins Gefängnis; unter

Noch heute ist ein Strand Espiritu Santos von rostigen Hinterlassenschaften der US-Truppen übersät, die hier bei Kriegsende ihre Ausrüstung ins Meer kippten. Die Insulaner nennen die Stelle *Million Dollar Point*



Für die Masse der Waren (*cargo*), die aus den USA zur Versorgung der alliierten Truppen auf die pazifischen Inseln geliefert wurden, kreierte die Bewohner der Salomonen in ihrem Pidgin-Englisch ein neues Wort: *staka*. Seitdem bezeichnen sie damit »riesige Mengen« von Gütern

ihnen auch Jacob Vouza, der als vielfach dekoriertes Kriegs- und Nationalheld nach kurzer Haft zur Ausbildung in die USA abgeschoben wurde. Um der Revolte den Wind aus den Segeln zu nehmen, gewährten die Briten den Insulanern begrenzte politische Mitbestimmungsrechte erst auf lokaler, dann auf nationaler Ebene. Ihren Wunsch nach Selbstbestimmung konnten sie damit aber nicht auf Dauer ersticken, auch wenn es noch bis zum 7. Juli 1978 dauern sollte, bis die Salomonen endlich ihre Unabhängigkeit durchsetzen konnten. Die *Maasina-Rule*-Bewegung hatte drei Jahrzehnte zuvor den Grundstein dafür gelegt.

Auf den Neuen Hebriden brachte der Kargo-Kult unter anderen die John-Frum-Bewegung hervor. Auch ihre Anhänger forderten den Abzug der britischen und französischen Kolonialbeamten und den Anschluss der Inseln an die USA.⁸⁹ Der Mythos vom scheinbar grenzenlosen Reichtum der US-Amerikaner kursierte auf den Neuen Hebriden schon vor der Ankunft der US-Truppen im Jahre 1942. Bereits 1939/40 soll eine mysteriöse Figur namens John Frum im Südwesten der Insel Tanna auf-

getaucht sein. Ob es sich dabei um eine reale Person handelte, ist strittig. Fakt ist, dass sich danach auf Tanna die angeblich von John Frum verkündete Prophezeiung verbreitete, die Ankunft der Amerikaner sei nahe und sie kämen, um den Insulanern zu helfen, ihre Kolonialherren aus Großbritannien und Frankreich loszuwerden. Die britisch-französische Verwaltung behauptete dagegen, John Frum müsse – so er überhaupt existiere – ein japanischer Spion sein, der Aufruhr schüren und eine japanische Invasion vorbereiten wolle. Im September 1941 fingen Kolonialbeamte in Port Vila einen Brief ab, der an einen Empfänger auf der Insel Tanna adressiert war und in dem es hieß, John Frums Sohn sei auf dem Weg nach Amerika, um dort einen neuen Herrn (*king*) abzuholen. Das war sechs Monate vor der Landung der ersten US-amerikanischen Soldaten in Port Vila.

Als dann im März 1942 tatsächlich Amerikaner übers Meer kamen, zeigten sich die Männer von Tanna deshalb weitaus weniger überrascht als Bewohner anderer Inseln. Thomas Nouar bestätigt: »Wir wussten nicht, was Flugzeuge waren. Aber John Frum hatte angekündigt, dass sie kommen würden. Damals gab es keinen einzigen Lastwagen auf Tanna. Aber John hatte auch LKW prophezeit. Wir wussten nichts über Amerika, doch als Soldaten kamen, war uns klar, dass sie aus Amerika waren. (...) Von John Frum, einem Wesen, das in Tanna und im fernen Amerika lebt, hatten wir schließlich auch den Namen ›Amerika‹ bereits gehört. John Frums Vorhersagen erwiesen sich als wahr. Was er prophezeit hatte, wurde Wirklichkeit.«⁹⁰ Für die US-Streitkräfte erwies sich der auf Tanna verbreitete John-Frum-Kult als außerordentlich nützlich. Ihre Rekruteure (von den Insulanern »Tom Army« und »Tom Navy« genannt) brauchten auf dieser Insel nicht mit Drohungen, Versprechungen oder Zwang Hilfsarbeiter zu nötigen, sondern fast die gesamte männliche Bevölkerung meldete sich spontan und freiwillig, auch Thomas Nouar: »John Frum hatte schließlich prophezeit, dass sich Amerika bald zeigen würde, und so war es auch.«⁹¹

Aber die sehnsüchtig erwarteten Amerikaner zeigten ihren Anhängern aus Tanna wenig Dankbarkeit. Als die



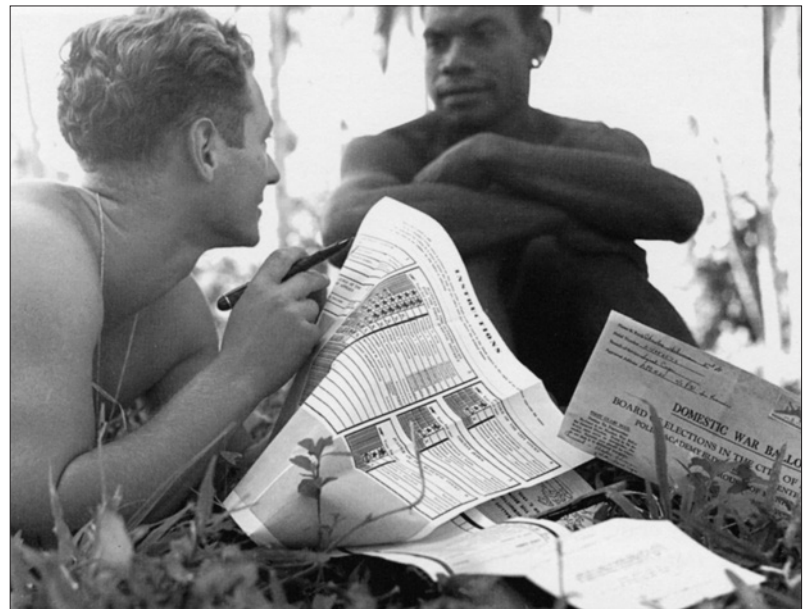
ersten Männer nach ihrer Arbeit für die US-Truppen in Port Vila nach Tanna zurückkehrten und dort aus eigenem Antrieb mit dem Bau einer Flugpiste begannen – um die erwartete Landung der Amerikaner zu erleichtern –, schickten die US-Militärbehörden Einheiten der britisch-französischen Kolonialpolizei und der *New Hebrides Defence Force* auf die Insel. Sie sollten die John-Frum-Bewegung gewaltsam zerschlagen. Dies hatte allerdings nur kurzzeitig Erfolg. Als der Krieg zu Ende ging und die US-Truppen abzogen, revoltierten die Anhänger des Kults gegen die britisch-französische Kolonialherrschaft. Sie weigerten sich, weiter auf den Kokospflanzungen der europäischen Siedler zu arbeiten und boykottierten deren Läden. Bis 1956 wurden viele John-Frum-Anhänger von Tanna verhaftet und auf andere Inseln verbannt. Ende der fünfziger Jahre hatte sich die Bewegung »in eine Mischung aus politischer Partei und religiöser Sekte« verwandelt.⁹² Ihre Mitglieder bauten auf Tanna Kultstätten und schmückten sie mit nachgebildeten militärischen Insignien aus dem Zweiten Weltkrieg. Dazu gehörten modellierte Flugzeuge und Soldaten, Dienstmarken aus Blech und Schilder mit roten Kreuzen wie auf Krankenwagen und den Uniformjacken von Militärärzten. Jeweils am 15. Februar, dem höchsten Feiertag der John-Frum-Bewegung, marschierten Formationen junger Männer mit selbst geschnitzten Bambusgewehren durch die Dörfer, befehligt von einem »Sergeant«, der lautstark Kommandos erteilte wie »Rechts um!« und »Stillgestanden!«. Die Teilnehmer an diesen Ritualen malten sich die Buchstaben »U.S.A.« auf Brust und Rücken, und ihre Anführer trugen US-amerikanische Militäruniformen, die sie seit dem Krieg aufbewahrt hatten. Noch Ende der siebziger Jahre wehte über manchen Hütten auf Tanna die US-amerikanische Flagge. Erst nach der Unabhängigkeit Vanuatus im Jahre 1982 ebte die Bewegung ab. Der Anthropologe Lamont Lindstrom, der mehrere Jahre in Vanuatu geforscht und sich intensiv mit den Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Inselbevölkerung befasst hat, interpretiert die anhaltende Popularität der John-Frum-Bewegung so: »Im Zentrum der Botschaft von

John Frum stand die Forderung nach Autonomie und nach uneingeschränkten Beziehungen zur Außenwelt. Die Insulaner wünschen sich weder den Krieg zurück, noch wollen sie, dass die Amerikaner tatsächlich nach Tanna kommen. Vielmehr wünschen sie sich Beziehungen mit der Außenwelt, wie sie sie während des Krieges erlebt haben. Diese Erfahrungen entsprachen ihren Vorstellungen von Autonomie, sozialem Verhalten und Tausch.«⁹³

Die französischen Pazifikkolonien im Krieg

»Hier Papeete, Tahiti, die Station des *Radio Club Océanique*«. Mit diesen Worten nahm am 11. April 1934 in Papeete, der Hauptstadt Französisch-Polynesiens (damals EFO genannt: *Établissements Français d'Océanie*) eine kleine private Rundfunkanstalt ihren Betrieb auf. Von der Insel Tahiti aus übertrug sie Programme in französischer und tahitianischer Sprache. Um die weit verstreut liegenden Inseln der französischen Kolonie zu erreichen, nutzte die Station ab 1937 einen 200 Watt starken Sender.

Pazifikinsulaner wie Alex Kwaisufu vom *Solomon Island Labour Corps* (rechts) beobachteten mit großem Interesse, dass US-Soldaten selbst zwischen den Schlachten um Guadalcanal 1943 Stimmzettel für Wahlen in den Vereinigten Staaten ausfüllen durften. Erfahrungen dieser Art schürten den Widerstand gegen die europäische Kolonialherrschaft



Für die Bewohner der abgelegenen Atolle und Eilande wurde *Radio Club Océanie* (R.C.O.) rasch zur wichtigsten Informationsquelle. Denn Zeitungen gab es nicht, und nur die Kolonialbehörden erhielten per Telegraf spärliche Informationen aus Europa und dem Rest der Welt. Selbst im Hafen der Hauptstadt Papeete, die damals rund 3.000 Einwohner hatte, liefen nur alle paar Monate Schiffe aus Frankreich ein, die Nachschub und Neuigkeiten mitbrachten. Anfangs sendete die Radiostation vor allem Musik und Lokalnachrichten. Aber ab 1939 informierte sie die Insulaner auch regelmäßig über den Krieg, den Deutschland am anderen Ende der Welt begonnen hatte. Nohorai Sue, der traditionelle *chef* von Hikueru, einem mehr als 500 Kilometer östlich von Tahiti gelegenen Korallenatoll, bedankte sich am 21. Oktober 1939 in einem Brief an die Rundfunkanstalt für die »klaren und anregenden« Programme in »perfektem Tahitianisch« und attackierte den Faschismus in Deutschland: »Wenn Hitler von Frieden redete, dann entsprach das schon früher nicht dem, was er tat. Alles, was Hitler sagt, ist gelogen. Wir kennen die Grausamkeiten seines Unrechtsregimes. Wir wissen, dass er nicht einmal die Verträge einhält, die er selbst unterschrieben hat. Seine Drohungen, seine Aggressionen und seine Kriege gegen kleinere Staaten in Europa belegen das. Erst hat er sich Österreich einverleibt, dann die Tschechoslowakei und im letzten Monat ist er über Polen hergefallen. Deutschland hat sich vor aller Welt als eine Nation offenbart, die man ächten muss. Manche haben sich von den Taten dieses verrückten Hitler und seiner Gier,

die Welt in Brand zu stecken und Blut fließen zu sehen, einschüchtern lassen. Deshalb konnte er bereits viele Menschen und ganze Länder vernichten. Für jeden, der sich der Gerechtigkeit und dem Frieden verpflichtet fühlt, ist es unerträglich, 1939 schon wieder einen grausamen Krieg in Europa miterleben zu müssen. Kaum zwei Jahrzehnte, nachdem die deutsche Nation, die anderen immer nur Übles wollte, niedergerungen war, ist sie schon wieder über andere Länder hergefallen, um sich die Reichtümer ihrer Bewohner und die Früchte ihrer Arbeit anzueignen. Die Bevölkerung von Hikueru ist deshalb einhellig und unverzüglich bereit, jedem Aufruf zur Verteidigung Frankreichs zu folgen und dem Land zu Hilfe zu eilen.«⁹⁴

Als Frankreich am 3. September 1939, zwei Tage nach dem deutschen Überfall auf Polen, Deutschland den Krieg erklärte und eine allgemeine Mobilmachung ausrief, galt diese auch in den französischen Kolonien im Pazifik. Frankreich kontrollierte im Südwesten des Stillen Ozeans drei Inselgruppen: die gemeinsam mit Großbritannien verwalteten Neuen Hebriden (Vanuatu), Neukaledonien (von den Einheimischen Kanaky genannt) sowie Wallis und Futuna. Tausende Kilometer östlich davon verfügte Frankreich mit Polynesien über ein Kolonialgebiet von der Größe Europas, wenn auch die Landfläche aller polynesischen Inseln zusammen nur halb so groß ist wie die Korsikas.

Die französische Kolonialverwaltung hatte ihren Sitz in dem Hafenstädtchen Papeete auf der Hauptinsel Tahiti. Dort waren bei Kriegsbeginn etwa 5.000 Reser-

Französische Bedingungen

Der Botschafter de Gaulles in Washington machte 1942 die militärische Nutzung der französischen Pazifikkolonien von folgenden Bedingungen abhängig:

»1. Frankreich bleibt auch auf den Inseln souverän, auf denen möglicherweise amerikanische Basen installiert werden.

2. Grund und Boden bleiben in französischem Besitz.

3. Alle Installationen, also Docks, Gebäude usw. gehen mit dem Ende dieser Vereinbarung in französisches Eigentum über.

4. Die Verpachtung von Geländen für die Errichtung von Basen erfolgt vor Ort durch die Vertreter des Freien Frankreich.

An diese ist eine angemessene Mietzahlung zu entrichten.

5. Sollen Basen nach dem Krieg weiter betrieben werden, sind – in gegenseitigem Einverständnis – detailliertere Vereinbarungen zwischen den örtlichen Vertretern des Freien Frankreich und den amerikanischen Streitkräften zu treffen.«⁹⁶

visten registriert, darunter Franzosen und Polynesier. Allerdings hatten sie nur wenige Waffen. Selbst die 200 Soldaten der kolonialen Infanterie hätten mit ihren zwei Kanonen und nur einem Maschinengewehr gegen Angreifer wenig ausrichten können. Der Rest Französisch-Polynesiens, darunter auch die phosphatreiche und für die Franzosen wirtschaftlich wichtige Insel Makatea, war ohne jede Verteidigung. 1939 schien dies nicht weiter dramatisch, denn der *drôle de guerre*, der »komische« Krieg an der deutsch-französischen Grenze, hatte kaum spürbare Auswirkungen auf Ozeanien. Das änderte sich schlagartig, als die deutsche Wehrmacht im Mai 1940 neben Holland und Belgien auch Frankreich überfiel. Um Kolonialsoldaten aus dem fernen Pazifik heranzuschaffen, war es zu spät. Schiffstransporte aus Ozeanien dauerten damals zwei bis drei Monate, ein Flughafen existierte in Französisch-Polynesien nicht, und im Juni 1940 unterzeichnete die französische Kollaborationsregierung unter Marschall Philippe Pétain bereits ihren Waffenstillstandsvertrag mit Deutschland. Sein Gegenspieler, General Charles de Gaulle, war im Pazifik kaum bekannt. Entsprechend reserviert reagierten viele französische Beamte in Ozeanien auf seinen Aufruf vom 18. Juni 1940, in den Kolonien den Kampf für das Freie Frankreich und gegen das faschistische Deutschland aufzunehmen. Während sich der französische Kommissar auf den Neuen Hebriden schon eine Woche später hinter de Gaulle stellte, sympathisierten die Gouverneure von Neukaledonien, Wallis und Futuna sowie Polynesien mit der Kollaborationsregierung in Vichy. Erst nach massiven Protestaktionen antifaschistischer Gruppen, an denen auch zahlreiche Inselbewohner teilnahmen, mussten sie zurücktreten. Vertreter des französischen Widerstandes übernahmen in Neukaledonien und Polynesien im September 1940 die Verwaltung. In Wallis und Futuna dagegen hielt sich der Kolonialkommissar des Vichy-Regimes bis Mai 1942. Erst nachdem ein französisches Kriegsschiff aufgekreuzt war, um ihn zu verhaften, gab er auf. Nur einen Tag später landete die US-Armee und begann mit dem Bau eines Militärstützpunktes.⁹⁵

Ende Dezember 1941, drei Wochen nach dem japanischen Überfall auf Pearl Harbor, hatte sich das US-Oberkommando mit dem Vertreter des Freien Frankreich in Washington auf die Bedingungen geeinigt, unter denen die französischen Kolonien für den Krieg der Alliierten im Pazifik genutzt werden konnten.

Im Februar 1942 bauten die USA auf der knapp 300 Kilometer nordwestlich von Tahiti gelegenen Insel Bora-Bora einen Militärstützpunkt. Weder Franzosen noch US-Amerikaner hielten es für nötig, die Bewohner von Bora-Bora auch nur über ihre Pläne zu informieren. Als die US-Truppentransporter mit Tausenden Soldaten und 20.000 Tonnen Material an Bord vor der Insel aufkreuzten, schwärmten Fischer aus den Dörfern Vaitape und Faanui in ihren Pirogen aus. Sie wollten den Passagieren der fremden Schiffe Kokosnüsse und einheimisches Kunsthandwerk zum Kauf anbieten, wie sie es immer taten, wenn sich Boote in ihre abgelegene Gegend verirren. Die Männer wussten nicht, dass die Flotte bald vor ihren Stränden ankern und 4.000 Soldaten ihre Insel fast fünf Jahre lang in Beschlag nehmen würden.

Noch größere Dimensionen hatte die Basis der US-Streitkräfte in Neukaledonien. Nahe der Front auf den Salomon-Inseln gelegen, war diese französische Kolonie als Aufmarsch- und Rückzugsgebiet für die alliierten Truppen von großer Bedeutung. Schon der erste US-Konvoi, der am 12. März 1942 um sechs Uhr morgens in den Hafen der Hauptstadt Nouméa einlief, bestand aus 13 Kriegsschiffen mit 18.000 Soldaten an Bord. Zehntausende weitere GIs und Marines folgten ebenso wie Truppen aus Australien und Neuseeland. In den Kriegsjahren waren im Schnitt 130.000 alliierte Soldaten ständig in Neukaledonien stationiert, und insgesamt bereiteten sich dort 300.000 Mann auf ihre Einsätze im Südpazifik vor. Lediglich 60.000 Einheimische lebten damals auf der Hauptinsel Grande Terre und den vorgelegerten Loyauté-Inseln. Die Hälfte davon waren Kanak, wie

Nach der Landung der alliierten Truppen verwandelte sich Nouméa, die kleine Metropole der französischen Kolonie Neukaledonien, in eine Garnisonsstadt



sich die melanesischen Einwohner der Inseln nennen (Kanak bedeutet »Mensch«), und die französischen Kolonialbehörden rekrutierten viele von ihnen schon vor der Landung der US-Flotte für die Entladung von Schiffen.

Nouméa, die Hauptstadt Neukaledoniens, hatte 11.000 Einwohner. Innerhalb weniger Tage kamen fast doppelt so viele US-Soldaten hinzu. Die Kanak, die für sie arbeiten mussten, wohnten in Zelt- und Barackenlagern am Stadtrand. Die meisten waren nicht einmal unzufrieden. Denn die US-Militärs verpflegten sie nicht nur vergleichsweise gut, sondern zahlten ihnen auch höhere Löhne als die Franzosen. »Bis zum Zweiten Weltkrieg war die Kolonialgesellschaft Neukaledoniens strikt nach Rassen getrennt«, erklärt Ismet Kurtovitch, Historiker aus Nouméa, der sich intensiv mit der Rolle der Melanesier im Zweiten Weltkrieg beschäftigt hat. »Die Franzosen hatten die Kanak in Reservate eingewiesen, während die Europäer in den fruchtbaren Landstrichen und in der Hauptstadt Nouméa lebten. Melanesier durften ihre Reservate nur für ein paar Monate im Jahr verlassen, um auf den Farmen und in den Nickel-Minen der Franzosen zu arbeiten. Im Krieg ließ sich dieses Apartheidsystem nicht länger aufrechterhalten, und

»Travail sans payer«
(»Arbeit ohne
Bezahlung«) nannten
die Kanak die
Zwangsarbeit, die
sie für ihre
französischen
Kolonialherren
leisten mussten.
Im Krieg mussten
sie z.B. im Hafen
von Nouméa
für die alliierten
Truppen Schiffe
entladen

damit wurden wichtige Veränderungen eingeleitet. Die jungen Kanak, die zum ersten Mal für längere Zeit in der Stadt lebten, ließen sich danach von den Franzosen nicht mehr so einfach zurückschicken.«⁹⁷

Die Vertreter des Freien Frankreich hielten nicht nur in Afrika, sondern auch im Pazifik bis 1946 an dem rassistischen »Eingeborenstatut« (*L'Indigénat*) fest. Danach mussten Melanesier und Polynesier für die europäischen Siedler, Militärs und Behörden zwangsweise arbeiten. Alphonse Poiwi erinnert sich: »Wir nannten das *travail sans payer*, Arbeit ohne Bezahlung. Wir mussten 15 Tage im Jahr, an denen wir zwar etwas zu essen bekamen, aber nicht entlohnt wurden, für die Franzosen arbeiten.«⁹⁸ In Neukaledonien musste jeder Melanesier im Alter zwischen 18 und 49 Jahren diesen Arbeitsdienst leisten. Darüber hinaus rekrutierten die französischen Behörden weitere Kanak, wann immer sie billige Arbeitskräfte brauchten. Und im Krieg brauchten sie mehr als jemals zuvor. Mussten 1939 noch 20 bis 25 Prozent der Kanak für die Franzosen arbeiten, so waren es bei Kriegsende 70 Prozent. Die Zahl der von den Kanak absolvierten Arbeitstage stieg im selben Zeitraum von 147.436 auf 338.108. Weil fast alle Männer in die Kriegswirtschaft eingebunden waren, blieben in den Reservaten nur noch Frauen, Kinder und Alte zurück, die weder ihre Hütten und Dörfer noch die Felder und Gärten allein in Stand halten konnten. Die Produktion von Kaffee und Kokosnüssen ging deshalb bis 1944 um fast die Hälfte zurück, die von Mais gar auf ein Viertel. Während viele französische Siedler im Krieg gute Geschäfte machten, brachte er den Kanak Armut und Elend. Die Arbeiter schickten ihren Familien zwar Geld aus der Stadt, doch ihre kargen Löhne reichten nicht weit. Schließlich trieben die Kolonialbehörden auch noch eine Kriegssteuer ein, die sie direkt vom Lohn einbehielten. Französische Siedler waren von dieser Steuer ausgenommen.

Obwohl auch die US-Militärs melanesische Arbeiter deutlich schlechter entlohnten als europäische, arbeiteten die Kanak lieber für die amerikanische Armee als für ihre französischen Kolonialherren. Denn die Solda-



ten schenkten ihnen zusätzlich Lebensmittel, Kleider und Zigaretten und zahlten manchmal sogar freiwillig ein wenig mehr als von den französischen Behörden festgelegt. Die Franzosen fürchteten, dass diese vergleichsweise gute Behandlung der Kanak die kolonialen Machtverhältnisse untergraben könnte. Der Generalsekretär für die Kolonie, Jacques Bourgeot, schickte deshalb im August 1943 einen alarmierten Report an den Vertreter des Freien Frankreich in Washington und beklagte sich, dass »das amerikanische Kommando in Neukaledonien nicht nur unsere Docks, Kais und Häuser besetzt hat, sondern auch Eingeborene illegal rekrutiert (...) und ihnen überhöhte Löhne zahlt«. Damit zerrütteten die US-Militärs »die gesamte Wirtschaft« und förderten »autonome Elemente«. »Diesen Kräften« und »der von ihnen drohenden Destabilisierung« könne nur »eine starke französische Regierung« begegnen, die keinerlei Zweifel daran lasse, »wer in Neukaledonien das Sagen hat«. ⁹⁹

Tatsächlich bescherten die Kriegsjahre Neukaledonien eine Infrastruktur, wie sie die französische Kolonialadministration in den Jahrzehnten zuvor nicht zustande gebracht hatte. Die US-Amerikaner bauten auf den Inseln die ersten befestigten Straßen und brachten Wasser, Strom und Gesundheitsstationen in bis dahin völlig vernachlässigte Gebiete. Auf Grande Terre errichteten die US-Militärs zudem ein Krankenhaus mit 1.200 Betten, das täglich weitere Schwerverletzte von den Schlachtfeldern auf den benachbarten Salomon-Inseln aufnahm und in dem auch Einheimische behandelt wurden. François Burck, in den achtziger Jahren im Politbüro der melanesischen Befreiungsbewegung FLNKS, bewertet die Kriegszeit deshalb positiv: »Die amerikanische Präsenz erschütterte das Kolonialregime der Vorkriegszeit. Als Angestellte der amerikanischen Armee erlebten Kanak, dass sie Weißen gleichgestellt waren. Also war auch eine Befreiung von der Kolonialherrschaft möglich. Das war noch kein Nationalbewusstsein, aber doch schon die Überzeugung, dass sich das Kolonialregime überwinden lassen und der Traum der Kanak nach Freiheit in Erfüllung gehen könnte.« ¹⁰⁰

Aus der Südsee in den Afrikafeldzug

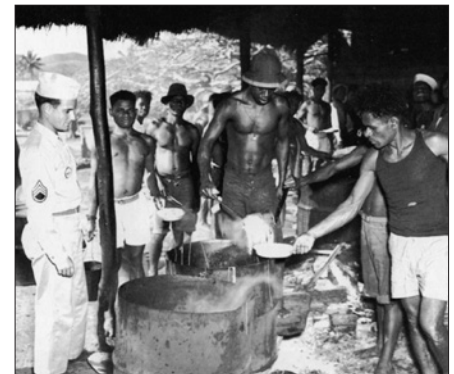
Das »Bataillon du Pacifique«

Auch Melanesier und Polynesier erlebten den Zweiten Weltkrieg an der Front, allerdings nicht bei Gefechten gegen die Japaner im Pazifik, sondern im Kampf gegen Italiener und Deutsche in Nordafrika und Europa. Als Erste zogen mehrere Dutzend Marinesoldaten aus Ozeanien Mitte 1940 auf französischen Schiffen in den Krieg. Im September 1940 verbreiteten die Radiostationen in Nouméa (Neukaledonien), Papeete (Französisch-Polynesien) und Port Vila (Neue Hebriden) einen Aufruf an alle männlichen Inselbewohner, sich für ein französisches Expeditionskorps des Pazifiks zu melden, das *Bataillon du Pacifique*. Es sollte »die Kolonien verteidigen« und »an der Seite de Gaulles für die Befreiung Frankreichs von den deutschen Besatzern« kämpfen.

Obwohl die Franzosen nach dem Ersten Weltkrieg ihre Zusage nicht eingehalten hatten, den Veteranen von den Inseln die französische Staatsbürgerschaft sowie gleiche Rechte und Pensionen wie europäischen Soldaten zu gewähren, meldeten sich zahlreiche Melanesier und Polynesier in den französischen Kasernen von Nouméa und Papeete. In der Enzyklopädie Polyneziens heißt es: »Alle wollten kämpfen, Junge wie Alte, selbst ein Dutzend Veteranen des Krieges von 1914 bis 1918. Sie drängten sich vor den Toren der Kaserne, um in den Krieg zu ziehen.« Unter den »Freiwilligen« seien »zahlreiche Tahitianer«, aber »bemerkenswert wenige« Franzosen gewesen. ¹⁰¹

Auch in Neukaledonien meldeten sich nur 394 Europäer zum Dienst, aber 1.137 Kanak. Das waren 22 Prozent aller melanesischen Inselbewohner im wehrfähigen Alter. Tatsächlich schickten einheimische Würdenträger viele junge Kanak zum Militär. Auf den Loyauté-Inseln erklärten manche *chefs* sogar im Namen ihrer Dörfer Deutschland offiziell den Krieg

Die einheimischen Hilfsarbeiter der Alliierten lebten am Stadtrand von Nouméa in einem Camp, das nach Joe Louis benannt war, dem schwarzen US-amerikanischen Boxer. In Anspielung auf die schlechte Versorgung durch die französischen Kolonialherren lautete die Originalbildunterschrift zu diesem Foto der US-Armee von November 1942: »Untergebracht in US-Zelten, gepflegt und eingekleidet von den US-Truppen, genießen diese Eingeborenen einen ›Luxus‹, wie sie ihn nie zuvor erlebt haben«



und verabschiedeten junge Rekruten mit Zeremonien, wie sie traditionell für Männer veranstaltet wurden, die in den Kampf ziehen. Keiner der jungen Kanak hätte es gewagt, den Kriegsdienst zu verweigern. Die Würdenträger der Kanak hofften, dass die Franzosen ihnen Bürger- und Wahlrechte einräumen würden, wenn viele Melanesier zum Militärdienst gingen. Henri Naisseline, ein hochrangiger Kanak, appellierte an seine Landsleute, dass sich »die Indigenen des freien Neukaledoniens auf die Seite de Gaulles stellen müssen, um die Ehre der Trikolore zu verteidigen, die den Geist der Freiheit und der Gerechtigkeit symbolisiert«. Gleichzeitig schrieb er am 31. Oktober 1940 einen Brief an General de Gaulle, in dem er die Hoffnung äußerte, dass die Kanak in Würdigung der »Taten und der Opfer, die all diejenigen von uns erbringen, die auf fernen Schlachtfeldern fallen werden«, die französische Staatsbürgerschaft erhielten.¹⁰² 1945 erinnerte Naisseline die französischen Machthaber in Neukaledonien daran, dass sowohl Gouverneur Sautot als auch Admiral d'Argenlieu ihm ausdrücklich versprochen hätten, den Kanak »nach dem Ende der Kampfhandlungen die Bürgerrechte zuzugestehen«. Auch wenn diese Zusicherung nirgends schriftlich dokumentiert ist, hält der Historiker Ismet Kurtovitch es für sehr wahrscheinlich, dass dem so war, weil die Franzosen so Kanak leichter als Soldaten rekrutieren konnten. Eingelöst haben die Franzosen ihre Versprechen nicht.

Als sich das *Bataillon du Pacifique* mit mehr als tausend Soldaten formierte, stellten Melanesier deutlich die Mehrheit der Truppe. Aber nur hundert von ihnen waren in den ersten Einheiten, die 1941 an Fronten in Nordafrika und Europa aufbrachen. Die französischen Kolonialbeamten wollten offensichtlich nicht, dass Kanak Erfahrungen im bewaffneten Kampf sammeln, und ihre diskriminierende Besoldung diente deshalb

auch als Abschreckung: Während Familien von französischen Soldaten aus Neukaledonien Unterstützungen in Höhe von 1.600 Francs monatlich für die Ehefrau und 400 Francs für jedes Kind erhielten, zahlten die Kolonialbehörden den Frauen von melanesischen Soldaten nur 600 Francs und 200 Francs pro Kind.¹⁰³

Das Erste Kontingent des *Bataillon du Pacifique* bestand aus 600 Soldaten, je zur Hälfte Neukaledonier und Polynesier. Etwa ein Dutzend Männer von den Neuen Hebriden kam hinzu. Am 21. April 1941 wurde das Kontingent der Polynesier unter französischen Fahnen und mit tahitianischer Musik in Papeete feierlich verabschiedet. Teriierooiterai, ein polynesischer Würdenträger, rief den Soldaten zum Abschied zu: »Ihr brecht mit 300 Leuten auf, kommt auch mit 300 zurück!« Am 30. April landete der Transport in Nouméa, nahm die Soldaten aus Neukaledonien an Bord und fuhr weiter nach Sydney. Dort schiffte sich das *Bataillon du Pacifique* zusammen mit 7.000 Soldaten aus Australien und Neuseeland auf der *Queen Elizabeth* ein, dem zum Truppentransporter umgebauten größten Ozeandampfer der Welt. In einem Schiffskonvoi mit insgesamt 20.000 Soldaten verließen die Kanak und Polynesier am 27. Juni 1941 Ozeanien, um am anderen Ende der Welt Krieg zu führen.¹⁰⁴ Das *Bataillon du Pacifique* erreichte einen Monat später Palästina und verstärkte die Armee des Freien Frankreich, die gegen die Truppen der Vichy-Regierung im Libanon kämpfte.

Ende 1941 wurden die Soldaten aus Ozeanien an einen der mörderischsten Schauplätze des Zweiten Weltkriegs verlegt: in die libysche Wüste. Dort standen sie um Tobruk und Bir Hakeim den Armeen Deutschlands und Italiens gegenüber.

Roland Toromona aus Tahiti, einer der wenigen Überlebenden, die sich noch immer im Club der Veteranen in Papeete treffen, stieß erst 1944 mit einer nachrückenden Einheit in Tunesien zum *Bataillon du Pacifique*, als das deutsche Afrikakorps bereits geschlagen war und die Alliierten in Italien landeten.¹⁰⁵ Damals war der Tahitianer 17 Jahre alt. Er hatte ein höheres Alter vorgezogen, um Soldat werden zu können. Seine militä-

Propagandaplakat der US-Streitkräfte in Neukaledonien: »Die gelben Horden haben selbst Verwundete mit ihren Bajonetten ermordet und erschossen –Tötet die Schweinehunde!«



rische Ausbildung erhielt er in Tunesien. Im April 1944 setzte das *Bataillon du Pacifique* nach Neapel über, und Roland Toromona sah sich dort erstmals »mit dem erbarmungslosen Vorgehen der deutschen Wehrmacht« konfrontiert: »In den italienischen Bergen haben wir sehr, sehr harte Schlachten erlebt und viele unserer Jungs sind dort gefallen. Es war furchtbar, Mann gegen Mann kämpfen zu müssen.«

Nach der Befreiung von Rom und Florenz beteiligte sich das *Bataillon du Pacifique* im August 1944 an der Invasion der Alliierten in der Provence. »Wir hatten in den Tagen zuvor Landemanöver geprobt und gingen schließlich an Bord eines Truppentransporters, der zu einer riesigen Flotte von 800 Schiffen gehörte. Sie kreuzten eine Woche lang durch das Mittelmeer. Den feindlichen U-Booten und Fliegern gelang es nicht, den Konvoi aufzuhalten. Und so kam Mitte August die berühmte Landung in der Provence. Fallschirmjäger waren schon 24 Stunden vorher an der Küste abgesprungen. Wir wurden um zwei Uhr nachts abgesetzt und mussten im Stockfinstern durchs Wasser ans Ufer waten. Es war entsetzlich, sehr, sehr hart, weil wir herumirrten, ohne irgendeine Ahnung, wo wir waren und was uns an Land erwartete. Sobald wir festen Boden unter den Füßen hatten, gruben wir uns ein, um auf die Morgendämmerung zu warten. Wie sich herausstellte, waren wir in einem Weinberg gelandet. Er hing voller Trauben – es war August! Wir wussten das natürlich zu schätzen. Aber der Spaß fand bald ein Ende. Mit Panzerwagen ging es weiter Richtung Toulon. Dort hatten sich die Deutschen in Kasematten verschanzt, und wir standen ihnen an vorderster Front gegenüber, zusammen mit Senegalschützen und Marokkanern. Erst nachdem eine 205-Millimeter-Kanone herbeigeschafft war, gelang es uns, die deutsche Stellung in Schutt und Asche zu legen.« Über Nîmes und Lyon stieß das *Bataillon du Pacifique* weiter nach Norden vor. »Wir hatten es bald nicht mehr mit einer regulären Armee zu tun, mit Verbänden und Panzern, sondern mit herumstreunenden Banden junger, sehr junger deutscher Soldaten, die uns aus dem Hinterhalt beschossen.«

Ende 1944 kämpfte das *Bataillon du Pacifique* bei Belfort zum letzten Mal, bevor es abgezogen und erst nach Paris, dann nach Südfrankreich verlegt wurde. Dort mussten die Soldaten mehr als ein Jahr warten, bis die Franzosen sie zurück in den Pazifik brachten. Ihr Schiff hieß *Sagittaire* (»Schütze«) und verließ am 14. März 1946 den Hafen von Marseille. Nach sieben Wochen auf See erreichte es am 5. Mai 1946 endlich Tahiti. Als es in den Hafen von Papeete einlief, drängten sich zur Begrüßung noch mehr Menschen als bei der Verabschiedung der Soldaten fünf Jahre zuvor. Von den 300 ausgerückten Tahitianern hatten 82 ihr Leben für ihre Kolonialmacht Frankreich verloren, als Letzter der Fallschirmspringer Tehaamoana Teoheaumoeva, der am 2. Mai 1946 an Bord des Schiffes seinen Verletzungen erlag, drei Tage vor der Ankunft in seiner polynesischen Heimat.

In der Hauptstadt Nouméa wurde später ein Denkmal »für die Gefallenen von 1939 bis 1945« aufgestellt. Darauf stehen 74 Namen, darunter Dutzende von Kanak.

Den Überlebenden des *Bataillon du Pacifique* zahlten die Franzosen eine »Demobilisierungsbeihilfe«. Französische Soldaten erhielten 17.000 Francs, melanesische Soldaten 6.000.

Australien: Aborigines im Zweiten Weltkrieg

»Während des Zweiten Weltkrieges verlieh das Verteidigungsministerium sternförmige Orden. Sie sollten die Opfer würdigen, die Australiens Frauen im Krieg brachten. Für jeden ihrer männlichen Angehörigen in den Streitkräften erhielten sie einen Stern. (...) Granny (Großmutter) Hannah Lovett trug ihren Stern mit Stolz. Sie bekam ihn für ihren jüngsten Sohn Sam, der im Krieg 1914/18 noch zu jung gewesen war, um zusammen mit seinen Brüdern einzurücken. Als Granny Lovett 1946 im Alter von 91 Jahren starb, hieß es, sie habe sich geweigert, zu sterben, solange Sam nicht aus dem Krieg zurückgekehrt sei. Granny Lovett hätte eine ganze Krone voller Sternorden tragen können. Denn sie und ihr Ehemann James hatten eine Familie von Soldaten großgezogen. Fünf ihrer Söhne – Alfred, Leonard, Edward, Frederick und Herbert – dienten schon im Er-

sten Weltkrieg in Übersee und erlebten Fronteinsätze in Frankreich, Gallipoli und Palästina. Edward, Frederick und Herbert meldeten sich auch im Zweiten Weltkrieg wieder freiwillig und mit ihnen diesmal noch ein weiterer Sohn: Samuel. Nach dem Krieg war noch ein Enkel mit den britischen Besatzungstruppen in Japan stationiert, und drei weitere Enkel zogen in den Koreakrieg. Wie durch ein Wunder kehrten alle Lovetts aus diesen drei Kriegen lebend zurück – mit Auszeichnungen versehen. Granny Hannahs Familie erwies Australien also große Dienste. Aber Australien lohnte es den Lovetts nicht. Als nach dem Zweiten Weltkrieg im Rahmen eines Wiedereingliederungsprogramms heimkehrende Soldaten Land erhielten, baten auch die Lovetts um ein Stück des Bodens, auf dem ihre Vorfahren schon Jahrtausende zuvor gelebt hatten. Aber nur weiße Soldaten bekamen Grund und Boden. Dabei dürfte es kaum eine Familie geben, der dieses Land mehr zugestanden hätte als den Lovetts. In zwei Generationen hatten nicht nur

Aborigines bei der
Ausbildung am
Maschinengewehr



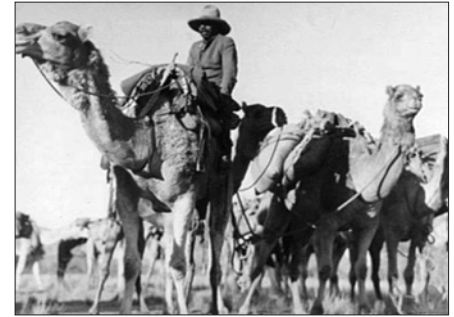
19 Mitglieder der Familie Kriegsdienst geleistet, sondern die Lovetts gehörten auch zu den ursprünglichen Besitzern des Landes, das die Regierung verteilte. Aber die Lovetts waren Aborigines, und deshalb gab es für sie kein Land und keine Gerechtigkeit, nur schäbigen, institutionalisierten Rassismus. Wie viele Aborigines so zählen auch die Lovetts zu den »vergessenen Helden«.¹⁰⁶

Mit dieser Geschichte beginnt das Buch *Forgotten Heroes*, das Alick Jackomos und Derek Fowell 1993 herausgaben. Vier Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg waren darin erstmals Erzählungen von Aborigines über ihre Einsätze mit den australischen Streitkräften »von der Somme bis Vietnam« nachzulesen. Alick Jackomos war 1942 selbst Mitglied eines Infanteriebataillons der *Australian Imperial Force* gewesen und hatte es schon damals als ungerecht empfunden, »dass Aborigines in den Krieg zogen und viele darin umkamen, obwohl sie in Australien nicht einmal als Staatsbürger anerkannt waren. Bis 1967 durften die meisten von ihnen nicht wählen. Nur Krieg führen durften sie für dieses Land, das sich ihnen gegenüber so hartherzig verhielt.«¹⁰⁷ Schon in der Kaserne in Queensland, in der Alick Jackomos seine Grundausbildung absolvierte, waren viele Aborigines: »Sie mussten die Drecksarbeit machen: Putzen, Latrinen leeren und den Hof kehren. Sie trugen zwar Uniformen, bekamen aber nur zwei Schilling am Tag. Der Tagessold der anderen Soldaten betrug sechs Schilling.« In Westaustralien wurden Aborigines für »kriegswichtige Arbeiten« gar nicht entlohnt: »Sie bekamen lediglich ein paar kärgliche Essensrationen, ein bisschen Fleisch oder Reste, die übrig geblieben waren.« Trotz dieser Demütigungen meldeten sich viele Aborigines zum Militär: »Die Männer und Frauen, die wir interviewt haben, nannten dafür verschiedene Gründe: Der Militärdienst und besonders die Einsätze in Übersee boten ihnen die Gelegenheit, zu reisen, Abenteuer und Kameradschaft zu erleben, Geld zu verdienen, in festen Unterkünften zu wohnen und ein geregelteres Leben zu führen als in ihren Camps an Flussufern und in den Missionsstationen. Beim Militär konnten sie beweisen, dass sie ebenso viel wert waren wie Weiße.

Viele Aborigines empfanden in den Streitkräften zum ersten und vielleicht einzigen Mal, dass sie auf gleicher Stufe standen wie Weiße. Und natürlich hofften sie, dass die Regierung ihnen für ihren Einsatz im Krieg endlich die vollen Bürgerrechte gewähren und sie auch im zivilen Leben gleich behandeln würde.«¹⁰⁸ Das hatten Vertreter der schwarzen Bürgerrechtsbewegung schon vor Kriegsbeginn gefordert. William Cooper, Ehrenvorsitzender der *Australian Aborigines' League*, schrieb 1939 an den australischen Innenminister John McEwen: »Ich bin Vater eines Soldaten, der sein Leben für seinen König¹⁰⁹ auf dem Schlachtfeld geopfert hat und der [im Ersten Weltkrieg] wie Tausende Farbige in den australischen Expeditionstreitkräften gedient hat. Viele werden dies zweifellos wieder tun, obwohl die Überlebenden aus dem Krieg nach ihrer Heimkehr in den Busch abgeschoben und als Aborigines weiter diskriminiert wurden. Bis heute haben sie keinerlei Rechte, kein Land, nichts, für das es sich zu kämpfen lohnte. Sie haben das zweifelhafte Privileg, ein Land verteidigen zu dürfen, das ihnen von den Weißen gestohlen wurde, ohne dass sie dafür jemals eine Entschädigung erhalten oder auch nur Rücksicht erfahren hätten. Wir erlauben uns deshalb anzumerken, dass es nicht rechtens ist, uns in Schützengräben zu schicken, solange es nichts gibt, für das wir kämpfen könnten. Bevor Aborigines zum Militär einberufen werden, sollten all ihre Benachteiligungen beseitigt werden.«¹¹⁰ Im Zweiten Weltkrieg waren Aborigines als Soldaten zunächst nicht gefragt. »Noch 1940 gab es eine Anweisung der Militärbehörden an die Rekrutierungsoffiziere, wonach es »weder nötig noch wünschenswert« sei, »Personen nicht-europäischer Herkunft oder Abstammung« anzuwerben.« Nur weil auf dem dünn besiedelten fünften Kontinent nicht genügend weiße Soldaten zu finden waren, wurden schließlich auch Aborigines rekrutiert. Kevin O'Loughlin, Lehrer an einem Aborigine-College in der südaustralischen Stadt Adelaide, hat miterlebt, wie dies in Port Pearce, einem Reservat für Aborigines, vonstatten ging: »Eines Tages kamen sie mit Lastwagen in unser Camp. Es waren schwere Armeelaster. Soldaten trieben die jungen Män-

ner aus Port Pearce zusammen und luden sie auf diese LKW. Keiner wurde auch nur gefragt. Von unseren Leuten wäre wohl auch niemand freiwillig mitgegangen. Die Frauen standen weinend am Straßenrand, als sie mit ansehen mussten, wie ihre Söhne abtransportiert wurden. Es war damals üblich, Aborigines so zu behandeln. Wir zählten einfach nicht.« Den Aborigine-Soldaten, so Kevin O'Loughlin, sei damals »für ihren Kriegseinsatz alles Mögliche versprochen worden, ein Grundstück, eine Pension und vieles mehr«. Tatsächlich befolgten auch die Streitkräfte die rassistische Hierarchie, und das blieb auch nach der Heimkehr der Kriegsteilnehmer so. Aborigines war sogar »untersagt, mit ihren weißen Kriegskameraden gemeinsam in eine Kneipe zu gehen und ein Bier zu trinken«.¹¹¹

Aborigines kämpften an Kriegsfrenen in aller Welt. Merve Bundle zum Beispiel riskierte sein Leben als Mitglied einer militärischen Spionageeinheit in Neuguinea: »Wir wurden hinter den feindlichen Linien abgesetzt und sollten Informationen über die Stellungen der Japaner sammeln. Wir sprangen aus kleinen, zweimotorigen Flugzeugen ab – ohne Fallschirme! Die Maschine flog im Tiefflug dicht über hohem Gras, und wir mussten bei einer Geschwindigkeit von etwa 80 Meilen (circa 130 Stundenkilometern) mitsamt unserer Ausrüstung abspringen. Wir hatten dafür zwar eine besondere Ausbildung erhalten, trotzdem brachen sich manche Männer beim Aufprall ihre Beine. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als über Funk Hilfe herbeizurufen und dann zu warten. Das konnte Wochen dauern. Jeden, den die Japaner entdeckten, haben sie als Spion sofort erschossen.«



Aborigines nutzen Kamele für den Transport von Nachschub für die australische Armee



Aborigines aus der Nähe von Darwin liefern den australischen Truppen frische Krebse

Sein schlimmstes Kriegserlebnis hatte Merve Bundle in Buna, einer hart umkämpften Bucht an der Nordküste Neuguineas: »Als wir dorthin kamen, war der Strand übersät mit Leichen von Amerikanern, Australiern und Japanern. Kurz zuvor hatten die Alliierten versucht, dort zu landen, aber ihre Boote hatten den Strand nicht erreicht, sondern waren auf Grund gelaufen, und die Japaner hatten die US-Soldaten gnadenlos niedergemäht. Die Amerikaner bombardierten im Gegenzug die gesamte Umgebung in Grund und Boden, wobei sie auch einige ihrer eigenen Leute töteten, die überlebt hatten. Wir hatten den Befehl, die Toten zu bestatten. In diesem Falle bedeutete das, die Leichen, die übereinander getürmt aus dem Wasser ragten, an Land zu verbrennen. Jede Flutwelle schwemmte weitere Tote heran.«¹¹²

»Keine Negertruppen aus den USA« Die australische Form der Apartheid

Die weißen Militärhistoriker Australiens haben den Einsatz von Aborigines im Zweiten Weltkrieg Jahrzehnte lang völlig ignoriert. In zahllosen Büchern über die *diggers*, wie die australischen Soldaten genannt werden, sind zwar all ihre wichtigen Schlachten bis ins kleinste Detail beschrieben. Nur die Beteiligung von Aborigines daran wird fast immer verschwiegen. Das änderte sich erst in den achtziger Jahren. Robert Anthony Hall, Leiter des Zentrums für historische Forschung der australischen Streitkräfte an der Militärhochschule in Canberra, schrieb damals seine Doktorarbeit über Aborigines im Zweiten Weltkrieg und veröffentlichte die Ergebnisse 1989 in dem Buch *The Black Diggers*, der ersten systematischen Untersuchung zum Thema. »Ich bin selbst Soldat, trat 1965 in die Armee ein und nahm am Vietnamkrieg teil. Zu meiner Einheit gehörte ein Unteroffizier, der Südseeinsulaner war. Er erzählte mir, dass seine Vorfahren von Sklavenjägern ins australische Queensland verschleppt worden waren und dort auf Zuckerplantagen arbeiten mussten. Danach fiel mir zum ersten Mal auf, wie viele Schwarze es in der australischen Armee gab. Die meisten waren Aborigines. Bis dahin hatte auch ich geglaubt, dass im Zweiten

Weltkrieg allenfalls eine Handvoll Aborigines gekämpft hätten. Ich kannte zwar den Namen von Reg Saunders, dem ersten Aborigine, der zum Offizier aufgestiegen war, aber wie viele Aborigines wirklich am Krieg teilgenommen hatten, wusste ich nicht, als ich mit meinen Forschungen begann.«¹¹³ In den Archiven der australischen Regierung und der Streitkräfte fand Hall Belege dafür, dass mehr als 3.000 Aborigines am Zweiten Weltkrieg teilgenommen haben. Diese Zahl verblüffte ihn auch deshalb, weil die rassistischen Verordnungen, die Aborigines vom Militärdienst ausschlossen, bis Kriegsende nicht annulliert worden waren. So habe noch nach 1945 der Befehl Nummer 177 in der Armee gegolten, wonach sich »niemand als Freiwilliger einschreiben« durfte, »der nicht substantiell europäischer Herkunft oder Abstammung« war. In die australische Luftwaffe sollten »nur Söhne von Personen ›rein europäischer Abstammung‹ aufgenommen werden«, und ein hoher Offizier des Heeres meinte, dass es für den Militärdienst nicht ausreiche, *half-cast* zu sein, also einen europäischen Elternteil zu haben, sondern in den Adern eines Rekruten müsse »zumindest zu drei Vierteln« europäisches Blut fließen.¹¹⁴ Dass trotzdem schon 1939 zahlreiche Aborigines in den Krieg zogen, erklärt Robert Hall damit, dass die Rekruteure in den abgelegenen Provinzen Australiens diese Bestimmungen entweder nicht kannten oder einfach ignorierten. Als dieser »Fehler« entdeckt wurde, standen einige Aborigines längst in Europa an der Front, andere wurden wieder aus dem Militär entlassen. Sie sollen sich danach – sehr zum Entsetzen ihrer weißen Aufseher in den Reservaten – geweigert haben, aufzustehen, wenn die Nationalhymne gespielt wurde, da es für sie offenkundig »weder König noch Vaterland gab.«¹¹⁵ Robert Hall fand zahlreiche Anhaltspunkte dafür, dass das Denken in »Rassenkategorien« in australischen Regierungskreisen selbstverständlich war. Als die USA nach dem Einmarsch der Japaner ins benachbarte Neuguinea Truppen nach Australien verlegten, um das Land vor einer japanischen Invasion zu bewahren, wies der oberste Kriegsrat der australischen Regierung (*Advisory War Council*) die US-Regierung da-

rauf hin, dass man ihr zwar die Auswahl ihrer Soldaten überlasse, allerdings die Entsendung von »Negertruppen« nach Australien »nicht befürworte«.¹¹⁶ Im Februar 1942 verweigerten Zollbeamte in Melbourne den ersten afroamerikanischen Soldaten die Einreise. Zwar konnten die australischen Behörden nicht verhindern, dass bis Mai 1942 insgesamt 5.000 schwarze GIs auf dem fünften Kontinent landeten. Aber sie erreichten, dass die meisten in abgelegenen Regionen stationiert wurden. Dazu gehörte der nordaustralische Bundesstaat Queensland, in dem eine besonders strikte Rassentrennung herrschte. Die Aborigine-Schriftstellerin Oodgeroo Noonuccal arbeitete – unter ihrem europäischen Namen Kath Walker – 1942 freiwillig als Fernmelderin bei der Armee in Queensland, weil sie »den Faschismus ablehnte«. Sie bezeugte später, dass sich schwarze GIs in der Stadt Brisbane nur in den südlichen Vierteln aufhalten und die Brücke in die nördlichen Stadtteile nicht überqueren durften. Während das US-amerikanische Rote Kreuz dort für weiße Soldaten zahlreiche Klubs unterhielt, mussten sich die Schwarzen in Südbrisbane mit dem *Carver Club* begnügen. Dort arbeiteten Aborigine-Frauen an der Bar. »Eines Tages stürmten US-amerikanische Militärpolizisten den Club, um einen Soldaten festzunehmen, der eine helle Hautfarbe hatte. Sie sagten: ›Du hast hier im *Carver Club* nichts verloren. Du bist verhaftet. Wir nehmen dich mit.‹ Er entgegnete: ›Aber ich bin schwarz, ich bin ein Neger!‹ Sie herrschten ihn an: ›Komm uns bloß nicht mit dem Mist!‹, denn er war wirklich ziemlich hellhäutig. Da rief ein Gast den Polizisten zu: ›Nehmt ihm doch mal den Hut ab!‹ Und tatsächlich: Er hatte krauses Haar. Die Polizisten ließen ihn fallen wie eine heiße Kartoffel. Sie hatten geglaubt, er habe sich als Weißer unter Schwarze gemischt. Das war verboten. So streng war damals die Rassentrennung zwischen Schwarzen und Weißen in der US-Armee, und Australien unterstützte und förderte sie auf beschämende Weise.«¹¹⁷

Schwarze und weiße US-Soldaten seien sogar gewalttätig aneinander geraten, berichtete Oodgeroo Noonuccal, und bei einem bewaffneten Einsatz der US-

Militärpolizei seien zahlreiche Schwarze umgekommen.

»Die weißen Australier hassten die schwarzen amerikanischen Soldaten ebenso wie uns Aborigines«, erzählte Oodgeroo Noonuccal. Besonders suspekt sei es den australischen Behörden erschienen, dass viele schwarze US-Soldaten sich zu den Aborigines hingezogen fühlten und sie in ihren ärmlichen Camps am Stadtrand besuchten. Der Aborigine Len Watson, damals noch ein Kind, erinnert sich: »Wir lebten im Norden von Rockhampton, und viele schwarze Amerikaner kamen dorthin. Uns bewegte damals sehr, wenn sie erzählten, wie die Weißen sie behandelten. Mein Vater sagte, er habe selbst gesehen, wie weiße Soldaten schwarze Amerikaner ausgepeitscht hätten. Wir hatten bis dahin geglaubt, nur wir würden so behandelt. Dass es Schwarzen in anderen Ländern genauso erging, hatten wir nicht gewusst.«¹¹⁸

Die Militärbehörden versuchten auch, Aborigines von weißen australischen Soldaten fern zu halten. Nach einer vertraulichen Mitteilung an die australischen Offiziere wurde es als »nicht wünschenswert« angesehen,

Die australischen Streitkräfte luden ausgewählte Kolonialsoldaten aus Papua nach Brisbane ein, um sie dort bei Besuchen von Rüstungsfabriken von der technischen Überlegenheit der Alliierten zu überzeugen. Ansonsten blieben weiße und schwarze Soldaten in australischen Queensland strikt voneinander getrennt



hen, wenn sich »australische Truppen mit farbigen amerikanischen Soldaten verbrüdern oder trinken«. Dies sollte verhindert werden, wenn auch »möglichst diskret«, damit sich »die farbigen amerikanischen Truppen« nicht gekränkt fühlten.¹¹⁹ Oodgeroo Noonuccal merkte dazu ironisch an, dass Australiens Militärs jedoch »plötzlich farbenblind geworden« seien, als der Kriegsverlauf sie dazu zwang. Selbst Aborigine-Frauen seien schließlich als Krankenschwestern akzeptiert worden oder – wie sie selbst – als Fernmelderinnen.¹²⁰

Soldaten zum Nulltarif

Die Aborigine-Guerilla in Nordaustralien

Nach dem ersten japanischen Bombenangriff am 19. Februar 1942 auf die Stadt Darwin an der Nordküste Australiens herrschte Panik. Eine japanische Invasion schien unmittelbar bevorzustehen, und jetzt waren auch reguläre bewaffnete Aborigine-Einheiten kein Tabu mehr. Schließlich galt es, im tropischen Norden des Landes mehrere tausend Kilometer Küste zu überwachen und zu verteidigen, und nur Aborigines kannten sich in diesem riesigen, von Weißen kaum besiedelten Gebiet aus. Die Armee besaß nicht einmal brauchbare Landkarten von der Region. Hatten Wissenschaftler und Politiker die

Nur mit Speeren bewaffnete Aborigine-Krieger übernahmen im nordaustralischen Arnhemland die Überwachung der einsamen Küsten

so genannten Vollblut-Aborigines noch in den dreißiger Jahren zur »aussterbenden Rasse« erklärt, der man mit humanitären Maßnahmen allenfalls »das Ableben erleichtern« könne¹²¹, so erschienen den Militärs plötzlich »die kriegerischen Fähigkeiten« der »schwarzen Kämpfer« äußerst attraktiv. Sie beauftragten den Anthropologen Donald Thomson, bekannt durch seine Feldforschungen in Arnhemland, Aborigine-Krieger zu einer Guerillatruppe zusammenzufassen. Diese sollte den »Schutz der (Ost-)Flanke von Darwin gewährleisten«, eine »effektive Überwachung der Küste« garantieren und mit »mobilen Patrouillen bei einer Landung feindlicher Kräfte Angriffe in Guerillamanier durchführen«.

Die Kosten dieser Einheit wurden als »sehr moderat« angesehen, weil die Kriegsdienste »der Eingeborenen« nicht mit Geld, sondern mit »Tabak und Pfeifen, Angelhaken, Schnüren und Tomahawks« vergolten werden könnten. Thomson bildete eine Einheit von etwa 50 Aborigines und bestand darauf, dass sie bei ihren Patrouillen in Arnhemland nur ihre »traditionellen Waffen« mitführten, also Speere und keine Gewehre. Er erklärte später, dass sie auch damit zumindest kleineren Trupps von Japanern weit überlegen gewesen wären: »Erstens waren die Aborigines vollkommene Herren ihrer Umwelt. Ihre Überlebensfähigkeit im Busch war unübertroffen. Sie kannten das Land bis in den letzten Winkel und wussten, wo Wasser zu finden war. Diese Fähigkeiten verliehen ihnen eine Mobilität, die Japaner niemals erreicht hätten. Zweitens waren sie nicht auf Nachschub angewiesen. Aborigines finden ihr Essen, ihr Wasser und selbst ihre Waffen überall im Busch. Die Japaner dagegen hätten sich nach einer Landung am Ende einer langen, sehr verletzlichen Versorgungslinie befunden und der Guerilla damit ideale Angriffsmöglichkeiten geboten. Auch die Fähigkeiten der Aborigine-Krieger, sich lautlos an ihre Feinde anzuschleichen und sie zu überraschen, hätte sie als Guerilla außerordentlich erfolgreich gemacht.«¹²²

Ein Problem konnte Thomson nur unter großen Schwierigkeiten lösen: Die Aborigines verstanden nicht, warum sie plötzlich jeden Japaner umbringen sollten,



ohne dafür bestraft zu werden, nachdem sie kurz zuvor noch das genaue Gegenteil erlebt hatten. 1932 war eine Strafexpedition der australischen Polizei bei ihnen aufgetaucht und hatte drei ihrer Anführer nach Darwin ins Gefängnis verschleppt, weil sie angeblich japanische Perlenfischer ermordet hatten, die Aborigine-Frauen belästigt hatten. Es soll einige Zeit gedauert haben, bis die Aborigines aus Arnhemland Thomson glaubten, dass Morde an Japanern, für die die Weißen sie vor kurzem noch streng bestraft hatten, nun ausdrücklich erbeten waren.

Die Guerillatruppe in Arnhemland operierte so erfolgreich, dass die australischen Militärs nach ihrem Vorbild auch auf den Inseln Bathurst und Melville nördlich von Darwin sowie auf der Halbinsel Cox im Südwesten der Stadt weitere Aborigine-Einheiten aushoben. Sie überwachten die Küsten bei Tag und Nacht und machten Eindringlinge unschädlich. Der Aborigine Louie Parapatameli zum Beispiel nahm auf Bathurst alleine die fünfköpfige Crew eines abgeschossenen japanischen Bombers gefangen, und Mathias Ulungura überwältigte auf Melville einen japanischen Piloten: »Als ich hinter ihm stand, packte ich sein Handgelenk nahe dem Gewehr. Er bekam einen gehörigen Schrecken. Ich zog seinen Revolver, den er an seiner rechten Seite über dem Knie trug, zielte damit auf ihn, trat zurück und sagte: »Nun mal hoch mit den Händen und beide ganz weit über den Kopf.«¹²³ Die Aborigine-Einheit auf Melville Island bestand im September 1942 aus 36 Männern. Sie konnten mit Maschinengewehren und Handgranaten umgehen und retteten die Besatzung eines holländischen Bombers, die hatte notlanden müssen, sowie elf Überlebende des vor der Insel versenkten US-Versorgungsschiffes *SS Florence D.* Viele Piloten der Alliierten, die aus ihren brennenden Flugzeugen über der Insel abspringen mussten, verdanken Aborigines ihr Leben. Den US-amerikanischen Kampfflieger J. Martin führten sie 214 Kilometer weit quer über die Insel, bis er in Sicherheit war.

Zwei Mitglieder dieser Einheit, Strangler McKenzie und Charlie One, übernahmen auch eine geheime Mis-

sion in Timor, das damals von japanischen Truppen besetzt war. Die beiden wurden nachts von einem Unterseeboot abgesetzt und erkundeten die Möglichkeiten einer Landung alliierter Truppen.

Robert Hall nennt diese Aborigine-Truppen »De-facto-Einheiten«, weil ihre Mitglieder nie offiziell rekrutiert, geschweige denn besoldet wurden. Harry One, Mitglied einer Aborigine-Patrouille auf Melville Island, bezeugte: »Sie haben nie eines ihrer Papiere für uns ausgefüllt. Wir haben trotzdem die ganze Zeit das Richtige gemacht. Sie gaben uns etwas Tabak und ein wenig zu essen, das war alles. Wir lieferten harte Arbeit für nichts. Geld bekam nur der Kommandant. Wir nicht.«¹²⁴

In den Kimberley-Bergen im kaum erschlossenen Nordwesten des australischen Kontinents lebten vor Kriegsbeginn kaum 250 Weiße, die meisten Viehzüchter oder Missionare, unter sechs- bis siebentausend Aborigines. Die weißen Siedler verhinderten die Aufstellung eines *Native Auxiliary Corps*. Ihre Vorbehalte gegen ein »Hilfscorps von Eingeborenen« sind in einem Brief überliefert, den sie im November 1942 an die Militärführung schickten: »An erster Stelle muss berücksichtigt werden, dass der Kimberley-Eingeborene vollständig ungebildet ist. Er weiß nichts von Patriotismus, versteht nicht, was wir Weißen mit Worten wie Treue gegenüber Seiner Majestät, dem König, und dem Britischen Empire meinen und was es mit der Gehorsamspflicht von Untertanen

Der Anthropologe Donald Thomson (rechts) bereitete 1942 im tropischen Norden Australiens Aborigines darauf vor, nach einer möglichen Landung japanischer Streitkräfte die Invasoren in Guerillamanner zu bekämpfen



auf sich hat.«¹²⁵ Der Journalist Cyril Longmore dagegen befürwortete eine Aborigine-Truppe in den Kimberleys. Er machte den damaligen australischen Premierminister John Curtin darauf aufmerksam, dass die Farmer in erster Linie ihre Privilegien sichern wollten: »Die Weißen, die hier leben und arbeiten, haben die Eingeborenen über all die Jahre schamlos ausgebeutet, und sie setzen diese Ausbeutung bis heute ebenso schamlos fort. Diese Weißen wollen nicht, dass irgendetwas passiert, was die Lebenslage der Eingeborenen verbessern könnte. (...) Sie sehen in den Eingeborenen nicht mehr als eine nützliche Reservearmee von Arbeitern, von Sklavenarbeitern! (...) Sie wissen ebenso gut wie ich, dass Eingeborene, die zusammen in den Krieg ziehen, auch in Friedenszeiten gemeinsam handeln könnten und möglicherweise nicht bereit wären, ihre weitere Ausbeutung einfach hinzunehmen. Sie könnten Gerechtigkeit fordern.«¹²⁶

Australiens Militärs hatten sich schon vor dem Krieg das rassistische Verhalten der Siedler zum Vorbild genommen. Als die Armee 1932 in Darwin Aborigines als Hilfsarbeiter anstellte, erging per Runderlass die Anweisung an die Offiziere, sich bei deren Behandlung und Bezahlung an die ortsüblichen »Standards« zu halten: »Es ist davon auszugehen, dass es bestimmte Arbeiten gibt, die in Darwin üblicherweise Aborigines erledigen und von denen Soldaten an diesem tropischen Standort deshalb entbunden werden sollten. Dazu gehören das Entfernen von Unterholz auf Grundstücken und das Reinigen von sanitären Anlagen, im Grunde alle besonders schweren Arbeiten, aber auch Dienstbotentätigkeiten wie die von Offiziersburschen oder Kellnern im Kasino.« Dienstleistungen dieser Art würden »in allen tropischen Ländern aus klimatischen und rassischen Gründen nicht von Europäern, sondern von Billiglohnarbeitern übernommen«, und das sollte deshalb auch in den Kasernen von Darwin so gehandhabt werden.¹²⁷ Die Armee zahlte den Aborigines nur einen Bruchteil des Lohns, der ihnen rechtmäßig zustand. Selbst für Schwerstarbeit erhielten sie nur »die Hälfte der Rationen an Fleisch, Brot und Gemüse der Soldaten« und

gelegentlich noch »ein paar Küchenabfälle«. Für Aborigines gab es keine festen Unterkünfte und Betten, sie mussten in Verschlagen auf Holzpritschen schlafen. Schließlich, so der Kommandant des Stützpunktes in Darwin, mache sich »der durchschnittliche zivile Arbeitgeber in dieser Stadt auch nicht mehr Gedanken um das Wohl der Eingeborenen«.¹²⁸

Um eine japanische Invasion zu verhindern, verlegten die Alliierten 1942 etwa 100.000 Soldaten in den Norden Australiens. Damit stieg der Bedarf an einheimischen Hilfskräften enorm an. Da in der Region damals jedoch nur 2.000 Weiße lebten, mussten Aborigines verpflichtet werden. Robert Hall schätzt, dass die Militärs mindestens 3.000 Aborigines anstellten. Sie arbeiteten »als Schlachter und Metzger, beim Pökeln von Fleisch und bei der Bekämpfung von Malaria, als Putzkräfte und als Landarbeiter auf Feldern der Armee. Sie reparierten Autos und entluden Lastwagen, waren in Lagern, Geschäften und Militärkrankenhäusern beschäftigt, als Fahrer und Packer, als Matrosen und Lotsen auf Schiffen und als Bedienstete in den Offizierskasinos.«¹²⁹ Aborigine-Frauen, *Lubras* genannt, halfen in Offiziershaushalten und Großküchen, Wäschereien und Bügeleien und waren dabei ständig sexuellen Übergriffen ausgesetzt. »Die Soldaten waren hinter den *Lubras* her, wann immer sie auftauchten«, berichtete eine Aborigine von der *Nutwood Downs Station*, die zwei Kinder von weißen Vätern hat. »Der Vater von Bill ist einer aus der Armee, der andere ein Pferdehändler.«¹³⁰ Der Arbeitskräftebedarf der Militärs stieg dermaßen an, dass sie Anfang 1943 überlegten, Aborigines in ganz Australien zusammenzutreiben und zum Arbeitsdienst in den Norden des Kontinents zu verfrachten. Der Plan wurde nur deshalb nicht realisiert, weil hohe Offiziere fürchteten, »die Eingeborenen« könnten sich unter den Soldaten an »den materiellen Wohlstand der weißen Gesellschaft« gewöhnen und würden möglicherweise nicht mehr »zu ihrem traditionellen Lebensstil zurückkehren«.¹³¹

Weniger Bedenken hatten weiße Missionare in Nordaustralien, Aborigines in die Kriegswirtschaft einzubeziehen. Mehr als 13.000 Aborigines lebten in dieser

Region in Missionsstationen und Camps, die anglikanische und katholische Priester oder von der Regierung eingesetzte Verwalter kontrollierten. In Queensland gliederten manche dieser Stationen Straflagern. Ihre Bewohner durften sie nur mit Genehmigung der weißen Aufseher verlassen und schon für kleinste Vergehen wurden Aborigines »in Ketten gelegt oder öffentlich ausgepeitscht«. ¹³² Nach Kriegsbeginn nötigten die Prediger und Aufseher die Aborigines, Flugpisten und Radaranlagen zu überwachen, Bunker und Schützengräben auszuheben sowie Treibstoff- und Munitionsdeposits anzulegen. Entlang der menschenleeren Küste mussten Aborigines in Schichten rund um die Uhr Wache halten. Tausende verrichteten diese Arbeiten, ohne je dafür entlohnt zu werden. Gelegentliche Zahlungen der Streitkräfte flossen in die Kassen der Missionare, denen die Armee hin und wieder auch die Vorratskammern füllte. Trotzdem beklagten sich die Missionare über den angeblich schlechten Einfluss der Soldaten auf die Aborigines. Der Superintendent der *Mornington Island Mission* zum Beispiel beschwerte sich, dass »Soldaten den Aborigines erlaubten, sie mit dem Vornamen anzusprechen«. Die weißen Soldaten zeigten damit »sehr wenig Verständnis für die Stellung, die den Eingeborenen« zukäme. Es dürfe diesen Soldaten deshalb auf keinen Fall gestattet werden, »eingeborene Arbeiter zu beaufsichtigen«. ¹³³ Die Missionare der *Drysdale River Station* unterbanden alle Kontakte zwischen Aborigines und Soldaten eines benachbarten Luftwaffenstützpunktes. Die Wachen des Militärflughafens durften Aborigines nicht in die Nähe lassen. Aborigines, die es dennoch wagten, sich heimlich mit Soldaten zu treffen, ließen die Missionare im August 1943 in Ketten legen.

Durch den Ausbau der militärischen Infrastruktur geriet das nordaustralische Outback immer häufiger ins Visier der japanischen Luftwaffe. Bei einem Angriff auf die Missionsstation am Drysdale River am 27. September 1943 verwechselten japanische Piloten die Missionsgebäude mit dem gut getarnten Luftwaffenstützpunkt, und fünf Aborigines sowie ein Missionar starben im Bombenhagel. Auch in anderen nordaustralischen

Camps kamen Aborigines bei japanischen Luftangriffen um.

Trotz ihrer Fronteinsätze, Hilfsdienste und anderer Opfer wurden Aborigines von der australischen Presse und Regierungskreisen pauschal als »Sicherheitsrisiko« denunziert. Weil sie seit jeher Kontakte zu japanischen Fischern und Perlentauchern unterhalten hatten, wurden sie verdächtigt, »mit Japan zu sympathisieren«. Und weil auf den abgelegenen Missionsstationen auch der eine oder andere deutsche Missionar lebte, hieß es, sie seien »deutschfreundlich«. Robert Hall hat bei seinen historischen Recherchen keinerlei Hinweis gefunden, dass sich Aborigines irgendwo in Australien illoyal gegenüber den Alliierten verhalten hätten. Auch nicht in der *Hope Vale Mission* in Queensland, die ein deutscher Lutheraner leitete. Dort schürten die weißen Siedler aus der Umgebung so lange den Verdacht, dass die Aborigines auf der Missionsstation zu einem »Sicherheitsproblem« werden könnten, bis am 17. Mai 1942 ein Militärkonvoi vorfuhr. Soldaten trieben die Aborigines auf Lastwagen und karrten sie nach Woorabinda, tausend Kilometer weiter südlich. Dort herrschte ein weitaus raueres Klima, und die Lebensbedingungen waren so schlecht, dass im März 1943 bereits 60 der Deportierten verstorben waren.

In Westaustralien nahm die Regierung den Krieg zum Vorwand, um die Sondergesetze für Aborigines noch weiter zu verschärfen. Aborigines durften dort »keine Stadt mehr betreten, unter welchen Umständen auch immer«, und Arbeit nur noch mit Genehmigung der örtlichen Militärbehörden annehmen. Aus dem *Moore River Native Settlement Camp*, einer Siedlung für Aborigines nahe der Stadt Perth, machte die Regierung ein Internierungslager. Um es zu verlassen, benötigten Aborigines einen Passierschein der Militärs. Die einfachen australischen Soldaten in den entlegenen Gebieten des Outback dagegen wussten den Einsatz und die Hilfsbereitschaft von Aborigines zu schätzen. In

Aborigines gerben
Felle für die
australische Armee



den westaustralischen Kimberleys organisierte die Besatzung des Luftwaffenstützpunktes auf der Halbinsel Anjo beispielsweise zusammen mit Aborigines eine spontane Siegesfeier, als im August 1945 die Nachricht von der Kapitulation Japans eintraf. Die Aborigines führten den Truppen einen ihrer Tänze vor, einen *Corroboree*, und die Soldaten bedankten sich dafür mit einem spontan improvisierten »*Corroboree*, wie ihn weiße Jungs tanzen«.

Die Führung der australischen Streitkräfte diskriminierte Aborigines auch nach dem Krieg. Als sie 1946 Besatzungstruppen nach Japan schickte, waren Aborigines ausdrücklich ausgeschlossen, weil sie, so die Begründung, »ungebildet« und deshalb »ungeeignet« für diesen Auslandseinsatz seien.

»Wir konnten ruhig sterben« | Das »Eingeborenen-bataillon« von den Inseln der Torres-Straße

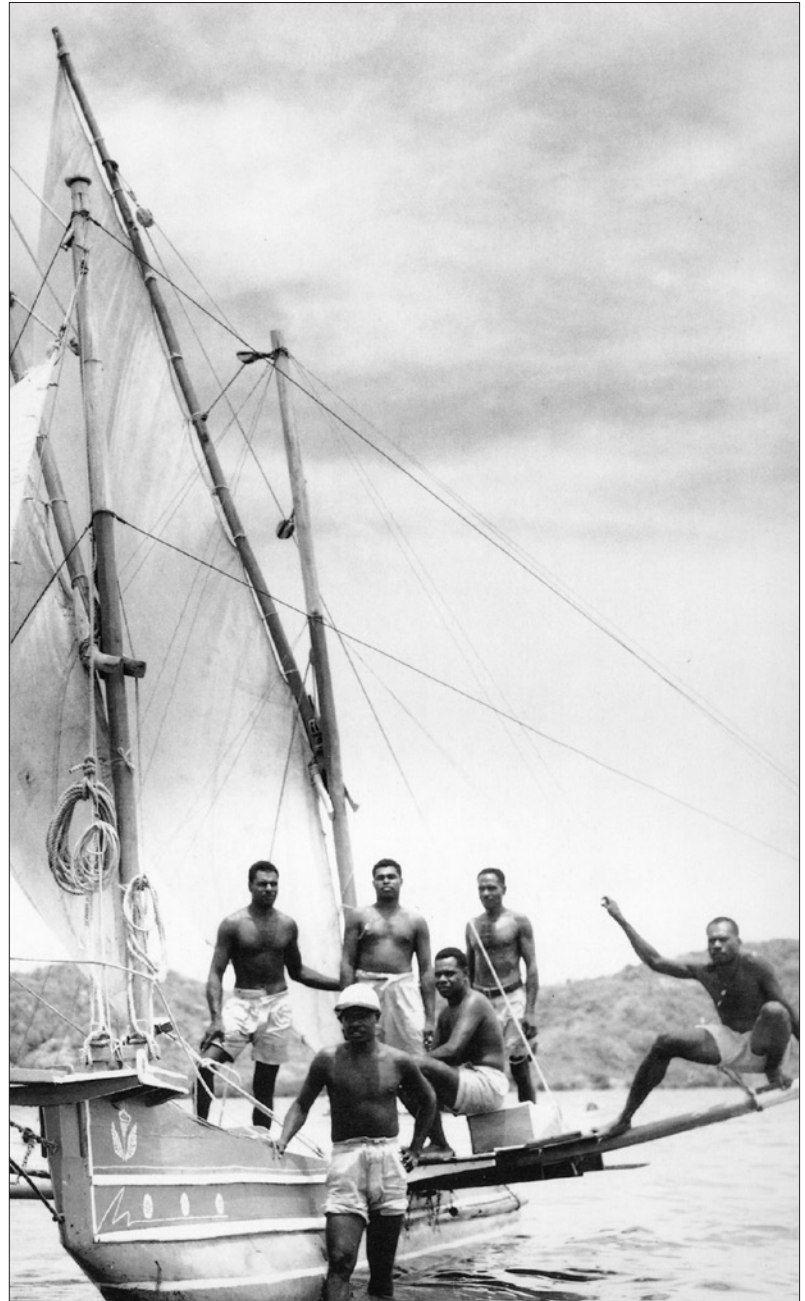
Mochten die australischen Streitkräfte während des Zweiten Weltkriegs offiziell auch keine »Eingeborenen« rekrutieren, so stellten sie doch auf den zu Australien gehörigen Inseln der Torres-Straße ein ganzes Bataillon aus »Eingeborenen« zusammen. Letztlich leisteten auf diesen Inseln anteilmäßig doppelt so viele Bewohner Kriegsdienst wie im Rest Australiens. Aber keine australische Zeitung berichtete darüber.¹³⁴ Die Torres-Straße liegt zwischen der Nordspitze Australiens und der Südküste Neuguineas. Australien ist hier nur 150 Kilometer von Asien entfernt. Von Neuguinea aus hätten die japanischen Truppen nur noch diese Meerenge überqueren müssen, um in Australien einzumarschieren. Die Alliierten bauten ihre Verteidigungsstellungen entlang der australischen Nordküste aus. Die Inseln der Torres-Straße und ihre Bewohner befanden sich damit in militärischem Niemandsland, das leicht zum Schlachtfeld hätte werden können. Etwa drei- bis viertausend Menschen lebten damals auf den zwanzig größten Inseln in dieser Meerenge: wenige weiße Siedler, Perlenhändler, Missionare und Regierungsbeamte, im übrigen Insulaner melanesischer Herkunft, neben den Aborigines die zweite indigene Bevölkerungsgruppe Australiens. Ihre

Vorfahren hatten die Inseln vor Jahrtausenden besiedelt und als Jäger, Sammler und Fischer gelebt, in regem Austausch mit Seefahrern, Händlern, Trepangfischern und Perlentauchern aus Melanesien, Indonesien, China, den Philippinen, Indien und Japan. Im 19. Jahrhundert von britischen Missionaren christianisiert, standen die Insulaner seit Anfang des 20. Jahrhunderts unter australischer Kolonialverwaltung. Noch zu Beginn des Zweiten Weltkriegs waren sie einem »Protektor für Eingeborene« unterstellt. Die Wohnviertel auf den Inseln waren ebenso strikt nach Hautfarben getrennt wie die Sitzreihen im Open-Air-Kino, und Kinder von Insulanern durften die Schule der Weißen nicht besuchen. Als der Krieg näher rückte, unterschied die australische Regierung auch bei der Evakuierung der Inselbewohner nach Hautfarben. Von den äußeren Inseln brachte sie nur die »weißen und farbigen« Bewohner in Sicherheit, die »Schwarzen«, die *Torres Strait Islanders*, mussten ausharren. Der »Protektor für Eingeborene« gehörte zu den Ersten, die das Weite suchten, und die Insulaner fühlten sich von ihm und der Regierung, die er vertrat, verraten und im Stich gelassen. »Viele wollten nicht, dass er jemals zurückkehrte,« sagt Saulo Waia von der Insel Saibai.¹³⁵ Er ist immer noch entrüstet, dass die australische Regierung die Insulaner damals nicht in Sicherheit brachte. »Sie haben alle anderen evakuiert, auch Malayer, Chinesen und Inder, die auf den Inseln arbeiteten. Nur uns ließen sie zurück. Was sollten wir davon halten? Wir konnten wohl ruhig sterben, oder was? Dabei standen die Japaner längst vor der Tür. Meine Familie lebte auf Saibai. Zwischen dieser Insel und Papua-Neuguinea liegt nur ein schmaler Kanal. Dort zu bleiben war wirklich gefährlich.« Auf Saibai und den anderen äußeren Inseln der Torres-Straße gab es keinerlei Vorkehrungen zu ihrer Verteidigung. »Wir hatten nicht einmal Gewehre«, sagt Saulo Waia. »Wenn sich unsere Männer später alle zur Armee meldeten, dann deshalb, weil wir uns um unsere Familien sorgten und uns nicht abschlachten lassen wollten wie Tiere.«¹³⁶

Nur die Inseln unmittelbar vor der australischen Küste rüsteten die australischen Streitkräfte auf. Auf der

Gegenüberliegende Seite:
Vor der Nordküste Australiens wurden Fischer von den Inseln der Torres-Straße von ihren Booten weg zum Militärdienst in den australischen Streitkräften eingezogen

Insel Waiben (englisch: Thursday Island) hatten die Briten schon 1892 eine kleine Festung mit ein paar Kanonen über dem Hafen gebaut. Die Garnison wurde im Zweiten Weltkrieg von 50 auf 600 Mann verstärkt. Auf den Nachbarinseln entstanden Flugpisten und Festungsanlagen. Hier wurden alle Bewohner evakuiert, auch »die Eingeborenen«. Am 27. Januar 1942 erschien in der Inselzeitung *Torres Strait Daily Pilot* die amtliche Mitteilung »für die Bewohner von Thursday Island«, dass »alle Frauen und Kinder, weiße und farbige« sich am nächsten Tag um sechs Uhr abends einzufinden hätten, um ihre Insel per Schiff zu verlassen: »Nur Koffer und persönliche Wertsachen dürfen mitgenommen werden.«¹³⁷ Unter den ersten 459 Evakuierten, die an Bord der *SS Ormiston* nach Queensland verschifft wurden, waren auch 280 »Farbige«. Gegen die Aufnahme dieser »Mischlinge« legte die Handelskammer der Küstenstadt Cairns »aus militärischen und anderen bekannten Gründen« offiziell Protest ein. Zur Beschwichtigung der weißen Städter versicherten die Behörden, die Insulaner würden »in einer Schule konzentriert und von dort in Missionsstationen aufs Land verlegt«.¹³⁸ Spätere Transporte landeten nicht mehr in Cairns, sondern brachten die Evakuierten weiter in den Süden bis Townsville und Cherbourg. Die Insulaner wurden dort in einer abgelegenen Missionsstation für Aborigines untergebracht. Alle erhielten staatliche Unterstützung, die Melanesier allerdings nur halb so viel wie europäischstämmige Siedler. Der Premierminister von Queensland begründete diese Ungleichbehandlung damit, dass sich »Gewohnheiten« und »Lebensstandard« der Insulaner »nur wenig von dem der Aborigine-Mischlinge« unterschieden, weshalb sie nicht mehr Geld brauchten. Aus Not mussten viele melanesische Frauen als Haushaltshilfen, Putzkräfte und Wäscherinnen arbeiten. Vier Jahre lebten die Bewohner von Thursday Island im Exil. Nach Kriegsende mussten sie noch ein weiteres Jahr warten, bis die Militärs im März 1946 ihre Insel wieder freigaben. Nichts war für die Heimkehrer vorbereitet. Es gab »kein Licht« und »keine Schulen für die Kinder«. Nur die Rassentrennung war bald wiederhergestellt:



»Die Weißen gründeten einen Tennisklub, in dem Farbigen die Mitgliedschaft verboten war. Das Kino öffnete wieder, aber Farbige durften noch immer nicht in die oberen Ränge«, erinnerte sich eine Rückkehrerin.¹³⁹ Die Bewohner von Hammond Island kehrten erst im Juli 1947 auf ihre Insel zurück. Camilla Sabatino erzählt: »Es stand kein einziges Haus mehr. Alles war zerstört. Etwa 200 amerikanische und australische Truppen waren auf unserer Insel stationiert gewesen, und sie hatten ihren ganzen Dreck hinterlassen, nichts sauber gemacht. Unsere sechs Pferde und unsere Milchkuh, alles war fort.« Über die Straßen liefen verwilderte Schweine, und das Schulgebäude war überwuchert von den Ranken wilder Passionsfrüchte. »Wir brauchten fünf bis sechs Jahre, bis alles wieder aufgebaut war.« Die Regierung zahlte dafür »keinen Penny«.¹⁴⁰

Im Dezember 1940 schlug der Direktor der australischen Rekrutierungsbehörde vor, die weißen Soldaten der Garnison auf Thursday Island durch Insulaner zu ersetzen. Der Protektor war unter der Bedingung einverstanden, dass »dem Eingeborenen« jeder Alkoholkonsum untersagt bleibe, »weil er andernfalls alles mögliche anstellen könnte, insbesondere wenn er bewaffnet ist«.¹⁴¹ Außerdem bestand der Verwaltungschef ausdrücklich darauf, den Insulanern nicht den in der Armee üblichen Sold von acht Pfund im Monat zu zahlen, sondern nur drei Pfund, da sie als Taucher auf den Booten der Perlenfischer auch nicht mehr verdienten. Die Armee stufte die Insulaner daraufhin nicht wie Australier ein, sondern wie ihre Kolonialtruppen in Papua und Neuguinea. Die melanesischen Australier bekamen keine Familienzuschläge und hatten keine Aufstiegschancen.

Nicht einmal den für die australischen *digger* typischen Schlapphut durften sie tragen. Sie mussten sich mit »Uniformen für Eingeborene« begnügen. Das *Torres Strait Light Infantry Battalion* war die einzige Einheit der australischen Streitkräfte, die nach ethnischen Kriterien zusammengesetzt war. Im Juni 1941 bestand sie nur aus einigen Dutzend Insulanern; nach dem Fall des britischen Marinestützpunktes in Singapur und dem Vorpreschen der Japaner in den Südpazifik Anfang 1942 wuchs sie allerdings rasch an. Jetzt waren Australiens Militärs so erpicht auf indigene Soldaten, dass sie auf die obligatorischen Tauglichkeitsprüfungen sowie die üblichen Blut-, Urin- und Tuberkulosestests verzichteten. Die Armee nahm selbst Männer, »die Blut spuckten oder Plattfüße hatten«, bereitwillig auf.¹⁴² Und zeigten sich Insulaner nicht willig, wandten die Rekruteure Gewalt an. Fischer von der Insel Badu zum Beispiel wurden von ihrem Boot weg eingezogen: »Sie kamen mit Maschinengewehren an Bord, und wir wagten nicht, uns zu widersetzen. Niemand fragte: »Wollt ihr zum Militär gehen?« Wir mussten direkt nach Thursday Island segeln und uns dort bei der Armee einschreiben.«¹⁴³ Selbst Kinder wurden eingezogen: »Sie haben einen Jungen im Alter von elf oder zwölf Jahren ohne Erlaubnis seines Vaters mitgenommen. Er musste als Offiziersbursche arbeiten und Stiefel wischen. Er erhielt keinen Sold, sondern nur ein Taschengeld.«¹⁴⁴

Auch ohne Zwang hatten die Männer von den Inseln kaum eine Alternative. Denn die Streitkräfte hatten alle größeren Boote und Kutter der Fischer und Perlentäucher der Torres-Straße beschlagnahmt, damit sie den Japanern nicht in die Hände fielen. Damit hatten die Insulaner ihre Arbeit und Einnahmequelle verloren. Auf die ein oder andere Weise fanden sich schließlich fast alle männlichen Bewohner der Inseln im *Torres Strait Light Infantry Battalion* wieder, rund 830 Mann. Sie erhielten eine militärische Grundausbildung, aber ihre tatsächliche Aufgabe bestand darin, Schiffe zu be- und entladen sowie Lebensmittel, Waffen und Munition in Lagern zu stapeln. Denn die Militärstützpunkte in der Torres-Straße dienten 1942/43 vor allem als Umschlagplätze für

Als Zwangsrekrutierte mussten Männer von den Inseln der Torres-Straße für das australische Militär vor allem Hilfsarbeiten leisten



den Nachschub der alliierten Truppen in Papua, Neuguinea und in anderen Kampfzonen im Südpazifik. Die Männer mussten rund um die Uhr arbeiten. Natürlich fanden sie bald heraus, dass der Sold anderer Soldaten mehr als doppelt so hoch war als ihrer, selbst der von Filipinos, Portugiesen, Chinesen und Samoanern. Als Ende 1943 Insulaner erstmals mit Australiern gegen die Japaner in Holländisch-Neuguinea kämpften und zwei von ihnen verletzt wurden, war klar, dass auch sie ihr Leben riskierten wie alle anderen und es somit keinen Grund gab, sie schlechter zu bezahlen. Im Dezember 1943 trat die Erste Kompanie des *Torres Strait Battalion* in den Streik. Trotz der Einschüchterungsversuche ihrer weißen Offiziere, die von »Meuterei« sprachen, mit dem Kriegsgericht und Erschießungskommandos drohten, nahmen die Streikenden ihren Militärdienst erst wieder auf, als man ihnen zusagte, ihre Forderungen nach gleicher Bezahlung und mehr Heimaturlaub an höhere Stellen weiterzuleiten.

Obwohl zwölf Anführer der Streikenden mit hohen Geldbußen und Arrest bestraft wurden, blieb ihr Protest nicht folgenlos: Am 1. Februar 1944 trafen sich Vertreter von Armee und Marine, der Regierung von Queensland sowie verschiedener Ministerien, um über die Behandlung von »Eingeborenen« in den Streitkräften zu beraten. Sie wussten sehr gut, dass es gegen geltendes Recht verstieß, *Torres Strait Islanders* schlechter zu bezahlen als andere Soldaten, und ein Teilnehmer der Konferenz warnte, dass dies »noch zu ernsthaften Konsequenzen führen könne«.

Aber immerhin hatte man durch die Diskriminierung der Insulaner bereits geschätzte »30 Millionen Pfund« eingespart. So beschloss die Versammlung, den Lohn der »Eingeborenen« leicht zu erhöhen, aber auf maximal zwei Drittel des Soldes anderer Soldaten zu begrenzen. Diese Obergrenze sollte auch für alle zukünftigen Zahlungen wie Eingliederungsbeihilfen, Invalidenrenten und Pensionen gelten und die Deklassierung der Insulaner damit auf Jahrzehnte festschreiben. Erst in den achtziger Jahren machte der Militärhistoriker Robert Hall diesen Skandal öffentlich und wies nach, dass die

Besoldung des *Torres Strait Islander Battalion* gesetzwidrig war. Einige Überlebende zogen daraufhin vor Gericht und klagten ihren vollen Sold ein. Mit Erfolg: Die australische Regierung musste sieben Millionen Dollar an Veteranen von den Inseln nachzahlen. Anfang der neunziger Jahre folgten 150 Aborigines, die unbezahlt verschiedenen Guerillaeinheiten in Nordaustralien angehört hatten, diesem Beispiel. Die australische Regierung musste auch ihnen nachträglich ihren Sold zahlen und heftete einigen der Aborigine-Küstenwächter zur Beruhigung der Gemüter noch militärische Orden an die Brust.

Der 73-jährige Aborigine-Veteran Harry Huddleston erzählte anlässlich der Ordensverleihung im australischen Rundfunk: »So waren nun mal die Gesetze jener Zeit. Wir konnten nichts dagegen tun. Wir waren *underdogs*. Trotzdem denke ich, dass es klug von uns war, in diesem Krieg für Australien einzutreten. Natürlich war uns klar, dass wir nicht nur uns selbst, sondern das Land verteidigten. Und wir wussten auch, dass die Regierung alle anderen für wichtige Aufgaben dieser Art bezahlte. Schon direkt nach dem Krieg haben wir deshalb unseren Sold eingefordert. Aber damals wollten die Weißen davon noch nichts wissen. Sie hatten wirklich nichts für uns übrig. Wir durften ja nicht einmal dieselben Toiletten benutzen wie sie. Dabei waren sie im Krieg doch auf uns angewiesen gewesen. Wir waren in dieser Region ihre Führer, ohne uns deshalb als etwas Besseres zu fühlen. Letztlich sind doch alle Menschen gleich, und das sollte immer so bleiben.«¹⁴⁵

Von dem Radio-Reporter gefragt, was er mit den »10.697 Dollar« machen werde, die ihm die Regierung vier Jahrzehnte nach Kriegsende rückwirkend für seinen Militärdienst gezahlt hatte, sagte der Aborigine Harry Huddleston: »Ich habe fünf Söhne und eine Tochter. Ich werde ihnen allen je einen Tausender schenken.«



Aborigines führen ihre Waffen
1942 australischen Soldaten vor

Neuseeland: Maoris im Zweiten Weltkrieg

Verschworen die Gemeinschaft von Maoris,
die ablegt von Neuseelands Ufern,
um Schulter an Schulter
für Frieden und Freiheit zu kämpfen.

Den Schlachtruf auf den Lippen:

Ake aka kia kaha e

Haere tonu haere tonu ra

Kia-o-ra Kia-o-ra!

Maori-Bataillon, marschiere bis zum Sieg!

Maori-Bataillon, unbeugsam und treu!

Maori-Bataillon, marschiere für die Ehre!

Marsch des Maori-Bataillons im Zweiten Weltkrieg

1956 veröffentlichte die Abteilung für Kriegsgeschichte des neuseeländischen Innenministeriums ein Buch über das Maori-Bataillon im Zweiten Weltkrieg.¹⁴⁶ Der Verfasser war kein Maori, also kein traditioneller Bewohner Neuseelands, sondern ein *Pakeha*, ein Weißer, namens Joseph F. Cody. Selbst Veteran, beschrieb er die Einsätze von Maori-Soldaten in Syrien, Ägypten, Libyen, Tunesien, Griechenland und Italien in martialischer Diktion und listete im Anhang die Kriegsoffer (640 Gefallene, 1.791 Verwundete, 158 Gefangene) und alle Maoris, die mit Orden ausgezeichnet wurden, namentlich auf.¹⁴⁷ In diesem Buch sind die Maoris als »kriegerische Rasse« beschrieben, die es als »Ehre« empfunden habe, sich »freiwillig« zum Militärdienst zu



Kunst gegen das Vergessen

Eine Skulptur der Aborigine-Künstlerin Ali Cobby Eckermann zeigt die gesichtslose Figur eines gefallenen Soldaten mit Armen und Beinen aus verrotteten Eisenstangen und einem Kopf aus einem rostigen Zahnrad. Die Bildhauerin erklärt dazu:

»Ich habe im Januar 1999 das Australian War Memorial (die nationale Kriegsdenkstätte Australiens) in Canberra besucht und war sehr

enttäuscht darüber, wie wenig Anerkennung die Aborigines dort erfahren, die in den australischen Kriegen gekämpft haben. Sie zogen als Soldaten in den Ersten und in den Zweiten Weltkrieg, nach Vietnam und in den Golfkrieg.

Aber in der Gedenkstätte verweist nur eine winzige versteckte Tafel auf ihre Einsätze. Zurück auf der Farm, auf der ich aufgewachsen bin, fand ich einige Schrottteile und sah darin plötzlich ein Gesicht und einen Helm. So ent-

stand die Idee zu dieser Skulptur. Sie soll an die vielen namenlosen Aborigines erinnern, die im Krieg ihr Leben ließen, und daran, dass den Heimkehrern auch noch das Stückchen Land verwehrt blieb, das ihnen zuvor versprochen worden war. Die meisten erhielten nicht einmal Pensionen für ihre Kriegseinsätze.«

Ali Cobby Eckermann hofft, dass irgendwann auch Skulpturen wie ihre im Australian War Memorial zu sehen sein werden.

melden. Dabei hatten viele Maoris erhebliche Vorbehalte, an der Seite der Briten in den Krieg zu ziehen. Schließlich hatten Maoris im 19. Jahrhundert heftige Kriege gegen die britischen Eroberer geführt. Und die Maoris hatten nicht vergessen, dass die Regierung Neuseelands sie im Ersten Weltkrieg anfangs nicht hatte in die Streitkräfte aufnehmen wollen, weil sie es als »unerhört« empfand, »Eingeborene auf Weiße schießen zu lassen«. Erst als der Krieg eskaliert und der Nachschub an weißen Soldaten knapp geworden war, hatten auch Maoris als Kanonenfutter herhalten dürfen.¹⁴⁸ Auch im Zweiten Weltkrieg war die Aufstellung eines Maori-Bataillons nicht selbstverständlich. Zu Kriegsbeginn galten in Neuseeland noch zahlreiche Gesetze, die Maoris aus der Gesellschaft ausgrenzten. Ihnen war der Eintritt ins Militär verboten. Die Vorstellung, Maoris an Waffen auszubilden, schreckte die weißen Siedler und Farmer. Den meisten war durchaus bewusst, dass sie ihr Land den ursprünglichen Besitzern gewaltsam geraubt hatten, und sie fürchteten Rache. Die Idee einer gesonderten Maori-Einheit kam deshalb auch nicht von der Regierung oder der Armee, sondern von den vier Abgeordneten der Maoris im neuseeländischen Parlament. Der prominenteste, Apirana Ngata, war schon seit 1905 Abgeordneter und hatte 1928 das Amt des Ministers für Angelegenheiten der Eingeborenen übernommen. Er rührte am eifrigsten die Trommel für ein Maori-Bataillon und schickte später zwei seiner Söhne damit an die Front. Apirana Ngata sah im Kriegsdienst den Preis, den die Maoris für die Erlangung der Bürgerrechte in Neuseeland zu zahlen hätten. Ngatas Vorschlag wurde erst nach langem Zögern und nur unter der Bedingung gebilligt, dass die Kommandoposten des neu formierten Maori-Bataillons europäischen Offizieren vorbehalten blieben. Von ihren Parlamentsvertretern angeworben und von ihren traditionellen *chefs* angehalten, meldeten sich im Oktober 1939 die ersten 900 Maoris zum Militärdienst. Angeblich wurde der kommandierende Major George Dittmer »etwas blass«, als die jungen Maori-Männer in die Kasernen kamen, denn sie erschienen mit ihren Familien, Dorfältesten und Freunden. »Viele

hatten Ukulele, Akkordeon oder ein Banjo dabei, und fast alle waren in den grellen Farben ihres besten Sonntagsstaats gekleidet.«¹⁴⁹ Schon in der Grundausbildung zeigte sich, dass die Maoris eine eigenwillige Art hatten, mit militärischem Drill umzugehen. Auch als Soldaten hielten sie sich weiterhin an ihren Grundsatz »Alle für einen, einer für alle«: »Zwar erschien immer die richtige Anzahl von Männern zu den Übungen, aber es waren nicht unbedingt die richtigen Männer, weil manche Rekruten vielleicht gerade etwas Wichtigeres zu tun hatten, als an einem Aufmarsch teilzunehmen.«¹⁵⁰ Im Mai 1940 wurden die Maori-Soldaten über Australien und den Indischen Ozean Richtung Europa verschifft. Als sie in England ankamen, berichtete die *BBC* über das Bataillon und lud einen Maori ins Studio ein. Der Auslandssender Nazideutschlands verbreitete daraufhin den Kommentar: »Um die Moral der Öffentlichkeit zu fördern, hat Radio London jetzt einen Eingeborenen aus Neuseeland vor das Mikrofon gelassen, einen Maori. Dieser Nachfahre von ehemaligen Kannibalen und Kopffägern gab bei dieser Gelegenheit die gewiss gut bezahlte Behauptung ab, alle Maoris unterstützten freiwillig die britische Armee. Im selben Atemzug erklärte er, dass Maoris natürlich gehorchen würden, wenn ihnen etwas befohlen werde, und widerlegte damit sein eigenes Geschwätz. Die Engländer können sich wahrlich gratulieren. In diesen Wilden haben sie die Verbündeten gefunden, die zu ihnen passen.«¹⁵¹

Nach dem Fall von Frankreich und deutschen Bombenangriffen auf London bereiteten sich die Maoris auf die Verteidigung der britischen Inseln vor. Doch Ende 1940 wurden sie nach Griechenland verlegt, wo sie im April 1941 erstmals auf deutsche Truppen trafen. Sie erlebten, wie die deutsche Luftwaffe Athen zerstörte und die Alliierten sich ungeordnet nach Kreta zurückziehen mussten. Dabei kamen die ersten zehn Maoris um, 17 wur-

Bei ihren Einsätzen
in Europa erhielten
die Maori-Soldaten
nur selten
Nachrichten aus
Aotearoa
(Neuseeland)





Das Maori-Bataillon im Sommer 1941 nach der Evakuierung aus Kreta bei seiner Ankunft in der ägyptischen Hafenstadt Alexandria

Soldaten des Maori-Bataillons bereiten sich auf einen Einsatz im norditalienischen Faenza vor



den verwundet und 94 gerieten in deutsche Gefangenschaft. Über den deutschen Angriff auf Kreta notierte der Gefreite Monty Wikiriwhi am 20. Mai 1941 ins Logbuch des Maori-Bataillons: »8.30 Uhr: Es scheint, dass eine Invasion unmittelbar bevorsteht. Das Gelände rund um den Flugplatz wird am schwersten bombardiert und aus zahllosen Flugzeugen mit

Maschinengewehren beschossen. Wolken von Staub wirbeln zum Himmel hinauf und verwandeln die Gegend in ein Inferno aus herumfliegendem Dreck und Metall, in dem nahezu nichts mehr zu erkennen ist. Mitten in dieses Höllenspektakel rund um die Flugpiste werfen die Deutschen Fallschirmjäger ab.«¹⁵² Das Maori-Bataillon kämpfte verzweifelt gegen die deutschen Angreifer, musste jedoch auch auf Kreta der feindlichen Übermacht weichen und sich nach Ägypten zurückziehen.

Nach kurzer Kampfpause in Kairo zog es im September 1941 über El Alamein nach Sollum und Ghazala in der nordafrikanischen Wüste, um dort gegen das deutsche Afrikakorps unter General Rommel und die mit ihm verbündeten italienischen Verbände zu kämpfen. 18 Monate lang waren die Maoris an dieser Front im Einsatz, zusammen mit indischen, afrikanischen, arabischen, australischen, englischen, französischen, polnischen und US-amerikanischen Soldaten, bis die Deutschen den Rückzug antreten mussten. Ein Maori beschrieb in seinem Tagebuch den Stellungskrieg gegen die Deutschen – im Soldatenjargon »Jerry« genannt – in der Wüstenfestung Sollum: »Montag, 24. November 1941. Keine besonderen Ereignisse während der Nacht. Um 6.00 Uhr morgens wechseln wir aus unseren Nachtquartieren in die Tages-

stellungen in den Steinhäusern, die uns als Deckung und Luftschutz dienen. Die Wände halten Granaten stand und unter einigen der Häuser gibt es Bunker. Unsere Schützen halten Jerry ziemlich auf Distanz. Trotzdem startet Jerry einen verzweifelten Versuch, einen unserer Posten auszulöschen, und feuert mit Artillerie, Maschinengewehren und einem Feldgewehr ununterbrochen auf diese Stellung. Ich habe derweil vor unserem Hügel ein Spandau-MG gefunden. Es funktioniert gut. Wir haben inzwischen auch jede Menge Munition von den Hunnen erbeutet und Sprengladungen. Damit werden wir sie den Geschmack ihrer eigenen Medizin kosten lassen.«¹⁵³

In der Libyschen Wüste starben viele Maoris, und aus Neuseeland kamen junge Nachrücker, die auf die Kriegführung der Deutschen vorbereitet werden mussten: »Die Neuen aus der fünften Nachschubtruppe waren nicht so umsichtig wie die Alteingesessenen. Als sie in einem Graben auf fünfzehn tote Deutsche stießen, wollten sie einfach weitermarschieren. Der Gefreite Harper Takarangi, ein Veteran der Feldzüge in Griechenland und Kreta, traute dem Ganzen nicht und feuerte eine Salve in Richtung des Grabens ab. Siehe da, die toten Deutschen wurden auf wundersame Weise plötzlich wieder quicklebendig. Nach dieser Begegnung schärfte Takarangi den Neuen ein, auch toten Deutschen nicht zu trauen. Und er meinte das bitterernst.«¹⁵⁴ Nach den schweren Kämpfen in der Wüste notierte der stellvertretende Leutnant Waaka bei einem Fronturlaub in Kairo in sein Tagebuch: »Herumzutrodeln und nichts zu tun, herumzulaufen, ohne befürchten zu müssen, dass einem Granaten aus heiterem Himmel auf den Kopf fallen, in einem komfortablen Bett statt auf dem Boden zu schlafen, an einem Tisch zu sitzen und alle erdenklichen Köstlichkeiten zu verspeisen, so viel Bier trinken zu können, wie man mag, und zu wissen, dass sich im Umkreis von fünfzig Meilen kein einziger Deutscher befindet – das ist ein Leben wie im Traum.«¹⁵⁵

Das Maori-Bataillon gehörte zu den alliierten Streitkräften, denen es gelang, die deutsche und italienische Armee in Nordafrika vernichtend zu schlagen

und 30.000 Gefangene zu machen. Danach durften 182 Mann, »praktisch alle, die von dem ursprünglichen Bataillon übrig geblieben waren«, nach mehr als drei Jahren Krieg erstmals zum Heimaturlaub zurück nach Neuseeland. Für die nachgerückten Soldaten ging der Krieg im September 1943 in Italien unvermindert weiter. Bei klirrender Winterkälte vertrieben Maori-Soldaten Anfang 1944 die letzten Deutschen aus Monte Cassino. Im Sommer 1944 marschierte das Maori-Bataillon mit den alliierten Verbänden in Rom und Florenz ein. Vor den stark befestigten deutschen Stellungen in der norditalienischen Po-Ebene musste es einen weiteren Winter durchstehen. Bis zum letzten Tag der Kampfhandlungen am 2. Mai 1945 waren Maori-Soldaten in Italien im Fronteinsatz. Danach gehörten sie zu den Besatzungstruppen in Triest.

Nach der Kapitulation Japans im August 1945 kehrten 270 Maoris nach Ozeanien zurück, um mit den alliierten Truppen in Tokio einzumarschieren. Die restlichen Soldaten blieben noch bis Dezember 1945 in Europa. Sie nutzten diese Zeit u.a. dafür, eine Delegation mit ihrem Feldgeistlichen Huata an all die Orte in Italien, Nordafrika und Griechenland zu schicken, an denen Maoris gefallen waren. Sie wollten ihrer Tradition gemäß von ihnen Abschied nehmen. Am 25. September 1945 legte Hauptmann Ngata auch in der Suda-Bucht auf Kreta einen Kranz nieder. Auf der Binde stand in der Sprache der Maoris: »In liebendem Gedenken an die Maori-Soldaten, die auf den Schlachtfeldern Griechenlands und Kretas gefallen sind. Größere Liebe gibt es nicht, als sein Leben für seine Freunde zu opfern (Johannes, XV. 13). Wenn ein Krieger auf dem Schlachtfeld stirbt, ist ein anderer zur Stelle, um seinen Platz einzunehmen (Maori Sprichwort).«

Am 23. Januar 1946 kehrten die Überlebenden des Maori-Bataillons per Schiff in die neuseeländische Hauptstadt Wellington zurück. Der Premierminister und andere Honoratioren empfingen sie mit feierlichen Reden. Dann begrüßten die Angehörigen der Maori-Soldaten die Heimkehrer mit einer traditionellen Zeremonie (*Marae*). Dazu gehörten Willkommenslieder und Krieg-

stänze (*Haka*), und die Maori-Frauen stimmten Trauergesänge für die Männer an, die nie mehr zurückkehren würden. »Danach versammelten sich die Truppen in einer Lagerhalle, um eine richtige Maori-Mahlzeit zu sich zu nehmen, bevor sie noch am selben Nachmittag in ihre Heimatorte zurückgebracht wurden, wo sie Hunderte weitere *Marae* erwarteten. Das 28. Bataillon hatte aufgehört zu existieren.«¹⁵⁶



Stellung des
Maori-Bataillons in
Monte Cassino

Atolle zwischen den Fronten: Der Krieg im Zentralpazifik

Am 8. Mai 1945 feierte Europa nach der Kapitulation Deutschlands die Niederschlagung des Faschismus und das Ende des Krieges. Von Paris bis Moskau machten Regierungen dieses Datum zum nationalen Feiertag. Dabei war der Zweite Weltkrieg in Ozeanien noch längst nicht beendet, auch wenn die Alliierten die Japaner 1944 in Neuguinea und auf den Salomonen geschlagen und zur Aufgabe im Südpazifik gezwungen hatten. Aber von Port Moresby, Rabaul und Honiara waren es immer noch mehr als 3.000 Kilometer bis nach Tokio, und auf dem Weg dorthin standen den Alliierten noch zahlreiche schwere Gefechte bevor. Dabei gerieten die Inseln des Zentralpazifiks zwischen die Fronten.

Im Zentrum des Stillen Ozeans war Großbritannien die dominierende Kolonialmacht. Die Briten hatten weit verstreute Inselgruppen, auf denen Menschen polynesischer und melanesischer Herkunft mit verschiedenen Sprachen und Kulturen lebten, willkürlich zu einer Kolonie zusammengefasst: den Gilbert- und Ellice-Inseln. Erst drei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese koloniale Anmaßung rückgängig gemacht: Die Ellice-Inseln gehören seit 1978 zu dem unabhängigen Staat Tuvalu und die Gilbert-Inseln zur Republik Kiribati.

Im September 1942 marschierten japanische Truppen auf den Gilbert-Inseln ein und bauten die Insel Tarawa

zu ihrem Stützpunkt aus. Tupua Leupena, später Generalgouverneur von Tuvalu, erinnert sich: »Die Japaner drangen in die Hütten ein und plünderten sie. Sie vergewaltigten Frauen, und es gab nichts, was wir dagegen hätten tun können. Wir hatten Angst.« Trotzdem betrieben einige Insulaner im Geheimen die Funkstationen weiter, die neuseeländische Militärs zuvor installiert hatten, und warnten die Alliierten vor anrückenden japanischen Bombengeschwadern und Flottenverbänden aus dem Norden des Pazifiks.

Im Oktober 1942 landeten die Alliierten auf den Ellice-Inseln. Dort lebten damals etwa 4.000 Menschen, die »aus Sicherheitsgründen« nicht rechtzeitig über die Ankunft der ersten 1.000 US-Marines und Bautrupps auf Funafuti informiert worden waren. Als die Kriegsschiffe auf die Insel zuliefen, breitete sich Panik aus, und ein Mann glaubte, »eine Schar von Riesenkrebsen« käme auf ihn zu.¹⁵⁷ Die Soldaten beschlagnahmten ein Drittel der Insel und siedelten die Bewohner auf eine kleine Insel jenseits einer Lagune um. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Insulaner autark gewesen, hatten vom Fisch-

fang, ihren Kokosplantagen und Gärten gelebt. Nun aber mussten sie in einem *Colony Labour Corps* für die US-Streitkräfte arbeiten. Es war ihre erste Lohnarbeit, aber Geld hatte für sie keinen Wert. »Am Grasdach unserer Hütte hing damals hier eine Zwei-Dollar-Note und dort ein Fünf-Dollar-Schein«, erzählt Alotu Goule. »Wir haben das Geld einfach irgendwo hingehängt. Heute gibt es das nicht mehr.«¹⁵⁸ Neli Lefuka, damals Zahlmeister, erinnert sich: »Die Briten wollten uns nicht den Lohn geben, den die Amerikaner zu zahlen bereit waren. Wir erhielten sieben Dollar und fünfzig Cent im Monat, aber nach einem Papier, das mir der amerikanische Quartiermeister zeigte, hätten wir 70 Dollar im Monat erhalten müssen.«¹⁵⁹

Im August 1943 setzten sich die US-Streitkräfte auf den Atollen Nanumea und Nukufetau fest. Die US-Luftwaffe sah in den lang gestreckten flachen Koralleninseln »fest verankerte Flugzeugträger«, und ihren Rollbahnen mussten allein auf Nukufetau 50.000 Kokospalmen weichen. Der US-Marine boten die durch Riffs vor der Brandung geschützten Lagunen »natürliche Häfen«. Mit 2.000 Mann war die Zahl der Soldaten bald doppelt so hoch wie die der Inselbewohner. Von den Insulanern starben in den Jahren 1943 und 1944 doppelt so viele an eingeschleppten Krankheiten wie in den Jahren zuvor.

Zwischen dem 27. März und dem 17. November 1943 flog die japanische Luftwaffe sieben Angriffe, bei denen sie 100-Kilogramm-Bomben auf die *Funafuti Air Base* abwarf. »Am frühen Morgen schaute ich mich um und sah, in welch traurigem Zustand unsere Bäume waren«, erzählt Alotu Goule. »Die Leute brachten kein Wort mehr heraus und starrten nur noch vor sich hin. Nur einer fragte leise: ›Was ist bloß geschehen?‹«¹⁶⁰ Die Krankenschwester Pole O'Brien berichtet, dass bei den Luftangriffen auch Insulaner umkamen: »Nach den ersten Angriffswellen gab es eine Feuerpause. Wir liefen ins Dorf, um nachzusehen, wie es unseren Familien ergangen war. Da fielen schon die nächsten Bomben. Wir warfen uns unter einen großen Brotfruchtbaum und steckten unsere Köpfe zwischen die Wurzeln. Aber un-

Frauen von den Ellice-Inseln waschen 1943 für die alliierten Soldaten die Uniformen



sere Körper ragten heraus. Ganz in unserer Nähe kam ein Amerikaner ums Leben, dann hörten wir Schreie und liefen mit unserer Erste-Hilfe-Ausrüstung zu einem Unterstand. Esau war tot. Die obere Hälfte seines Kopfes war abgeschossen. Wir kümmerten uns um seine Frau und seine Kinder.«¹⁶¹ Schließlich griffen die USA die japanischen Stellungen auf den Gilbert-Inseln an. Dafür zogen sie rund um die zentralpazifischen Inseln den größten Flottenverband zusammen, der bis dahin im Pazifik zum Einsatz gekommen war. 116 Schlachtschiffe und Flugzeugträger sowie 75 Begleitschiffe rückten mit Zehntausenden Soldaten aus Pearl Harbor, Samoa und von der Hebriden-Insel Espiritu Santo an. Sie sollten den japanischen Stützpunkt auf Tarawa einnehmen. »Eines Tages nahm mich ein Oberst in seinem Jeep mit ans äußerste Ende der Insel«, erzählt Neli Lefuka. »Er ließ mich durch sein Fernglas schauen, und ich sah nur noch Schiffe, überall viele, viele Schiffe. Sie waren auf dem Weg nach Norden, nach Tarawa. Am nächsten Morgen war der Strand voller Marines. Dann konnten wir zwei Wochen lang nicht schlafen, weil Tag und Nacht amerikanische Flugzeuge auf unserer Insel starteten und landeten. Manche Maschinen kehrten nur mit halben Tragflächen zurück, anderen fehlten Stücke am Flugzeugrumpf. Als nach drei Wochen die Nachricht kam, dass die Amerikaner Tarawa eingenommen hatten, waren alle glücklich und feierten. Auf Befehl eines Obersts musste ich das Lager öffnen und den Soldaten geben, was immer sie sich wünschten. Seitdem kamen nie mehr japanische Bomber nach Funafuti.«¹⁶²

Nachdem die US-Truppen Tarawa eingenommen hatten, brauchten sie weitere Arbeitskräfte. Bis Ende 1944 rekrutierten sie 2.000 Insulaner für ihr *Gilbert and Ellice Islands Labour Corps*, das sie auch auf den Salomon-Inseln einsetzten. Weil sie barfuß gingen, hießen sie bei den Amerikaner *bootless soldiers* (»Soldaten ohne Stiefel«).¹⁶³ Ende 1944, als die Front weiter nach Norden, Richtung Mikronesien, rückte, begannen die Bewohner, ihre Dörfer wieder aufzubauen. Wo ehemals Kokosplantagen gestanden hatten, fanden sie nur noch verbrannte Erde vor, und auf den breiten,

mit zerstampften Korallen befestigten Flugpisten und Panzerstraßen konnten sie nichts mehr anbauen. Viel mehr fruchtbares Land gab es jedoch auf den schmalen Atollen nicht. Der Schrott, den die Militärs vor ihrem Abzug in die Lagunen gekippt hatten, machte das Fischen, Schwimmen und Segeln gefährlich, und Kinder stießen beim Spielen auf Bomben und Granaten. Auf der Insel Funafuti hatten die Menschen vor dem Krieg nahe beieinander in Holzhäusern mit Dächern aus geflochtenen Blättern gelebt. Nach dem Krieg mussten sie aus Platzmangel ihre neuen Hütten entlang der verlassenen Flugpiste bauen. Dabei entstand ein mehrere Kilometer langes Straßendorf.

Katherine Luomala, Anthropologin aus Hawaii, schrieb 1948 nach einem Aufenthalt auf Funafuti: »Der Zweite Weltkrieg hat im Pazifik bedrückende Folgen für Menschen und Umwelt hinterlassen. Die hässliche Ansammlung deplatzierter Behausungen auf Funafuti zeigt das. Armeebaracken müssen hier als Geschäfte erhalten, und die von Gras überwucherte Landebahn ist gesäumt von ineinander verkeilten Flugzeugwracks.

Nach der Befreiung der Insel Tarawa von den Japanern überreichen Frauen und Kinder den alliierten Truppen einen Bastteppich mit der geflochtenen Inschrift: »Unser Beitrag zum Krieg«





Für ihre Flugpiste ließen die Alliierten auf Funafuti Zehntausende Kokospalmen abholzen

Blechwände aus rostigem Metall, ehemals zum Schutz vor Bombensplittern aufgestellt, dienen jetzt als Schweineställe. Ich hoffe, nie mehr eine ähnlich trostlose, abstoßende und deprimierende Insel sehen zu müssen wie Funafuti.«¹⁶⁴ Die Alliierten zahlten den Bewohnern der Gilbert- und Ellice-Inseln Entschädigungen:

79.250 Pfund für allgemeine Kriegsschäden und 34.350 Pfund für die zerstörten Plantagen und Gärten. Auch die Angehörigen von Kriegsopfern, so die Familien der 52 Arbeiter, die unter der japanischen Besatzung ums Leben kamen, erhielten finanzielle Hilfen. Aber die Summe dieser Zahlungen entsprach nicht einmal dem Wert der Früchte, Kokosnüsse und Fische, mit denen die Insulaner in den Kriegsjahren die fremden Soldaten kostenlos gepflegt hatten.

»Bist du bereit zu sterben?«

Das Massaker von Banaba

Die Insel Banaba ist nur sechs Quadratkilometer groß und liegt rund 400 Kilometer westlich der Gilbert-Gruppe im Stillen Ozean. Als 1804 ein britisches Schiff namens *Ocean* zufällig auf das Eiland stieß, lebten dort Insulaner aus verschiedenen Regionen des Pazifiks. Bis 1900 behelligten die Europäer sie nicht weiter. Doch dann entdeckten die Briten, dass das Felsgestein aus reinem Phosphat bestand, einem Rohstoff aus versteinertem Vogelkot, der als Dünger bei den britischen Farmern in Australien und Neuseeland äußerst begehrt war. 1901 sandte die britische Regierung ein Kriegsschiff nach Banaba. Die Be-

satzung gab ein paar Warnschüsse ab und hisste am Strand eine britische Flagge, sehr zur Verblüffung der Einheimischen. Seitdem gehörte Banaba zur britischen Kolonie der Gilbert- und Ellice-Inseln, und die Eroberer nannten die Insel fortan Ocean Island.

Noch im selben Jahr begann die *Pacific Islands Company* mit Sitz in Sydney, den phosphatreichen Boden von Banaba im Tagebau abzutragen. Sie berief sich auf einen Vertrag mit dem »König von Banaba«, der ihr angeblich die Bergbaurechte für 999 Jahre zum Preis von 50 Pfund jährlich verpachtet habe. Tatsächlich hat es auf Banaba nie Feudalherren gegeben, geschweige denn einen König.

Am 24. August 1943 besetzte die japanische Kriegsmarine mit 500 Soldaten und 50 Zwangsarbeitern die Insel. Zu diesem Zeitpunkt waren alle Europäer – bis auf fünf Personen – sowie 823 Chinesen, die für die britische Phosphatgesellschaft gearbeitet hatten, bereits evakuiert worden. Die 700 Einheimischen und 713 Arbeitsmigranten von anderen Inseln hatten die Briten zurückgelassen. 349 von ihnen überlebten die japanische Besatzungszeit nicht. Vom ersten Tag an errichteten die Japaner auf Banaba eine Terrorherrschaft. Erschießungen, Prügel mit Holzknüppeln, Folter mit Elektroschocks und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung. Selbst für kleinste »Vergehen« wie das Abpflücken einer Kokosnuss verhängten die Japaner die Todesstrafe. Eltern schlugen sie vor den Augen ihrer Kinder die Köpfe ab.

Tikaouti Bonabati, als Minenarbeiter von den Gilbert-Inseln nach Banaba gekommen, sagt über die Zeit: »Es wäre besser gewesen, Soldat zu sein statt ein gefangener Zivilist. Soldaten haben Waffen und damit eine Chance. Wir hatten keine. Wir waren Sklaven, und sie behandelten uns wie Schweine. Menschenrechte galten für uns nicht.«¹⁶⁵ Die Brutalität der Japaner nahm in dem Maße zu, in dem ihre Vorräte zur Neige gingen. Das letzte japanische Versorgungsschiff erreichte Banaba im Oktober 1943. Die Besatzung der Insel dauerte danach jedoch noch zwei Jahre an, in denen auch die Japaner von wilden Früchten, Beeren, Blättern und

Durch Phosphatabbau verwüstete Landschaft auf Banaba



Wurzeln leben mussten. Für ihre Gefangenen blieb fast nichts mehr übrig. Ende 1943 waren schon 130 Menschen verhungert.

Japanische Soldaten erstachen Lemutu, einen Mann aus Tuvalu, mit ihren Bajonetten, nur weil er nicht sofort eine Kiste in seiner Hütte geöffnet hatte, in der sie Lebensmittel vermuteten. Zwei Männern von den Gilbert-Inseln schlugen die Japaner die Köpfe ab, weil sie eine Hand voll Reis gestohlen hatten. Ituaso Laafai erinnert sich, dass alle Insulaner der Hinrichtung beiwohnen mussten, »selbst kleine Kinder«. Die Japaner drohten: »Das wird jedem passieren, der Essen stiehlt.«¹⁶⁶

Eines Nachts schließlich luden sie die meisten Insulaner, darunter alle Frauen und Kinder, auf Schiffe und verschleppten sie in Arbeitslager auf andere pazifische Inseln und nach Japan. Auf Banaba behielten sie nur etwa 150 junge Männer als Dienstboten und Arbeiter. Diese waren noch in der Gewalt der Besatzer, als Japan am 15. August 1945 kapitulierte. Der Krieg war damit in Ozeanien offiziell zu Ende, aber nicht auf Banaba.

Ein paar Tage später, wahrscheinlich am 20. August, trieben die Japaner ihre Hilfsarbeiter zusammen. Sie fesselten ihnen die Hände und führten sie in die Nähe des Dorfs Tabiang auf Klippen über dem Meer. Dort verbanden sie den Gefangenen die Augen und schossen sie nieder. Nach einem UNESCO-Report kamen 143 Männer bei dem Massaker ums Leben. Als die Alliierten am 1. Oktober 1945 auf Banaba landeten, fanden sie nur noch japanische Soldaten vor, die behaupteten, alle Insulaner evakuiert zu haben.

Die Wahrheit kam erst zwei Monate später heraus, als Anfang Dezember ein Mann halb verhungert aus einem Versteck auftauchte und erzählte, was wirklich geschehen war. Er hieß Kabunare, war 28 Jahre alt, vor Kriegsbeginn als Minenarbeiter von der Insel Nikunau nach Banaba gekommen und hatte das Massaker als Einziger überlebt.

Mit der Befreiung der Insel und der Verurteilung der japanischen Kriegsverbrecher war die leidvolle Geschichte der Bewohner von Banaba aber noch nicht zu Ende. 1.003 von ihnen hatten den Krieg anderswo

überlebt, die meisten in japanischen Arbeitslagern. Als ihr Martyrium 1945 zu Ende ging, ließen die Briten sie nicht nach Banaba zurückkehren. Ein Geheimdossier der britischen Regierung offenbart den Grund: Die Briten wollten auch noch den Rest des phosphatreichen Bodens von Banaba abtragen – ungestört. Dazu verpflichteten die britischen Minenbetreiber kurzerhand einige hundert Arbeiter aus anderen Regionen des Pazifiks, die jeweils drei Jahre lang auf der Insel lebten. Sie verwandelten Banaba bald tatsächlich in eine nahezu unbewohnbare Mondlandschaft. Die Überlebenden von Banaba schafften die Briten nach Rabi, eine der Fid-schi-Inseln, 2.400 Kilometer weiter südlich. Jahrzehnte später warteten die Vertriebenen noch immer auf die Rückkehr in ihre Heimat.

Anfang der siebziger Jahre brachen 100 junge Leute mit Booten von Rabi aus nach Banaba auf und forderten demonstrativ die Rückgabe ihrer Insel. Die Briten ließen sie von Hilfspolizisten mit Tränengas und Schlagstöcken verjagen. Der Polizeieinsatz war so brutal, dass Tabere Biara, einer der Demonstranten, an seinen Verletzungen starb.

1979 verloren die Briten das Interesse an Banaba so plötzlich, wie es Anfang des Jahrhunderts erwacht war. Die Phosphatvorräte waren erschöpft, 535 von 595 Hektar Boden abgebaggert. Die Minenbetreiber zogen ab und ließen die Insel verwüstet zurück. Die Zwangsumgesiedelten führten langwierige Prozesse vor internationalen Gerichten, bis Großbritannien 1981 dazu verurteilt wurde, eine Entschädigung zu zahlen – zehn Millionen australische Dollars. Diese Summe reichte nicht einmal, um längst überfällige Einrichtungen für die 3.000 Menschen auf Rabi zu finanzieren, geschweige denn für die Rekultivierung von Banaba. Die wenigen Hektar Land, die vom Tagebau verschont blieben, reichten 2001 nur 200 Rückkehrern für ein kümmerliches Leben. Die restlichen Vertriebenen und ihre Nachkommen siedelten auch 2004 noch auf Rabi – ohne Hoffnung, jemals wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können.

Kabunare (links),
der einzige
Überlebende
des japanischen
Massakers auf
Banaba
im August 1944



Die Zeugenaussage von Kabunare

Vor einem Militärtribunal in Rabaul, das den Kommandanten der japanischen Besatzungstruppen auf Banaba, Suzuki Naoomi, wegen Kriegsverbrechen zum Tod durch den Strang verurteilte, schilderte Kabunare im April 1946, wie es ihm gelungen war, dem japanischen Hinrichtungskommando zu entkommen:

»Als wir zu den Klippen kamen, gaben uns die japanischen Soldaten den Befehl, uns in einer Reihe dicht vor dem Abgrund aufzustellen. Dann verbanden sie uns mit Tüchern die Augen. Falailiva stand zu meiner Linken. Er fragte mich: ›Bist du bereit zu sterben?‹ Ich antwortete: ›Ich bin bereit!‹. Dann fragte Falailiva: ›Denkst du an Gott?‹ Und ich antwortete: ›Ja, ich denke an Gott.‹ Für einen Moment war alles still, dann stürzte ich plötzlich die Klippe hinunter. Ich bin nicht bewusst gesprungen. Ich bin einfach gefallen. Fast gleichzeitig hörte ich einen Schrei und jemand fiel auf mich. Ich glaube, es war Falailiva. Nach ihm fielen noch andere. Dann hörte ich keine Schreie mehr, sondern nur noch Schüsse, viele Schüsse. Einige Kugeln schlugen unmittelbar neben mir ein. Das war etwa um drei oder vier Uhr nachmittags. Mit der Flut stiegen die Wellen an, und bald konnte ich nur noch nach Luft schnappen, wenn sie zurückschwappten.

An diesen Klippen wurden die Einwohner von Banaba ermordet



Trotz der Augenbinde konnte ich ein wenig sehen, aber ich wagte es nicht, hoch zu schauen. Falailiva lag noch immer auf mir. Ich biss ihm in die Schulter, um herauszufinden, ob er noch lebte. Als er sich nicht regte, wusste ich, dass er tot war. Ich blieb noch eine weitere Stunde im Wasser liegen, bis ich hoffen konnte, dass die Japaner fort waren. Dann erst stand ich auf, ging zu einer scharfen Felskante, trennte die Fesseln an meinen Handgelenken durch und nahm meine Augenbinde ab. Um mich herum lagen die anderen in ihrem Blut. Ich ging von einem zum nächsten, um zu prüfen, ob noch jemand lebte. Ich schaute jedem von ihnen ins Gesicht. Aber sie waren alle tot. Ich suchte einen Unterschlupf und fand eine Höhle, in der ich mich verstecken konnte. Dort blieb ich über Nacht. Am nächsten Morgen hatte das Meer zwei aufgedunsene Leichen vor den Eingang meiner Höhle geschwemmt. Ich traute mich nicht, sie anzurühren, blieb in der Höhle und hielt Ausschau. Gegen Mittag hörte ich, dass ein Flugzeug näher kam. Es kreiste eine halbe oder ganze Stunde im Tiefflug über der Gegend, ohne dass ich es sehen konnte. Ich blieb in der Höhle. Dann hörte ich Schritte, direkt über mir, und Stimmen, die durch Felsspalten in die Höhle drangen. Schließlich sah ich japanische Soldaten über das Riff marschieren. Es war Ebbe und das Meer stieg gerade erst wieder an. Einige der Soldaten kamen bis zu meiner Höhle und zerrten eine der beiden Leichen vom Eingang zum Riff. Dann kamen sie zurück, um auch die zweite ins Meer hinauszuschleppen.

Am nächsten und übernächsten Tag geschah nichts weiter. Da verließ ich die Höhle gegen Abend, es mag sieben oder acht Uhr gewesen sein, um nach frischen Kokosnüssen und einem neuen Versteck zu suchen. Ich war gerade auf eine Palme geklettert, als zwei Japaner einen Wagen mit platten Reifen unter mir vorbeischo-

ben. Ich rührte mich nicht auf dem Baum, bis sie weg waren. Dann suchte ich mir eine andere Höhle, die für zwei Monate mein Versteck wurde, bis zum 2. Dezember.

Nur nachts schlich ich hinaus, um mir etwas zu essen zu suchen, ein paar junge oder alte Kokosnüsse, und Wasser zum Trinken. Manchmal kletterte ich auf einen hohen Tetai-Baum und hielt Ausschau nach Schiffen. Das Kriegsschiff [der Amerikaner] habe ich trotzdem nicht kommen sehen, dafür andere Schiffe, von denen ich annahm, es seien japanische, bis ich den *Union Jack* am Fahnenmast der Polizeistation entdeckte. Erst dachte ich, das sei nur ein weiterer Trick der Japaner, und traute mich nicht in die Nähe. Aber eines Tages, als ich hoch oben in dem Tetai-Baum saß, sah ich ein Fahrzeug, das anders aussah als die der Japaner. Auch die Leute darin waren offenbar keine Japaner.

Ich kletterte von dem Baum herunter und versteckte mich am Straßenrand, um die Rückkehr des Autos abzuwarten. Nach zwei oder drei Stunden hörte ich plötzlich das Klirren von Flaschen und sah zwei Männer. Ich war mir sicher, dass einer der beiden von den Gilbert-Inseln stammte, aber der andere trug japanische Kleider und Schuhe. Ich schlich ihnen nach, bis ich direkt hinter ihnen stand, und als ich merkte, dass sie beide von den Gilberts kamen, begrüßte ich sie in ihrer Sprache mit *Kama mawri*. Erschrocken fuhren sie herum und fragten, von wo ich so plötzlich aufgetaucht sei. Ich erzählte ihnen meine Geschichte, dass ich als einziger das Massaker überlebt und mich die ganze Zeit auf der Insel versteckt hatte. Ich zeigte ihnen meinen Unterschlupf und dankte der Höhle zum Abschied dafür, dass sie mir das Leben gerettet hatte. Dann ging ich mit ihnen hinunter zur Polizeistation und meldete mich beim Kommandanten. «¹⁶⁷

Deportation ins Ungewisse

Die Leidensgeschichte der Bewohner von Nauru

In Ozeanien hatte der Zweite Weltkrieg am 27. Dezember 1940 begonnen, als ein deutsches Kriegsschiff Nauru bombardierte. Ein Jahr später folgten japanische Luftangriffe, und im August 1942 kündigte eine Serie schwerer Bombardements die Landung der Japaner auf der Insel an. »Wir waren verrückt vor Angst, als wir sahen, dass die Bomber den Himmel zerrissen wie Indianer auf dem Kriegspfad«, notierte Patrick Cook als 15-jähriger Schüler in sein Tagebuch.¹⁶⁸ Es war Nacht, als »ein Kriegsschiff mit blendenden Scheinwerfern« auftauchte und die Insel unter Beschuss nahm. Roy Degoregore, später stellvertretender Präsident des Parlaments von Nauru, erinnert sich, dass die Insulaner verzweifelt versuchten, »dem Lichtkegel des Scheinwerfers zu entkommen«, bis um 2.30 Uhr morgens Colonel F.R. Chalmers, Chef der Kolonialbehörde und einer der letzten sieben Australier auf der Insel, eine weiße Fahne hisste und die kampflose Übergabe der phosphatreichen Insel an die Japaner signalisierte. Die japanische Besatzungszeit begann am 26. August 1942 und dauerte bis Juni 1945, fast drei Jahre, in denen die Insulaner von allen Kontakten mit der Außenwelt abgeschnitten waren.

Nach ihrer Landung durchkämmten japanische Soldaten die Siedlungen an der Küste und die Dörfer auf der Hochebene im Zentrum der Insel. Agnes Harris, später Lehrerin in Nauru, war damals neun Jahre alt: »Wir lebten in dem Dorf Meneng und sahen, wie japanische Soldaten in Uniform aufmarschierten, die Gewehre im Anschlag. Sie befahlen uns, uns jedes Mal vor ihnen zu verneigen, wenn wir ihnen begegneten. Sonst würden wir erschossen. Ich beugte mich immer so weit vor, dass ich mit meiner Stirn fast den Boden berührte, damit mich die Japaner nicht umbrachten.« Die Inselbewohner mussten ihre Karren und Fahrräder an die Japaner abtreten und auch die wenigen Autos und Motorräder. Florence Denuga erzählt: »Sie nahmen sich, was sie wollten, unsere Felder und unser Haus. Sie rissen es einfach nieder und machten Feuerholz daraus. Sie brachen sogar in die Kirche ein und raubten sie

aus. Und sie mordeten. Wer irgendetwas nahm, was sie haben wollten, wurde auf der Stelle erschossen. Und wehrte sich ein Ehemann dagegen, dass sie seine Frau vergewaltigten, prügeln sie ihn fast zu Tode.«¹⁶⁹ Alfie Dick, später stellvertretender Staatschef von Nauru, berichtet, dass alle Bewohner an einen kleinen Küstenstreifen zwischen Nibok und Ewa ziehen mussten. »Die Männer mussten dort einfache Hütten mit Grasdächern für ihre Familien bauen, während die Japaner den Rest der Insel okkupierten.«¹⁷⁰

Die Kinder der katholischen Schule lernten Japanisch, und ihre Eltern mussten sich Propagandafilme über die militärischen Erfolge der Japaner in Ozeanien und Asien sowie über ihren Einmarsch in Singapur ansehen. Im Oktober 1942 schickten die Japaner weitere 300 Marinesoldaten sowie 700 japanische und koreanische Arbeiter nach Nauru, um dort einen Flughafen und Befestigungsanlagen zu bauen. Alle einheimischen Männer zwischen 10 und 45 Jahren mussten antreten und mithelfen. Der Bootsbauer Apad Gabouwa war damals 19 Jahre alt und musste Wälder roden: »Wir arbeiteten und arbeiteten und arbeiteten. Erst wenn die Japaner ›Halt!‹ brüllten, durften wir ein wenig ruhen. Dann fing alles wieder von vorne an. Wenn einer nicht mehr konnte, schlugen sie ihm ins Gesicht.«¹⁷¹ Roy Degoregore wurde von den japanischen Vorarbeitern so brutal misshandelt, dass er sie »am liebsten umgebracht« hätte. »Aber wir konnten rein gar nichts gegen sie ausrichten.«¹⁷²

Als die Fluggpiste am 25. Januar 1943 fertig war, landeten täglich japanische Kampfflugzeuge und Bomber auf der Insel, bevor sie die Alliierten im Zentralpazifik angriffen. Die US-Streitkräfte reagierten ab Februar 1943 mit schweren Bombenangriffen auf Nauru. Aus Rache schlugen die Japaner auf der Insel fünf Australiern, die sie der Spionage beschuldigten, mit Schwertern die Köpfe ab.

Durch die US-amerikanischen Bombardements wurde die Lage der mittlerweile 3.000 Mann starken japanischen Besatzungstruppen immer prekärer. Es fehlte ihnen an Waffen und Munition, Treibstoff und Lebensmitteln, und für die 2.000 Insulaner blieb so wenig üb-



Bahn für den
Phosphat-Transport
auf Nauru

rig, dass sie, wie der Schüler Patrick Cook notierte, den Alliierten »für ihre Angriffe dankten«, weil fehlgeleitete Bomben, die in der Lagune niedergingen, den Hungernden Fische, die tot an die Oberfläche schwammen, »bescherten«.¹⁷³

Im Juni 1943 landete eine Armada japanischer Kriegsschiffe, Kreuzer und Zerstörer mit weiteren 1.500 Soldaten im Hafen von Nauru. Bevor sie wieder auslief, teilte der Kommandant den Insulanern mit, dass 600 von ihnen mit einem der Schiffe in ein »besseres Nauru« umgesiedelt würden. Auch James Angimea, der Pastor von Nauru, musste sich am 29. Juni 1943 im Hafen einfinden. »Unsere Angehörigen begleiteten uns. Einer sagte: Ich glaube, sie werden euch die Köpfe abschlagen oder euch im Meer versenken. Wir kommen mit, damit wir bis in den Tod vereint bleiben.«¹⁷⁴ Es war schon finstere Nacht, als die 600 Gefangenen an Bord des Truppentransporters *Akibasari Maru* gingen und das Schiff die Insel verließ, erinnert sich James Angimea. »Wir waren traurig, sehr, sehr traurig, als die Japaner uns von heute auf morgen auf eine andere Insel verschleppten. Niemand wusste, wo sie lag und was uns dort bevorstand. Der Tod vielleicht? Es ist furchtbar, sein Haus, sein Hab und Gut, einfach alles zurücklassen zu müssen, ohne zu wissen, wohin man gebracht wird. Wir betraten das Schiff schweren Herzens, denn wir wussten nicht, ob wir die Zurückbleibenden jemals wieder sehen würden.«¹⁷⁵ Die Japaner nötigten auch alle Angehörigen von Leprakranken, die Insel zu verlassen. Als sie fort waren, erwies sich, warum. Japanische Soldaten drangen ohne Vorwarnung in die abgeschottete

Leprakolonie ein und befahlen den Kranken, zum Strand zu marschieren, wo angeblich Lastwagen auf sie warteten, um auch sie zum Hafen zu bringen. »Das war eine Lüge«, sagt Florence Denuga, die sah, was tatsächlich geschah. Die Leprakranken mussten durch das flache Wasser bis zum Riff

hinaus waten und dort in ein Boot zu steigen, »das voller Löcher und Lecks war«. Die Japaner schleppten es auf die offene See und sahen zu, wie es mitsamt seinen 49 Insassen versank. Niemand ist jemals für diesen Massenmord bestraft worden.

Die 600 Deportierten hatten kaum den Hafen von Nauru verlassen, als dort ein japanisches Schiff mit 700 Gefangenen aus Banaba einlief, die von Hunger gezeichnet waren, weil sie seit langem nur Blätter und Wurzeln gegessen hatten. In Nauru erging es ihnen nicht besser, weil die Insel nach der Landung von 1.200 weiteren japanischen Marinesoldaten im August 1943 völlig überbevölkert war. Die Japaner verschleppten deshalb noch einmal rund 600 Bewohner Naurus. Auch sie wussten nicht, wohin die Schiffsreise ging und was aus den Deportierten des ersten Transports geworden war. Die Besatzer hätten auch noch das restliche Drittel Insulaner fortgeschafft, wäre nicht der Frachter, der sie abholen sollte, am 11. September 1943 bei der Einfahrt in den Hafen von einem US-amerikanischen Unterseeboot torpediert worden. »Es sah aus wie in einem Film«, sagt Roy Degoregore. »Als das Schiff in den Fluten versank, stiegen Feuersäulen und Rauchwolken bis hoch hinauf in den Himmel.«¹⁷⁶ Erst nach dem Krieg sollten die Zurückgebliebenen erfahren, was mit ihren Angehörigen und Freunden geschehen war.

Ihre Seereise ging jeweils fünf Tage Richtung Norden. Irgendwann tauchte am Horizont ein Riff auf, das sich über Dutzende von Kilometern erstreckte und hinter dem sich eine riesige Lagune verbarg. Darin ragten zahllose, von Mangrovenbüschen umgebene kleine Inseln aus dem türkisfarbenen Wasser. Von weitem wirkte das Atoll wie ein Südseeydill aus dem Bilderbuch. Aber Derog Gioura, der spätere Justizminister von Nauru, hat den Schrecken nie vergessen, den er empfand, als das Schiff durch eine der wenigen Zufahrten im Riff in diese Inselwelt einbog: »Da lag eine japanische Flotte neben der anderen. Wir sahen schwere Kreuzer, Zerstörer, Unterseeboote, Wasserflugzeuge und andere Kriegsmaschinen. Das Ganze war von massiven Befestigungsanlagen geschützt. Und ich dachte: Diese

US-amerikanische
Flieger bombardieren
Nauru, 1943



Festung werden die Amerikaner nie einnehmen können.«¹⁷⁷ Die Deportierten waren in Truk gelandet. Schon vor dem Krieg hatten die Japaner dieses Atoll im Herzen Mikronesiens zum größten Marinestützpunkt der Welt ausgebaut. 1943 bewachten 40.000 Soldaten diese Festung, und Tausende Gefangene aus der Pazifikregion und aus Korea mussten dort Sklavenarbeit leisten.

Der erste Transport aus Nauru landete auf einer winzigen Insel namens Totiw inmitten der Lagune von Truk. Die Deportierten mussten sich dort selbst versorgen. »Zum Glück fanden wir genug zu essen, zum Beispiel grüne Kokosnüsse«, erzählt die Lehrerin Agnes Harris.¹⁷⁸ Nach einigen Tagen musste jede Familie einen Mann und einen Jungen für den Ausbau des Militärflughafens auf der Nachbarinsel Parem abstellen. »Wir mussten dort Säcke mit Zement und Sand schleppen«, berichtet Pastor James Angimea. »Mich wundert noch immer, dass ich es schaffte, zwei oder drei Säcke Zement gleichzeitig auf meine Schultern zu laden, obwohl ich so schwächlich bin.«¹⁷⁹ Die Baubrigaden waren in lang gestreckten Baracken für je hundert Mann untergebracht. Noch schlechter als den Insulanern erging es den koreanischen Zwangsarbeitern, die sich, wie Apad Gabouwa beobachtete, »vor lauter Hunger Kartoffelschalen aus der Abflussrinne fischten«.¹⁸⁰ Frauen und Kinder mussten schließlich auf der Insel Moen Felder der Japaner bestellen.

Die Deportierten hatten keine Möglichkeit, mit ihren Angehörigen in Nauru Kontakt aufzunehmen. Sie ahnten auch nicht, dass die US-Streitkräfte Anfang 1944 – nach der Einnahme von Tarawa – mit 200 Kriegsschiffen, 100.000 Soldaten und 6.000 Fahrzeugen Kurs auf Truk nahmen. Am 17. Februar 1944 kreuzten fünf schwere Flugzeugträger der US-Flotte vor dem Riff des Atolls auf. Im Morgengrauen hoben 72 Kampfbomber ab, und eine der größten Schlachten des Zweiten Weltkriegs in Ozeanien begann. Die Zwangsarbeiter mussten dieses Inferno hilflos über sich ergehen lassen. Nach zwei Tagen und zwei Nächten hatten die Japaner 270 Flugzeuge verloren, 31 ihrer Kriegsschiffe lagen auf dem Grund der Lagune, und außerhalb des Riffs hat-

ten US-Zerstörer weitere japanische Schiffe bei dem Versuch versenkt, aufs offene Meer hinaus zu gelangen. Truppenunterkünfte, Treibstofflager und 2.000 Tonnen Nahrungsmittel waren zerstört. Der Kriegshafen Dublon stand nach der Explosion eines Öltankers in Flammen.

Edwin Tsitsi hielt damals nur die Hoffnung aufrecht, dass nach dieser beispiellosen Schlacht »der Krieg wohl kurz vor dem Ende sein müsse«. Tatsächlich gelang es den Alliierten, den Militärstützpunkt Truk weitgehend zu zerstören. Den Rest ihrer Pazifikflotte zogen die Japaner auf die mehr als 2000 Kilometer weiter westlich gelegene mikronesische Inselgruppe Palau zurück, wohin auch das japanische Oberkommando seinen Sitz verlegte. Aber noch immer standen 30.000 japanische Soldaten in Truk unter Waffen. Um hohe Verluste zu vermeiden, verzichteten die Alliierten auf die Einnahme des Atolls und setzten lediglich die japanischen Stellungen durch regelmäßige Bombardements außer Gefecht. Die Deportierten aus Nauru blieben damit weiter den Japanern ausgeliefert. Viele überlebten die alliierten Luftangriffe nicht. Maura Thoma war neun Jahre alt, als eines Nachts eine Bombe direkt neben ihrer Hütte explodierte. Zusammen mit ihrer Mutter wurde sie unter dem zusammenfallenden Haus verschüttet: »Ich dachte, das ist mein Ende und begann zu beten, bis ich endlich, nach vielen Stunden, von unseren Leuten unter den Trümmern hervorgezogen wurde. Unsere Nachbarn starben bei diesem Bombenangriff, ein alter Mann und zwei Kinder.«¹⁸¹

Ab Oktober 1944 testete die US-Luftwaffe bei den Angriffen auf Truk ihre neuen, schweren B-29-Bomber, die später die Atombomben über Hiroshima



Das Wrack des japanischen Kriegsschiffs *Akibasan Maru* ist heute Ziel von Tauchausflügen

Truk nach der Bombardierung durch die US-amerikanische Luftwaffe



und Nagasaki abwerfen sollten. Nach einem Bericht der *New York Times* wollte die US-Regierung mit der ersten Atombombe ursprünglich die japanische Festung Truk zerstören. Sie tat es nur deshalb nicht, weil die Front bereits nahe dem japanischen Festland verlief, als die Bombe einsatzbereit war. Nachschub erhielten die Japaner in Truk nur noch durch einige Unterseeboote. Die Lieferungen reichten allerdings nicht für Zehntausende Soldaten. Die Gefangenen hungerten und fingen grüne Eidechsen, wie Ludwig Keke beschreibt. Sei seien »eine Delikatesse« gewesen im Vergleich zu den Ratten, die sie in Fallen lockten und »kochten wie Kaninchen«.¹⁸²

Als Edwin Tsitsi nach monatelangem Arbeitsdienst erstmals zurück auf die Insel Totiw kam, um seine Familie zu besuchen, hatte nur eine Schwester überlebt. Alle anderen waren verhungert: seine Zwillingsschwester, sein Onkel, seine Großmutter und zwei Cousinen, eine mit ihrem Kind.

Je aussichtsloser die Lage der japanischen Truppen wurde, um so grausamer verhielten sie sich gegenüber ihren Gefangenen. Ein japanischer Kommandant schmierte einigen Insulanern Exkremete ins Gesicht, und japanische Soldaten schlugen einen Zwangsarbeiter tot, weil er sich krankgemeldet hatte.¹⁸³

Überlebende
koreanische
Zwangsarbeiter
auf Truk



Ein japanischer Funker erzählte den Deportierten am 15. August 1945, dass Kaiser Hirohito kapituliert und seinen Soldaten befohlen hatte, die Waffen zu strecken. Aber in Truk folgten die Japaner diesem Befehl nicht. Tage später marschierten Militärpolizisten auf der Insel Totiw auf und trieben alle Leute aus Nauru an den Rand einer großen Grube. Zu James Angimea sagten sie, die Insulaner seien »der Spionage überführt« und würden deshalb erschossen oder enthauptet. Doch dann habe ein japanischer Offizier Detudamo herbeizitiert, einen angesehenen alten Mann aus Nauru, den seine Leute in Truk zu ihrem Sprecher bestimmt hatten, und ein eigenartiger Dialog begann: »Der Offizier bot Detudamo amerikanische Zigaretten an. ›Nein, nein, nein!‹ sagte Detudamo. ›Warum nicht?‹, fragte der Japaner. Detudamo antwortete: ›Ich möchte eine japanische Zigarette.‹ Sie gaben ihm eine, und er begann zu rauchen. Kurz darauf fragten sie ihn, ob es unter seinen Leuten Kranke gäbe. ›Ja‹, bestätigte Detudamo, ›viele von ihnen sind krank.‹ Darauf der Japaner: ›Bring zwei der Kranken zu mir.‹ Die beiden kamen, und der Offizier wollte ihnen gerade ein amerikanisches Medikament geben, als Detudamo dazwischenfuhr: ›Gebt ihnen das nicht!‹ – ›Warum?‹ brüllte der Offizier und Detudamo erklärte: ›Gebt ihnen japanische Medizin.‹ Die Soldaten verteilten japanische Medikamente an die Kranken, als der Offizier fragte: ›Was für ein Schiff soll euch nach Hause bringen, wenn der Krieg zu Ende geht?‹ Detudamo: ›Auf keinen Fall ein amerikanisches, wir wollen ein japanisches.‹«

Danach waren die japanischen Militärpolizisten ihr Frage- und Antwortspiel um Leben und Tod leid. Die zur Hinrichtung Aufgereihten durften wieder abtreten, nachdem ihre Peiniger ihnen eingeschärft hatten, niemandem je von diesem Vorfall zu erzählen, sonst würden sie doch noch erschossen.¹⁸⁴

Erst einen Monat nach der japanischen Kapitulation tauchte ein kleines Inspektionsteam der US-Marine in Truk auf. Es kam allerdings nicht auf die kleine Insel Totiw. Detudamo schickte den US-Militärs einen Boten mit einem Brief. Darin flehte er um Hilfe, weil die Gefangenen nur noch »grüne Blätter« zu essen hät-

ten. Doch niemand kam. Als ein US-amerikanisches Kriegsschiff in der Lagune aufkreuzte, ruderten einige Deportierte mit einem selbst gezimmerten Boot darauf zu. Um nicht mit Japanern verwechselt und erschossen zu werden, stellten sich die Insulaner in Reih und Glied auf und sangen die Nationalhymne der USA. »Sofort standen alle Amerikaner stramm und salutierten«, erzählt James Angimea. »Und wir waren sehr glücklich.« Als sie vom Schicksal der Verschleppten aus Nauru erfuhren, beluden die US-Marinesoldaten das kleine Boot mit Lebensmitteln und retteten damit einigen Gefangenen das Leben. Aber es sollte noch bis zum 11. Dezember 1945 dauern, bis die Australier, die nach dem Abzug der Japaner wieder die Verwaltung von Nauru übernahmen, einen Polizeioffizier namens Thomas Cude nach Truk schickten, der die Rückreise der Deportierten organisieren sollte. Er fand die Insulaner in einem erbarmungswürdigen Zustand vor: ausgemergelt, unterernährt, von Augenentzündungen, Würmern und Krätze befallen und an Lepra, Tuberkulose und Ruhr so schwer erkrankt, dass 163 vor ihrer Heimreise unter Quarantäne gestellt und behandelt werden mussten.

Thomas Cude hatte eine Liste mit den Namen der Überlebenden auf Nauru. Auf diese Weise erfuhren die Deportierten, dass 50 ihrer zurück gebliebenen Angehörigen tot waren. Von den 1.203 nach Truk Verschleppten waren 463 umgekommen. Bevor die Überlebenden ihre Heimreise antraten, gedachten sie ihrer Toten. »Einige Leute scharrten in den Gräbern ihrer Kinder, um ein paar Knochen oder zumindest einige Steine daraus als Erinnerung an sie mit nach Hause zu nehmen«, erzählt Ludwig Keke. Er selbst nahm an diesem Tag in aller Stille Abschied am Grab seines Bruders Dominic.¹⁸⁵ Am Abend des 26. Januar 1946 bestiegen 759 transportfähige Nauru-Insulaner das Schiff *Trienza*, auf dem es, laut Alfie Dick, »noch enger war als bei der Hinfahrt«. Niemand habe schlafen wollen, denn viele Verbannte sahen sich an Bord zum ersten Mal nach langer Zeit wieder. Am Mittag des 31. Januar 1946 tauchte endlich die Silhouette von Nauru am Horizont auf. Als die *Trienza* drei Stunden später in den Hafen einlief, kamen ihr

Kanus und Barkassen entgegen und am Kai herrschte ein dichtes Gedränge. »Die Leute schriegen durcheinander«, erinnert sich Ludwig Keke, »sie wollten wissen, wer von ihren Angehörigen an Bord war, wer überlebt hatte.« Als das Schiff anlegte, wollte jeder als Erster an Land. Die Ankömmlinge boten einen merkwürdigen Anblick: Die Frauen und Kinder trugen weiße Kleider aus Stoffen der US-Marine, die Männer grüne Militäruniformen. Der 75-jährige Detudamo musste wegen einer Ruhrinfektion auf einer Bahre vom Schiff getragen werden. Am Kai gab es Tränen der Freude und Tränen der Trauer. Roy Degoregore zum Beispiel wartete vergeblich auf die Rückkehr seiner zehnköpfigen Familie. Keiner seiner Angehörigen hatte überlebt. Pastor James Angimea ging als einer der Letzten von Bord. »Viele haben geweint«, erzählt er. »Ich erinnere mich an einen Jungen, der am Kai stand und gespannt beobachtete, wer von Bord ging. Er wartete und wartete, bis der Letzte an Land war. Dann begann er zu weinen. Ich war sehr bewegt, versuchte, ihm Mut zuzusprechen, bat ihn, in die Zukunft zu schauen. Aber er reagierte nicht. Er hatte auf die Heimkehr seiner Mutter und seines Vaters gewartet. Vergeblich.«¹⁸⁶

Die Rückkehrer erkannten ihre Heimatinsel kaum wieder. Wo früher schattige Palmen gestanden hatten, ragten jetzt nur noch Baumstümpfe aus dem Boden. Und wo ehemals üppige Gärten wuchsen, fanden sie nur verbrannte Erde. Kaum ein Haus war instand, in Bombenkratern stand fauliges Wasser, und die Strände waren übersät von Kriegsschrott und Resten zerschossener Festungsanlagen. Die in Panik vor den Japanern von der Insel geflohenen Betreiber der Minengesellschaft BPC begrüßten die Rückkehrer auf ihre Weise. Schon vor Kriegsende hatten sie von der australischen Kolonialverwaltung verlangt, keinem Heimkehrer zu erlauben, sich im Bezirk Aiwo anzusiedeln. Denn die BPC wollte ihren Tagebau auf dieses Gebiet ausdehnen. Auch die australischen Kolonialbeamten warteten bereits auf die Deportierten und achteten darauf, dass die Rassentrennung in den Wohnvierteln wieder strikt eingehalten wurde. Nach der Zwangsarbeit für die Ja-

paner mussten die Rückkehrer nun erneut die Drecksarbeit für die Australier machen, zu Hungerlöhnen. Die Insulaner streikten monatelang und appellierten an die Vereinten Nationen, die Nauru nach dem Krieg wieder unter australische Verwaltung gestellt hatten. Sie forderten Tantiemen von der Minengesellschaft und ihr Selbstbestimmungsrecht. Aber erst am 31. Januar 1966, auf den Tag genau zwanzig Jahre nach der Rückkehr der Deportierten aus Truk, konnte eine gesetzgebende Versammlung der Insulaner zusammentreten, um die Unabhängigkeit Naurus vorzubereiten. Und weitere zwei Jahre danach, am 31. Januar 1966, konnten die Bewohner sie endlich feiern.

Die Regierung von Nauru forderte von Australien, Großbritannien und Neuseeland, das vom Phosphatabbau zerstörte Land zu rekultivieren; dazu gehörte ein Drittel des zentralen Hochplateaus. Bis 1993 focht Nauru vor dem Internationalen Gerichtshof der Vereinten Nationen vergeblich um eine Entschädigung. Dann sagte Australiens Premierminister Paul Keating im Namen der drei verantwortlichen Regierungen 106 Millionen australische Dollar Kompensation zu. Aber für die Rekultivierung des Landes reichte diese Summe bei weitem nicht aus. Nauru, der kleinste Staat der Erde, blieb auf Gedeih und Verderb abhängig von der ehemaligen Kolonialmacht Australien und stand zu Beginn des dritten Jahrtausends mit mehr als 200 Millionen Dollar Auslandsschulden kurz vor dem Bankrott.

Die australische Regierung wusste dies zu nutzen und bot dem Land 20 Millionen Dollar an für die Aufnahme von 400 Flüchtlingen aus dem Irak und Afghanistan, denen Australien die Einreise verweigerte. Der Regierung von Nauru blieb keine Wahl. Sie baute ein Lager für die Flüchtlinge, und die Insel der Deportierten von gestern wurde zum Abladeplatz für die Deportierten von heute.

Afghanische
Flüchtlinge fordern
ihre Freilassung aus
dem »Käfig Nauru«



Die Bedeutung Mikronesiens für die japanische Kriegführung

Ohne seine Kolonie Mikronesien hätte Japan seine überraschenden Angriffe auf Pearl Harbor, den Südpazifik und Asien Ende 1941 nicht durchführen können. Die japanischen Streitkräfte hatten hier seit dem Ersten Weltkrieg Vorposten, Trainingsgelände und Nachschubbasen errichtet, von denen aus sie im Westen problemlos die Philippinen und im Süden Neuguinea und Australien erreichen konnten.

Die 2.000 mikronesischen Inseln verteilen sich über 4.000 Kilometer im Nordpazifik und beheimaten heute rund 400.000 Menschen. Ihre Vorfahren standen im 19. Jahrhundert unter spanischer Kolonialherrschaft und von 1898 bis 1914 unter deutscher. Kurz nach Beginn des Ersten Weltkriegs nahmen die Japaner Mikronesien ein. Nur die größte und bevölkerungsreichste Insel Guam blieb unter US-amerikanischer Hoheit. Um die Jahrhundertwende hatten die USA neben den Philippinen auch diese Insel im spanisch-amerikanischen Krieg erobert und dort einen Marinestützpunkt angelegt.

Japan setzte von Anfang an alles daran, Mikronesien in sein großasiatisches Reich einzugliedern. 1915 schwärmten japanische Wissenschaftler, Geologen, Landwirtschaftsexperten und Ärzte aus, um die Inseln zu vermessen und ihre natürlichen Reichtümer zu registrieren, und schon wenig später traten strategische Überlegungen in den Vordergrund. Japanische Militärs bezeichneten Mikronesien »als wichtiges Sprungbrett für die Expansion nach Süden«. ¹⁸⁷ Dies widersprach zwar der Auflage des Völkerbundes, der Japan nach dem Ersten Weltkrieg eine militärische Nutzung der Inseln untersagt hatte. Aber die japanische Regierung schottete Mikronesien von der Außenwelt ab und betrieb die Ausrüstung der Inseln im Geheimen. Ab Anfang der zwanziger Jahre zwangen die Japaner einheimische Arbeiter, Häfen, Werften und Flugpisten, Straßen, Kliniken und Funkstationen, Kasernen und Wohnsiedlungen für die japanischen Siedler zu bauen, deren Zahl kontinuierlich anstieg. Außerdem schafften sie zusätzliche Arbeiter aus Okinawa und dem besetzten Korea heran. Die Ko-

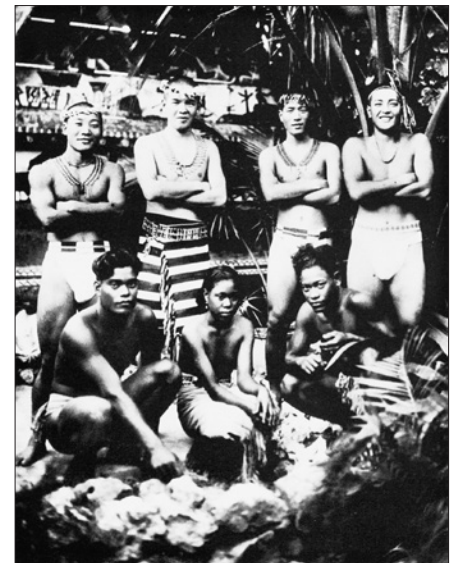
lonialverwaltung residierte auf Koror, einer der Palau-Inseln im Westen Mikronesiens. Dort entstand eine geschäftige Stadt, in der die Insulaner bald nur noch ein Fünftel der 30.000 Einwohner stellten. Von Koror war es nicht weit bis Angaur, der ökonomisch bedeutsamsten Insel der Region. Hier hatten die Deutschen 1909 eine Phosphatmine eröffnet, die ein japanisches Bergbauunternehmen seit 1914 mit einheimischen Zwangsarbeitern weiterführte.

Dem Beispiel der Deutschen folgend zwangen die Japaner die Mikronesier auch zum Anbau von Reis, Baumwolle und Kokospalmen – für die Verpflegung der japanischen Siedler und Soldaten. Auf den Marshall-Inseln drohten die japanischen Machthaber, alles Land zu beschlagnahmen, das nicht innerhalb von drei Jahren mit Kokospalmen bepflanzt wäre. Lemijkan, ein Bewohner der Marshall-Insel Enewetak, erinnert sich: »Anfangs nahmen sie auf unserer Insel nur ein kleines Stück Land in Beschlag. Es lag nahe am Pier und war von einem Zaun umgeben. Sie blieben meistens auf diesem Gelände und hatten dort ihre Schlafbaracken, Küche, Schuppen und Gärten. Wir lebten außerhalb des Zauns, arbeiteten aber für die japanischen Militärs. Es gab immer etwas zu tun. Einige putzten die Schlafräume, andere die Esssäle, wieder andere die Küche und die Latrinen. Wir mussten ihre Exkremente eimerweise auf die Felder tragen und die Pflanzen damit düngen. Wenn den Japanern etwas nicht gefiel, prügeln sie auf uns ein, bis es kaum noch zu ertragen war. Gleichzeitig versprochen sie, wir würden wie sie, wenn sie uns erst erzogen hätten.«¹⁸⁸ Die japanische Indoktrination begann bei den Kindern. Die Kolonialverwaltung eröffnete zwölf Schulen auf verschiedenen Inseln und transportierte die Schüler mit Fährbooten dorthin. Der Unterricht war in Japanisch, und den Schülern war es – bei Prügelstrafe – untersagt, sich in ihrer Sprache zu unterhalten. Die Japaner führten japanische Sitten und Gebräuche, Nahrung und Kleidung ein und gaben den Inseln japanische Namen. Sie benannten Toloas um in Natsushima (Sommerinsel) und Wela in Harushima (Frühlingsinsel). Sie verboten christliche Gottesdienste

und bauten buddhistische sowie shintoistische Tempel. Und sie eröffneten Bordelle. Allein in der Geisha-Straße auf Koror gab es vor Kriegsbeginn zwölf davon mit 300 Prostituierten.

Abgesehen von der antijapanischen *Modekngei-Bewegung* in Palau, deren Anführer rasch inhaftiert wurden, regte sich zunächst kaum Opposition gegen die japanische Kolonialherrschaft in Mikronesien. Die Insulaner arrangierten sich mit ihren neuen Machthabern, weil sie in den zwanziger Jahren einen bis dahin unbekanntem wirtschaftlichen Aufschwung erlebten. 1933 erklärte Japan seinen Austritt aus dem Völkerbund und zeigte damit, dass es nicht daran dachte, das »Treuhandgebiet« im Nordpazifik jemals wieder abzutreten. Jetzt arbeiteten die Japaner fieberhaft daran, Inseln wie Koror, Saipan, Truk, Pohnpei und Kosrae in militärische Festungen zu verwandeln. Sie sicherten ihre Verwaltungsgebäude in Mikronesien mit Stahlbetonmauern, installierten Luftabwehrgeschütze rund um Hafenanlagen und Flughäfen und bauten Truppenunterkünfte, Funkstationen und Lazarette. 1940 übertraf die Zahl der japanischen Siedler mit 81.000 deutlich die der 50.000 Insulaner im japanisch kontrollierten Teil Mikronesiens. 1941 kamen Hunderttausende Soldaten hinzu. Ein Bewohner des Sapwuahfik-Atolls, auch Ngatik genannt, erinnert sich an die gespannte Stimmung kurz vor Kriegsbeginn: »Als die japanische Ära begann, war ich etwa 18 Jahre alt, also schon ein Mann. Anfangs ging es uns sehr gut, denn sie verhielten sich wie Freunde. Wir hatten Arbeit, konnten Geld verdienen, und die Sachen, die es dafür zu kaufen gab, waren nicht zu teuer. Aber dann kam die Zeit, die wir *daidowa* nennen, was so viel heißt wie ›Streit.

Junge Männer und Frauen von der mikronesischen Insel Saipan müssen für ein Foto mit japanischen Soldaten posieren, die sich als »Eingeborene« kostümiert haben



Der Krieg zwischen Japan und Amerika warf seine Schatten voraus. Plötzlich bekamen wir immer größere Schwierigkeiten. Die Japaner führten jetzt einfach junge Männer von Ngatik ab, um sie irgendwo anders für sich arbeiten zu lassen. Auch wir Älteren wurden auf eine andere Insel verfrachtet und mussten dort Unterkünfte für sie bauen. Sie hielten uns dort fest, bis der Krieg vorbei war.«¹⁸⁹

»Kämpfen bis in den Tod!«

Letzte Gefechte und Kriegsverbrechen

Vier Stunden nach dem Angriff auf Pearl Harbor stiegen japanische Bomber von der mikronesischen Insel Saipan auf. Ihr Ziel: die 200 Kilometer südlich gelegene US-amerikanische Kolonie Guam. Obwohl die US-Marine dort einen Stützpunkt unterhielt, hatten die meisten US-Amerikaner die Insel bereits verlassen, und so waren vor allem die rund 20.000 Insulaner, Chamorros genannt, den Luftangriffen ausgesetzt. Zwei Tage später stürmten 5.000 japanische Soldaten die Insel. Auf Gegenwehr stießen sie kaum. Nur auf der Plaza de España in der Inselhauptstadt Agana habe es Widerstand gegeben, berichtet der Augenzeuge Tony Palomo. »Etwa hundert Inselbewohner, die meisten davon Mitglieder der einheimischen Miliz sowie einige Seeleute und Ma-

Chamorro-Frauen arbeiteten in Guam als Krankenschwestern für die Japaner



rines, kämpften etwa 30 Minuten lang gegen die Invasoren. Dann schickten sie sich in das Unvermeidliche.« Tony Palomo schätzt, dass bei den Kämpfen etwa hundert Menschen umkamen. Sein Vater war dabei, »als am Strand östlich von Agana ein Massengrab für die Gefallenen ausgehoben wurde«.¹⁹⁰

Die Invasionstruppen brachten 50 Übersetzer, Pfadfinder und Träger von anderen mikronesischen Inseln mit nach Guam. Die meisten stammten von der Nachbarinsel Saipan, einem der wichtigsten Militärstützpunkte der Japaner in der Region. Dort waren 16.000 japanische Soldaten und Siedler stationiert, die unter 5.000 Chamorros lebten. Einige Insulaner baten zu Beginn des Zweiten Weltkrieges ausdrücklich darum, mit den japanischen Truppen an die Front ziehen zu dürfen. Andere waren nur unter massivem Druck zum Kriegsdienst bereit. Luis C. Crisostimo aus Saipan drohten die Japaner lebenslange Haft an, sollte er sich weigern, für ihre Truppen auf Guam als Dolmetscher zu fungieren.

Auch Antonio R. De Leon Guerrero, der spätere Vizebürgermeister von Saipan, arbeitete als Übersetzer in japanischen Diensten auf Guam und bedauerte die »Zwietracht«, die damals zwischen den Chamorros von den benachbarten Inseln gesät wurde. »Die Leute in Guam nahmen es mir und anderen von Saipan übel, dass wir mit den Japanern auf ihre Insel kamen. Aber wir waren japanisch erzogen worden und folgten deshalb dem japanischen Stellungsbehl.«¹⁹¹ Nach der Kapitulation des US-Gouverneurs von Guam, George McMillin, verkündete der japanische Kommandant Hayashi, seine Armee habe die Insel »auf Befehl des großmächtigen Kaisers von Japan besetzt«, um »die Freiheit wiederherzustellen«, »dauerhaften Frieden« zu schaffen und »eine neue Weltordnung zu errichten«. Alle Wohlmeinenden hätten nichts zu befürchten. Wer jedoch seinen Anweisungen nicht Folge leiste oder gar »als Spion agiere«, werde vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet.¹⁹² Wie ernst sie es meinten, demonstrierten die Japaner, als sie kurz nach ihrer Landung zwei junge Chamorros öffentlich erschießen ließen: Francisco Won Pat wegen angeblichen Diebstahls, und Alfred Flores,

weil er mit einem gefangenen US-amerikanischen Soldaten Kassiber über geheime Sprengstoffvorräte ausgetauscht haben soll. Zahlreiche Chamorros mussten mit ansehen, wie die beiden vor dem katholischen Friedhof hingerichtet wurden.

Nach jedem militärischen Erfolg an den Kriegsfrenen zogen japanische Siegesparaden durch die Straßen der Inselhauptstadt, und die Einwohner mussten Spalier stehen. Die US-Soldaten und Siedler, die noch auf Guam waren, wurden in Arbeitslager eingewiesen. Mit Hilfe von Chamorros konnten einige von ihnen in den Dschungel fliehen. Dem US-Soldaten George Tweed gelang es den gesamten Krieg über, unterzutauchen, weil ihn Insulaner in immer neue Verstecke führten. Die Japaner wussten, dass einige Amerikaner seit ihrer Ankunft im Untergrund lebten. Der militärische Geheimdienst der Besatzer befahl deshalb dem Taxifahrer Joaquin Limtiaco, der auf der ganzen Insel herumkam, sie ausfindig zu machen. Dieser warnte aber stattdessen die Flüchtigen vor den japanischen Häschern und wurde schließlich verhaftet. Selbst unter schwerer Folter verriet er die Amerikaner nicht. Rufo Lujan, Sprecher der OPIR, der »Organisation für die Rechte der indigenen Bevölkerung« auf Guam, erlebte die japanische Besatzung als Kind und beschreibt sie als »eine Zeit unvorstellbarer Gräueltaten«.¹⁹³

»Alle halbwegs gesunden Männer, Frauen und Kinder mussten für die Japaner wie Sklaven schuften. Sie bauten den Flughafen, der noch heute für den zivilen Luftverkehr genutzt wird. Niemand wurde dafür entlohnt. Die Leute erhielten nicht einmal etwas zu essen, sondern mussten, wenn sie die Felder für die Japaner bestellt hatten, in kleinen Gärten noch etwas für sich selbst anbauen. Wann immer es ihnen passte, bedienten sich die Japaner auch in diesen Gärten.«¹⁹⁴ Auf Guam haben die Japaner auch Frauen gefangen genommen und in ihre Militärbordelle gezwungen, »so wie in den Philippinen, in Korea und überall in Asien«. Nur habe in Guam später niemand mehr etwas davon wissen wollen. »Was Menschen beschämen könnte«, erklärt Rufo Lujan, »ist in unserer Kultur tabu. Darüber wird nicht gespro-

chen.« Die Chamorros hätten dem japanischen Besatzungsterror kaum widerstanden, »weil unsere Leute keine Waffen hatten. Später, als die Gegenoffensive der US-amerikanischen Streitkräfte auf Guam begann und uns Gewehre zur Verfügung standen, waren Chamorros sofort zur Stelle und führten US-Soldaten zu den Verstecken der Japaner, die nicht kapitulieren wollten.« Als 1944 US-amerikanische Flugzeuge über Guam auftauchten und Bomben abwarfen, rächten sich die Japaner an den Inselbewohnern. In Agat zwangen sie einen vierzigjährigen Bauern niederzuknien, schmetterten ihm ein Schwert in den Nacken und ließen ihn tot liegen. In Agana zwangen sie eine Gruppe junger Leute, ihr eigenes Grab zu schaufeln. Dann prügeln sie auf die Jugendlichen ein und begruben sie schließlich bei lebendigem Leib. In Tai, Fonte und anderen Orten schlugen sie willkürlich Leuten die Köpfe ab. Die Luftangriffe und der massive Beschuss von US-amerikanischen Kriegsschiffen forderten ebenfalls zahlreiche Opfer unter den Chamorros. Vom 8. Juli 1944 an wurde Guam »dreizehn Tage in Folge von Hunderten Schiffen aus bombardiert, bei Tag und bei Nacht. Und als die US-Truppen am 20. Juli ihre Landung vorbereiteten, erschütterten an einem Tag 627 Tonnen Bomben und 147 Raketen die Insel. Danach waren 2.631 der 3.826 Gebäude auf der Insel

Nach der Besetzung der Insel Guam durch die japanischen Truppen mussten viele Insulaner Zwangsarbeit leisten. Hatten die US-amerikanischen Kolonialherren vor allem Maisfelder anlegen lassen, mussten die Chamorros für die Japaner Reis anpflanzen



zerstört und mehr als 19.000 von 21.838 Chamorros obdachlos.«¹⁹⁵ Rufo Lujan berichtet, dass die Japaner in den letzten Kriegstagen Chamorros »in Konzentrationslager und Höhlen« sperrten. »Dann warfen sie Handgranaten hinein, um alle umzubringen.«¹⁹⁶ Als sich die Japaner vor den US-amerikanischen Landtruppen in den Norden von Guam zurückzogen, holten sie 40 Einheimische mitten in der Nacht aus ihren Lagern, weil sie Träger brauchten. Auf der anderen Seite der Insel angekommen, fesselten die Japaner ihre Helfer an Bäume und enthaupteten sie.

Auch auf anderen Inseln Mikronesiens machten sich die Japaner zahlreicher Kriegsverbrechen schuldig. Auf Pohnpei zwangen sie Frauen, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ohne Pause Felder umzupflügen. Selbst zum Schlafen durften sie ihre Arbeitsstellen nicht verlassen, sondern mussten an Ort und Stelle in bunkerähnlichen Verschlagen übernachten, die nicht einmal Sitzhöhe hatten. »Es war schlimmer als im Gefängnis«, erzählt Lena Dehpit Rikardo. »Wir mussten auf allen Vieren über die Erde kriechen wie Frösche.«¹⁹⁷

Dutzende Männer von Pohnpei verschleppten die Japaner zum Fronteinsatz nach Papua. Die meisten von ihnen kehrten nicht mehr zurück. In der Provinz Kitti auf Pohnpei trieben die Japaner 179 Männer zusammen, die sie auf der Insel Kosrae beim Bau von Landestegen für Wasserflugzeuge einsetzten. Sechs Männer von Pohnpei kamen dabei um. In einem Lied aus Kitti heißt es seitdem: »Keine Macht hat das Recht, mein Leben wegzuzwerfen.«¹⁹⁸

Die Alliierten verfolgten in Mikronesien auf mehreren Inseln dieselbe Strategie wie in Truk. Sie verzichteten darauf, die japanischen Stellungen auf den Marshall-Inseln im Osten und Palau im Westen mit Bodentruppen einzunehmen und beschränkten sich darauf, sie durch Dauerbombardements auszuschalten. Denn das Hauptziel der Alliierten waren die Marianen mit den Inseln Guam und Saipan im Norden Mikronesiens. Von dort war das japanische Festland in Reichweite der US-Luftwaffe. Weil sich der japanische Oberbefehlshaber für den Pazifik nach der Zerstörung von Truk mit Zehntausenden Soldaten auf Palau verschanzt hatte, bom-



Eine Chamorro-Frau, die vor dem japanischen Besatzungsterror auf der Insel Guam in die Berge geflohen war, wird im August 1944 aus ihrem Versteck gerettet

bardierten die US-Amerikaner diese Inselgruppe besonders massiv. »Es war früh am Morgen, als die ersten Bomben fielen«, erzählt ein Augenzeuge, der damals zehn Jahre alt war. »Mein Vater war nicht zu Hause. Er musste auf dem Flughafen arbeiten. Meine Mutter scharte uns acht Kinder um sich, stopfte ein paar Habseligkeiten in leere Eimer, etwas zu essen, Decken und ähnliche Dinge, und sprang mit uns auf ein Floß. Wir trieben damit aufs Meer hinaus und suchten einen Felsvorsprung am Ufer, unter dem wir Schutz finden konnten. Denn überall um uns herum gingen Bomben nieder. Als wir endlich einen Felsen fanden, hockten wir uns darunter ins Wasser und blieben dort die Nacht, den nächsten Tag und noch eine Nacht. Ob mein Vater noch am Leben war, wussten wir nicht.«¹⁹⁹ In Palau versuchten die Alliierten, das japanische Oberkommando durch eine rigorose Blockade auszuhungern. Auch für die rund 5.000 Insulaner begann damit ein dramatisches »Jahr des Hungers«. Denn auf jeden Mikronesier kamen mindestens zehn Soldaten, die zu versorgen waren. »Das erste halbe Jahr war noch einigermaßen erträglich, weil die Japaner noch ein paar Vorräte hatten«, berichtet ein Bewohner der Insel Babeldaob. »Aber der Rest des Jahres war furchtbar, ganz furchtbar, eine schreckliche Zeit von Hunger und Krankheit. Die Japaner beschlagnahmten alles in unseren Gärten, und wir mussten im Wald leben. Wir hatten aber nicht gelernt, in Wäldern zu überleben. Viele Leute wurden schwer krank, weil die Feuchtigkeit und der Regen in unsere notdürftigen Behausungen drangen und wir nachts schutzlos der Kälte ausgesetzt waren. Wir mussten viele im Wald begraben, darunter auch Leute aus Pepeliu und Angaur, die seitdem bei uns wie in ihren Heimatdörfern als Ahnen verehrt werden.«²⁰⁰

Von einer alten Frau aus Palau ist aus jener Zeit die Aufforderung überliefert: »Wenn ihr das nächste Mal Krieg führt, dann bitte nicht bei uns!«²⁰¹

Im Juni 1944 hatten die Alliierten die Japaner auf ihren Stützpunkten Truk im Osten und Palau im Westen so wirksam eingekesselt, dass die 5. Flotte der US-Marine zwischen beiden Inselgruppen hindurch

nach Norden vorstoßen konnte. Nun sollten noch die letzten Bastionen der Japaner auf den Marianen eingenommen werden. Die Alliierten setzten dafür eine Streitmacht von 600 Schlachtschiffen, Flugzeugträgern, Kreuzern und Zerstörern sowie eine Viertel Million Soldaten ein. Am 15. Juni 1944 begann ihr Angriff auf die japanische Militärzentrale in Saipan. Die Schlacht dauerte 24 Tage, denn die Japaner kämpften im wahrsten Sinne des Wortes bis zum letzten Atemzug. Selbst in aussichtsloser Lage ergaben sie sich nicht, sondern stürzten sich zu Hunderten von den steilen Klippen an der Nordspitze der Insel, die deshalb bis heute *Suicide Cliff* (Selbstmordklippe) genannt werden. Auf Saipan verloren nicht nur Tausende Japaner ihr Leben, sondern auch 408 Chamorros, jeder zwölfte Inselbewohner. Als Luis C. Crisostimo nach Saipan zurückkehrte, stand dort nahezu kein Haus mehr.

55.000 US-amerikanische Soldaten erstürmten schließlich die Nachbarinsel Guam. Auch hier ergaben sich die japanischen Truppen nicht. 7.000 US-Amerikaner und 17.500 Japaner kamen bei den Kämpfen ums Leben. Die Opfer der Chamorros, von denen viele in Lagern eingepfercht waren, hat niemand gezählt. Der Einmarsch der Alliierten bedeutete längst nicht für alle Überlebenden die Befreiung. Weil sie der Kollaboration mit den Japanern verdächtigt wurden, blieben viele Chamorros zunächst inhaftiert. Ihre Insel wurde derweil zum Aufmarschgebiet für 200.000 US-Soldaten, die von hier ihre Angriffe auf das japanische Festland, auf Okinawa und Iwo Jima, starteten.

Auch US-amerikanische Soldaten begingen bei den letzten Gefechten in Mikronesien Verbrechen an Zivilisten. Lekompta, ein alter Mann von der Marshall-Insel Medem, bezeugt: »Es hätte nicht viel gefehlt und keiner der Inselbewohner wäre am Leben geblieben.« Seine kleine Insel sei von US-Flugzeugen und Schiffen bom-

Noch heute findet sich überall auf Guam Militärschrott aus dem Zweiten Weltkrieg



bardiert worden, erzählt er, und die Bewohner hätten in Höhlen Schutz gesucht. »Der Tod kam von allen Seiten.« Lekompta verlor ein Auge durch einen Granatsplitter während der schrecklichen Zeit in den Höhlen. »Wir waren hungrig und durstig, aber niemand konnte hinaus. Wer sich draußen zeigte, wurde niedergemacht. Wir mussten in den Höhlen urinieren und vor den Augen unserer Nächsten unseren Stuhlgang verrichten. Es war entwürdigend.« Plötzlich seien US-Soldaten am Eingang der Höhle aufgetaucht. Die Leute drinnen hätten sich vor Angst »in einer Ecke zusammengekauert wie Küken«. Als die Amerikaner die Insulaner entdeckten, habe einer gerufen »Kanaka? Kanaka?«, und die Versteckten hätten deutlich zu verstehen gegeben, dass sie Mikronesier und keine Japaner seien. »Sie wussten es und warfen trotzdem eine Handgranate nach uns. In dem Moment glaubten wir alle, sterben zu müssen. Die Explosion riss die ganze Höhle auseinander. Felsbrocken stürzten auf uns nieder, und in dem Teil der Höhle, in dem die Handgranate explodiert war, waren alle tot.« Die Überlebenden waren verschüttet, wagten

Als die US-Streitkräfte Ende 1944 in Palaulanden, verteilt ein Offizier Bonbons an die Kinder von Pepeliu.

Ein schwacher Trost für die Inselbewohner, die ein Jahr US-amerikanischer Dauerbombardements und eine Hungersnot aufgrund einer alliierten Seeblockade hinter sich hatten



jedoch nicht, sich zu rühren, bis US-Soldaten sie mit den Spitzen ihrer Bajonette zwischen Sand und Geröll aufgestöbert und durchsucht hatten. »Dann führten sie uns auf ein Feld und reihten uns nebeneinander auf, um uns zu erschießen. Sie zielten schon mit ihren Gewehren auf unsere Köpfe. Wir zitterten vor Furcht, als sie uns die Augen mit Tüchern verbanden und sich darauf vorbereiteten, uns abzuschlachten.« Die Insulaner blieben nur am Leben, weil Soldaten aus dem Exekutionskommando sich weigerten, den Schießbefehl ihres Kommandanten durchzuführen. »Sie stritten miteinander. Ihr Hauptmann war sehr wütend, weil sie ihm widersprachen, aber irgendwann sagte er: »Vielleicht ist es wirklich besser, wenn wir gehen.« Einige von uns begannen zu weinen, weil sie ihren Tod schon vor Augen gehabt hatten. Andere beteten. Gezittert haben wir alle.«²⁰²

Nach der Einnahme von Saipan und Guam übernahmen die Alliierten Ende 1944 auch die Kontrolle der kleinen Nachbarinsel Tinian. Dort hatten bereits die Japaner eine Flugpiste angelegt, und die US-Armee baute sie zu einem außergewöhnlich langen und breiten Rollfeld aus, auf dem auch schwere Maschinen starten und landen konnten. Am 6. August 1945 hob ein B-29-Bomber von dort ab, der sich in großer Höhe dem japanischen Festland näherte und schließlich eine Atombombe über Hiroshima abwarf. Drei Tage danach startete in Tinian eine weitere Maschine mit der tödlichen Fracht Richtung Nagasaki. Damit war das atomare Zeitalter eingeläutet und das atomare Wettrüsten begann, unter dem vor allem die Bewohner der kleinen mikronesischen Inseln zu leiden haben sollten.

Die Militarisierung Ozeaniens nach 1945

David Welchman Gegeo ist Anthropologe und stammt von den Salomon-Inseln. Den Zweiten Weltkrieg kennt er nur aus Schilderungen seiner Eltern und Großeltern. Als Kind war er fasziniert, wenn sie von einheimischen Kriegsveteranen erzählten. Für ihn und andere seiner Generation waren »Leute wie Sir Jacob Vouza und Bill Bennett Idole«. Die Lehrer in der britischen Schule dagegen erwähnten die Rolle der Insulaner im Zweiten

Weltkrieg »mit keinem Wort«. ²⁰³ David Welchman Gegeo beschäftigte sich während seines Studiums intensiv mit den Folgen des Zweiten Weltkrieges für die Bewohner Ozeaniens. Er recherchierte in Archiven, sammelte Interviews mit Zeitzeugen und kam in seiner Doktorarbeit zu dem Schluss, dass seit der Kolonisierung und Missionierung Ozeaniens im 18. Jahrhundert kein historisches Ereignis das Leben der Insulaner so tiefgreifend erschüttert und verändert habe wie der Zweite Weltkrieg. ²⁰⁴

Allein die Art und Weise, in der »die entwickelten Länder« Krieg führten – mit Hunderttausenden Soldaten, komplexer Technologie, über große Distanzen hinweg und auf Schlachtfeldern, die Tausende Kilometer voneinander entfernt lagen – sei für die Insulaner kaum nachvollziehbar gewesen. In ihrer gesamten Geschichte habe es kein solch massenhaftes Morden gegeben, wie sie es im Zweiten Weltkrieg erlebten. Den Kulturschock illustriert David Welchman Gegeo an Beispielen von seiner Heimatinsel auf den Salomonen. »Bei uns, den Kwara'ae auf Malaita, bestand Krieg nur aus kleineren Überfällen und Gefechten. Diese haben die verfeindeten Gruppen mit Pfeil und Bogen ausgetragen, in Kämpfen Mann gegen Mann. Es gab zwar Wut und eine starke Abneigung gegenüber den direkten Kontrahenten, aber die Zahl der Opfer blieb gering.«

Die Ältesten der Kwara'ae hätten sich deshalb gewundert, dass die fremden Soldaten im Zweiten Weltkrieg gegeneinander kämpften, obwohl sie »keinerlei erkennbaren persönlichen Anlass« dafür gehabt hätten. Die Kwara'ae waren »schockiert«, dass die amerikanischen, britischen und australischen Soldaten tagsüber kämpften und so viele Tote auf den Schlachtfeldern zurückließen, »dass sie diese nicht einmal alle begraben konnten«, und danach am Abend »Filme guckten, herumberteten und sich eine schöne Zeit machten«. Bewaffnete Auseinandersetzungen auf den pazifischen Inseln wurden üblicherweise in Guerillamanier ausgetragen. Die Kwara'ae waren deshalb verblüfft, als sie amerikanische Soldaten sahen, die »im helllichten Tageslicht aufs Schlachtfeld zogen, leicht erkennbar für

ihre Feinde waren und in Gruppen zusammenblieben, statt auszuschwärmen und der Gefahr zu entgehen, alle auf einmal umzukommen«. Die GIs und Marines erschienen den Insulanern auch viel zu laut, wenn sie durch den Dschungel marschierten. »Sie piffen und redeten miteinander!« Krieger der pazifischen Inseln versuchten dagegen stets, sich lautlos an ihre Feinde anzuschleichen, und dabei war ihnen der Wald ein »natürlicher Verbündeter«. »Die Amerikaner setzten dagegen ausschließlich auf Technologie.«

Das Beispiel der Kwara'ae zeigt, dass nichts die Bewohner Ozeaniens auf »den achtlosen Umgang mit Menschenleben und Material« vorbereitet hatte, den sie im Zweiten Weltkrieg erlebten. Insulaner äußerten immer wieder ihr Unverständnis darüber, dass »die Kriegsgegner riesige Mengen von Lebensmitteln, Kleidern, Werkzeugen, Maschinen und Waffen herbeischafften, nur um sie bei Kriegsende zu vernichten oder achtlos irgendwo liegen zu lassen«. Die Insulaner schlossen daraus, dass in den Krieg führenden Nationen ein unerhörter Überfluss herrschen musste, verglichen mit den erbärmlichen Lebensverhältnissen in deren Kolonien.

Auch die Tatsache, dass die Insulaner im Krieg Weiße kennen lernten, die anders waren als ihre Kolonialherren, trug zu ihrer politischen Bewusstseinsbildung bei. Ein Arbeiter von den Salomonen sagte: »Die Briten haben uns immer furchtbar behandelt und hatten nie ein freundliches Wort für uns übrig.« Die US-amerikanischen Soldaten dagegen »waren wirklich nett. Wir durften uns zu ihnen setzen und sogar mit ihnen an einem Tisch essen.« ²⁰⁵ Veteranen aus Neuguinea erzählten, sie hätten im Krieg erstmals Weiße erlebt, die »menschenfreundlich« und »locker im Umgang« gewesen wären und die wie sie selbst »in Sonne und Schlamm Schwerstarbeit leisteten«. Die australischen Siedler und Kolonialverwalter hätten dies vor dem Krieg »in ihrer rigiden Abgehobenheit« nie getan. ²⁰⁶

Aufgrund dieser Erfahrungen stellten nicht nur die Anhänger der Kargo-Kults auf den Salomonen und den Neuen Hebriden antikonkoloniale Forderungen, sondern auf vielen pazifischen Inseln – von Neuguinea und Nau-

ru über Neukaledonien und Tahiti bis nach Mikronesien – traten politische Bewegungen und Parteien nach dem Krieg für Autonomie, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit ein. Schließlich hatten die Kolonialmächte dies vielerorts in Aussicht gestellt, um die Insulaner für den Kriegsdienst zu gewinnen. Gehalten haben sie ihre Versprechen nirgendwo. Josefa Maiava, Wirtschaftswissenschaftler aus Westsamoa, stellte fest, dass sich »der Grad der politischen Unabhängigkeit, den die Kolonialmächte den Ländern in der Pazifikregion zubilligten«, weniger nach der Stärke der antikolonialen Bewegungen richtete als nach der militärstrategischen Bedeutung der Inseln. »In Gebieten, die sie als unverzichtbar für ihre Sicherheitsinteressen erklärten, taten die Kolonialmächte alles, um die Dekolonisierung zu verhindern.«²⁰⁷ So missbrauchten die Siegermächte nach dem Zweiten Weltkrieg über Jahrzehnte die Treuhandmandate der Vereinten Nationen, um ihre Machtbereiche in Ozeanien auszubauen.

Australien übernahm neben Papua wieder die Verwaltung von Neuguinea (unabhängig seit 1975) und Nauru (unabhängig: 1968). Neuseeland kontrollierte weiterhin Westsamoa (unabhängig: 1962) und band die Cook-Inseln (1965) und Niue (1974) durch Assoziationsabkommen an sich. Großbritannien schickte seine Kolonialbeamten erneut nach Fidschi und Tonga (beide unabhängig: 1970), auf die Gilbert-Inseln (unabhängig 1978, seitdem Tuvalu genannt) und die Ellice-Inseln (unabhängig: 1979, seitdem Kiribati) sowie auf die Salomonen (unabhängig: 1980). Die Inseln Tokelau und Pitcairn sind noch immer britisch. Zusammen mit den Franzosen kontrollierten die Briten nach dem Krieg auch wieder die Neuen Hebriden, die erst 1980 unter dem Namen Vanuatu unabhängig wurden. Frankreich verweigerte den Bewohnern Neukaledoniens, Polynesiens sowie auf Wallis und Futuna die Unabhängigkeit und kaschiert seine anhaltende Kolonialherrschaft, indem es diese Inseln zu »französischen Überseeterritorien« erklärte.

Den größten Machtgewinn in Ozeanien verzeichneten nach 1945 die USA. Nicht nur Hawaii, Amerikanisch-Samoa und Guam blieben fest in US-amerika-

nischem Besitz. Im Auftrag der UNO verwalteten die Vereinigten Staaten seit 1947 auch die mikronesischen Inseln, die seit dem Ersten Weltkrieg von Japan besetzt gewesen waren. Die US-Regierung verpflichtete sich zwar, »das Selbstbestimmungsrecht und die Unabhängigkeit Mikronesiens zu fördern, die wirtschaftliche Selbstversorgung voranzutreiben und die Inselbewohner vor Landverlusten zu bewahren«. Tatsächlich jedoch gewährte die Regierung in Washington keiner einzigen Inselgruppe das volle Selbstbestimmungsrecht. Ganz Mikronesien war ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende vollkommen abhängig von Zuschüssen aus den USA, die zudem ganze Landstriche und Inseln für militärische Zwecke beschlagnahmten.

Ein Politiker von Palau beklagte, dass die US-amerikanischen Verwalter sich auf den vom Zweiten Weltkrieg besonders schwer zerstörten Inseln »nicht einmal um die größten Reparaturarbeiten« gekümmert hätten: »Von Wiederaufbau konnte keine Rede sein. Sie brachten nicht einmal die einzige Straße auf der Insel Koror in Ordnung.« Noch Jahrzehnte nach Kriegsende waren die Bewohner Palaus auf die Nutzung von Gebäuden aus der japanischen Besatzungszeit angewiesen. »Die Schule war früher das Krankenhaus der Japaner. Unser Inselparlament – man schämt sich fast, es einzugesehen – tagt in der ehemaligen Funkzentrale der Japaner. Im Kellergeschoss sind noch immer die tunnelartigen Räume zu sehen, die im Krieg vollgestopft waren mit Fernsprechanlagen. Und unser Präsident residiert im Gerichtsgebäude der japanischen Kolonialverwaltung.«

Die Vereinigten Staaten hätten, so das Fazit, Palau und den Rest Mikronesiens nicht eingenommen, um die Menschen zu befreien, sondern aus eigennützigen Gründen.²⁰⁸ In der Tat hieß es 1963 im *Solomon Report* der US-Regierung unter Präsident John F. Kennedy: »Mikronesien ist zwar noch kein Staatsgebiet der Vereinigten Staaten, aber wir wollen, dass es das wird.« Zehn Jahre später erklärte US-Verteidigungsminister James Schlesinger, die USA bräuchten Mikronesien, um »die Zufahrtsstraßen zum Nahen Osten und zu den Rohstoffquellen Asiens« zu kontrollieren.

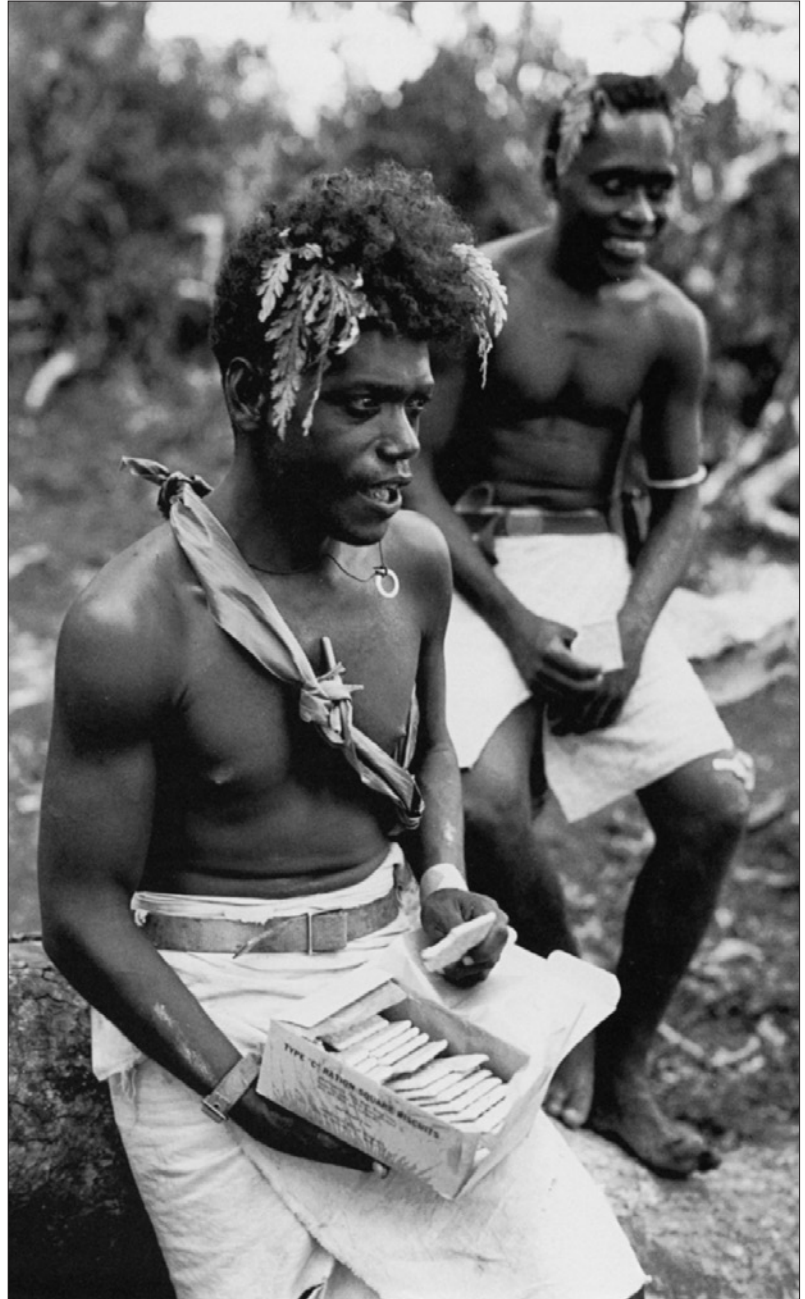
Gegenüberliegende

Seite:

Arbeiter in Munda auf der Salomon-Insel New Georgia wussten es zu schätzen, dass US-Soldaten ihre Essensvorräte mit ihnen teilten. Denn die britischen Kolonialherren hatten »nie ein freundliches Wort« für die Insulaner übrig gehabt

Nach der weitgehenden Entkolonialisierung Afrikas und Asiens forderten auch die Bewohner Mikronesiens in den achtziger Jahren immer nachdrücklicher ihre Unabhängigkeit und fanden bei den Vereinten Nationen zunehmend Gehör. Daraufhin ersann die Regierung in Washington ein Verfahren, das den Insulanern zwar eingeschränkte Autonomierechte einräumte, ihr selbst jedoch das letzte Wort in allen militärstrategischen Angelegenheiten vorbehielt: Die USA legten den Vertretern der verschiedenen Inselgruppen »Verträge zur freien Assoziation« vor. Danach durften die Mikronesier zwar ihre inneren Angelegenheiten selbst regeln, aber für Verteidigung und Außenpolitik sollte weitere 50 Jahre lang allein die Regierung der Vereinigten Staaten zuständig sein. 1986 unterzeichneten Vertreter der Marshall-Inseln ein entsprechendes Abkommen, und auch die Föderierten Staaten von Mikronesien mit den Inselgruppen Pohnpei, Yap, Kosrae und dem Atoll Chuuk, das unter den Japanern Truk geheißen hatte, ließen sich auf diese Bedingungen ein.

Nur auf den Palau-Inseln regte sich Widerstand. Durch Kriege, mit denen sie nichts zu tun hatten, war die Bevölkerung dieser Inseln im 20. Jahrhundert von 50.000 auf 15.000 dezimiert worden. Seitdem kursierte auf Palau das Sprichwort »Mit den Soldaten kommt der Krieg«. In den siebziger Jahren wurde bekannt, dass die US-amerikanischen Streitkräfte die Inseln als Stützpunkte und Trainingsgelände nutzen wollten. Als der Termin für die Unabhängigkeit 1979 näher rückte, entwarfen 400 Delegierte aus Palau deshalb eine Verfassung, die jegliche militärische Nutzung ihrer Inseln zukünftig verhindern sollte. Roman Bedor, Rechtsanwalt von Palau und einer ihrer Autoren, erklärt: »Wir haben in 400 Jahren vier verschiedene Kolonialmächte erlebt: Spanien, Deutschland, Japan und die USA. Deshalb haben wir in unserer Verfassung ausdrücklich festgeschrieben, dass kein Stück Land auf den Inseln mehr an ausländische Interessen abgetreten werden darf. Damit verstießen die Pläne der USA, ein Drittel unserer Inseln als Militärgelände zu nutzen, gegen unsere Verfassung.« Diese verbot zudem »Produktion, Lagerung und Einsatz atomarer, biolo-



gischer und chemischer Waffen auf den Inseln«, womit auch die Nutzung der Häfen Palaus durch die mit solchen Waffen ausgerüstete US-amerikanische Pazifikflotte verfassungswidrig wurde.²⁰⁹

1979 stimmten 92 Prozent der Inselbewohner für diese Verfassung und machten Palau zum ersten atomwaffenfreien Land weltweit. Die US-Regierung wollte das nicht hinnehmen. Sie berief sich auf ihr Treuhandmandat, erklärte die Verfassung Palaus für ungültig und ließ US-amerikanische Rechtsanwälte eine neue formulieren. Doch zwei Drittel der Insulaner lehnten diesen Entwurf ab und votierten 1980 erneut mit großer Mehrheit für die ursprüngliche Fassung, die damit in Kraft trat. Aber der ungleiche politische Kampf zwischen dem kleinen Inselstaat und der Großmacht ging weiter. Die USA legten der Regierung von Palau einen »Vertrag über eine freiwillige Assoziation mit den USA« vor. Darin tauchten auch die US-amerikanischen Pläne für einen Militärstützpunkt auf den Inseln wieder auf. Weil dies verfassungswidrig war, konnte der Vertrag nur in Kraft treten, wenn eine Zwei-Drittel-Mehrheit der Wähler Palaus für das Abkommen und damit für eine Änderung der Verfassung stimmte. Doch diese Mehrheit kam auch bei mehrfach wiederholten Abstimmungen auf Palau zunächst nicht zustande. »Von 1979 bis 1987 haben uns die USA gezwungen, acht Mal abzustimmen: zwei Mal über die Verfassung, sechs Mal über verschiedene Versionen ihres Assoziationsvertrages«, berichtete Roman Bedor. Hatten die USA Reparationszahlungen nach Kriegsende noch verweigert, spielte Geld plötzlich keine Rolle mehr. »Unter den 15.000 Einwohnern Palaus gab es 7.000 Wahlberechtigte. Um sie auf ihre Seite zu ziehen, gaben die USA für jede ihrer Werbekampagnen vor den Abstimmungen etwa eine halbe Million Dollar aus. Sie flogen Leute kostenlos nach Hawaii, um ihnen die Militärbasen dort zu zeigen und sie für den Bau ähnlicher Stützpunkte in Palau zu gewinnen. Es gab Zeiten, da konnte man bei uns in nahezu jedes Restaurant spazieren, und wenn man sich als Befürworter des Assoziationsvertrags ausgab, bekam man ein kostenloses Essen.«²¹⁰

Als die Insulaner das Abkommen trotz dieser Bestechungsversuche weiterhin hartnäckig ablehnten, griffen die USA zu anderen Mitteln. »Irgendwer drehte den Strom auf den Inseln ab. Dann verfolgten sie im Dunkeln Gegner des Vertrages und zündeten deren Häuser an«, bezeugt Roman Bedor. »Am 7. September 1987 kamen sie auch zu mir. Ich war nicht in meinem Büro, aber mein Vater wollte sich dort gerade eine Taschenlampe holen. Als er aus der Tür trat, wurde er erschossen. Eigentlich hatten sie es auf mich abgesehen. Denn sie wussten, dass ich am nächsten Tag vor Gericht ziehen wollte, um gegen ihre Manipulation der Abstimmungen zu klagen. Der Wagen der Mörder parkte am Morgen nach dem Attentat vor einem Regierungsgebäude. Wir meldeten alles der Polizei, aber die unternahm nichts.«²¹¹

Mit Geld und Gewalt gelang es den USA, die Inselgesellschaft zu zerrütten. 1985 starb Präsident Haruo Remeliik bei einem Attentat, 1988 wurde sein Nachfolger Lazarus Salii, der in zahlreiche Korruptionsskandale verwickelt war, erschossen aufgefunden. 1994 hatten die Vereinigten Staaten ihr Ziel endlich erreicht: Die Verfassung von Palau wurde geändert, der »freie« Assoziierungsvertrag mit den USA trat am 1. Oktober in Kraft. Seitdem verfügt die US-Regierung auch offiziell in ganz Mikronesien über die militärische Kontrolle, die sie faktisch seit Ende des Zweiten Weltkrieges ausgeübt hatte.

Auf der Insel Yap beispielsweise waren längst Überwachungsanlagen für Atom-U-Boote entstanden und auf den nördlichen Marianen Radarstationen der US-Luftwaffe. Auf Kwajalein, einem Atoll, das zu den Marshall-Inseln gehört und den Japanern im Zweiten Weltkrieg ebenfalls als Stützpunkt gedient hatte, zwangen US-Militärs 1960 die Insulaner, ihr Land »für 99 Jahre und eine ›Pacht‹ von 750.000 Dollars« abzutreten und auf eine andere Insel umzuziehen – nach Ebeye. Dort leben die meisten noch immer in ärmlichen Wellblechhütten. Auf Kwajalein investierten die US-Streitkräfte dagegen Millionen US-Dollar. Sie bauten vollklimatisierte Bungalows und Swimmingpools, Supermärkte und Golfplätze und brachten 3.000 US-amerikanische Soldaten, Wis-

senschaftler und Regierungsbeamte auf die abgelegene Insel. Giff Johnson, Journalist von den Marshall-Inseln, erklärt warum: »Die US-amerikanische Armee und Luftwaffe nutzen Kwajalein als Raketentestgelände. Seit 1960 haben sie hier all ihre Langstreckenraketen getestet. Sie schießen sie von Kalifornien aus ab und lassen sie nach mehr als 7.000 Kilometern Flug über den Pazifik hier in der Lagune von Kwajalein oder auf den umliegenden Inseln des Atolls einschlagen. Dazu gehören Raketen für Atomwaffen und Abwehrraketen. Mit den Versuchen auf Kwajalein wurden in 25 Jahren die Grundlagen für das SDI-Programm der US-Regierung gelegt, den so genannten Krieg der Sterne.«²¹²

Darlene Keju vom Gesundheitsministerium der Marshall-Inseln hat »oft Raketen kommen sehen«. Die Leute hätten darum gewettet, wo sie wohl einschlugen, aber nie hätten die US-Militärs vor möglichen Gefahren gewarnt: »Sie sagten einfach, wir sollten zu Hause bleiben, wenn die Raketen kommen, denn die nächste könnte schon viel stärker sein. Irgendwann kamen wir uns vor wie lebende Zielscheiben.«²¹³

Welchem Risiko die Bewohner des Atolls ausgesetzt waren, zeigte sich 1987, als ein verirrter Sprengkopf den Stromgenerator von Kwajalein in die Luft jagte. Aber nicht die Raketentests wurden danach eingestellt, sondern die Berichterstattung darüber.

In den achtziger Jahren, auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges, ließ auch die Sowjetunion Langstreckenraketen zwischen Japan und Hawaii niedergehen, und die ersten Interkontinentalraketen der Volksrepublik China schlugen nördlich der Fidschi-Inseln ein. Mehr als 100 atombetriebene Unterseeboote kreuzten im Pazifik, dazu Kriegsschiffe und Flugzeugträger mit über 10.000 Atomsprengköpfen an Bord. Nirgends auf der Welt waren mehr Atomwaffen stationiert als auf Hawaii. Außerdem entstanden in den Anrainerstaaten des Pazifiks 200 Atomkraftwerke, und an vielen Stellen wurde radioaktiver Müll im Stillen Ozean versenkt.²¹⁴ 1990 stoppten erst Proteste auf den Marianen das Vorhaben der japanischen Behörden, 50.000 Fässer mit Atommüll im Nordpazifik zu entsorgen.

»Eines dieser Fässer reicht aus, um 20.000 Menschen zu töten«, erklärte Escolastea Cabreara von der Anti-atominitiative der Marianen. »Auf unserer Insel leben aber nur 19.000 Menschen. Ein Fass reicht also aus, um uns alle zu töten.«

Die US-Militärs sahen im Pazifik einen *American Lake* und legten in einem Halbkreis 10.000 Kilometer westlich des amerikanischen Festlands einen dichten Gürtel von Militärstützpunkten an: vom japanischen Okinawa über Südkorea, Taiwan, die Philippinen und Mikronesien bis nach Australien und Neuseeland. Ende der achtziger Jahre waren dort 360.000 Soldaten stationiert.

Die größten US-Basen außerhalb der Vereinigten Staaten entstanden am westlichen Rand des Pazifiks, in den Philippinen, wo der Stille in den Indischen Ozean übergeht. Dort waren auf der *Subic Naval Base* und der *Clark Air Base* in den achtziger Jahren ständig 20.000 US-Soldaten stationiert und zwei Millionen besuchten die Basen jedes Jahr. Die US-Streitkräfte beschäftigten 70.000 Filipinos und waren nach der philippinischen Regierung der zweitgrößte Arbeitgeber des Landes. Rund um die Basen entstanden in Olongapo und Angeles City

Nach dem Zweiten Weltkrieg bauten die US-Streitkräfte Militärbasen auf dem fünften Kontinent, die Teil ihres weltweiten Überwachungs- und Spionagesystems sind. Dazu gehört auch die *US Naval Communications Station Harold E. Holt* am North West Cape in Westaustralien



zudem riesige Bordellstädte mit bis zu 40.000 Prostituierten. Bis in die achtziger Jahre herrschte in den Clubs von Olongapo noch strikte Rassentrennung. Während der *Magsaysay Drive*, die Hauptstraße vor dem Tor des US-Marinestützpunktes, weißen Soldaten vorbehalten war, gingen Afroamerikaner in den »Dschungel«, die für sie reservierte Seitenstraße.

Auch das Lohngefälle zwischen US-Soldaten und einheimischen Hilfsarbeitern änderte sich nach dem Zweiten Weltkrieg kaum. Ein US-amerikanischer Vorarbeiter in einer Schiffswerkstatt der Marine verdiente 1987 zwanzig mal mehr als sein nicht-amerikanischer Kollege und ein US-amerikanischer Briefträger auf dem Marinestützpunkt Subic sogar fünfzig mal mehr als ein einheimischer. Von den Basen im Pazifik aus, vor allem von Hawaii, Guam und den Philippinen, führten die USA ihre Kriege in Korea (1950 bis 1953) und in Vietnam (1956 bis 1975). Dabei schickten sie erneut Soldaten verschiedener pazifischer Inseln, Aborigines aus Australien und Maoris aus Neuseeland an die Fronten. Frankreich setzte von 1946 bis 1954 Tausende Kolonialsoldaten aus Afrika im Indochinakrieg ein.

Die australische Regierung ließ Schilder aufstellen, um vor den britischen Atombombentests zu warnen. Um die Aborigines, die als Nomaden durch das Wüstengebiet streiften, kümmerte sie sich nicht



Bis in die neunziger Jahre blieben die *Clark Air Base* und die *Subic Naval Base*, der Heimathafen der US-amerikanischen Pazifikflotte, die wichtigsten Stützpunkte in der Region. Ende 1991 mussten die US-Streitkräfte ihre beiden großen Basen auf den Philippinen räumen. Die Filipinos hatten in einem Referendum dagegen votiert, das Stützpunktabkommen zu verlängern. Außerdem waren durch den Ausbruch des Vulkans Pinatubo auf beiden Basen erhebliche Schäden entstanden. Aber wäre nicht der Hauptgegner des Kalten Krieges, die Sowjetunion, zusammengebrochen, hätte sich die US-Regierung dem Votum der Filipinos vermutlich kaum gebeugt. Noch immer unterhalten die US-Streitkräfte in der Pazifikregion mehr als 500 Militäranlagen. Hauptleidtragende der massiven Militarisierung in der Nachkriegszeit waren und sind die Bewohner Ozeaniens.

Nach der Explosion der ersten Atombombe über Hiroshima und Nagasaki im August 1945 zündeten die USA, Großbritannien und Frankreich bis 1996 mehr als 300 Atom-, Wasserstoff-, Plutonium- und Neutronenbomben in der Pazifikregion. Bis in die sechziger Jahre ließen sie die Bomben nicht unterirdisch, sondern in der Atmosphäre explodieren. Eine Studie der Vereinten Nationen prognostizierte in den achtziger Jahren, dass in der Pazifikregion 150.000 Menschen an den Folgen der radioaktiven Verseuchung von Luft, Wasser und Inseln durch die atmosphärischen Bombentests sterben würden. Mittlerweile dürften die meisten davon – unbemerkt von der Öffentlichkeit – längst gestorben sein.

Den Anfang des atomaren Wettrüstens in Ozeanien machten die USA 1946 auf den Marshall-Inseln. Bis 1958 zündeten sie auf den Atollen Bikini und Enewetak 67 Atom- und Wasserstoffbomben. Tausende Mikronesier, die der japanischen Besatzungszeit und den schweren Gefechten des Zweiten Weltkrieges entkommen waren, mussten für die Tests ihre Inseln verlassen.

Über die Folgen der radioaktiven Verstrahlung sagte Darlene Keju vom Gesundheitsministerium der Marshall-Inseln 1987: »Viele Leute leiden unter Rücken- und Knochenschmerzen. So etwas gab es früher bei uns nicht. Unsere Nahrungsmittel sind vergiftet, die Brotfrucht-

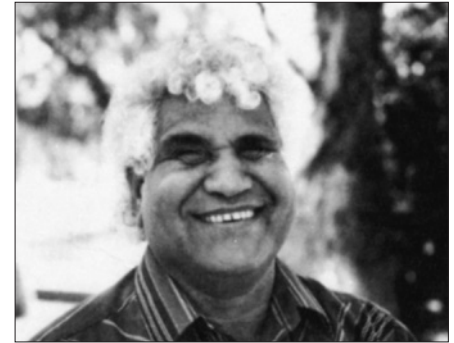
»Totem Eins«

Der Aborigine Yammi Lester campete 1953 mit seiner Familie 170 Kilometer von dem Testgelände Emu Field entfernt, auf dem die Briten ihren Atombombentest »Totem Eins« durchführten:

»Es war morgens etwa um sieben Uhr, als wir plötzlich einen lauten Knall hörten. Dann sahen wir von Süden her eine schwarze rollende Wolke auf uns zu kommen. Die Leute im Camp von Wallatina riefen: »Da kommt Manu, der böse Geist!« Sie versuchten mit ihren Speeren

den Teufelsgeist abzuschrecken. Vergeblich. Die Wolke drang durch die Bäume und zog direkt über uns hinweg. Sie war schwarz. Grauschwarz. Die Sonne dahinter war nur noch ein schwarzer, grau-schwarzer Schein.«

Wenig später begannen die ersten Leute zu husten, manche erbrachen sich, andere hatten Durchfall, Hautausschläge und Augenschmerzen. Einige starben. Yammi Lester verlor bald darauf sein Augenlicht. Er ist seit seinem 15. Lebensjahr blind.



Yammi Lester, Opfer der Atombombentests in Australien

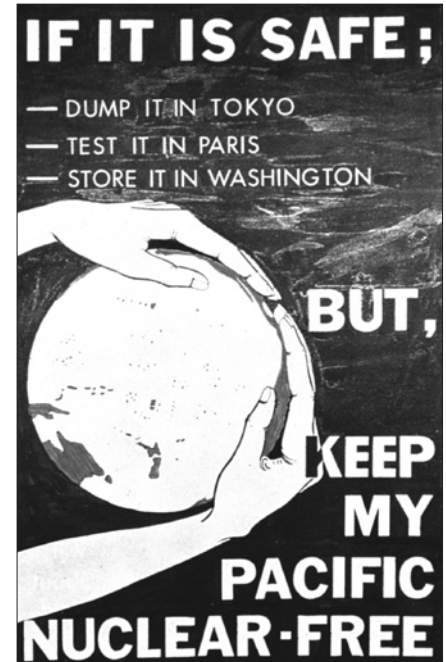
bäume und die Fische. Bei uns werden Kinder mit sechs Fingern geboren und Babys, die völlig entstellt sind. Vor allem ältere Leute fürchten, dass es sehr gefährlich ist, auf unseren Inseln zu leben. Denn die Luft, die wir atmen, und das Wasser, das wir trinken, sind radioaktiv verseucht.«²¹⁵ Auch Großbritannien testete in Ozeanien Atombomben, dreizehn davon in den Jahren 1952 bis 1957 auf der westaustralischen Insel Monte Bello sowie an zwei abgelegenen Orten in der südaustralischen Wüste: Emu Field und Maralinga. Dort lebten zwar keine europäischen Siedler, aber nomadisierende Aborigines. Seitdem vermuten viele Australier, dass die Briten Aborigines bewusst als »Versuchskaninchen« benutzten, um an ihnen die Folgen radioaktiver Strahlung zu beobachten. Jahre später gestand die australische Regierung ein, dass »die Tests unvorsichtig durchgeführt« und »Soldaten und Zivilisten radioaktiver Strahlung ausgesetzt« wurden. »Weite Teile Australiens wurden damals radioaktiv verseucht, manche Gegenden für Tausende von Jahren.«

1957 und 1958 testeten die Briten auf den Gilbert- und Ellice-Inseln neun weitere Atombomben in der Atmosphäre, drei auf der Insel Malden, den Rest auf Christmas Island. Dabei setzten die britischen Streitkräfte auch 300 Fidschi-Insulaner ein: An den Arbeiten für die Versuche von Wasserstoffbomben auf Malden waren Seeleute der *Fiji Royal Naval Volunteer Reserve* beteiligt, nach Christmas Island rückten Soldaten der *Royal Fiji*

Military Force aus. Während der Bombentests befahlen die Briten ihnen »zu ihrem Schutz mit dem Rücken zur Explosion im Freien anzutreten und die Augen für zwanzig Sekunden geschlossen zu halten«. Jahrzehnte später waren zahlreiche Veteranen von den Fidschi-Inseln an Leukämie erkrankt. 1998 reichte Pita Rokoratu, der bei den Bombentests mitgearbeitet hatte, beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte eine Klage gegen die britische Regierung ein. Das britische Verteidigungsministerium erklärte, es werde sich auch von diesem Gericht nicht zwingen lassen, Entschädigungen an Soldaten von Fidschi zu zahlen. Die Veteranen bezogen bis 1999 nicht einmal Pensionen für ihren Dienst während der Bombentests, weil es sich dabei »nicht um militärische Einsätze« gehandelt habe.

Auch die französische Regierung hielt nach Ende des Zweiten Weltkriegs vor allem aus militärischen Gründen an

Plakat der pazifischen Kirchenkonferenz



Australien diente den Briten nicht nur als Atomtestgelände, sondern auf dem fünften Kontinent entstanden in der Nachkriegszeit auch große Uranminen. Zu ihren Kunden gehören auch Betreiber bundesdeutscher Atomkraftwerke. Die Mininggesellschaften vertrieben dafür Aborigines in Nord- und Südaustralien von ihrem Land. Seit den achtziger Jahren fordern Organisationen der Aborigines »Landrechte statt Uranabbau!«

ihren Kolonien in Ozeanien fest. In den fünfziger Jahren begann Frankreich mit der Verlegung seiner Atombombentests aus der südalgerischen Sahara, die aufgrund des dortigen Befreiungskrieges nicht mehr sicher schien, auf die Atolle Moruroa und Fangataufa in Polynesien. Von 1966 bis 1996 zündeten die französischen Militärs 193 Atombomben, davon 41 oberirdisch, den Rest nach heftigen Protesten aus den pazifischen Nachbarländern unterirdisch.

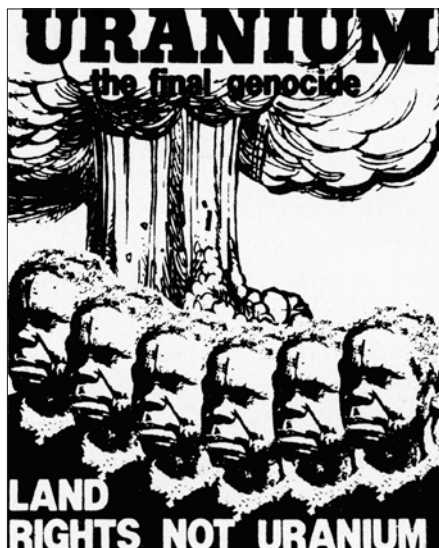
Die französischen Atomtests hatten nicht nur unabhäbgbare ökologische Folgen für die gesamte Region, sondern änderten auch die Sozialstruktur auf den polynesischen Inseln drastisch. Hatten sich dort bis 1962 kaum mehr als 2.000 Franzosen angesiedelt, so kamen ab 1963 innerhalb kürzester Zeit 15.000 französische Wissenschaftler und Militärs mit ihren Angehörigen in das Atomtestzentrum. Die Militärausgaben der Kolonie stiegen von 5 auf 76 Prozent. Die Wirtschaft der Inseln wurde auf die Bedürfnisse des *Centre d'Expérimentation du Pacifique* zugeschnitten. Auch einige tausend Polynesier arbeiteten als Hilfsarbeiter auf den Testgeländen von Moruroa und Fangataufa. Sie wurden sehr viel schlechter bezahlt als Franzosen. Die französischen Behörden

versicherten zwar, die Atombombentests gefährdeten Menschen und Umwelt nicht, hielten aber alle Gesundheitsstatistiken aus der Pazifikkolonie unter Verschluss. Unabhängige Messungen rund um das Testgelände sollten um jeden Preis verhindert werden. Im Juli 1985 sprengte der französische Geheimdienst das Greenpeace-Schiff *Rainbow Warrior* in einem neuseeländischen Hafen in die Luft. Es war auf dem Weg nach Polynesien, um die mögliche Verstrahlung des Pazifiks rund um das Testgelände von Moruroa zu untersuchen. Bei

dem Attentat wurde der Greenpeace-Fotograf Fernando Pereira ermordet. Die Bombenleger wurden in Neuseeland zwar gefasst, aber von ihrem Auftraggeber, der französischen Regierung unter François Mitterrand, rasch wieder freigekauft und ausgeflogen. Bestraft wurden die Mörder nie. Erst 1992 beugte sich Mitterrand der Kritik aus der gesamten Pazifikregion und stellte die Tests ein.

Als sein Nachfolger Jacques Chirac unmittelbar nach seiner Wahl im Juni 1995 eine Wiederaufnahme der Atombombentests in Moruroa ankündigte, eskalierten die politischen Auseinandersetzungen auf der Hauptinsel Tahiti. Trotz massiver Einsätze der französischen Polizei und Militärs legten Streiks und Demonstrationen die Hauptstadt Papeete lahm, und der internationale Flughafen ging in Flammen auf. Erst danach erschienen die Bombentests auch Chirac politisch nicht länger durchsetzbar. Die Unabhängigkeit blieb den französischen Pazifikkolonien jedoch weiterhin verwehrt.

Dass die Atommächte Mitte der neunziger Jahre ihre Bombentests in der Pazifikregion einstellten, geschah nicht aus politischer Einsicht, sondern war eine Folge massiver Proteste in der Region. Seit 1975 treffen sich Initiativen aus ganz Ozeanien alle drei Jahre zur *Nuclear Free and Independent Pacific Conference* (NFIP). Dazu gehören bewaffnete Befreiungsbewegungen, Anti-Atom- und Umweltinitiativen, Frauen- und Kirchengruppen sowie Vertreter ethnischer Minderheiten und indigener Bevölkerungen aus den Anrainerstaaten des Pazifiks. Das Organisationsbüro der Bewegung, das *Pacific Concerns Resource Center*, ist auf den Fidschi-Inseln. Zwölf Jahre lang leitete Lopeti Senituli aus Tonga diese Zentrale. Zu seinem Abschied sagte er 1999 auf der 8. NFIP-Konferenz in Te Ao Maohi (Tahiti): »Bis 1975 hatten lediglich vier pazifische Inselstaaten ihre politische Unabhängigkeit durchsetzen können. 25 Jahre später sind es schon vierzehn. Aber noch immer gibt es Kolonien wie Französisch-Polynesien, Neukaledonien und West-Papua. Auch die Militarisierung der Region hält weiter an, wie die US-amerikanische Truppenpräsenz in Guam, Hawaii und den Philippinen dokumentiert.«²¹⁶ Die Protestbewegung fordert seit Jahrzehnten die Dekolonisierung



und Entmilitarisierung des Pazifiks. Dafür müsse jedoch zunächst das koloniale Denken überwunden werden, sagt Epeli Hau'ofa, Schriftsteller und Leiter des *Oceania Centre* an der Universität des Südpazifiks in Fidschi: »Erst die Grenzziehungen im 19. Jahrhundert, im Zeitalter des Imperialismus, führten zur Zerstückelung Ozeaniens und verwandelten eine ehemals grenzenlose Welt in die pazifischen Inselstaaten und Territorien, die wir heute kennen. Dadurch wurden auch die Menschen in kleine, voneinander isolierte Gebiete gesperrt. Sie konnten nicht mehr länger frei über den Ozean reisen, wie sie es über Jahrhunderte getan hatten, um Verwandte zu besuchen, ihre weit gespannten Handelsbeziehungen zu pflegen und am kulturellen Reichtum der Region teilzuhaben.«²¹⁷

Epeli Hau'ofa schlägt vor, nicht länger von »Inseln im Meer«, sondern von einem »Meer voller Inseln« zu sprechen, und nicht mehr »von den kleinen pazifischen Inselstaaten«, sondern »von dem riesigen Ozeanien«.

Tatsächlich gehören Länder wie Kiribati, Französisch-Polynesien und die Vereinigten Staaten von Mikronesien flächenmäßig zu den größten Nationen der Erde. Und als größter Ozean der Welt ist der Pazifik mit seiner Biosphäre, seinem Fischreichtum und seinen Rohstoffen überlebenswichtig für die gesamte Menschheit. Ob etwas klein oder groß erscheine, so Epeli Hau'ofa, sei immer eine Frage der Perspektive und des Bewusstseins. Aber sich klein zu fühlen könne verheerende politische Folgen haben: »Wenn uns der Rest der Welt deshalb einfach ignorieren würde, wäre dies noch in Ordnung. Aber tatsächlich hat dieses Denken dazu geführt, dass unsere Region als Schauplatz für Kriege und Testgebiet für Atombomben auserkoren wurde, weil diese anderswo angeblich nicht durchführbar waren und weil die eine Million Einwohner Ozeaniens eine zu vernachlässigende Größe darstellten. Mit unserer Debatte über ein neues Verständnis von Ozeanien wollen wir das Bewusstsein dafür wecken, was dieser Region im letzten Jahrhundert angetan wurde und was noch heute hier geschieht. Denn wenn wir nicht aufpassen, wird auch in Zukunft weiter auf anderen Kontinenten entschieden, was mit uns passiert.«²¹⁸



Zur 8. Konferenz für einen atomfreien und unabhängigen Pazifik trafen sich 1999 Basisorganisationen, Umweltinitiativen und Befreiungsbewegungen aus der Region im polynesischen Tahiti.

Epeli Hau'ofa,
Schriftsteller und
Leiter des
Oceania Centre für
zeitgenössische Kunst
in Fidschi



ANMERKUNGEN

VORWORT

- 1 Martin, Peter; Alonzo, Christine: Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. Hamburg/München 2004.

EINLEITUNG

- 1 Die Autorinnen und Autoren haben auf die geschlechtsneutrale Schreibweise mit Hilfe des Anhängsels »Innen« verzichtet, weil Formulierungen wie z.B. »KriegstreiberInnen« sprachlich eine Gleichstellung militärischer und politischer Verantwortlichkeiten von Männern und Frauen suggerieren, die es in der historischen Realität des Zweiten Weltkriegs nicht gab. Bei den Interviews für dieses Buch fanden sich eher Beispiele für das, was mancherorts unter dem Begriff »manliness« diskutiert wird und die fragwürdige Kriegsbegeisterung von Männern – auch aus unterdrückten Klassen und Ländern – meint, die trotz aller Gefahren und Diskriminierungen von ihren Fronteinsätzen nicht selten wie von sportlichen Wettkämpfen erzählen und die es mit »Stolz« erfüllt, siegreich daraus hervorgegangen zu sein. Die Autoren und Autorinnen haben sich stattdessen darum bemüht, an entsprechenden Stellen neben Männern auch Soldatinnen, Befreiungskämpferinnen, Partisaninnen oder Zwangsarbeiterinnen zu nennen.
- 2 Den Autoren und Autorinnen dieses Buches ist bewusst, dass der Begriff »Dritte Welt« problematisch ist, weil damit Länder von Zentralafrika bis in den Südpazifik trotz

aller Differenzen als Einheit behandelt und sprachlich zwei Stellen unter der »Ersten Welt« eingeordnet werden. Allerdings ist der Begriff in der Literatur aus und über Afrika, Asien, Ozeanien und Lateinamerika nach wie vor gebräuchlich, und bislang gibt es unseres Wissens keine unstrittigen Alternativen. Auch Bezeichnungen wie »Peripherie« erheben die »Metropolen« sprachlich über den Rest der Welt. Wer von »Entwicklungsländern« schreibt, müsste zunächst die Frage beantworten, wer sich warum und wohin »entwickeln« sollte. Vom »Süden« im Gegensatz zu den Industrienationen des »Nordens« zu sprechen wäre ähnlich pauschal und zudem geografisch unrichtig, weil einige Länder, um die es in diesem Buch geht, zur nördlichen Hemisphäre gehören. Und der Begriff »Trikont« mag zwar auf die trikontinentale Konferenz zurück gehen, zu der Che Guevara Vertreter von Befreiungsbewegungen aus den drei (!) Kontinenten Afrika, Asien und Lateinamerika einlud, schließt jedoch sprachlich gleich ein ganzes Drittel der Welt aus, dem in diesem Buch ein gesondertes Kapitel gewidmet ist: Ozeanien. Die in anderen Zusammenhängen durchaus sinnvolle Empfehlung, Sammelbegriffe (auch für Kontinente) zu vermeiden und stattdessen die jeweils gemeinten Länder aufzuzählen, hätte dieses Buch an vielen Stellen sperrig, wenn nicht sogar unleserlich gemacht. So unbefriedigend es ist, von der »Dritten Welt« oder auch »Afrika« zu reden, so erwiesen sich doch alle uns be-

kannten Alternativen als ähnlich problematisch oder unpraktikabel.

- 3 Die wenigen verfügbaren Zahlenangaben über Opfer aus der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg unterscheiden sich zum Teil erheblich voneinander, da sie in der Regel nicht auf empirischen Untersuchungen, sondern auf Schätzungen beruhen, die zum Teil erst Jahrzehnte später angestellt wurden. In diesem Buch sind Hinweise auf divergierende Zahlenangaben, soweit bekannt, im Text oder in den Anmerkungen vermerkt.
- 4 Conombo, Joseph Issoufou: *Souvenirs de Guerre d'un Tirailleur Sénégalais*. Paris 1989. S. 15 ff.
- 5 Ajevon, Mike, zit. nach: Adu-Asamoah, Barima: *Africans in World War II*. Dokumentarfilm 1995.
- 6 Ebd.
- 7 Ko Tim-Keung: Interview am 25.10.2002. Hongkong.
- 8 *Philippine Daily Inquirer*, 19.3.2000.
- 9 Ravuvu, Asesela: *Fijians at War 1939–1945*. Institute of Pacific Studies. University of the South Pacific. Suva 1988.
- 10 White, Geoffrey M. (Hg.): *Remembering the Pacific War*. Occasional Paper 36. Centre for Pacific Islands Studies. University of Hawai'i at Manoa. USA 1991.
- 11 Jackomos, Alick; Rowell, Darek: *Forgotten Heroes. Aborigines at War from the Somme to Vietnam*. Melbourne 1993
- 12 Frankreich entdeckt D-Day zwei. In: taz, 14.8.2004.

- 13 Kümmel, Peter: Ein Volk in der Zeitmaschine. In: Die Zeit, 10/2004.
- 14 Das Buch *Ihr Leben in unserer Hand* von Howard Blum über die Geschichte der jüdischen Brigade im Zweiten Weltkrieg (München 2002), das auf Interviews mit drei jüdischen Veteranen aus Palästina beruht, ist die Ausnahme von dieser Regel. Über die englischsprachige Literatur zum Thema schreibt David Killingray in seinem Standardwerk *Khaki and Blue. Military and Police in British Colonial Africa* (Athens, Ohio 1989): »Die verfügbaren Geschichtsbücher kann man in vier Gruppen aufteilen: Skizzen über einzelne Regimenter, Zeugnisse einzelner Kampagnen und Schlachten, Studien über besondere Aspekte der Militärgeschichte und eine endlose Reihe von Studien über die modernen westafrikanischen Armeen in den unabhängigen Staaten« (S. 147).
- 15 Vgl. Grätz, Tilo: Die Anciens Combattants: Von lokaler Elite zur Vereinigung der Bittsteller. Zur sozialen und politischen Situation von Kriegsveteranen in Nordbenin. Und: Reinwald, Brigitte: Zwischen Imperium und Nation: Westafrikanische Veteranen der französischen Armee am Beispiel des spät-kolonialen Obervolta. Beide in: Höpp, Gerhard; Reinwald, Brigitte (Hg.): Fremdeinsätze – Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen, 1914–1945. Berlin 2000. Das Buch ist das Ergebnis einer Arbeitstagung, die am 11. und 12. Juni 1999 im Zentrum Moderner Orient in Berlin stattfand.
- 16 Beispiele dafür finden sich zum Nahen Osten in dem Buch *Jenseits der Legenden – Araber, Juden, Deutsche* von Wolfgang Schwanitz (Berlin 1994) und zur *Indischen Legion* in dem Sammelband von Gerhard Höpp und Brigitte Reinwald (Berlin 2000). Exemplarisch für die Versuche deutscher Wissenschaftler, die Kollaboration anti-kolonialer Bewegungen mit den Nazis zu rechtfertigen, ist die Dissertation von Jan Kuhlmann über *Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte* (Berlin 2003). Der Autor behauptet zwar schon in der Einführung, den indischen Nationalisten Bose habe mit den Nazis außer der Feindschaft zu Großbritannien nichts verbunden, doch zahlreiche von ihm zitierte Dokumente beweisen das Gegenteil. Danach strebte Bose eine Synthese von Faschismus und Sozialismus an, schwärmte für die militärischen Erfolge der Wehrmacht, erhielt in seinem Berliner Exil eine Million Reichsmark für den Aufbau einer indischen Legion, die später der Waffen-SS eingegliedert wurde, und ließ seine Mitarbeiter den faschistischen Arbeitsdienst und die Hitlerjugend studieren, um Anregungen für die zukünftige Organisationsform eines unabhängigen Indiens zu sammeln.
- 17 Soyinka, Wole: Die Last des Erinnerns. Was Europa Afrika schuldet – und was Afrika sich selbst schuldet. Düsseldorf 2001. S. 52.
- 18 All-African People's Conference: News Bulletin, Vol. I, No. 4. Accra 1959. S. 1–2.
- 19 Soyinka, Wole: a.a.O., S. 129.
- 20 Dass auch Aussagen von Zeitzeugen nicht immer historisch exakt sind, zumal wenn sie im Rückblick von fünfzig Jahre abgegeben werden, war uns ebenso bewusst wie das Problem möglicher Verzerrungen durch Übersetzer sowie den Wunsch zur Selbstdarstellung und zur Glättung von Geschichte durch die Befragten, das sich bei Oral-History-Projekten immer stellt. Soweit möglich, haben wir die von unseren Gesprächspartnern genannten Fakten, Orte und Zeitangaben überprüft. Dennoch lassen sich Fehler in manchen Details nicht ausschließen. Als Zeugnisse für die Entdeckungen unserer Gesprächspartner und die Auswirkungen, die der Krieg auf ihre Lebensläufe und politischen Einstellungen hatte, sind ihre Erzählungen aber allemal wertvoll und unersetzbar.
- 21 Vgl. z.B.: Somerville, Christopher: Our War. How the British Commonwealth Fought the Second World War. London 1998. Und: White, Geoffrey M.; Lindstrom, Lamont: The Pacific Theatre: Island Representations of World War II. Honolulu 1989.
- 22 Solomon Islands College of Higher Education; University of the South Pacific: The Big Death. Solomon Islanders Remember World War II. Suva 1988.
- 23 Hamilton, John A.L.: War Bush. 81 (West African) Division in Burma 1943–1945. Norwich 2001. S. 21.
- 24 Parsons, Timothy: The African Rank-and-File. Portsmouth, Oxford, Cape Town, Nairobi, Kampala 1999. S. 4.
- 25 Ein Problem, das sich bei der Auswertung der Literatur aus verschiedenen Ländern ergab, war die unterschiedliche Schreibweise von Namen und Orten je nach Herkunft der Quellen. Schon in der deutschsprachigen Literatur finden sich zahlreiche Versionen etwa von chinesischen oder arabischen Begriffen. Wir haben versucht, sie auf die hierzulande gebräuchlichste Schreibweise zu vereinheitlichen und bitten um Nachsicht, wenn dies bei der Vielzahl der fremdsprachigen Bezeichnungen in diesem Buch nicht in jedem Falle befriedigend gelungen sein sollte. Bei Personen aus Ostasien haben wir die dort übliche Schreibweise verwandt und Nachnamen vor Vornamen genannt.

VETERANEN AUS VIER KONTINENTEN

- 1 Seine Kriegserlebnisse wurden entnommen aus: Onana, Charles: La France et ses tirailleurs. Enquête sur les combattants de la République. Paris 2003. S. 131–137.
- 2 Gomez-Paraisa, Remedios: Interview im Januar 2000, Manila, Philippinen.
- 3 Bisili, Alusasa: Interview im Oktober 1999, Munda, Salomon-Inseln.
- 4 Zit. nach Hall, Robert Anthony: The Black Diggers. Aborigines and Torres Strait Islanders in the Second World War. Canberra 1997. S. 65f.
- 5 Das Porträt beruht auf: Hall, Robert Anthony: Fighters from the Fringe. Aborigines and Torres Strait Islanders Recall the Second World War. Canberra 1995. S. 61ff und Jackomos, Alick; Rowell, Darek: Forgotten Heroes. Aborigines at War from the Somme to Vietnam. South Melbourne 1993. S. 19ff.

KOLONIALPLÄNE DER NAZIS

- 1 Gründer, Horst (Hg.): »... da und dort ein junges Deutschland gründen«. Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16.

- bis 20. Jahrhundert. München 1999. S. 339.
- 2 Hildebrand, Klaus: Deutsche Außenpolitik 1933-1945. Kalkül oder Dogma. Stuttgart 1971.
- 3 Gründer, a.a.O., S. 315.
- 4 Ebd., S. 327.
- 5 Die Kontinuitäten zwischen den deutschen Kolonialverbrechen – etwa dem Völkermord an den Herero, der Niederschlagung des Maji-Aufstandes in Ostafrika sowie den Vorstellungen vom »Rassenkampf« und der Zwangsarbeit – und der Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten werden von Kolonialhistorikern unterschiedlich bewertet. Siehe Zimmerer, Jürgen; Zeller, Joachim (Hg.): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen. Berlin 2003. Kundrus, Birthe: Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus. Frankfurt 2003.
- 6 Hütz, Friedel: Franz Ritter von Epp und das Kolonialpolitische Amt der NSDAP. Planung eines deutschen Kolonialreiches in Afrika unter dem Vorzeichen der »Rassendoktrin«. Hausarbeit für die Magisterprüfung der Philosophischen Fakultät zu Köln, 24.1.1992. S. 46.
- 7 Kum'a Ndumbes III. Buch *Hitler voulait l'Afrique, les plans secrets pour un Afrique fasciste 1933-1945, 1980* in Paris erschienen, hat die genauen Pläne des faschistischen Deutschlands für Afrika aufgearbeitet. Erst 1993 wurde es auf Deutsch veröffentlicht. Kum'a Ndumbe III., Alexandre: Was wollte Hitler in Afrika? NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas. Frankfurt 1993.
- 8 Schröder, Andrea: Was wollte Hitler in Afrika? NS-Pläne für die Neugestaltung eines ganzen Kontinentes. Hörfunkmanuskript. Südwestrundfunk 2, 2. Februar 2001. S. 3.
- 9 Gründer, a.a.O., S. 346; Kum'a Ndumbe III., a.a.O., S. 55.
- 10 Deutsches Historisches Museum: Der Madagaskarplan (<http://www.dhm.de/lemo/html/wk2/holocaust/madagaskarplan>).
- 11 Gründer, a.a.O., S. 355.
- 12 Kum'a Ndumbe III., a.a.O., S. 74.
- 13 Ebd., S. 77.
- 14 Ebd., S. 262.
- 15 Hütz, a.a.O., S. 69.
- 16 H.E. Pfeiffer: Eigenleben und Eigenkultur der afrikanischen Eingeborenen. In: Deutsche Kolonialzeitung 11, 1936. S.1ff.
- 17 Sartre, Jean: Kolonialismus und Neokolonialismus. Hamburg 1968. S. 67.

SPANISCHER BÜRGERKRIEG

- 1 Burgmer, Christoph; Fuchs, Stefan: Der Spanische Krieg 1936-39. Teil Drei: Kreuzzug zur Rettung des Abendlandes: Franco und die Moros. Hörfunkmanuskript. Deutschlandfunk, 1997.
- 2 Ebd.
- 3 Ebd.
- 4 Rössel, Karl: Wind, Sand und (Mercedes-)Sterne. Westsahara: Der vergessene Kampf für die Freiheit. Unkel/Bad Honnef 1991. S. 115.
- 5 Vgl. Broué, Pierre; Témime, Émile: Revolution und Krieg in Spanien. Geschichte des spanischen Bürgerkriegs. Frankfurt/Main 1975. S. 325ff.
- 6 Vgl. Höpp, Gerhard: Salud wa Salam. Araber im Spanischen Bürgerkrieg. In: INAMO 33, 2003. S. 53-55.
- 7 Zur Geschichte der Botwin-Kompanie vgl. Lustiger, Arno: Schalom Libertad! Juden im Spanischen Bürgerkrieg. Frankfurt/M. 1989. S. 302-327; Frank, Benis M.: The Jewish Company of the Shanghai Volunteer Corps Compared With Other Jewish Diaspora Fighting Units. 1992. (<http://www.lib.byu.edu/~rdh/wwwi/comment/svc.htm>).
- 8 Höpp, a.a.O., S. 54.
- 9 Ebd., S. 55.
- 10 Lustiger, a.a.O., S. 182f.
- 11 Burgmer, Christoph; Fuchs, Stefan: Der Spanische Krieg 1936-39. Teil Vier: Blutige Mutter Spanien. Der Spanische Bürgerkrieg im Spiegel Lateinamerikas. Hörfunkmanuskript. Deutschlandfunk, 1997.
- 12 Castells, Andreu: Las Brigadas Internacionales de la Guerra de España. Barcelona 1974. S. 379-380.
- 13 Eisenbürger, Gert; Sacher, Danuta: Interview mit Mauricio Rosencof. In: Gert Eisenbürger

(Hg.): Lebenswege. 15 Biographien zwischen Europa und Lateinamerika. Hamburg 1995. S. 191.

- 14 Eisenbürger, Gert: Interview mit Willi Israel. Januar 1996, Montevideo/Uruguay. In: ila 204, Mai 1997.
- 15 Vgl. Schenkolewski-Kroll, Silvia: El Partido Comunista en la Argentina ante Moscú: Deberes y Realidades. In: Estudios Interdisciplinarios de América Latina y el Caribe (Tel Aviv University). Volumen 10, N° 2, Julio-Diciembre 1999 sowie Correa-Lugo, Víctor de: America Latina y la Guerra Civil Española, 15.01.2004 (www.rebelión.org/spain/040114correa.pdf).

AFRIKA

- 1 Möhle, Heiko: Gedenken, um zu vergessen. Vergangenheitspolitik am Beispiel des »Tansania-Parks«. In: iz3w. 3, 2004. S. 34-37.
- 2 Ebd. S. 35.
- 3 Höpp, Gerhard (Hg.): Fremdeinsätze – Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen, 1914-1945. Berlin 2000. S. 29.
- 4 Martin, Gregory: Koloniale Truppenkontingente im Ersten Weltkrieg. In: Höpp (2000), a.a.O., S. 15-34.
- 5 Baer, Martin; Schröter, Olaf: Eine Kopfgagd. Deutsche in Ostafrika. Berlin 2001. S. 36.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd., S. 137.
- 8 Parsons, Timothy H.: The African Rank and File. Social Implications of Colonial Military Service in the King's African Rifles, 1902-1964. Portsmouth, Oxford, Cape Town, Nairobi, Kampala 1999. S. 2.
- 9 Ougoiba, Issa: Interview, April 1997, Bamako, Mali.
- 10 Kaké, Ibrahim Baba: Mémoires d'Afrique. Les Légions Noires. Paris 1976. S. 18.
- 11 La Chronique, 10.09.1870.
- 12 Echenberg, Myron: Colonial Conscripts. The Tirailleurs Sénégalais in French West Africa, 1857-1960. Portsmouth, London 1991. S. 4.
- 13 Mangin, Charles: La Force Noire. Buch I, Paris 1910. o.S.
- 14 Ebd., Buch IV, Kapitel 1, o.S.
- 15 Coquery-Vidrovitch, Cathérine; Georg, d'Odile: L'Afrique Occidentale au temps des

- Français: Colonisateurs et Colonisés. Paris 1992. S. 70.
- 16 Mangin, a.a.O., Buch I und II, o.S.
- 17 Balesi, Charles John: From Adversaries to Comrades-in-Arms. West Africans and the French Military, 1885-1918. In: Lawler, Nancy: Soldats d'Infortune. Les Tirailleurs Ivoiriens de la Ite guerre mondiale. Paris 1996. S. 30.
- 18 Kaddache, M.: Histoire du nationalisme algérien, question nationale algérienne 1919-1951. Algier 1981. S. 89.
- 19 Echenberg, a.a.O., S. 89.
- 20 Recham, Belkacem: Les Musulmans Algériens dans l'Armée Française (1919-1945). Paris 1996. S. 21.
- 21 Archives du S.H.A.T. (Service Historique de l'Armée de Terre), Vincennes.
- 22 Recham, a.a.O., S. 23f.
- 23 Ebd., S. 23.
- 24 L'Afrique française. Revue coloniale en Algérie. 1919.
- 25 La Revue indigène. Journal des Colons en Afrique du Nord, Juli 1919.
- 26 Rakotoarisoa, Fano: Archives-Histoire: Madagascar et la 1ère guerre mondiale. Echos du Capricorne. Hörfunkmanuskript. 11.11.1998.
- 27 Höpp (2000), a.a.O., S. 26.
- 28 Ebd., S. 27.
- 29 Kaké, a.a.O., S. 5.
- 30 Echenberg, a.a.O., S. 38.
- 31 Milewski, J.J.: The Second World War in Volume VIII of the General History of Africa. In: Africa in the Second World War. Reports and Papers of the Symposium Organized by Unesco at Benghazi, Libyan Arab Jamahiriya, 10.-13. November 1980. S. 123.
- 32 Ayele, N.: The Horn of Africa and Eastern Africa in the World War Decade (1935-45). In: Milewski, a.a.O., S. 85.
- 33 Pankhurst, Richard: Interview am 12.03.2002, Addis Abeba, Äthiopien.
- 34 Mattioli, Aram: Eine veritable Hölle. In: Die Zeit. 51, 2001.
- 35 Eritrea. 30 Years of Solitude. Film von Didier Martiby, 1994.
- 36 Pankhurst, Richard: Economic Verdict on the Italian Occupation of Ethiopia (1936-41). In: Ethiopia Observer. 1, 1971. S. 68-82.
- 37 Sahle, Amanuel: Who Were the Askaris? Adventure, Remorse and Desertion. Shaebia org. 2.11.2003.
- 38 Eritrea, Film, a.a.O.
- 39 Sahle, a.a.O., o.S.
- 40 Pankhurst, Richard: History of the Ethiopian Patriots (1936-1940). In: Addis Tribune, Juli 1998. Teil 1-11.
- 41 Pankhurst, Richard: A History of Early Twentieth Century Ethiopia. In: Addis Tribune, Februar 1997. Teil 1-20.
- 42 Le Houérou, Fabienne: Portrait of a Fascist: Marshall Graziani. In: New Trends in Ethiopian Studies. Papers on the 12th International Conference of Ethiopian Studies. 1994. S. 822-829.; Graziani, Rodolfo: Somali-Front. München 1940.
- 43 Pankhurst (1998), a.a.O., Teil 3.
- 44 Ebd., Teil 4.
- 45 Interviews am 18.03.2002, Addis Abeba, Äthiopien.
- 46 Pankhurst (1998), a.a.O., Teil 11.
- 47 Ayele, N., a.a.O., S. 82.
- 48 Westermann, Edward: In the Shadow of War: German Loans and Arms Shipments to Ethiopia, 1935/36. In: New Trends in Ethiopian Studies. Papers on the 12th International Conference of Ethiopian Studies, 1994.
- 49 Sahle, a.a.O., o.S.
- 50 Pankhurst, Richard: The Ethiopian Patriots and the Collapse of Italian Rule in East Africa, 1940-41. In: Ethiopia Observer, 1969. S. 96.
- 51 Ebd., S. 111.
- 52 Ebd., S. 122.
- 53 Ebd., S. 119.
- 54 Jallow, Momadú u.a.: Interviews November 2000, Banjul, Gambia.
- 55 Parsons, Timothy: The African Rank and File. Social Implications of Colonial Military Service in the King's African Rifles, 1902-1964. Portsmouth, Oxford, Cape Town, Nairobi, Kampala 1999. S. 35; Clayton, Anthony: The British Military Presence in East and Central Africa. In: Clayton, Anthony; Killingray, David; Khaki and Blue. Military Police in British Colonial Africa. Athens, Ohio 1989. S. 204.
- 56 Ebd., S. 146.
- 57 Morris, Kate: British Techniques of Public Relations and Propaganda for Mobilizing East and Central Africa During World War II. Lewiston, Queenstown, Lampeter 2000. S. 75.
- 58 Hamilton, John A.: War Bush. 81 (West African) Division in Burma 1943-1945. Norwich 2001.
- 59 Somerville, Christopher: Our War. How the British Commonwealth fought the Second World War. London 1998. S. 220.
- 60 Ebd., S. 222.
- 61 Ebd., S. 223.
- 62 Hamilton, a.a.O., S. 37.
- 63 Mwanthi, Samuel Rasila: Interview im Dezember 2000, Machakos, Kenia.
- 64 Somerville, a.a.O., S.230.
- 65 Ebd., S. 37.
- 66 Clayton, a.a.O., S. 178.
- 67 Parsons, a.a.O., S. 85.
- 68 Lawler, Nancy Ellen: Soldiers, Airmen, Spies and Whisperers. The Gold Coast in World War II. Athens, Ohio 2002. S. 62.
- 69 Kaggia, Bildad: Roots of Freedom 1921-1963. Nairobi 1975. S.21ff.
- 70 Parsons, a.a.O., S. 81.
- 71 Clayton, a.a.O., S. 176.
- 72 Parsons, a.a.O., S. 86.
- 73 Hamilton, a.a.O., S. 338.
- 74 Parsons, a.a.O., S.193; Shiroya, O.J.E.: Kenya and World War II. African Soldiers in the European War. Nairobi 1985.
- 75 Ebd., S. 31.
- 76 Somerville, a.a.O., S. 188.
- 77 Sherwood, Marika: Colonies, Colonials and World War Two. (http://www.bbc.co.uk/history/war/wwtwo/colonies_colonials_02.shtml)
- 78 Clayton, a.a.O., S. 154.
- 79 Israel, Adrienne M.: Measuring the War Experience: Ghanaian Soldiers in World War II. In: The Journal of Modern African Studies. 25, 1987. S. 160.
- 80 Kaggia, a.a.O., S. 46.
- 81 Helmuth, Paul: Interview im Oktober 1997, Windhuk, Namibia.
- 82 Parsons, a.a.O., S. 120.
- 83 Ebd., S.194.
- 84 Kaggia, a.a.O., S. 34ff, S. 54.

- 85 Parsons, a.a.O., S. 203.
 86 Parsons, a.a.O., S. 204 ff.
 87 Parsons, a.a.O., S. 186.
 88 Parsons, a.a.O., S. 188.
 89 Parsons, a.a.O., S. 204.
 90 Hamilton, a.a.O., S. 319.
 91 We also Served. A Memorial Gates Project. Birmingham 2003. S. 6.
 92 Parsons, a.a.O., S. 35.
 93 Kyzer, Frank: Interview im Oktober 1999, Kimberley, Südafrika.
 94 Hartzenberg, Peter: Interview im Oktober 1999, Kimberley, Südafrika.
 95 Kum'a Ndumbe III., a.a.O., S. 192.
 96 Grundlingh, Louis: Loyalties, Prejudices and Promises: A Study of Changing Attitudes Regarding the Participation of South African Blacks in the Second World War. In: Journal for Contemporary History. 2, 1989. S. 68.
 97 Ebd., S. 75.
 98 Grundlingh, Louis: »Non Europeans should be kept away from the temptations of towns«: Controlling Black South African Soldiers during the Second World War. In: The International Journal of African Historical Studies. 3, 1992. S. 541.
 99 South African Communist Party: NonEuropeans in the National Front, o.J., S.13
 100 Maisela, Solomon: Interview im November 1977, Soweto, Südafrika.
 101 Sillo, Martinus: Interview im April 2002, Durban, Südafrika.
 102 Grundlingh (1992), a.a.O., S. 551.
 103 Recham, a.a.O., S. 33.
 104 Laugier, A J. P.: PN HA (Pieds Noirs d'Hier et d'Aujourd'hui), BP: 305, 83187 Six Fours Cedex, France.
 105 Lawler (1996), a.a.O., S. 63.
 106 Recham, a.a.O., S. 26.
 107 Africultures: Tirailleurs en images, Dossier 25, Paris 2000. S. 17.
 108 Lawler (1996), a.a.O., S. 34.
 109 Recham, a.a.O., S. 178.
 110 Recham, a.a.O., S. 179.
 111 Yene, Ateba: Interview im Januar 1997, Dakar, Senegal.
 112 Lawler (1996), a.a.O., S. 41.
 113 Cantier, Jacques: L'Algérie sous le Régime de Vichy. Paris 2002. S. 20.
 114 Lawler (1996), a.a.O., S. 46.
 115 Ebd., S. 44.
 116 Lawler (1996), a.a.O., S. 71.
 117 Ebd.
 118 Ba, Yoro: Interview im März 1997, Dakar, Senegal.
 119 Lawler (1996), a.a.O., S. 80.
 120 Ebd., S. 114.
 121 Echenberg, a.a.O., S. 92.
 122 Conombo, a.a.O. S. 24-25.
 123 Recham, a.a.O., S. 185.
 124 Zur Behandlung afrikanischer Kriegsgefangener durch die Nazis siehe das Kapitel über »Schwarze im Nationalsozialismus«, S. 145 ff.
 125 Gérard, Claude: Les Pionniers de l'Indépendance. Paris 1975. S. 185-186.
 126 Der algerische Gouverneur, Maxime Weygand, unterstand zwar Vichy, war aber als überzeugter Nationalist gegen eine Rückkehr der Deutschen als Kolonialmacht auf den Kontinent.
 127 Siehe auch Kapitel: Naher Osten. S. 179 ff.
 128 Académie de Bordeaux: La »Phalange Nord-Africaine«, <http://www.ac-bordeaux.fr/Etablissement/CMontaigne/memoire/23par2-1-1.htm>
 129 Ba, Yoro, a.a.O.
 130 Akpo-Vaché, Cathérine: L'AOF et la seconde guerre mondiale (septembre 39 – octobre 45). Khartala 1996. S. 128.
 131 Conombo, a.a.O., S. 29.
 132 Akpo-Vaché, a.a.O., S. 144.
 133 Fall, Babacar: Le travail forcé en Afrique Occidentale Française (1900-1945). Khartala 1993. S. 176.
 134 Cantier, a.a.O., S. 74f.
 135 Ebd., S. 347.
 136 Ebd., S. 348.
 137 Ebd., S. 352f.
 138 Stora, Benjamin: Messali Hadj. Paris 1989. S.186.
 139 Recham, a.a.O., S. 196.
 140 Ebd., S. 200.
 141 Vgl. Arno Lustiger: Zum Kampf auf Leben und Tod! Vom Widerstand der Juden 1933-1945. München 1997. S. 540-544.
 142 Zitiert nach ebd., S. 544.
 143 Zit. nach Onana, Charles: La France et ses tirailleurs. Enquête sur les combattants de la République. Paris 2003. S. 38.
 144 Jennings, Eric T.: Vichy in the Tropics, Pétain's National Revolution in Madagascar, Guadeloupe, and Indochina, 1940-1944. Stanford 2001. S. 16.
 145 Ebd., S. 60.
 146 Ebd.
 147 Ebd., S. 16.
 148 Conombo, a.a.O., S. 26.
 149 Jennings, a.a.O., S. 8.
 150 Interview in: Tirailleurs en image. In: Africultures. 25, 2000. S. 26.
 151 Rives, Maurice; Dietrich, Robert: Héros méconnus. Mémorial des Combattants d'Afrique Noire et de Madagascar. Paris 1993.
 152 Stanislas, Adotevi: De Gaulle et les Africains. Paris 1990. S. 88.
 153 Onana, a.a.O., S. 38.
 154 Conombo, a.a.O., S. 26.
 155 Biographie <http://perso.wanadoo.fr/redris/HTML/eboue.htm>
 156 N'djehoya, Blaise: Ce qui sont partis tirer ailleurs. In: Africultures. 25, 2000, S. 16.
 157 Sy, Baba: Interview im Februar 1997, Ouagadougou, Burkina Faso.
 158 Lawler (1996), a.a.O., S. 147.
 159 Ebd., S. 159.
 160 Vgl. ebd., S. 129.
 161 Ebd., S. 152.
 162 Onana, a.a.O., S. 100.
 163 Lawler (1996), a.a.O., S. 164.
 164 Recham, a.a.O., S. 26.
 165 Lawler (1996), a.a.O. S. 76.
 166 Ebd., S. 63.
 167 Ebd., S. 74.
 168 Ebd., S. 75.
 169 Interview Yoro Ba, a.a.O.
 170 Lawler (1996), a.a.O., S. 180.
 171 Conombo, a.a.O., S. 73.
 172 Echenberg, a.a.O., S. 99.
 173 Interview Yoro Ba, a.a.O.
 174 Lawler (1996), a.a.O., S. 192f.
 175 Conombo, a.a.O., S. 97f.
 176 Ndiaye, Malick: Interview im März 1997, Dakar, Senegal.
 177 Sembéne, Ousmane (Regie): Camp de Thiaroye. Spielfilm. Senegal 1989.

- 178 Onana, a.a.O., S. 118-120.
- 179 Interview Baba Sy, a.a.O.
- 180 Interview Yoro Ba, a.a.O.
- 181 Petit parcours du combattant à rebours: colonisation, mobilisation, cristallisation. Interview Maurice Rives. In: *Africultures*. 25, 2000. S. 30.
- 182 Interview Issa Ougoiba, a.a.O.
- 183 Veterans Association of Ghana (VAG). Bulletin, o.O., o.J., S. 22.
- 184 Brief des British High Commissioner Nairobi Defence Section an KAFOCA, Nov. 2000.
- 185 Kaggia, a.a.O., S.57ff.
- 186 Shiroya (1985), a.a.O., S. 169.
- 187 Ebd., S. 75f.
- 188 Ebd., S. 124.
- 189 Interview Momadú Jallow, a.a.O.
- 190 What did you do in the War? Remembrance Day Special. In: *Daily Observer*, 10.11.2000.
- 191 Somerville, a.a.O., S. 314.
- 192 Ebd., S. 319.
- 193 Veterans Association of Ghana (Hg.): *The Military Veteran*. First Edition 1986, S. 10.
- 194 Mallett, Louis: Interview im Oktober 1999, Kimberley, Südafrika.
- 195 Potsane, Simon: Interview im November 1997, Soweto, Südafrika.
- 196 Ebd.
- 197 Mpungushe Shange, Pios: Interview im April 2002, Durban, Südafrika.
- 198 Grundlingh, Louis: *Soldiers and Politics: A Study of the Political Consciousness of Black South African Soldiers during and after the Second World War*. In: *Historia*. 2, 1991. S. 62.
- 199 Pontso Koloko, Patience: Interview im April 2002, Durban, Südafrika.
- 200 Echenberg, a.a.O., S. 152.
- 201 Interview Yoro Ba, a.a.O.
- 202 Echenberg, a.a.O., S. 138.
- 203 Lawler (1996), a.a.O., S. 243f.
- 204 Interview Issa Ouigoiba, a.a.O.
- 205 Ebd.
- 206 Ebd.
- 207 N'diaye, Oumar Ngalla: Interview. In: *Africa International*. Nr. 228, Juni 1990.
- 208 Onana, a.a.O., S. 145.
- 209 Ebd., S. 193.
- 210 Itote, Waruhiu: »MauMau« General. Nairobi 1974. S. 27.
- 211 Sembène, Ousmane: Vortrag Tübingen, 16.9.1995.
- 212 Shiroya (1985), a.a.O., S. 49.
- 213 Mazrui, Ali. A.: *Africa and the Legacy of the Second World War: Political, Economic and Cultural Aspects*. In: *Africa and the Second World War*, a.a.O., S. 14.
- 214 Shiroya (1985), a.a.O., S. 155.
- 215 Ki-Zerbo, Joseph: *Die Geschichte Schwarzafrikas*. Frankfurt 1981. S. 517.
- 216 Reinwald, Brigitte: *Zwischen Imperium und Nation: Westafrikanische Veteranen der französischen Armee am Beispiel des spätkolonialen Obervolta*. In: Höpp (2000), a.a.O., S. 234.
- 217 Grundlingh (1991), a.a.O., S. 63.
- 218 Parsons, a.a.O., S. 231.
- 219 Kaggia, a.a.O., S. 66.
- 220 Parsons, a.a.O., S. 135.
- 221 Grundlingh (1991), a.a.O., S. 60.
- 222 Kaggia, a.a.O., S. 14.
- 223 Ebd., S. 26.
- 224 Israel, Adrienne M. a.a.O., S. 166.
- 225 Somerville, a.a.O., S. 204.
- 226 Israel, Adrienne M. a.a.O., S. 167.
- 227 Ebd., S. 168.
- 228 Killingray, David; Rathbone, Richard: *Africa and the Second World War*. New York 1986. S. 16f.
- 229 Shiroya (1985), a.a.O., S. 154.
- 230 Echenberg, a.a.O., S. 217.
- 231 Ebd., S. 141.
- 232 Reinwald, a.a.O., S. 229.
- 233 Echenberg, a.a.O., S. 144.
- 234 Reinwald, a.a.O., S. 243.
- 235 Cherki, Alice: Interview im September 2002, Frankfurt/Main.
- 236 Benot, Yves: *Les Massacres Coloniaux, 1944-1950: la VIe République et la mise au pas des colonies françaises*. Paris 1994. S. 1.
- 237 Fanon, Frantz: *Schwarze Haut, weiße Masken*. Frankfurt 1985. S. 66.
- 238 Ebd., S. 21.
- 239 Ebd., S. 15.
- 240 Fanon, Frantz: *Die Verdammten dieser Erde*. Frankfurt 1981. S.91.
- 241 Milewski, a.a.O., S. 123-132.
- 242 Afrika war allerdings ökonomisch nie so bedeutend für Großbritannien wie Indien. Zwischen 1942 und 1944 ging die Hälfte der britischen Militärausgaben in der Sterlingzone nach Indien und nur sechs Prozent nach Ostafrika, fünf Prozent nach Südafrika und 2,5 Prozent nach Australien und Neuseeland.
- 243 Onana, a.a.O., S. 83-84.
- 244 Stanislas, a.a.O., S.73f.
- 245 Killingray/Rathbone: a.a.O., S. 8.
- 246 Dumett, Raymond: *Africa's Strategic Minerals during the Second World War*. In: *Journal of African History*. 26, 1985. S. 405.
- 247 Ebd.
- 248 Dumett, a.a.O., S. 385.
- 249 Schicho, Walter: *Die Bergbauggebiete Katanagas 1900-1980. Koloniale Verwaltung, koloniale Wirtschaft und Mission machen aus Bauern Arbeiter*. In: *Wie aus Bauern Arbeiter wurden. Wiederkehrende Prozesse des gesellschaftlichen Wandels im Norden und im Süden einer Welt*. Frankfurt 1998. S. 16.
- 250 Iliffe, John: *A Modern History of Tanganyika*. Cambridge 1979. S. 371.
- 251 Ebd., S. 378.
- 252 Westcott, Nick: *The Impact of the Second World War on Tanganyika*. Cambridge 1982. S. 39.
- 253 Iliffe, a.a.O., S. 378.
- 254 Fall, Babacar: *Le Travail forcé en AOF, 1940-45*. Paris 1993. S. 25.
- 255 Ebd., S. 18.
- 256 Ebd., S. 61f.
- 257 Onana, a.a.O., S. 81f.
- 258 Kilingray/Rathbone, a.a.O., S. 89.
- 259 Dumet, a.a.O., S. 394.
- 260 Vickery, Kenneth P.: *The Second World War Revival of Forced Labor in the Rhodesias*. In: *The International Journal of African Historical Studies*. 3, 1989. S. 434.
- 261 Onana, a.a.O., S. 80.
- 262 Ebd., S. 84.
- 263 Ebd., S. 80.
- 264 Lawler (2002), a.a.O., S. 188.
- 265 Cantier, a.a.O., S. 108.
- 266 Ki-Zerbo, a.a.O., S. 522.
- 267 Killingray/Rathbone, a.a.O., S. 7.

- 268 Ebd., S. 5.
 269 Ebd., S. 11.
 270 Stanislas, a.a.O., S. 58f.
 271 Killingray/Rathbone, a.a.O., S. 13f.
 272 Ki-Zerbo, Joseph: Interview im Februar 1999, Ouagadougou, Burkina Faso.

SCHWARZE IM NS

- 1 Vgl. Killingray, David: Africans and African Americans in Enemy Hands. In: Moore, Bob; Fedorowich, Kent (Hg): Prisoners of War and their Captors in World War II. Oxford 1996. S. 181-204.
- 2 Lawler, Nancy: Soldats D'Infortune. Les Tirailleurs Ivoiriens de la II^e Guerre Mondiale. Paris 1996. S. 100.
- 3 Killingray, a.a.O., S. 186ff; Martin, Peter: »... auf jeden Fall zu erschießen«. Schwarze Kriegsgefangene in den Lagern der Nazis. In: Mittelweg 36, Heft 5/99. Hamburg 1999. S. 76-91; Fargettas, Julien: Der andere Feldzug von 1940: Das Massaker an den schwarzen Soldaten. In: Martin, Peter; Alonzo, Christiane (Hg.): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. Hamburg/München 2004. S. 567-582.
- 4 Kesting, Robert W.: Nazi Germany and People of Africa Decent, unveröffentlichtes Manuskript, o.O., o.J. Zit. In: Martin (1999), a.a.O., S. 77.
- 5 Mai, Uwe: Kriegsgefangen in Brandenburg. Stalag IIIA in Luckenwalde 1939-1945. Berlin 1999. S. 147ff.
- 6 Das Lagersystem in Deutschland wurde ergänzt durch die Lager in den besetzten Ländern Europas. Insgesamt waren in den deutschen Lagern etwa 18 Millionen Menschen inhaftiert. Dazu kommen noch die Kriegsgefangenen. 10 bis 12 Millionen davon waren als Zwangsarbeiter aus besetzten Gebieten verschleppt worden, 11 Millionen Lagerinsassen wurden ermordet oder gingen an den Haft- und Lebensbedingungen zugrunde. Vgl. Weinmann, Martin (Hg): Das nationalsozialistische Lagersystem. Frankfurt/M. 1990. S. 137ff.
- 7 Lawler, a.a.O., S. 103.
- 8 Ebd.
- 9 Recham, Belkacem: Les Musulmans Algériens dans l'armée française (1919-1945). Paris 1996. S. 217.
- 10 Lawler, a.a.O., S. 117.
- 11 Kassé, Maguëye: Afrikaner im nationalsozialistischen Deutschland. In: Utopie kreativ, Heft 115/116. Berlin 2000. S. 506.
- 12 Mai, a.a.O., S. 149; 151.
- 13 Lawler, a.a.O., S. 107.
- 14 Ebd., S. 111.
- 15 Recham, a.a.O., S. 215.
- 16 Dietrich, Robert; Rives, Maurice: Héros méconnus 1914-1948 – 1939-1945. Mémorial des combattants d'Afrique noire et de Madagascar. Paris 1993. S. 166.
- 17 Kassé, a.a.O., S. 11f.
- 18 Mai, a.a.O., S. 148.
- 19 Kassé, a.a.O., S. 6.
- 20 Bechhaus-Gerst, Marianne: Afrikaner in Deutschland 1933-1945. In: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. Heft 4/97. Hamburg 1997. S. 70.
- 21 Brief des OKW vom 25.1. 1941. Zit. in: Martin (1999), a.a.O., S. 86.
- 22 Kassé, a.a.O., S. 7.
- 23 Lawler, a.a.O., S. 115.
- 24 Recham, a.a.O., S. 215.
- 25 Mai, a.a.O., S. 86.
- 26 Ebd.
- 27 Martin (1999), a.a.O., S. 84f.
- 28 Mai, a.a.O., S. 151.
- 29 Ebd., S. 156.
- 30 Killingray, a.a.O., S. 197f.
- 31 Ebd., S. 181f.
- 32 Ebd., S. 11f, 16.
- 33 Lawler, a.a.O., S. 115.
- 34 Recham, a.a.O., S. 153.
- 35 Kassé, a.a.O., S. 73.
- 36 Lusane, Clarence: Hitler's Black victims. The Historical Experiences of Afro-German, European Blacks, Africans, and African Americans in the Nazi Era. New York 2003. S. 160f.; Martin (2004), a.a.O., S. 624ff.
- 37 Lusane, a.a.O., S. 176.
- 38 Ebd.
- 39 Okuefuna, David; Shewa, Moise: Black Survivors of the Holocaust. England. Channel 4. 2.10.1997. (Titel in den USA: »Hitler's forgotten victims«). Andere halten diese Zahl für zu hoch angesetzt bzw. nicht für belegbar, so Bechhaus-Gerst, Marianne: Schwarze Deutsche, Afrikanerinnen und Afrikaner im NS-Staat. In: Bechhaus-Gerst, Marianne; Klein-Arendt, Reinhard (Hg.): AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche. Geschichte und Gegenwart. Münster 2004. S. 195.
- 40 Die Listen befinden sich im Besitz von Theodor Michael; privates Gespräch am 11.8.2004 in Köln.
- 41 Bechhaus-Gerst (1997), a.a.O., S. 14; Bechhaus-Gerst (2004), a.a.O., S. 187.
- 42 Reed-Anderson, Paulette: Berlin und die afrikanische Diaspora. Berlin 2000. S. 61f. Vgl. auch Lusane, a.a.O., S. 86ff.
- 43 Lusanne, a.a.O., S. 87.
- 44 Bechhaus-Gerst (1997), a.a.O., S. 11f.
- 45 Möhle, Heiko: Betreuung, Erfassung, Kontrolle. Afrikaner aus den deutschen Kolonien und die »Deutsche Gesellschaft für Eingeborenenkunde« in der Weimarer Republik. In: Bechhaus-Gerst, Marianne; Klein-Arendt, Reinhard (Hg): Die (koloniale) Begegnung. AfrikanerInnen in Deutschland 1880-1945. Deutsche in Afrika 1880-1918. Frankfurt 2003. S. 235.
- 46 Bechhaus-Gerst (2004), a.a.O., S. 188f.
- 47 Persönliche Mitteilung von Theodor Michael, 11.8.2004, Köln.
- 48 Bechhaus-Gerst (1997), a.a.O., S. 13.
- 49 www.antifaschistische-nachrichten.de; Heft 2/2004. Vgl. auch: Lusane, a.a.O., S. 234ff.; Carr, Firpo W.: Germany's Black Holocaust 1890-1945. Kearney 2003. S. 89f.
- 50 Pommerin, Reiner: »Sterilisierung der Rheinlandbastarde«. Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918-1937. Düsseldorf 1979. S. 71ff.
- 51 Ebd., S. 78-82. Auch: Schmidt, Klaus: Das gefährdete Leben. Der Kölner Arzt und Gesundheitspolitiker Franz Vonessen. Köln 2004. S. 68ff.
- 52 Pommerin, a.a.O., S. 70.
- 53 Reed-Anderson, a.a.O., S. 55.
- 54 Pommerin, a.a.O., S. 54.
- 55 Reed-Anderson, a.a.O., S. 55.
- 56 Campt, Tina M.: Other Germans. Black Germans and the Politics of Race, Gender, and

- Memory in the Third Reich. Michigan (USA) 2004. S. 255, FN 6.
- 57 Bechhaus-Gerst (1997), a.a.O., S. 21f.
- 58 Ebd., S. 17.
- 59 Wangenheim, Annette von: Pagen in der Traumfabrik. Dokumentarfilm. Köln (WDR) 2002.
- 60 Kassé, a.a.O., S. 7ff.
- 61 Rován, Joseph: Contes de Dachau. Paris 1987.
- 62 Camp, a.a.O., S. 218.
- 63 Lusane, a.a.O., S. 157. Auch: Reed-Anderson, a.a.O., S. 70/71. Martin (2004), a.a.O., S. 624ff.
- 64 Zit. in: Maillet, Michèle: Schwarzer Stern. Berlin 1994. S. 188.
- 65 Camp, a.a.O., S. 220f.
- 66 Pross, Christian: Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer. Hamburg 1988.
- 67 Ebd., S. 133ff.
- 68 Camp, a.a.O., S. 221ff.
- 69 Achenbach, Marina: Wunderbare Fasia Jansen. Düsseldorf 2004.
- 70 <http://www.lichtblick99.de/aufsatz11.html>.
- 71 Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette: Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche »Besatzungskinder« im Nachkriegsdeutschland. Berlin 2002. S. 202f.
- 72 Ebd., S. 74.
- 73 Ebd.
- 74 Ebd., S. 75.
- 75 Ebd.

SCHWARZE IN DER US-ARMEE

- 1 Karikatur von C.W. Johnson, 20.04.1946. Zit. nach Past Times. Faltblatt der Chicago Historical Society. Chicago 1992.
- 2 Terkel, Studs: Der gute Krieg. Amerikaner erleben den Zweiten Weltkrieg. 49 Porträts. Leipzig 1991. S. 268ff., S. 193.
- 3 Terkel, Studs: Coming of Age. The Story of Our Century by Those Who've Lived It. New York 1996. S. 353.
- 4 Junk, Ursula: Buffalo Soldiers. Schwarze Soldaten, weißer Sieg. Hörfunkmanuskript. WDR, 3. 23.11.1997. S. 14.
- 5 The Crisis. 47, 1940. S. 209. (Im Original heißt es »District of Columbia« statt »Washington«. Der Begriff wurde hier ins

Deutsche übersetzt.)

- 6 Morgan, Thomas D.: Native Americans in World War II. In: Army History. The Professional Bulletin of Army History. 35, 1995. S. 22-27.

LATEINAMERIKA UND KARIBIK

- 1 Galeano, Eduardo: Das Jahrhundert des Sturms. Erinnerungen an das Feuer 3. Wuppertal 1992. S.154.
- 2 Kießling, Wolfgang: Exil in Lateinamerika. Leipzig 1980. S. 53f.
- 3 Ebd., S. 57.
- 4 Schnorrbach, Hermann: Für ein »anderes Deutschland«. Die Pestalozzischule in Buenos Aires (1934-1958). Frankfurt/Main 1995. S. 25ff.
- 5 Neruda, Pablo: Ich bekenne, ich habe gelebt. Darmstadt/Neuwied 1974. S. 125.
- 6 Fariás, Victor: Die Nazis in Chile. Berlin/Wien 2002. S. 89.
- 7 Kießling, a.a.O., S. 68f.
- 8 Galeano, a.a.O., S. 141.
- 9 Galeano, a.a.O., S. 154.
- 10 Ebd.
- 11 Lieser, Jürgen: Unser Reichtum hat immer unsere Armut hervorgebracht. Bonn/Trier 1981. S. 203.
- 12 Weber, Gaby: Von Gummi und Gummis. Hörfunkmanuskript. WDR, 1997.
- 13 Moltmann, Günter: Weltherrschaftsideen Hitlers. In: Brunne, Otto; Dietrich, Gerhard (Hg.): Europa und Übersee. Festschrift für Egmont Zechlin. Hamburg 1961. S. 204.
- 14 Reis, Pablo: Memórias do Front. Correio da Bahia. Salvador. 15.05.2003.
- 15 Ebd.
- 16 Sander, Letícia; Silveira Campos, Poti: Memórias do Front II. Zero Hora. 27 Junho 2004.
- 17 Morais, Fernando: Olga. Reinbek bei Hamburg 1992. S. 340.
- 18 Eisenbürger, Gert: Ich habe es trotzdem überlebt – Interview mit Lenka Reinerová. In: ila 210. Bonn, November 1997. S. 42.
- 19 Kießling, Wolfgang: Brücken nach Mexiko. Berlin 1989. S. 221.
- 20 Flaschka, Sybille: Der Generalkonsul – Interview mit Gilberto Bosques. In: Eisenbürger,

Gert (Hg.): Lebenswege. 15 Biographien zwischen Europa und Lateinamerika. Hamburg 1995. S. 85.

- 21 Ebd., S. 87.
- 22 Abusch, Alexander: Gilberto Bosques, ein großer Mexikaner. In: Freies Deutschland, Mai 1944, Nr. 6, S. 12. In: Kießling (1989), a.a.O., S. 370.
- 23 Ebd., S. 340.
- 24 Mühlen, Patrik von zur: Fluchtziel Lateinamerika. Bonn 1988. S. 47.
- 25 Siemsen, Pieter: Der Lebensanfänger. Erinnerungen eines anderen Deutschen. Berlin 2000. S. 71/72.
- 26 Eisenbürger, Gert: Trier – Montevideo – Ost-Berlin – Montevideo. Interview mit Willi Israel. In: ila 204. Bonn, April 1997. S. 45.
- 27 Vgl. www.sp.utexas.edu/~jnicolopulos/cwp3/wvg/htms/discriminacion.htm
- 28 Somerville, Christophe: Our War – How the British Commonwealth Fought the Second World War. London 1998. S. 65.
- 29 Kom, Anton de: Wir Sklaven von Surinam. Zürich 1935. S. 197.

NAHER OSTEN

- 1 Balke, Rolf: Hakenkreuz im Heiligen Land. Die NSDAP-Landesgruppe Palästina. Erfurt 2001. S. 12f.
- 2 Zeev, Schiff; Rothstein, Raphael: A History of the Israeli Army (1870-1974). San Francisco 1974. S. 5f.
- 3 Ebd., S. 75.
- 4 Fürtig, Henner: Kleine Geschichte des Irak. Von der Gründung 1921 bis zur Gegenwart. München 2003. S. 30ff.
- 5 Morris, Benny: Righteous Victims. A History of the Zionist-Arab Conflict, 1881-2001. New York 2001. S. 107.
- 6 Ebd., S. 79f.
- 7 Bethell, Nicholas: The Palestine Triangle. The Struggle between the British, the Jews and the Arabs 1935-48. London 1979. S. 26.
- 8 Morris (2001), a.a.O., S. 109f.
- 9 Ebd., S. 123.
- 10 Zitiert nach ebd., S. 91.
- 11 Zitiert nach ebd., S. 91.
- 12 Ebd., S. 93f.
- 13 Gensicke, Klaus: Der Mufti von Jerusalem,

- Amin el-Husseini, und die Nationalsozialisten. Frankfurt/Main 1988. S. 31.
- 14 Ebd., S. 30-37.
- 15 Morris (2001), a.a.O., S. 103.
- 16 Ebd., S. 111.
- 17 Gensicke, a.a.O., S. 35.
- 18 Morris (2001), a.a.O., S. 125.
- 19 Gensicke, a.a.O., S. 45f.
- 20 Ebd.
- 21 Morris (2001), a.a.O., S. 124.
- 22 Ebd., S. 128ff.
- 23 Zum Umfang der ausländischen Unterstützung für den palästinensischen Aufstand von 1936 bis 1939 finden sich in der Literatur widersprüchliche Angaben. Nach Morris erhielten die Aufständischen finanzielle Hilfe aus Italien sowie – laut Unterlagen der *Haganah* – auch Geld und Waffen aus Deutschland (Morris 2001, a.a.O., S. 133). Balke zitiert die Einschätzung der britischen Mandatsmacht, dass sich Deutschland auf die propagandistische und finanzielle Unterstützung des Aufstands beschränkte (Balke, a.a.O., S. 119f.). Gensicke schreibt, dass Deutschland von einer Beteiligung an den Unruhen mit Geld oder Waffen generell Abstand nahm, während Hirszowicz Dokumente zitiert, wonach der saudische Außenminister Fuad-bey Hamza im Sommer 1938 bei einem Besuch in Berlin mit dem Oberkommando der Deutschen Wehrmacht vereinbarte, Waffen über sein Land nach Palästina zu schicken. Nach seinen Angaben gab es zu diesem Zeitpunkt konkrete Vorbereitungen zur Verschiffung von Waffen über den Irak an die palästinensischen Aufständischen (Hirszowicz, Lukasz: *The Third Reich and the Arab East*. London, Toronto 1966. S. 43 u. S. 49).
- 24 Hirszowicz, a.a.O., S. 39ff.
- 25 ADAP/D/10/425f. Zitiert in: Schröder, Josef: Die Beziehungen der Achsenmächte zur arabischen Welt. In: *Zeitschrift für Politik*. Heft 18, 1971. S. 90.
- 26 Balke, a.a.O., S. 69f; über den Antisemitismus der deutschen Siedler: Ebd., S. 163f.
- 27 Hirszowicz, a.a.O., S. 28f.
- 28 Morris (2001), a.a.O., S. 133.
- 29 Bethell, a.a.O., S. 25.
- 30 Balke, a.a.O., S. 42f.
- 31 Hirszowicz, a.a.O., S. 26.
- 32 Bethell, a.a.O., S. 27, S. 49, S. 54f.
- 33 Morris (2001), a.a.O., S. 143.
- 34 Bethell, a.a.O., S. 41.
- 35 Morris (2001), a.a.O., S. 151ff.
- 36 ADAP 1918-1945, Serie D, Vol. 7, S. 172. In: Wild, Stefan: *National Socialism in the Arab East between 1933 and 1939*. In: *Die Welt des Islam*. 25, 1985. S. 140.
- 37 Odermann, Heinz: *Taktik gewinnt Schlachten – Strategie des Krieges. Zu einigen Aspekten der deutschen Nahost- und Nordafrikapolitik und -propaganda (1940-1942)*. In: Schwanitz, Wolfgang (Hg): *Jenseits der Legenden. Araber, Juden, Deutsche*. Berlin 1994. S. 96.
- 38 Ebd., S. 105.
- 39 Höpp, Gerhard: *Araber im Zweiten Weltkrieg – Kollaboration oder Patriotismus?* In: Schwanitz, a.a.O., S. 91.
- 40 Abdel-Malek, Anouar: *Ägypten: Militärgesellschaft. Das Armeeregime, die Linke und der soziale Wandel unter Nasser*. Frankfurt/Main 1971. S. 65; Hirszowicz, a.a.O., S. 18.
- 41 Höpp (1994), a.a.O., S. 90.
- 42 Schwanitz, Wolfgang: *Deutsche in Kairo und Alexandrien über die Ägypter, Amerikaner, Briten, Franzosen, Russen, Japaner und Juden (1919-1939)*. In: Schwanitz, a.a.O., S. 76, S. 83.
- 43 Hirszowicz, a.a.O., S. 72.
- 44 Morris (2001), a.a.O., S. 158f.
- 45 Van Paasen, Pierre: *Der vergessene Alliierte. Buenos Aires 1945*. S. 271f.
- 46 Bethell, a.a.O., S. 126.
- 47 Morris (2001), a.a.O., S. 161.
- 48 Bishara, Azmi; Bunzl, John; Nordbruch, Götz; Zimmer-Winkel, Rainer; Zuckermann, Moshe u.a.: *Die Araber und die Shoa. Über die Schwierigkeit dieser Konjunktion*. Trier 2000. S.22.
- 49 Morris, Henry: *We Will Remember Them. A Record of the Jews Who Died in the Armed Forces of the Crown 1939-1945*. London 1989, S. 288; Paassen, a.a.O., S. 247.
- 50 Morris, Benny: *The Road to Jerusalem. Glubb Pasha, Palestine and the Jews*. London 2002. S. 167.
- 51 Kolinsky, Martin: *Britain's War in the Middle East. Strategy and Diplomacy. 1936-42*. Basingstoke 1999. S. 15.
- 52 Ebd., S. 17ff.
- 53 Krämer, Gudrun: *Minderheit, Millet, Nation? Die Juden in Ägypten 1914-1952*. Wiesbaden 1982. S. 261f.
- 54 Krämer (1982), a.a.O., S. 295.
- 55 Auf einer internationalen Konferenz in London erklärte Mahir 1939, er »schätze und respektiere das zionistische Ideal«. Die Araber seien bereit, den Juden in Palästina alle Garantien und gute Zusammenarbeit anzubieten. Gershoni, Israel; Jankowski, James P.: *Redefining the Egyptian Nation 1930-1945*. Cambridge 1995. S. 177, 187f.
- 56 Al-Kharrat, Edwar: Interview am 30.11.2000 in Kairo.
- 57 Kolinsky, a.a.O., S. 127ff.
- 58 Hanna, Milad: Interview am 29.11.2000 in Kairo.
- 59 Abbas Hamed, Raouf: Interview am 26.11.2000 in Kairo.
- 60 Insgesamt stiegen die Lebenshaltungskosten von 1939 bis 1945 um 300 Prozent, während die Löhne stagnierten. Vgl. Interview Raouf Abbas Hamed, a.a.O.
- 61 Interview Milad Hanna, a.a.O.
- 62 Zit. nach Morris (2001), a.a.O., S. 162.
- 63 Van Paassen, a.a.O., S. 187.
- 64 Zit. nach Waldschmidt, Julius: *Al-Alamain – die Wende im Wüstenkrieg 1942*. In: Schwanitz, a.a.O., S. 113.
- 65 Zit. nach ebd.
- 66 Sadat, Anwar El: *Revolt on the Nile*. London 1957, S. 34. Zitiert in: Hirszowicz, a.a.O., S. 243.
- 67 Waldschmidt, a.a.O., S. 117.
- 68 Hirszowicz, a.a.O., S. 66 und S. 152.
- 69 Ebd., S. 236 f.
- 70 Interview Edwar al-Kharrat, a.a.O.
- 71 Hirszowicz, a.a.O., S. 242.
- 72 Ebd., S. 248f.
- 73 Yergin, Daniel: *Der Preis. Die Jagd nach Öl, Geld und Macht*. Frankfurt/Main 1991. S. 441.
- 74 Waldschmidt, in: Schwanitz, a.a.O., S. 113.
- 75 Je nach Quelle. Vgl. Interview Raouf Abbas Hamed, a.a.O.; Kolinsky, a.a.O., S. 189.

- 76 Interview Edwar al-Kharrat, a.a.O.
- 77 Van Paassen, a.a.O., S. 195.
- 78 Ebd., S. 187.
- 79 Odermann, a.a.O., S. 101.
- 80 Grobba, Fritz: Männer und Mächte im Orient. 25 Jahre diplomatischer Tätigkeit im Orient. Göttingen 1967. S. 181.
- 81 Fürtig, a.a.O., S. 35.
- 82 Grobba, a.a.O., S. 177f.
- 83 Gensicke, a.a.O., S. 71. Grobba, der nach 1945 weiter in deutschen diplomatischen Diensten tätig war, erklärt in seinen Erinnerungen von 1967 in ungebrochener antisemitischer Diktion, es habe sich bei diesen Behauptungen um »jüdische Hetzpropaganda« gegen die Deutschen gehandelt (Grobba, a.a.O., S. 181f).
- 84 Morris (2001), a.a.O., S. 165.
- 85 Fürtig, a.a.O., S. 37; auch Grobba, a.a.O., S. 218.
- 86 Hirszowicz, a.a.O., S. 165; Gensicke, a.a.O., S. 236.
- 87 Ebd., S. 197ff.
- 88 Ebd., S. 200.
- 89 Zit. nach: http://www.Fdj.de/infoportal/dzb/III_1941_1942.html; vgl. auch: Grobba, a.a.O., S. 211ff.
- 90 Fürtig, a.a.O., S. 38.
- 91 Hirszowicz, a.a.O., S. 152.
- 92 Kolinsky, a.a.O., S. 159f; Hirszowicz, a.a.O., S. 166.
- 93 Hirszowicz, a.a.O., S. 163 f; Abdruck des »Führerbefehls« bei Grobba, a.a.O., S. 322.
- 94 Erfahrungsbericht des Hauptmanns Kohlhaas über die Kämpfe im Irak (16. Juni 1941). In: Schröder, Bernd Philipp: Irak 1941. Freiburg/Br. 1980. S. 116, 119.
- 95 Al-Ubaidi, a.a.O., S. 1; Fürtig, a.a.O., S. 39; Schröder, Bernd Philipp: Irak 1941. Freiburg 1980.
- 96 Fürtig, a.a.O., S. 38f.
- 97 Kolinsky, a.a.O., S. 162.
- 98 Thies, Jochen: Architekt der Weltherrschaft. Düsseldorf 1976. S. 170.
- 99 Van Paassen, a.a.O., S. 262.
- 100 Kolinsky, a.a.O., S. 167, S. 264; Schröder, a.a.O., S. 154.
- 101 Krämer (1882), a.a.O., S. 348.
- 102 Perthes, Volker: Libanon und Syrien. In: Nohlen, Dieter; Nuscheler, Franz (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Band 6: Nordafrika und Naher Osten. Bonn 1993. S. 431ff und S. 489 ff.
- 103 Amirpur, Katjun; Witzke, Reinhard: Schauplatz Iran. Ein Report. Freiburg 2004; Hirszowicz, a.a.O., S. 207 ff.
- 104 Hirszowicz, a.a.O., S. 205ff.
- 105 Eichholtz, Dietrich: Zum Kaukasus, zum Ural und weiter ... In: Junge Welt, 22.06.2001.
- 106 Höpp, a.a.O.(2000), S. 153.
- 107 Höpp, Gerhard: Der Koran als »Geheime Reichssache«. Bruchstücke deutscher Islampolitik zwischen 1938 und 1945. In: Preißler, Holger; Seiwert, Hubert (Hg.): Gnosisforschung und Religionsgeschichte. Marburg 1994. S. 443.
- 108 Ebd., S. 445f.
- 109 Carpi, Daniel: The Axis of Antisemitism. Dollard des Ormeaux 1985. S. 7.
- 110 Gensicke, a.a.O., S. 75ff; Carpi, a.a.O., S. 12.
- 111 Gensicke, a.a.O., S. 232ff, bes. S. 236f, wonach der Mufti in den letzten drei Kriegsjahren monatlich 90.000 Mark aus den Kassen des Auswärtigen Amtes erhalten hat.
- 112 Hirszowicz, a.a.O., S. 225f.
- 113 Hirszowicz, a.a.O., S. 221f; Carpi, a.a.O., S. 12.
- 114 Gensicke, a.a.O., S. 182.
- 115 Im Einzelnen zum Sonderstab F und der Deutsch-Arabischen Lehranstalt: Hirszowicz, a.a.O., S. 250 ff, sowie Gensicke, a.a.O., S. 108-130 und S. 225ff.
- 116 Morris (2001), a.a.O., S. 172f.
- 117 Hirszowicz, a.a.O., S. 311.
- 118 Ebd.
- 119 Gensicke, a.a.O., S. 172ff.
- 120 Heine, Peter: Die Mullah-Kurse der Waffen-SS. In: Höpp, Gerhard; Reinwald, Brigitte (Hg.): Fremdeinsätze. Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen, 1914-1945. Berlin 2000. S. 181.
- 121 Ebd., S. 182ff.
- 122 Schröder, a.a.O., S. 215.
- 123 Gensicke, a.a.O., S. 149-164.
- 124 Ebd., S. 156.
- 125 Ebd., S. 151 und 157f.
- 126 Ebd., S. 159ff.
- 127 Ebd., S. 253.
- 128 Ebd., S. 251ff; Morris (2001), a.a.O., S. 173. Für viele arabischen Unterstützer Husseinis war der Verzicht der Alliierten, ihn als Kriegsverbrecher anzuklagen, Beweis für seine Unschuld; Gensicke, a.a.O., S. 252f.
- 129 Ebd., S. 262.
- 130 Ebd., S. 268ff.
- 131 Höpp (1994), a.a.O., S. 92.
- 132 Hirszowicz, a.a.O., S. 168.
- 133 Gensicke, a.a.O., S. 228.
- 134 Höpp, Gerhard: Im Schatten des Mondes. Arabische Opfer des Faschismus. Forschungsbericht. In: Junge Welt, 21./22.12.2002. S. 11.
- 135 Fisk, Robert: Allies in WWII, Foes in the Six Day War. Veterans Recall the Palestine Regiment. Why an Arab and a Jew Fought Hitler, then Each Other, and Died as Friends. In: The Independent, 11.11.2003.
- 136 Blum, Howard: Ihr Leben in unserer Hand. Die Geschichte der jüdischen Brigade im Zweiten Weltkrieg. München 2002. S. 17.
- 137 Gensicke, a.a.O., S. 228; Zeff, a.a.O., S. 22.
- 138 Schiff/Rothstein, a.a.O., S. 22f.
- 139 Morris, Henry, a.a.O., S. 272ff.
- 140 Ebd., S. 278f.
- 141 Van Paassen, a.a.O., S. 241 ff.
- 142 Blum, a.a.O., und Casper, Bernhard M.: With the Jewish Brigade. London 1947.
- 143 In Our Hands. The Hidden Story of the Jewish Brigade in World War II. <http://www.olinfilms.com/brigade/index.html>.
- 144 Blum, a.a.O., S. 112, 157.
- 145 Ebd., S. 113f.
- 146 Ebd., S. 20f.
- 147 Morris, Henry, a.a.O., S. 283.
- 148 Blum, a.a.O., S. 239.
- 149 Morris (2001), S. 163f.
- 150 Blum, a.a.O., S. 225.
- 151 Marrus, Michael, R.: Die Unerwünschten. Europäische Flüchtlinge im 20. Jahrhundert. Berlin 1999. S. 194ff und S. 319ff.
- 152 Morris (2001), a.a.O., S. 174.
- 153 Blum, a.a.O., S. 224.
- 154 Morris (2001), a.a.O., S. 180f.
- 155 Mazouz-Eikenberg, Samira: Das Jahr 1948 im palästinensischen Kollektiv: Die »Nakba« (Katastrophe). Vortrag vom 14.10.2003 im Rahmen der Jüdisch-Palästinensischen

- Dialoggruppe München.
 156 Morris (2001), a.a.O., S. 219.
 157 Abdel-Malek, a.a.O., S. 73.
 158 Morris (2001), a.a.O., S. 248.
 159 Krämer, Gudrun: Geschichte Palästinas. Von der osmanischen Eroberung bis zur Gründung des Staates Israel. München 2002. S. 375f. Wie viele arabische Palästinenser 1947/48 geflohen sind oder vertrieben wurden und wie viele das Land freiwillig in der Hoffnung verließen, mit den arabischen Truppen bald wieder zurückkehren zu können, ist strittig.
 160 Schiff/Rothstein, a.a.O., S. 51.
- ASIEN**
- 1 José, Francisco Sionil: Interview im Januar 2000. Manila, Philippinen.
 2 Somerville, a.a.O., S. 9.
 3 Smurthwaite, David: The Indian Army in the Era of Two World Wars. In: Guy, Alan J.; Boyden, Peter B. (Hg.): Soldiers of the Raj. The Indian Army 1600-1947. London 1997. S. 162ff.
 4 <http://www.bl.uk/collections/britasian/britasiasoldiers.html>
 5 Cohen, Jerome B.: Japan's Economy in War and Reconstruction. Minneapolis 1949. S. 5ff.
 6 In: südostasien informationen. 2, 1995. S. 41.
 7 In: Korea Forum. 3/4, 1994. S. 33f.
 8 Nach Aufzeichnungen des Center for Research and Documentation on Japan's War Responsibility (JWRC), Shinjuku-ku, Tokio.
 9 Chung, Ki-Young: Interview am 20.10.2002. Seoul, Südkorea. Für die Übersetzung aus dem Koreanischen danken wir Choe Hyondok, Geschäftsführerin des Korea-Verbandes e.V.
 10 Hwang, Kum-Ju: Interviews am 20.10.2002 und 03.12.2003. Seoul, Südkorea.
 11 Sekigushi, Noriko (Regie): Senso Daughters. Dokumentarfilm. Australien 1990.
 12 Two Ex-East Timor Sex Slaves Break Silence at NGO Tribunal. Bericht der japanischen Nachrichtenagentur Kyodo, 10.12.2000.
 13 Klute, Marianne: Sexuelle Versklavung muss geahndet werden. Das Frauentribunal 2000 in Tokio. In: Indonesien-Information. 1, 2001. S. 30f.
 14 Für Übersetzungen aus dem Koreanischen geht ein besonderer Dank an Kim Eun-Sik, Generalsekretär des Koreanischen Rates für die Rehabilitierung der Gewaltopfer des Zweiten Weltkriegs, und Frau Jung-Hwa Nataly Han, Berlin.
 15 Kuhn, Dieter: Der Zweite Weltkrieg in China. Berlin 1999. S. 48.
 16 Ebd., S. 63.
 17 Ebd., S. 74.
 18 Ebd., S. 76.
 19 Neu übersetzt nach: Kuhn, a.a.O., S. 80.
 20 Ebd., S. 84.
 21 Ebd., S. 54f. Das Gemetzel begann am 13. Dezember 1937 und hielt bis die ersten Monate des Jahres 1938 über an.
 22 Chang, Iris: The Rape of Nanking. The Forgotten Holocaust of the World War II. London/New York 1997. S. 49.
 23 Kasahara, Tokushi: Remembering the Nanking Massacre. In: Li, Fei Fei; Sabella, Robert; Liu, David (Hg.): Nanking 1937. Memory and Healing. London/New York 2002. S. 86f.
 24 Lee, En-Han: The Nanjing Massacre Reassessed. A Study of the Sino-Japanese Controversy over the Factual Number of Victims. In: Li, Fei Fei u.a., a.a.O., S. 50. Siehe auch ders.: Studies on Japan's War Atrocities. Taipei 1994.
 25 Taya Cook, Haruko: Reporting the Fall of Nanking and the Suppression of a Japanese Literary Memory of the Nature of a War. In: Li, Fei Fei u.a., a.a.O., S. 121-153.
 26 Ebd., S. 135.
 27 Kuhn, a.a.O., S. 93.
 28 Lee, a.a.O., S. 53.
 29 Ebd., S. 48.
 30 Li, Fei Fei u.a., a.a.O., Vorwort, S. XVI.
 31 Yoshida, Takashi: Refighting the Nanking Massacre. The Continuing Struggle over Memory. In: Li, Fei Fei u.a., a.a.O., S. 165.
 32 Ein herzlicher Dank gilt Prof. Zhang Xianwen und Prof. Zhang Lianhong vom Forschungszentrum zum Nanking-Massaker. Die folgenden Augenzeugenberichte beruhen auf Interviews, die von Mitarbeitern des Forschungszentrums geführt wurden.
 33 Shinozuka, Yoshio: Die Einheit 731 als Tötungsfabrik (Zuowe sharen gongchang de 731 budui). In: Huaxia Wenzhai. 152, 1998.
 34 Lee, a.a.O., S. 48.
 35 Shinozuka, a.a.O.
 36 Williams, Peter; Wallace, David: Unit 731. The Japanese Army's Secret of Secrets. London/Sydney 1989. S. 18.
 37 In: Die Wochenzeitung (WoZ), Zürich, vom 01.08.2002.
 38 Bork, Henrik: Japanische Sondereinheiten brachten Pest und Cholera über China. Frankfurter Rundschau, 12.8.1997.
 39 Ebd. S. 35.
 40 Williams u.a., a.a.O., S. 36.
 41 Ebd., S. 43.
 42 Ebd., S. 44.
 43 Siehe zu diesem Themenkomplex: Endicott, Stephen; Hagerman, Edward: The United States and Biological Warfare. Secrets from the Early Cold War and Korea. Indianapolis 1999; Harris, Sheldon: Factories of Death. Japanese Biological Warfare 1932-45 and The American Cover-up. New York 1994; Morimura, Seiichi: The Devil's Gluttony. Tokyo 1982-85 (3 Vols.).
 44 Leutner, Mechthild; Merker, Peter; Adolphi, Wolfram: Deutschland und China 1937-1949. Eine Quellensammlung. Berlin 1998. S. 377. S.a. Finkelgruen, Peter: Haus Deutschland oder Die Geschichte eines ungesühnten Mordes. Hamburg 1994. S. 139.
 45 Finkelgruen, Peter: Erbkönigs Reich. Die Geschichte einer Täuschung. Hamburg 1999. S. 196.
 46 Ebd., S. 195f.
 47 Hintzelmann, Hans Heinz: China – Land auf alten Wegen. Braunschweig 1948. In Leutner u.a., a.a.O., S. 409f.
 48 Finkelgruen (1994), a.a.O., S. 160.
 49 Finkelgruen (1999), a.a.O., S. 194.
 50 Finkelgruen (1994) S. 140ff.
 51 Dieses Kapitel beruht auf einem Interview mit Ko Tim-Keung am 25.10.2002 in Hongkong sowie einer Analyse des Historikers aus dem Jahr 2004, die er für dieses Buch verfasste.

- 52 Vgl. Lee, En-Han, a.a.O., S. 48. Und: National Death Tolls for the Second World War. Twentieth Century Atlas. <http://users.erols.com/mwhite28/ww2stats.htm>
- 53 Jennings, Eric T.: Vichy in the Tropics. Pétain's National Revolution in Madagascar, Guadeloupe, and Indochina, 1940-1944. Stanford 2001. S. 7.
- 54 Ebd., S. 136.
- 55 Marr, David G.: World War II and the Vietnamese Revolution. In: McCoy, Alfred W. (Hg.): Southeast Asia under Japanese Occupation. New Haven 1980. S. 127.
- 56 Jennings, a.a.O., S. 135.
- 57 Marr, a.a.O., S. 129.
- 58 Gerke, Frank: Vietnam und der Zweite Weltkrieg. Japanische Besetzung und der Beginn der Entkolonialisierung. In: südostasien informationen. 2, 1995. S. 13.
- 59 Marr, a.a.O., S. 141.
- 60 Jennings, a.a.O., S. 152.
- 61 Ebd., S. 217f.
- 62 Ebd., S. 143.
- 63 Ebd., S. 139.
- 64 Marr, a.a.O., S. 131.
- 65 Ebd., S. 145.
- 66 Ebd., S. 147.
- 67 Ebd., S. 144.
- 68 Gerke, a.a.O., S. 15.
- 69 Marr, a.a.O., S. 134.
- 70 Ebd., S. 135.
- 71 Ebd., S. 136. Gerke schreibt, die Hungersnot habe »insgesamt zwei Millionen Menschen das Leben gekostet«, a.a.O., S. 14. Jennings schreibt, dass »schätzungsweise eine Million Vietnamesen allein im Jahre 1945 verhungerten«, a.a.O., S. 141.
- 72 Ebd., S. 147.
- 73 Batson, Benjamin A.: Siam and Japan. The Perils of Independence. In: McCoy, a.a.O., S. 296f.
- 74 Ebd., S. 297.
- 75 Ebd., S. 274.
- 76 Ebd., S. 291.
- 77 Reynolds, E. B.: Thailand and Japan's Southern Advance. Houndmills 1994. S. 21.
- 78 Batson, a.a.O., S. 276.
- 79 Ebd., S. 275.
- 80 Ebd., S. 280.
- 81 Ebd., S. 296.
- 82 Ebd., S. 283.
- 83 Zich, Arthur: Die aufgehende Sonne. Der Zweite Weltkrieg. Time-Life-Books. Niederlande 1980. S. 119ff.
- 84 Cheah, Boon Kheng: Interview am 01.11.2003. Penang, Malaysia.
- 85 Zich, a.a.O., S. 120f.
- 86 Ebd., S. 125
- 87 Zich, a.a.O., S. 125f.
- 88 Cheah, Boon Kheng: The Social Impact of the Japanese Occupation of Malaya (1942-1945). In: McCoy, a.a.O., S. 99.
- 89 Akashi, Yoji: The Japanese Occupation of Malaya. Interruption or Transformation? In: McCoy, a.a.O., S. 65.
- 90 Cheah, a.a.O., S. 106.
- 91 Akashi, a.a.O., S. 69f.
- 92 Ebd., S. 105.
- 93 Ebd., S. 94f.
- 94 Zit. nach: Zich, a.a.O., S. 123.
- 95 Khoo, Agnes: Life as the River Flows. Women in the Malayan Anti-Colonial Struggle. An Oral History of Women from Thailand, Malaysia and Singapore. As Told to and Translated by Agnes Khoo. Petaling Jaya 2004. S. 226 ff.
- 96 Cheah, a.a.O., S. 97f.
- 97 Ebd., S. 98.
- 98 Chin Peng: My Side of History. Singapore 2003. S. 510 f.
- 99 Zöllner, Hans-Bernd: Der Krieg als Vater der Unabhängigkeit. Subhas Chandra Bose und die Bedeutung des Zweiten Weltkriegs für Birmas Kampf um die Unabhängigkeit. In: südostasien informationen. 2, 1995. S. 23.
- 100 Ebd., S. 25.
- 101 Bhardwaj, Romesh Chander (Hg.): Netaji and the INA. A Commemorative Volume Brought out to Mark the Golden Jubilee of the Indian National Army (Azad Hind Fauji). New Delhi 1994. S. 77.
- 102 Vgl. Kiani, Mohammad Zaman: India's Freedom Struggle and the Great INA. New Delhi 1994. S. 67ff; Menezes, S.L.: Fidelity and Honour. The Indian Army from the Seventeenth to the Twenty-first Century. New Delhi 1999. S. 383.
- 103 Übersetzt nach: Menezes, a.a.O., S. 386.
- 104 Akashi, a.a.O., S. 76.
- 105 Vgl. Kuhlmann, Jan: Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte. Berlin 2003. S. 310.
- 106 Frei übersetzt nach: Kiani, a.a.O., S. 222.
- 107 Cheah, a.a.O., S. 113.
- 108 Vgl. Menezes, a.a.O., S. 397 und Dear, I.C.B./Foot, M.R.D. (Hg.): The Oxford Companion to World War II. Oxford/New York 2001 (Orig. 1995). S. 446.
- 108a Kuhlmann, a.a.O., S. 295.
- 109 Weidemann, Diethelm; Günther, Lothar: Das indische Infanterie-Regiment 900. In: Höpp/Reinwald (200), a.a.O., S. 206.
- 110 Zöllner, a.a.O., S. 25.
- 111 Weidemann/Günther, a.a.O., S. 200.
- 112 Dennoch betrieb auch Italien weiterhin eine eigene Indienpolitik, unterstützte Exilinder sowie den Sender Radio Himalaya und ließ das Battaglione Azad Hindostan aufstellen.
- 113 Oesterheld, Joachim: Die Indische Legion in Frankreich. In: Höpp/Reinwald, a.a.O., S. 211 f.
- 114 Ebd., S. 210f. und S. 217.
- 115 Ebd., S. 221.
- 116 Ebd., S. 211.
- 117 Chishti, Altaf Hussain, zit. nach: We also Served. A Memorial Gates Project. Published by Birmingham Advisory and Support Service (BASS). Birmingham 2003.
- 118 Fieldhouse, David K. (Hg.): Die Kolonialreiche seit dem 18. Jahrhundert. Fischer Weltgeschichte. Band 29. Frankfurt/Main 1965. S. 230ff.
- 119 Diese Zahl findet sich im Porträt von Mahindra Singh Pujji: We also Served, a.a.O. und in: Somerville, a.a.O., S. 10.
- 120 Taylor, Robert H.: Burma in the Anti-Fascist War. In: McCoy, a.a.O., S. 174.
- 121 Vgl. Mahindra Singh Pujji: We also Served, a.a.O. Andere Quellen sprechen von 24.000 bis 36.000 gefallenen Soldaten und 25.000 getöteten Zivilisten.
- 122 Schwartzberg, Joseph E. (Hg.): An Historical Atlas of South Asia. New York/Oxford 1992. S. 74.
- 123 Bastiampillai, Bertram: Interview am 27.10.2003. Moratuwa, Sri Lanka.
- 124 We also Served, a.a.O.

- 125 Killingray, David; Rathbone, Richard (Hg.): Africa and The Second World War. New York 1986. S. 32.
- 126 Killingray/Rathbone, a.a.O., S. 59f.
- 127 Der bengalische Historiker Indiva Kamtekar beziffert die Zahl der Opfer auf 2,1 Millionen Tote (The Economic Times, 20.8.2003). Der Nobelpreisträger und Wirtschaftswissenschaftler Amartya Sen nennt 3,5 bis 3,8 Millionen Tote wegen der Hungersnot in Bengalen und der 1943 bis 1946 folgenden Epidemien. Der australische Biochemiker Gideon Polya schreibt in seinem Buch über die Opfer der »kolonialen Raubgier« der Briten in Indien von »einer der größten Katastrophen in der Geschichte der Menschheit, die etwa vier Millionen Menschen das Leben kostete«. (Polya, Gideon: Jane Austen and The Black Hole of British History. Colonial Rapacity, Holocaust, Denial and the Crisis in Biological Sustainability. Melbourne 1999).
- 128 Manchester Guardian Weekly, 15.10.1943.
- 129 Vgl. Voigt, Johannes H.: Indien im Zweiten Weltkrieg. Stuttgart 1974. S. 254. Polya, Gideon: ABC. Radio National.
- 130 Zit. nach: Polya, Gideon, ABC. a.a.O.
- 131 Ebd.
- 132 1989 von einer Militärregierung in Myanmar umbenannt, hat sich im Deutschen der Name Birma durchgesetzt. Zur Zeit des Zweiten Weltkriegs war allerdings auch in der deutschsprachigen Literatur noch die britische Kolonialbezeichnung Burma üblich, weshalb sie auch hier übernommen wurde.
- 133 Taylor, a.a.O., S. 160.
- 134 Zit. nach Zöllner, a.a.O., S. 24.
- 135 Ba Maw: Breakthrough in Burma. Memoirs of a Revolution. New Haven/London 1968. S. 69f. Zit. nach: Zöllner, a.a.O. S. 24.
- 136 Burma Gazette. Weekly Budget. 17.06.1940. Zit. nach: Zöllner, a.a.O., S. 25.
- 137 Zit. nach: Zöllner, ebd.
- 138 Zich, a.a.O., S. 128.
- 139 U Thet Thun: Interview am 08.11.2003. Rangun, heute Yangon, Myanmar.
- 140 Zich, a.a.O., S. 129.
- 141 Fay, Peter Ward: The Forgotten Army. India's Armed Struggle for Independence 1942-1945. Ann Arbor 1993. S. 243.
- 142 Zich, a.a.O., S. 129.
- 143 U Hla Tun: Interview am 08.11.2003. Pegu, Myanmar.
- 144 Zit. nach: Taylor, a.a.O., S. 166.
- 145 Zit. nach: Zöllner, a.a.O., S. 26.
- 146 Taylor, a.a.O., S. 168ff.
- 147 Dear/Foot, a.a.O., S. 796.
- 148 Interview U Thet Thun, a.a.O.
- 149 U Khin: U Hla Pe's Narrative of the Japanese Occupation of Burma. Ithaca 1961.
- 150 Beattie, Rod: Interview am 05.11.2003. Kanchanaburi, Thailand.
- 151 Cope, Hugh: Interview am 04.11.2003. Kanchanaburi, Thailand.
- 152 Nach Unterlagen des Museums stammten viele vergessene Opfer von den indonesischen Inseln Java, Sumatra und Borneo (Niederländisch-Indien). Auch dort kamen unzählige Zwangsarbeiter unter dem japanischen Besatzungsregime ab 1942 um.
- 153 Latuihamallo, Peter: Interview am 15.11.2002. Jakarta, Indonesien.
- 154 Fremerey, Michael: Indonesien. In: Nohlen, Dieter; Nuscheler, Franz (Hg.): Handbuch der Dritten Welt. Band 7. Südasiens und Südostasien. Bonn 1994 (3., völlig neu bearbeitete Aufl.). S. 384 ff.; Fieldhouse, David K.: Die Kolonialreiche seit dem 18. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1965, S. 278ff.
- 155 Zich, a.a.O. S. 128.
- 156 Reid, Anthony: Indonesia: From Briefcase to Samurai Sword. In: McCoy, a.a.O. S. 19.
- 157 Toer, Pramoedya Ananta: Stilles Lied eines Stummen. Aufzeichnungen aus Buru. Bad Honnef 2000. S. 191.
- 158 Van Langenberg, Michael: North Sumatra 1942-1945. The Onset of a National Revolution. In: McCoy, a.a.O., S. 49 ff.
- 159 Pluvier, Jan: Unterdrückung und Unterstützung. Die Politik Japans angesichts des indonesischen Nationalismus im Zweiten Weltkrieg. In: südostasien informationen. 2, 1995. S. 43.
- 160 Reid, a.a.O., S. 22.
- 161 Ebd., S. 17.
- 162 Toer, a.a.O. S. 191, 184f.
- 163 Toer, Pramoedya Ananta: Interview am 31.05.2002. Zürich, Schweiz.
- 164 Toer, S. 185.
- 165 Ebd.
- 166 Zit. nach: südostasien informationen. 2, 1995. S. 41.
- 167 Toer, a.a.O., S. 191f.
- 168 Pluvier, Jan: Die indonesische Untergrundbewegung im Zweiten Weltkrieg. In: südostasien informationen. 2, 1995. S. 48.
- 169 Reid, a.a.O., S. 17.
- 170 Zit. nach Banning, Jan: Sporen van oorlog. Overlevenden van de Birma- en de Pakanbaroe-spoorweg. (Spuren des Krieges. Überlebende der Burma- und Pakanbarubahn). Utrecht 2003. S. 125-127. Übersetzung aus dem Niederländischen: José Angelito U. Hardillo (Rotterdam) und Rainer Werning.
- 171 Turner, Michele: Telling East Timor. Personal Testimonies 1942-1992. Kensington 1992. (Hier: Landman, Jim: When they misbehaved we killed them, S. 35.)
- 172 Ebd. (Hier: Alfred Pires: The Boy with the red Lepa, S. 37ff.)
- 173 Ebd. (Hier: Quintao, Paulo: The Head is the same Form as the Feet, S. 46 ff.)
- 174 Ebd., S. 52.
- 175 Vgl. weitere Literatur: Dunn, James: Timor. A People Betrayed. Milton 1983; Schlicher, Monika: Portugal in Ost-Timor. Hamburg 1996; Wray, Christopher C.H.: Timor 1942. Australian Commandos at War with the Japanese. Victoria 1987.
- 176 José, Ricardo Trota: Interview im Januar 2000. Manila, Philippinen.
- 177 Taruc, Luis: Interview im Januar 2000. Quezon City, Philippinen.
- 178 José, Francisco Sionil: Interview im Januar 2000. Manila, Philippinen.
- 179 Lapham, Robert/Norling, Bernard: Lapham's Raiders. Guerrillas in the Philippines 1942-1945. Lexington 1996.
- 180 Liang Shang Wan; Cai Jian Hua: The Wha Chi Memoirs. Manila 1998.
- 181 Interview Ricardo Trota José, a.a.O.
- 182 Interview Francisco Sionil José, a.a.O.
- 183 Ami, Musa O.: Interview im März 2000. Zamboanga City, Philippinen.
- 184 Mastura, Adul Aziz: Interview im November

2002. Cotabato City, Philippinen.
- 185 Ajiji, Hadji Abundi: Interview im März 2000. Jolo City, Philippinen.
- 186 Hardillo, Buenafortuna U.: Interviews am 01.11.2002. Canlubang, Philippinen, und am 15.11.2004, Rom, Italien.
- 187 Interview Ricardo Trota José, a.a.O.
- 188 Aluit, Alfonso J.: *By Sword and Fire. The Destruction of Manila in World War II*, 3 February-3 March 1945. Manila 1994. Zit. nach: südostasien informationen. 2, 1995. S. 58.
- 189 Ebd.
- 190 Zit. nach: Smith, Robert A.: *Philippine Freedom 1946-1958*. New York 1958. S. 115.
- 191 Zit. nach: Aluit, a.a.O., S. 1.
- 192 Interview Francisco Sionil José, a.a.O.
- 193 *The Philippine Star*, 09.01.2000.
- 194 Übersetzungen aus dem Tagalog für dieses Kapitel besorgte Mary Lou U. Hardillo, Vorsitzende von Babaylan, einem Netzwerk von in Europa lebenden Filipinas. Weiterführende Literatur: De Viana, Augusto V.: *Kulaboretor! The Issue of Political Collaboration During World War II*. Manila 2003. Ikehata, Setsuho; José, Ricardo Trota (Hg.): *The Philippines under Japan. Occupation Policy and Reaction*. Quezon City 1999. San Juan, Epifanio: *After Post-Colonialism. Re-mapping Philippines-United States Confrontations*. Lanham 2000.
- 195 Vgl. Cumings, Bruce: *Napalm über Nordkorea. Der Vernichtungsfeldzug der US Air Force*. In: *Le Monde Diplomatique*. Dezember 2004.
- 196 Zit. nach: Ebd.
- 197 Heberer, Thomas: *Volksrepublik China*. In: Nohlen u.a., a.a.O. S. 64ff. und: Louven, Erhard: *Taiwan*. Ebd., S. 230ff.
- 198 Wilke-Launer, Renate: *Hongkong*. In: Nohlen u.a., a.a.O., S. 257 ff.
- 199 Giesenfeld, Günter: *Land der Reisfelder. Vietnam, Laos, Kampuchea*. Köln 1984. S. 95ff.
- 200 Zit. nach: Balsen, Werner; Rössel, Karl: *Hoch die Internationale Solidarität*. Köln 1986. S. 133; siehe auch Giesenfeld, a.a.O. S. 111.
- 201 Kotte, Heinz; Siebert, Rüdiger: *Der Traum von Angkor. Kambodscha. Vietnam. Laos. Bad Honnef 2000*. S. 127.
- 202 Rüländ, Jürgen: *Thailand*. In: Nohlen u.a., a.a.O., S. 528ff. und Batson, Benjamin A.: *Siam and Japan: The Perils of Independence*. In: McCoy, a.a.O., S. 276ff.
- 203 Sielaff, Rüdiger: *Malaysia*. In: Nohlen u.a., a.a.O. S. 457 ff. und Reddies, Bernd: *Singapur*. Ebd., S. 505ff.
- 204 *Nach: Watch Indonesia e.V.: Infodienst Indonesien und Osttimor*, Nr. 27. Berlin (April-Mai) 2004.
- 205 Prager, Susanne: *Myanmar/Birma*. In: Nohlen u.a., a.a.O. S. 259ff.
- 206 Nehru ernannte seinen Vertrauten Arathil Candeth Narayan Nambiar 1955 zum ersten Botschafter der Indischen Union in der BRD. Hier unterhielt er enge Kontakte zu anderen ehemaligen Mitgliedern und Offizieren der Indischen Legion in der Waffen-SS, darunter Adalbert Seifriz, ehemals Legionsadjutant und Oberleutnant, nach dem Krieg Minister für Bundesangelegenheiten in Baden-Württemberg. Gemeinsam gründeten sie die Deutsch-Indische Gesellschaft, die 2003 ihr 50-jähriges Bestehen feierte und in ihrer Festschrift darauf hinwies, dass die Gründer »während des Krieges in dem indischen Regiment Dienst taten, das auf deutscher Seite eingesetzt war« (vgl. Kuhlmann, a.a.O. S. 333 und 349f.).
- 207 Ohno, Takushi: *War Reparations and Peace Settlements*. Manila 1986. S. 10.
- 208 Ebd., S. 21.
- 209 Ebd., S. 14f.
- 210 Ebd., S. 25f.
- 211 Ebd., S. 219f.
- 212 Ebd., S. IX.
- 213 Kitaoka, Yuri: *Forgotten Korean Victims*. In: *WISE News Communiqué*, 28.03.1993. Zit. nach: www.antenna.nl/wise/index.html.
- 214 *The Children of the Atom. The Cases of the Second Generation Atom-bomb Victims*. Seoul 1986. Erstellt im Auftrag der Korea Church Women United von Park Soo-Bok.
- 215 Zit. nach: *Im Auge des Taifuns. Atomare Schicksale und Strategien in Korea*. Tübingen 1987. S. 21.

OZEANIEN

- 1 Zit. nach: Gründer, a.a.O., S. 78-80.
- 2 *Entwicklungspolitische Korrespondenz* (Hg.): *Deutscher Kolonialismus – Materialien zur Hundertjahrfeier 1984*. Hamburg 1983. S. 68.
- 3 *Australian Institute of Aboriginal and Torres Strait Islander Studies*; Horton, David (Hg.): *The Encyclopaedia of Aboriginal Australia. Volume 2*. Canberra 1994. S. 765f.
- 4 Reynolds, Henry: *With the White People. The Crucial Role of Aborigines in the Exploration and Development of Australia*. Ringwood, Victoria 1990. S. 57.
- 5 Gründer, a.a.O., S. 127.
- 6 Stanley, David: *South Pacific Handbook*. Chico, California USA, 1996. S. 667.
- 7 *Les Kanak et la Grande Guerre 1914-1918*. Dossier in: Mwà Véeé. *Revue culturelle Kanak* 11. Nouméa, Neukaledonien, Dezember 1995. S. 22ff.
- 8 Gründer, a.a.O., S. 316.
- 9 Hiery, Hermann Joseph: *The Neglected War. The German South Pacific and the Influence of World War I*. University of Hawaii Press 1995. S. 229, 249.
- 10 Garrett, Jemima: *Island Exiles. ABC Correspondent Jemima Garrett Tells the Story of how the Nauru and its People Survived Japanese Captivity and Starvation*. Australian Broadcasting Corporation. Sydney 2001. S. 1-25.
- 11 Blaisdell, Kekuni: Interview im September 1999, Oahu, Hawaii.
- 12 Keko'olani-Raymond, Napua: Interview im September 1999, Arue, Tahiti.
- 13 Trask, Haunani-Kay: Interview im September 1999. Honolulu, Hawaii.
- 14 Ebd.
- 15 Martínez, Daniel: Interview im September 1999, Pearl Harbor, Oahu, Hawaii.
- 16 White, Geoffrey M. (Hg.): *Remembering the Pacific War. Occasional Paper 36*. Center for Pacific Islands Studies. School of Hawaiian, Asian & Pacific Studies. University of Hawai'i at Manoa. Honolulu 1991. S. 5.
- 17 Ebd., S. 6.
- 18 Ebd., S. 7.
- 19 Laracy, Hugh; White, Geoffrey (Hg.): *Taem*

- Blong Faet. World War II in Melanesia. 'O'O. A Journal of Solomon Islands Studies. Special Issue. 4, 1988. S. 48f.
- 20 Ebd., S. 51f.
- 21 Ebd., S. 65.
- 22 White, a.a.O., S. 9f.
- 23 Cartier, Raymond: Der Zweite Weltkrieg. Band 1: 1939-1942. München o. J. S. 431f.
- 24 White/Lindstrom, a.a.O., S. 212, 224.
- 25 White/Lindstrom, a.a.O., S. 205f.
- 26 White, a.a.O., S. 8.
- 27 Ebd.
- 28 Ebd., S. 10.
- 29 Laracy/White, a.a.O., S. 69.
- 30 Ebd., S. 71.
- 31 Sekiguchi, Noriko (Regie): Senso Daughters. Australien 1990. Dokumentarfilm über Zwangsprostituierte der japanischen Militärs im Zweiten Weltkrieg.
- 32 Sinclair, James: To Find a Path. The Life and Times of the Royal Pacific Islands Regiment. Volume 1. Yesterday's Heroes 1885-1950. Brisbane 1990. S. 124.
- 33 Ebd., S. 212.
- 34 Ebd.
- 35 Laracy/White, a.a.O., S. 66.
- 36 Sinclair, a.a.O., S. 171.
- 37 Ebd., S. 275.
- 38 Ebd.
- 39 Ebd., S. 279.
- 40 Ebd., S. 131.
- 41 Ebd.
- 42 Ebd., S. 209.
- 43 White/Lindstrom, a.a.O., S. 62ff. Das Gespräch hat Geoffrey M. White am 2. Juli 1983 in Buala, Santa Isabel aufgezeichnet, hier leicht gekürzte Übersetzung.
- 44 Laracy/White, a.a.O., S. 145f.
- 45 White/Lindstrom, a.a.O., S. 361.
- 46 Laracy/White, a.a.O., S. 102.
- 47 Solomon Islands College of Higher Education; University of the South Pacific (Hg.): Bikfala Faet. Olketa Solomon Aelanda Rimembarem Wol Wo Tu. The Big Death. Solomon Islanders Remember World War II. Honiara (Solomon Islands). Suva (Fidschi) 1988. S. 148.
- 48 Laracy/White, a.a.O., S. 21f.
- 49 Richter, Don: Where the Sun Stood Still. The Untold Story of Sir Jacob Vouza and the Guadalcanal Campaign. 50th Anniversary. Tawe, California 1992. S. 379.
- 50 Solomon Islands College of Higher Education/University of the South Pacific, a.a.O., S. 145.
- 51 National Geographic News, 20. November 2002.
- 52 Oral Accounts from Solomon Islanders. In: Laracy/White, a.a.O., S. 85ff.
- 53 Chamberlain, Ted: »JFK's Island Rescuers Honored at Emotional Reunion«. In: National Geographic News, 20. November 2002.
- 54 White/Lindstrom, a.a.O., S. 161 ff., leicht gekürzte Übersetzung.
- 55 Ebd., S. 375.
- 56 Ebd., S. 382ff.
- 57 Phineas, Herbert Samuel: Interview im Oktober 1999, Apia, Samoa.
- 58 Peleti, Samuel Paus: Interview im September 1999, Apia, Samoa.
- 59 Ebd.
- 60 Ravuvu, Aselesela: Interview im September 1999, Suva, Fidschi-Inseln.
- 61 Ravuvu, Aselesela: Fijians at War 1939-1945. Institut of Pacific Studies. University of the South Pacific. Suva 1974. S. 13.
- 62 Interview Aselesela Ravuvu, a.a.O.
- 63 Ravuvu, a.a.O., S. 42.
- 64 Ebd., S. 26.
- 65 Interview Aselesela Ravuvu, a.a.O.
- 66 Ravuvu, a.a.O., S. 9f.
- 67 Ebd., S. 55.
- 68 Ebd., S. 57.
- 69 Interview Aselesela Ravuvu, a.a.O.
- 70 White/Lindstrom, a.a.O., S. 302. Andere Quellen sprechen von etwa 15.000.
- 71 White, a.a.O., S. 48.
- 72 Lindstrom, Lamont; White, Geoffrey M.: Island encounters. Black and White Memories of the Pacific War. Based in Part on a Photographic Exhibition which Opened March 30. 1987 at the East-West Center, Honolulu, Hawaii. Washington, London 1990. S. 106.
- 73 White/Lindstrom, a.a.O., S. 32. Andere Quellen sprechen von 1.300.
- 74 Ebd., S. 401.
- 75 Moon, Margaret and Bruce: Ni-Vanuatu Memories of World War II. Diamond Harbour, New Zealand, 1999. S. 61f.
- 76 White, a.a.O., S. 51.
- 77 White/Lindstrom, a.a.O., S. 408.
- 78 Ebd., S. 403.
- 79 Moon, a.a.O., S.44f.
- 80 Ebd., S. 45.
- 81 Moodie, Peter: Interview im Oktober 1999, Efate, Vanuatu.
- 82 Moon, a.a.O., S. 12. Lamont Lindstrom spricht von mehr als 40.000 fest stationierten US-Soldaten auf Espiritu Santo und »Hunderttausenden«, die dort Zwischenstation machten. In: White, a.a.O., S. 48.
- 83 Ebd., S. 100.
- 84 Falu, Perei: Interview im Oktober 1999, Espiritu Santo, Vanuatu.
- 85 Moon, a.a.O., S. 104.
- 86 Interview Falu Perei, a.a.O.
- 87 Moon, a.a.O. S. 85.
- 88 Ebd., S. 112.
- 89 Die Beschreibung der John-Frum-Bewegung beruht auf Berichten des Anthropologen Lamont Lindstrom. Vgl. White/Lindstrom, a.a.O., S. 398 ff., White, a.a.O., S. 53 ff.
- 90 White/Lindstrom, a.a.O., S. 405.
- 91 Ebd.
- 92 White, a.a.O., S. 54.
- 93 White, a.a.O., S. 55.
- 94 Toullelan, Pierre-Yves: Encyclopédie de la Polynésie. Band 7. La France en Polynésie 1842-1960. Papeete, Tahiti, 1986. S. 85.
- 95 Zu den Auseinandersetzungen zwischen Vichy-Sympathisanten und de-Gaulle-Anhängern in den Pazifikkolonien s. Aldrich, Robert: France and the South Pacific since 1940. University of Hawaii Press. Honolulu, 1993.
- 96 Toullelan, a.a.O., S. 100.
- 97 Kurtovitch, Ismet: Interview im Oktober 1999, Nouméa, Neukaledonien.
- 98 Quand les Kanak découvraient l'Amérique. Dossier in: Agence de developement de la culture kanak (ADCK/Centre Tjibaou) (Hg.): Mwà Véeé – Revue culturelle kanak, 23, Januar/Februar/März 1999. S. 22.
- 99 Aldrich, a.a.O., S. 14.
- 100 ADCK/Centre Tjibaou, a.a.O., S. 12.
- 101 Toullelan, a.a.O., S. 129.

- 102 Kurtovitch, Ismet: *La Vie Politique en Nouvelle-Calédonie. 1940-1953.* Nouméa o. J. S. 445.
- 103 Kurtovitch, Ismet: *Du Régime fiscal pendant la Seconde Guerre Mondiale.* In: *Etudes Mélanésiennes, Bulletin Périodique de la Société des Etudes Mélanésiennes*, 30, März 1996. S. 8.
- 104 Stahl, Paul-Jean: *1942-1945. Les Américains en Nouvelle-Calédonie.* Nouméa 1994. S. 13f. ; Toullelan, a.a.O., S. 136f.
- 105 Toromona, Roland: Interview im September 1999, Papeete, Tahiti.
- 106 Jackomos, Alick; Rowell, Darek: *Forgotten Heroes. Aborigines at War from the Somme to Vietnam.* South Melbourne 1993. S. 9f.
- 107 Jackomos, Alick: Interview, Australian Broadcasting Corporation, Tape 94/10/930.
- 108 Jackomos/Rowell, a.a.O., S. 9f.
- 109 1901 wurde Australien zwar formal unabhängig, doch das britische Königshaus stellte auch danach das australische Staatsoberhaupt. Noch 1999 scheiterte ein Versuch, die australische Verfassung per Referendum zu ändern und das Land zu einer Republik mit einem gewählten australischen Präsidenten zu machen, und so blieb die britische Queen auch nach der Millenniumswende Australiens Staatsoberhaupt.
- 110 Jackomos/Rowell, a.a.O., S. 9f.
- 111 O'Loughlin, Kevin: Interview im Dezember 1999, Adelaide, Südastralien.
- 112 Jackomos/Rowell, a.a.O., S. 62f.
- 113 Hall, Robert Anthony: Interview im Dezember 1999, Canberra, Australien.
- 114 Hall, Robert Anthony: *The Black Diggers. Aborigines and Torres Strait Islanders in the Second World War.* Canberra 1997. S. 15f.
- 115 Ebd., S. 52.
- 116 Ebd., S. 74.
- 117 Hall, Robert Anthony: *Fighters from the Fringe. Aborigines and Torres Strait Islanders Recall the Second World War.* Canberra, 1995. S. 126.
- 118 Hall (1997), a.a.O., S. 75.
- 119 Ebd., S. 76.
- 120 Hall (1995), a.a.O., S. 121.
- 121 Ebd., S. 4.
- 122 Hall (1997), a.a.O., S. 98f.
- 123 Ebd., S. 100.
- 124 Ebd., S. 108.
- 125 Ebd.
- 126 Ebd., S. 109.
- 127 Ebd., S. 134.
- 128 Ebd., S. 135.
- 129 Ebd., S. 145.
- 130 Ebd., S. 184.
- 131 Ebd., S. 145f.
- 132 Ebd., S. 164.
- 133 Ebd., S. 170.
- 134 Robert Hall hat auch die Geschichte des *Torres Strait Light Infantry Battalion* als Erster systematisch beschrieben, vgl.: Hall (1997) u. (1995); s. hierzu auch: Ball, Desmond (Hg.): *Aborigines in the Defence of Australia.* Sydney 1991; Elizabeth Osborne hat für ihr Buch *Torres Strait Islander Women and the Pacific War*, (Canberra 1997), über die Folgen des Pazifik-Krieges auf den Inseln der Torres-Straße mehr als 150 Interviews vor allem mit Frauen geführt.
- 135 Hall (1997), a.a.O., S. 36.
- 136 Hall (1995), a.a.O., S. 142ff.
- 137 Osborne, a.a.O., S. 16.
- 138 Ebd., S. 23.
- 139 Ebd., S. 55.
- 140 Ebd., S. 84f.
- 141 Hall (1997), a.a.O., S. 34.
- 142 Osborne, a.a.O., S. 110.
- 143 Ebd., S. 109.
- 144 Ebd., S. 110.
- 145 Australian Broadcast Corporation, Tape 91/0/1304-8.
- 146 Cody, John F.: *Official History of New Zealand in the Second World War 1939-45. 28 (Maori) Battalion.* In: *New Zealand Electronic Text Centre*, (<http://www.nzetc.org/etexts/WH2Maor/index.html>).
- 147 Vgl. <http://www.28bn.homestead.com/history.html>
- 148 *No Maori Support für US/UN War*, in: *Class Struggle* 42, December 2001/January 2002.
- 149 Cody, a.a.O., S. 5.
- 150 Ebd., S. 8.
- 151 Ebd., S. 23.
- 152 Ebd., S. 90f.
- 153 Ebd., S. 149.
- 154 Ebd., S. 160.
- 155 Ebd., S. 225.
- 156 Ebd., S. 485.
- 157 McQuarrie, Peter: *Strategic Atolls. Tuvalu and the Second World War.* Macmillian Brown Centre for Pacific Studies. University of Canterbury, Christchurch, New Zealand and Institute of Pacific Studies, University of the South Pacific, Suva, Fiji, 1994. S. 28.
- 158 Ebd., S. 31.
- 159 Neli Lefuka's war years in Funafuti. In: *Australian National University Press: Logs in the Currents of the Sea.* Canberra 1978 (<http://www.tuvaluilands.com>).
- 160 McQuarrie, a.a.O., S. 55.
- 161 Ebd., S. 53.
- 162 Australian National University Press, a.a.O., S. 4.
- 163 McQuarrie, a.a.O., S. 145.
- 164 Ebd., S. 145.
- 165 Ebd., S. 131.
- 166 Ebd., S. 135.
- 167 Resture, Jane: *The Banaba, Republic of Kiribati, Message Forum; The Story of Kabunare, Wortlaut der Zeugenaussage von Kabunare beim Kriegsverbrecherprozess gegen den japanischen Kommandanten Suzuki Naooimi im April 1946 in Rabaul, Papua Neuguinea* (<http://www.janeresture.com>).
- 168 Garrett, a.a.O., S.28.
- 169 Ebd., S. 30.
- 170 Ebd., S. 34.
- 171 Ebd., S. 35.
- 172 Ebd., S. 36.
- 173 Ebd., S. 45.
- 174 Ebd., S. 52.
- 175 Ebd., S. 54.
- 176 Ebd., S. 58f.
- 177 Ebd., S. 66.
- 178 Ebd., S. 62.
- 179 Ebd., S. 68.
- 180 Ebd., S. 70.
- 181 Ebd., S. 89.
- 182 Ebd., S. 92.
- 183 Ebd., S. 126.
- 184 Ebd., S. 131.
- 185 Ebd., S. 142.
- 186 Ebd., S. 179f.
- 187 Dossier: *Les Kanak*, a.a.O., S. 132.
- 188 Aufgezeichnet von Laurence Marshall Ca-

- rucci Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre. In: White/Lindstrom, a.a.O., S. 74f.
- 189 Ebd., S. 101f.
- 190 White, a.a.O., S. 134.
- 191 Virtual Museum: Chamorros and Carolinians in World War II at Saipan and Tinian. (http://www.nps.gov/amme/wwii_museum/chamorros_and_Carolinians).
- 192 White 1991
- 193 Eine Rede von Rufo Lujan ist abgedruckt in Pacific Concerns Resource Centre (Hg.): No Te Parau Tia, No Te Parau Mau, No Te Tiamaaraa. For Justice Truth and Independence. Report of the 8th Nuclear Free & Independent Pacific (NFIP) Conference. Arue, Tahiti, Te Ao Maohi (French Polynesia), 20-24 September 1999. Suva, Fidschi, 2000. S. 45.
- 194 Lujan, Rufo: Interview im September 1999, Arue, Tahiti, Polynesien.
- 195 White, a.a.O., S. 140f.
- 196 Interview Rufo Lujan, a.a.O.
- 197 White/Lindstrom, a.a.O., S. 282.
- 198 Ebd., S. 287.
- 199 Ebd., S. 125f.
- 200 Ebd.
- 201 Ebd., S. 144.
- 202 Ebd., S. 83f.
- 203 Laracy/White, a.a.O., S. 9.
- 204 Vgl. zum Folgenden ebd., S. 7ff.
- 205 White/Lindstrom, a.a.O., S. 12.
- 206 Laracy/White, a.a.O., S. 66.
- 207 Maiava, Josefa: Nuclear Free and Independent Pacific Conference (NFIP), November 1987, Manila, Philippinen.
- 208 White/Lindstrom, a.a.O., S. 143.
- 209 Bedor, Roman: Interview, Nuclear Free and Independent Pacific Conference (NFIP), November 1987, Manila, Philippinen.
- 210 Ebd.
- 211 Ebd.
- 212 Johnson, Giff: Interview im November 1987, Nuclear Free and Independent Pacific Conference, Manila, Philippinen.
- 213 Keju, Darlene: Interview im November 1987, Nuclear Free and Independent Pacific Conference (NFIP), Manila, Philippinen.
- 214 Pacific Conference of Churches (Hg.); Siwativau, Suliana; Williams, B. David: A Call to a New Exodus. An Anti-Nuclear Primer for Pacific People. Suva 1982.
- 215 Interview Darline Keju, a.a.O.
- 216 Senituli, Lopeti: Interview im September 1999, Suva, Fidschi-Inseln.
- 217 School of Social and Economic Development – The University of the South Pacific (Hg.): A New Oceania. Suva/Fiji 1993, S. 10.
- 218 Hau'ofa, Epeli: Interview September 1999, Suva, Fidschi.

ABBILDUNGSNACHWEIS

FOTOS:

Australian War Memorial, Canberra

31, 321 oben, 325 unten, 326 unten, 329, 362, 363, 369, 372, 373

Bundesarchiv, Koblenz

16, 17, 51, 53, 54 oben, 82, 96, 190, 195, 198, 199, 201, 202, 203, 212, 259, 260

Bundesarchiv-Filmarchiv, Berlin

152

Central Zionist Archives, Jerusalem

185, 206, 207, 208

Department of Defence Documentation

Centre, Pretoria

49, 84, 85, 86, 87, 88, 104, 120 unten

Franklin D. Roosevelt Library Digital

Archives, Hyde Park, New York

226

George Rodger, Magnum, Agentur Focus, London/Paris

3, 15, 19, 21, 22, 63, 64 oben, 89 unten, 106, 107, 108, 109, 179, 192, 196, 197, 262 unten, 273

Imperial War Museum, London

64 u., 66, 67, 68, 70 u., 71, 73, 74 o., 76, 77, 159, 173, 177, 262, 263, 270 unten

Informationsstelle Lateinamerika, Bonn

169, 170, 172

Jan Banning, laif, Köln

281

Koloniales Bildarchiv der Universitätsbibliothek, Frankfurt am Main

310, 311

Kreisheimatmuseum, Luckenwalde

145, 148 unten

Mémorial du Maréchal Leclerc de Hauteclouque et de la libération de Paris - Musée Jean Moulin, Paris

110

National Archives (U.S. Airforce, U.S. Army, U.S. Navy, U.S. Marine Corps, U.S. Signal Corps), Washington

14, 18, 81 unten, 102, 130, 149, 155, 156, 157, 227, 270 oben, 277, 287, 293, 320, 321 unten, 323, 324, 326 oben, 330, 332, 333, 335, 336, 337, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 349, 352, 354, 355, 359, 365, 380 oben, 392, 397

Privatarchiv Jane Resture, Banaba, Kiribati

380 unten, 381, 382

Privatarchiv Prof. Janosz Riesz, Bayreuth

50, 54 unten, 150

Privatarchiv Cobby Eckermann, Adelaide, Australien

374

Service des archives de la Nouvelle- Calédonie: Album Elmer J. Williams (1 Num 12 und 119Fi), Nouméa

357, 358, 360

Städtisches Archiv der Gedenkstätte Stalag VII A, Moosburg an der Isar

148 oben

Standfotos aus dem Dokumentarfilm *Angels of War*, Andrew Pike, Canberra

322, 325 oben, 327, 331

Weltchronik, Rainer Detering, Karlsruhe

57 oben

Alle übrigen Fotos stammen aus den Privatarchiven der Autoren und Autorinnen sowie des Verlags in Berlin, Bonn, Hamburg und Köln. Wir danken allen, die uns Fotos zur Verfügung gestellt haben, für die freundliche Kooperation und die Genehmigungen zum Abdruck. In einzelnen Fällen ist es uns nicht gelungen, die Herkunft der Fotos zu ermitteln. Mögliche Rechteinhaber bitten wir, sich an den Verlag zu wenden.

KARTEN:

Zu Indien/Burma (Seite 210 rechts): Entwurf Jürgen Clemens, Kartografie: N. Ham; alle anderen Karten von Klaus Viehmann und Holger Deilke

LITERATUR UND FILME

Kolonialpläne der Nazis

Kum'a Ndumbe III., Alexandre: Was wollte Hitler in Afrika? NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas. Frankfurt/M. 1993.

Standardwerk über die Kolonialpläne der Nazis, die hier detailliert anhand historischer Quellen dokumentiert sind.

Spanischer Bürgerkrieg

Correa-Lugo, Victor de: América Latina y la Guerra Civil Española. O.O., o.J.

Guter Überblick über die Rolle Lateinamerikas im Spanischen Bürgerkrieg und die Beteiligung von Lateinamerikanern in den Internationalen Brigaden. Ist im Internet abrufbar: www.rebelion.org/spain/040114correa.pdf.

Eisenbürger Gert: Interview mit Willi Israel. In: Informationsstelle Lateinamerika (ila), Mai 1997.

Gespräch mit dem deutsch-jüdischen Kommunisten aus Montevideo über lateinamerikanische Solidaritätsaktionen für die Republikaner in Spanien.

Höpp, Gerhard: Salud wa Salam. Araber im Spanischen Bürgerkrieg. In: INAMO 33/2003.

Neben Tausenden »Moros«, die Franco für seine Putschistenarmee in Nordafrika rekrutierte, gab es, wie dieser Aufsatz belegt, auch Araber auf Seiten der Republikaner.

Lustiger, Arno: Schalom Libertad! Juden im Spanischen Bürgerkrieg. Frankfurt/M. 1989.

Tausende jüdische Freiwillige, darunter einige hundert aus Palästina, kämpften auf Seiten der Republikaner. Das Buch erinnert an ihre Beweggründe und Einsätze.

Anglophones Afrika

Dumett, Raymond: Africa's Strategic Minerals During the Second World War. In: Journal of African History. 26, 1985.

Untersuchung über die Ausbeutung afrikanischer Rohstoffe für die Kriegswirtschaft der beteiligten (Kolonial-)Mächte.

Echenberg, Myron: Colonial Conscripts. The Tirailleurs Sénégalais in French West Africa 1857-1960. Portsmouth, London 1991.

Geschichte der Kolonialsoldaten in französischen Diensten, angereichert mit Augenzeugenberichten. Erschienen in der Reihe »Social History of Africa« – ein unverzichtbares Standardwerk.

Grundlingh, Louis: Soldiers and Politics: A Study of the Political Consciousness of Black South African Soldiers during and after the Second World War. In: Historia. 2, 1991. S. 55-66.

Einer von zahlreichen Aufsätzen des Autors, der die Perspektive schwarzer südafrikanischer Soldaten berücksichtigt und lange Zeit der einzige Historiker war, der sich damit beschäftigte.

Kaggia, Bildad: Roots of Freedom 1921-1963. Nairobi 1975.

Eine der wenigen Autobiographien von Kolonialsoldaten. Der Autor erzählt, wie er mit den *King's African Rifles* in den Zweiten Weltkrieg zog, und reflektiert den Einfluss der Kriegserlebnisse auf sein späteres Wirken als Befreiungskämpfer.

Killingray, David; Rathbone, Richard: Africa and the Second World War. New York 1986.

Eine der frühesten Untersuchungen zum Thema; inzwischen ein Standardwerk.

Die Literatur über den Zweiten Weltkrieg ist kaum überschaubar. Wer das Stichwort in Deutsch, Englisch oder Französisch in ein Suchsystem im Internet eingibt, wird auf Tausende Publikationen stoßen. Die hier präsentierte Liste enthält Titel, in denen Wesentliches über die Rolle der Dritten Welt im Zweiten Weltkrieg zu finden ist oder die von Zeitzeugen, beziehungsweise aus deren Perspektive, geschrieben sind.

Pankhurst, Richard: History of the Ethiopian Patriots (1936-1940). In: Addis Tribune. Addis Abeba, Juli 1998.

Einer von vielen lesenswerten Aufsätzen des Autors, der die Geschichte des Widerstands der äthiopischen Befreiungskämpfer – »patriots« genannt – gegen die italienischen Invasoren intensiver erforscht hat als jeder andere und von dem sich dazu zahlreiche weitere Publikationen im Internet und in äthiopischen Zeitungen finden.

Parsons, Timothy H.: The African Rank and File. Social Implications of Colonial Military Service in the King's African Rifles, 1902-1964. Portsmouth, Oxford, Cape Town, Nairobi, Kampala 1999.

Das lesenswerte und gut recherchierte Standardwerk über die britischen Kolonialsoldaten der *King's African Rifles*, erschienen in der Reihe »Social History of Africa«, basiert auf zahlreichen Interviews mit afrikanischen Veteranen.

Shiroya, O.J.E.: Kenya and World War II. African Soldiers in the European War. Nairobi 1985.

Eine der ersten materialreichen Untersuchungen eines afrikanischen Historikers zum Thema, das am Beispiel von Kenia auch die Auswirkungen des Krieges auf den anschließenden Befreiungskampf untersucht.

Westcott, Nicolas James: The Impact of Second World War on Tanganyika. University of Cambridge, 1982.

In dieser 300 Seiten umfassenden Doktorarbeit greift der Autor nicht nur auf offizielle britische Quellen zurück, sondern auch auf Berichte von Augenzeugen und politische Analysen von Intellektuellen aus Tanganjika über die ökonomischen und sozialen Folgen des Krieges in der britischen Kolonie.

Frankophones Afrika

Africultures Nr. 25: Tirailleurs en images. Nyons, Februar 2000.

Schwerpunktheft der in Frankreich herausgegebenen afrikanischen Kulturzeitschrift über das Bild der afrikanischen Kolonialsoldaten in Literatur und Film mit Beiträgen zum historischen Hintergrund und Berichten von Augenzeugen.

Akpo-Vaché, Cathérine: L'AOF et la seconde guerre mondiale (septembre 39 – octobre 45). Khartala 1996.

Studie der französischen Historikerin über die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs in der Kolonie Französisch-Westafrika, zu der die heutigen Länder Senegal, Elfenbeinküste, Mali, Burkina Faso, Mauretania, Niger und Guinea gehörten.

Benot, Yves: Massacres coloniaux. 1944-1950: La IV^e République et la mise au pas des colonies françaises. Paris 2001.

Dokumentation von Massakern der französischen Armee in den Kolonien in der Endphase des Zweiten Weltkriegs – im senegalesischen Thiaroye (1944) und im algerischen Sétif (1945) – und in den ersten Nachkriegsjahren – in Vietnam (1946), Madagaskar und Marokko (1947) und in der Elfenbeinküste (1949/50).

Cantier, Jacques: L'Algérie sous le Régime de Vichy. Paris 2002.

Französische Untersuchung über die Politik der Kollaborationsregierung von Vichy in Algerien, die aus der Kolonie nicht nur Rohstoffe für die deutsche Kriegführung herbeischaffte, sondern mit antisemitischen Sondergesetzen auch die Verfolgung der Juden auf afrikanischem Boden fortsetzte.

Conombo, Joseph Issoufou: Souvenirs de Guerre d'un »Tirailleur Sénégalais«. Mémoires Africaines. Paris 1989.

Schon 1976 in Ouagadougou erschienen, aber erst 15 Jahre später in Frankreich publiziert: Autobiographie eines Kolonialsoldaten, der mit den Truppen de Gaulles für die Befreiung Europas vom deutschen Faschismus kämpfte und später Premierminister seines Landes Obervolta (heute: Burkina Faso) wurde.

Lawler, Nancy: Soldats d'Infortune. Les Tirailleurs Ivoiriens de la II^e guerre mondiale. Paris 1996.

Studie der US-amerikanischen Historikerin über die Rolle und Behandlung von Kolonialsoldaten aus der Elfenbeinküste, die 1939 zunächst mit der französischen Armee gegen Nazi-Deutschland kämpften, ab 1940 der Kollaborationsregierung Vichys unterstanden und sich 1943 den Truppen des Freien Frankreich anschlossen.

Levisse-Touzé, Christine: L'Afrique du Nord dans la guerre 1939-1945. Paris 1998.

Umfangreiche Studie der Leiterin des Pariser Widerstandsmuseums Jean Moulin über die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs in den französischen Kolonien in Nordafrika.

Onana, Charles: La France et ses tirailleurs. Enquête sur les combattants de la République. Paris 2003.

Untersuchung über die diskriminierende Behandlung und Entlohnung von Kolonialsoldaten durch die französischen Streitkräfte und Regierungen in den Jahren 1939 bis 2003.

Riesz, János; Schultz, Joachim (Hg.): »Tirailleurs Sénégalais«. Frankfurt, Bern, New York, Paris 1989.

Aufsätze in deutscher und französischer Sprache »zur bildlichen und literarischen Darstellung afrikanischer Soldaten im Dienste Frankreichs«.

Rives, Maurice; Dietrich, Robert: Héros méconnus. Mémorial des Combattants d'Afrique Noire et de Madagascar. Paris 1993.

Publikation mit zahlreichen Fotos und Beschreibungen der afrikanischen Kolonialeinheiten in den französischen Streitkräften sowie ihrer Einsätze im Ersten und Zweiten Weltkrieg.

Schwarze im Nationalsozialismus

Achenbach, Marina: Wunderbare Fasia Jansen. Düsseldorf 2004.

Biographie der schwarzen Deutschen Fasia Jansen, die ihre Kindheit in Nazideutschland verlebte und in der BRD zur Frauen- und Friedensaktivistin wurde.

Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette: Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche »Besatzungskinder« im Nachkriegsdeutschland. Berlin 2002.

Eine Fortsetzungsgeschichte des deutschen Rassismus nach 1945 – afrodeutsche Kinder betreffend.

Maillet, Michèle: Schwarzer Stern. Berlin 1994.

Roman über das Schicksal einer Schwarzen, die aus Frankreich in ein deutsches KZ deportiert wird.

Martin, Peter; Alonzo, Christiane (Hg.): Zwischen Charleston und Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus. Hamburg, München 2004.

Sammelband (mit zahlreichen Fotos und Dokumenten) über Leben und Überleben von Schwarzen unter der NS-Herrschaft und über die Ermordung schwarzer Zivilisten und Kriegsgefangener durch die deutschen Faschisten.

Massaquoi, Hans Jürgen: »Neger, Neger, Schornsteinefeger«. Meine Kindheit in Deutschland. Bern 1999.

Autobiographie des Autors mit ausführlicher Beschreibung seiner Kindheit im Nationalsozialismus.

Reed-Anderson, Paulette: Berlin und die afrikanische Diaspora. Berlin 2000.

Texte und Bilder einer Ausstellung über Schwarze in Berlin vom 19. Jahrhundert bis heute.

Lateinamerika und Karibik

Eisenbürger, Gert (Hg.): Lebenswege – 15 Biographien zwischen Europa und Lateinamerika. Hamburg 1995.

Der Sammelband enthält ein ausführliches Interview mit Gilberto Bosques und Porträts jüdischer und antifaschistischer Flüchtlinge, die nach Lateinamerika ins Exil gingen.

Fariás, Victor: Die Nazis in Chile. Berlin/Wien 2002.

Am Beispiel seines Heimatlandes beschreibt der chilenische Philosoph die außenpolitischen Expansionsstrategien des NS-Staates und benennt auch die chilenischen Funktionäre und Diplomaten, die kollaboriert und nach dem Krieg hohen Nazi-funktionären in Chile Unterschlupf gewährt haben.

Kießling, Wolfgang: Exil in Lateinamerika. 2., erw. Auflage. Leipzig 1984.

Standardwerk der DDR-Wissenschaft aus parteikommunistischer Sicht.

Kroch, Ernesto: Heimat im Exil – Exil in der Heimat. 2., erw. Auflage. Berlin, Hamburg 2004.

Autobiographie des deutsch-jüdischen Kommunisten aus Breslau, der nach seiner KZ-Haft nach Uruguay ins Exil ging. Spannende Schilderung der antifaschistischen Aktivitäten in Montevideo während des Zweiten Weltkriegs.

Lieser, Jürgen: »Unser Reichtum hat immer unsere Armut hervorgebracht«. Bonn/Trier 1981.

Faktenreiches Buch über den Ressourcenabfluss aus Lateinamerika am Beispiel Boliviens mit einem ausführlichen Kapitel zum Zweiten Weltkrieg.

Müller, Jürgen: Nationalsozialismus in Lateinamerika: Die Auslandsorganisation der NSDAP in Argentinien, Brasilien, Chile und Mexiko, 1931-1945. Stuttgart 1997.

Materialreiche Dissertation zur Rolle der NDSAP-AO in Lateinamerika und ihrer Beziehungen zu den deutschstämmigen Gemeinden dort.

Niess, Frank: Der Koloss im Norden. Köln 1986.

Untersuchung zur US-amerikanischen Politik gegenüber Lateinamerika im Laufe der Geschichte mit einem Kapitel über die Zeit des Zweiten Weltkriegs.

Pommerin, Reiner: Das Dritte Reich und Lateinamerika. Düsseldorf 1977.

Dissertation über die Politik des NS-Regimes gegenüber Lateinamerika.

Weber, Gaby: »Krauts« erobern die Welt – Der deutsche Imperialismus in Südamerika. Hamburg 1981.

Darstellung des deutschen Einflusses in Lateinamerika von der Zeit der Fugger über das NS-Regime sowie deutsche Nazi-flüchtlinge in der Nachkriegszeit bis zur Einmischung deutscher Konzerne in die lateinamerikanische Politik der Gegenwart.

Zur Mühlen, Patrik von: Fluchtziel Lateinamerika. Die deutsche Emigration 1933–1945: politische Aktivitäten und sozialkulturelle Integration. Bonn 1988.

Gesamtdarstellung der europäischen Fluchtbewegungen nach Lateinamerika während des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs.

Naher Osten

Balke, Rolf: Hakenkreuz im Heiligen Land. Die NSDAP-Landesgruppe Palästina. Erfurt 2001.

Wissenschaftliche Arbeit über die deutschen Siedler in Palästina und ihr Verhältnis zur Auslandsorganisation der NSDAP.

Blum, Howard: Ihr Leben in unserer Hand. Die Geschichte der jüdischen Brigade im Zweiten Weltkrieg. München 2002.

Auf der Grundlage ausführlicher Gespräche mit Beteiligten erzählt der Autor von der Brigade jüdischer Freiwilliger aus Palästina in der britischen Armee, ihren Einsätzen in der Schlusssphase des Zweiten Weltkrieges und von ihren klandestinen Strafaktionen gegen hohe Nazifunktionäre.

Carpi, Daniel: The Axis of Antisemitism. Dollard des Ormeaux 1985.

Studie über den Machtkampf zwischen dem palästinensischen Großmufti Amin el-Husseini und dem irakischen Putschistenführer Raschid Ali al-Ghailani, den beiden hochrangigsten arabischen Kollaborateuren mit den faschistischen Achsenmächten, in ihrem europäischen Exil.

Gensicke, Klaus: Der Mufti von Jerusalem, Amin el-Husseini, und die Nationalsozialisten. Frankfurt am Main 1988.

Ausführliche Untersuchung zur Rolle des höchsten palästinensischen Funktionärs der dreißiger und vierziger Jahre, der nicht nur mit den faschistischen Achsenmächten sympathisierte und in seinem Berliner Exil eng mit dem NS-Regime kollaborierte, sondern auch arabische Freiwillige für die deutsche Wehrmacht rekrutierte und den Holocaust aktiv unterstützte.

Hirszowicz, Lukasz: The Third Reich and the Arab East. London, Toronto 1966.

Die Studie des polnischen Historikers über die Politik des Dritten Reichs im Nahen Osten basiert auf Dokumenten aus dem Auswärtigen Amt und anderen Regierungsstellen des NS-Regimes.

Krämer, Gudrun: Geschichte Palästinas. Von der osmanischen Eroberung bis zur Gründung des Staates Israel. München 2002.

Standardwerk zur Geschichte Palästinas mit einem ausführlichen Kapitel über die Zeit des Zweiten Weltkriegs.

Asien

Aluit, Alfonso J.: By Sword and Fire. The Destruction of Manila in World War II, 3 February – 3 March 1945. Manila 1994.

Umfangreiche Dokumentation in Tagebuchform über die Zerstörung Manilas bei der Befreiung der philippinischen Hauptstadt von den japanischen Besatzern, die 100.000 Zivilisten das Leben kostete.

Banning, Jan: Sporen van oorlog. Overlevenden van de Birma- en de Pakanbaroe-spoorweg. Utrecht 2003.

Großformatiger Bildband des holländischen Fotografen mit Porträtaufnahmen und Augenzeugenberichten von indonesischen Zwangsarbeitern, die von den japanischen Militärs beim Bau der Thailand-Burma-Bahn und der Pakanbaru-Bahn auf Sumatra eingesetzt wurden.

Chang, Iris: Die Vergewaltigung von Nanking. Das Massaker in der chinesischen Hauptstadt am Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Zürich 1999.

Übersetzung des 1997 in englischer Sprache erschienenen Standardwerks über die japanischen Kriegsverbrechen in Nanking, denen die Großeltern der chinesischen Autorin nur durch eine glückliche Fügung entkamen. Das Buch schildert das Geschehen aus der Perspektive chinesischer Opfer, japanischer Soldaten sowie von Europäern und US-Amerikanern, die damals in der Stadt lebten.

Chin Peng: My Side of History. Singapore 2003.

Biographie des Generalsekretärs der Kommunistischen Partei Malayas. Er erzählt darin auch von seiner Zeit in der antijapanischen Guerilla im Zweiten Weltkrieg, der er im Alter von 15 Jahren beitrug.

Constantino, Renato (Hg.): Under Japanese Rule. Memoirs and Reflections.

Essays über die japanische Herrschaft von philippinischen Autoren, die den Terror der japanischen Besatzer in den Jahren 1942 bis 1945 selbst miterlebt haben.

Finkelgruen, Peter: Haus Deutschland oder Die Geschichte eines ungesühnten Mordes. Hamburg 1994.

Der in Köln lebende Schriftsteller wurde 1942 im jüdischen Ghetto von Shanghai geboren. Sein Vater kam dort um. Das letzte Kapitel dieses Buches erzählt davon und von den Plänen der NS-Gesandten vor Ort, die Vernichtung der Juden auch in der chinesischen Hafenstadt fortzuführen.

Guy, Alan J.; Boyden, Peter B. (Hg.): Soldiers of the Raj. The Indian Army 1600-1947. London 1997.

Geschichte der indischen Armee mit einem Kapitel über ihre Rolle im Zweiten Weltkrieg.

Ikehata, Setsuho; José, Ricardo Trota (Hg.): The Philippines under Japanese Occupation. Policy and Reaction. Quezon City 1999.

Aufsatzsammlung über die japanische Besatzungszeit in den Philippinen. Mitherausgeber José gehört zu den wenigen Historikern, die sich intensiv darum bemühen, die Geschichte des Zweiten Weltkrieges und seiner Folgen für den Inselstaat aufzuarbeiten.

Kerkvliet, Benedict J.: The Huk Rebellion. Quezon City 1979.

Studie des Politologen aus Hawaii über die größte antijapanische Guerillaorganisation auf den Philippinen, *Hukbalahap*, die ihren antikolonialen Kampf nach 1945 gegen die US-amerikanische Kolonialmacht und die von den USA eingesetzte philippinische Regierung fortsetzte.

Khoo, Agnes: Life as the River Flows. Women in the Malayan Anti-Colonial Struggle. An Oral History of Women from Thailand, Malaysia and Singapore. As Told to and Translated by Agnes Khoo. Petaling Jaya 2004.

Eine Anthologie über Frauen, die in antikolonialen Guerillabewegungen ab 1942 gegen die japanischen Besatzer und ab 1945 gegen die Wiedererrichtung der britischen Kolonialherrschaft kämpften und lange Zeit im Untergrund lebten.

Ko, Tim-Keung; Wordie, Jason: Ruins of War. Hongkong 1996.

Studie des chinesischen Historikers und seines britischen Koautors über die japanische Besatzung von Hongkong.

Koreanische Frauengruppe in Deutschland (Hg.): In die Prostitution gezwungen. Osnabrück 1996.

Koreanische Frauen erzählen von ihren Erinnerungen an die japanischen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg und von den Massenvergewaltigungen von Zehntausenden Zwangsprostituierten aus Korea und anderen besetzten asiatischen Ländern durch die japanischen Truppen.

Kuhn, Dieter: Der Zweite Weltkrieg in China. Berlin 1999.

Standardwerk über die Geschichte des japanischen Vernichtungskriegs in China.

Labrador, Juan O.P.: A Diary of the Japanese Occupation.

Tagebuchaufzeichnungen aus der japanischen Besatzungszeit in den Philippinen, verfasst vom ehemaligen Leiter der Universität Santo Tomas in Manila, die den Japanern als Internierungslager diente.

Liang Shang Wan; Cai Jian Hua: The Wha Chi Memoirs. Manila 1998.

Dokumentation über chinesische Partisanen in der antijapanischen Volksbefreiungsarmee *Hukbalahap* in den Philippinen.

McCoy, Alfred W. (Hg.): Southeast Asia under Japanese Occupation. New Haven 1980.

Sammelband mit detaillierten Studien zu Folgen des Zweiten Weltkriegs in Malaya, Indonesien, Vietnam, Burma, den Philippinen, Thailand und Papua-Neuguinea.

Ohno, Takushi: War Reparations and Peace Settlements. Manila 1986.

Studie über die dürftigen Reparationszahlungen Japans an die vom Zweiten Weltkrieg zerstörten Länder Südostasiens am Beispiel der Philippinen.

südostasien informationen. 2, 1995.

Schwerpunktheft zu den Folgen des Zweiten Weltkriegs in Südostasien mit Beiträgen zu Malaya, Burma, Indonesien, Vietnam und den Philippinen, herausgegeben aus Anlass des 50. Jahrestags des Kriegsendes.

Taruc, Luis: Born of the People. New York 1953.

Autobiographische Beschreibung des philippinischen Widerstands in den dreißiger Jahren und während des Zweiten Weltkrieges aus Sicht des Oberbefehlshabers der antijapanischen Volksbefreiungsarmee *Hukbalahap*.

Toer, Pramoedya Ananta: Stilles Lied eines Stummen. Aufzeichnungen aus Buru. Bad Honnef 2000.

Autobiographie des bekanntesten indonesischen Schriftstellers, der in einem Kapitel bekennt, dass er 1942 wie viele seiner Landsleute »in Diensten der Japaner« stand, bevor er realisierte, dass diese nicht als Befreier, sondern als Besatzer gekommen waren.

Voigt, Johannes H.: Indien im Zweiten Weltkrieg. Stuttgart 1974.

Detaillierte Untersuchung zur Bedeutung der größten britischen Kolonie für die Kriegführung der Alliierten mit Verweisen auf die Rolle Indiens im Ersten Weltkrieg. Auswertung auch britischer und US-amerikanischer Archive zum Thema.

Pazifische Inseln

Aldrich, Robert: France and the South Pacific since 1940. Published by University of Hawaii Press. Honolulu, Hawaii 1993.

Studie über die Politik Frankreichs in seinen Kolonien im Südpazifik mit einem ausführlichen Kapitel über die Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Inseln und die Auseinandersetzungen, die dort zwischen den Anhängern des Vichy-Regimes und des Freien Frankreich stattfanden.

Dossier: Les Kanak et la Grand Guerre 1914-1918. In: Mwà Vée. Revue culturelle Kanak Nouméa, Neukaledonien, Dezember 1995.

Sonderheft des Kulturzentrums der Kanak (Centre Tjibaou) in Nouméa über den Einsatz von Kolonialsoldaten aus Neukaledonien im Ersten Weltkrieg.

Garrett, Jemima: Island Exiles. ABC Correspondent Jemima Garrett Tells the Story of how Nauru and its People Survived Japanese Captivity and Starvation. Sydney 2001.

Ausführliche Dokumentation der Pazifikkorrespondentin des australischen Rundfunks ABC über die Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Bewohner der zentralpazifischen Insel Nauru, basierend auf Interviews mit 14 Zeitzeugen.

Gwero, James; Lindstrom, Lamont (Hg.): Big Wok. Stories along Wol Wo Tu long Vanuatu. Christchurch und Suva 1998.

Berichte von zahlreichen Augenzeugen über die Folgen des Zweiten Weltkriegs auf den Neuen Hebriden (heute: Vanuatu), aufgezeichnet und publiziert in Pidgin-Englisch im Rah-

men eines aufwändigen Oral-History-Projekts des staatlichen Kulturzentrums in der Hauptstadt Port Vila.

Hindmarsh, Gerhard: One Minority People. A Report on the Banabans, formerly of Banaba (Ocean Island) Who Were Relocated to Rabi Island in Fiji. Takata, New Zealand, November 2002.

Offizieller Report der UNESCO über das Schicksal der Bewohner der zentralpazifischen Insel Banaba, die im Krieg von den Japanern zwangsumgesiedelt wurden und danach auf Anweisung der britischen Kolonialmacht nicht auf ihre wegen reicher Phosphatvorkommen begehrte Insel zurückkehren durften, sondern auf einer der Fidschi-Inseln angesiedelt wurden.

Kurtovitch, Ismet: Du Regime fiscal pendant la Seconde Guerre Mondiale. In: Etudes Mélanésiennes – Bulletin Périodique de la Société des Etudes Mélanésiennes Nr. 30, März 1996.

Studie über ökonomische Folgen des Zweiten Weltkrieges in Neukaledonien, verfasst von dem einzigen Historiker in der französischen Kolonie, der sich intensiv mit den Kriegsfolgen für die Kanak auseinander gesetzt und darüber seine Doktorarbeit geschrieben hat.

Laracy, Hugh; White, Geoffrey (Hg.): Taem Blong Faet. World War II in Melanesia. 'O'O. A Journal of Solomon Islands Studies. Special Issue. Number 4, 1988.

Dokumentation einer Oral-History-Konferenz über die Folgen des Zweiten Weltkrieges in Melanesien, die 1987 von der Universität des Südpazifiks in Honiara, der Hauptstadt der Salomonen, stattfand und an der zahlreiche Kriegsveteranen sowie Historiker und Anthropologen von verschiedenen pazifischen Inseln teilnahmen.

Lindstrom, Lamont; White, Geoffrey M.: Island Encounters. Black and White Memories of the Pacific War. Washington/London 1990.

Ausführlich kommentierte und reichhaltig illustrierte Dokumentation einer Fotoausstellung des East-West Centers der Universität des Südpazifiks in Hawaii aus dem Jahre 1987 über die Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Bewohner der pazifischen Inseln und über ihre Konfrontation mit den Streitkräften der Krieg führenden Mächte.

McQuarrie, Peter: Strategic Atolls. Tuvalu and the Second World War. Christchurch/Suva 1994.

Erste und einzige ausführliche Studie über die Folgen der erbitterten Kämpfe zwischen den japanischen und den US-amerikanischen Streitkräften um die Gilbert- und Ellice-Inseln im

Zentralpazifik. Damals eine britische Kolonie, gehören sie seit ihrer Unabhängigkeit zu den Inselstaaten Tuvalu bzw. Kiribati.

Moon, Margaret and Bruce: Ni-Vanuatu Memories of World War II. Diamond Harbour, New Zealand 1999.

Berichte von Augenzeugen sowie Lieder über den Zweiten Weltkrieg von den Neuen Hebriden, die damals unter britisch-französischer Kolonialherrschaft standen und seit ihrer Unabhängigkeit Vanuatu heißen.

Nelson, Hank: Hold the Good Name of the Soldier. Reprinted from »The Journal of Pacific History«. Vol. XV, Part 4, October 1980.

Sonderdruck eines Aufsatzes über das Infanterie-Bataillon aus Papua und Neuguinea, das die australischen Kolonialbehörden im Zweiten Weltkrieg rekrutierten und einsetzten.

Quand les Kanak découvraient l'Amérique. Dossier in: Agence de développement de la culture kanak/Centre Tjibaou (Hg.): Mwà Vée – Revue culturelle kanak, No. 23, Januar/Februar/März 1999.

Sonderausgabe der Zeitschrift, die das Kulturzentrum der Kanak in Nouméa vierteljährlich herausgibt. Mit Berichten über die Konfrontation der indigenen Bewohner der französischen Kolonie Neukaledonien mit den US-amerikanischen Truppen im Zweiten Weltkrieg.

Ravuvu, Asesela: Fijians at War 1939-1945. Institute of Pacific Studies. University of the South Pacific. Suva 1988.

Bereits 1974 erschienen, blieb diese kurze Studie über die Einsätze von Kolonialsoldaten von den Fidschi-Inseln an den Fronten des Zweiten Weltkriegs auf den Salomonen und in Neuguinea bislang die einzige Publikation zum Thema.

Richter, Don: Where the Sun Stood Still. The Untold Story of Sir Jacob Vouza and the Guadalcanal Campaign. 50th Anniversary. Tawe 1992.

Publikation eines US-amerikanischen Kriegsveteranen zum 50. Jahrestag der Schlacht um die Insel Guadalcanal. In militärischer Sprache verfasst, erzählt sie u.a. von Jacob Vouza, einem Kolonialsoldaten der Briten, der aufgrund seiner Kriegseinsätze auf den Salomonen zum »Nationalhelden« avancierte.

Sinclair, James: To Find a Path. The Life and Times of the Royal Pacific Islands Regiment. Volume 1. Yesterday's Heroes 1885-1950. Brisbane 1990.

Großformatige Publikation australischer Militärhistoriker über die Geschichte des *Pacific Islands Regiment*, in dem seit 1885

Kolonialsoldaten aus Papua und Neuguinea dienten – erschienen zum 50. Jahrestag seiner Neugründung im Zweiten Weltkrieg.

Solomon Islands College of Higher Education; University of the South Pacific (Hg.): Bikfala Faet. Olketa Solomon Aelanda Rimembarem Wol Wo Tu. The Big Death. Solomon Islanders Remember World War II. Honiara und Suva 1988.

Ausführliche Publikation, in der Veteranen von den Salomonen in Englisch und Pidgin von ihren Kriegserlebnissen erzählen.

Stahl, Paul-Jean: 1942-1945. Les Américains en Nouvelle-Calédonie. Les Editions du Santal. Nouméa 1994.

Bildband über die Nutzung der französischen Kolonie Neukaledonien als US-Stützpunkt im Zweiten Weltkrieg. In militaristischer Sprache dokumentiert er die massive Truppenpräsenz.

White, Geoffrey M. (Hg.): Remembering the Pacific War. Occasional Paper 36. Center for Pacific Islands Studies. School of Hawaiian, Asian & Pacific Studies. University of Hawai'i at Manoa. Honolulu 1991.

Dokumentation der Redebeiträge einer Konferenz über kulturelle Konfrontationen im Pazifikkrieg, die im Mai 1988 an der Universität von Hawaii veranstaltet wurde und an der neben Kriegsveteranen auch Wissenschaftler von pazifischen Inseln sowie aus Japan, Australien und Neuseeland teilnahmen.

White, Geoffrey M.; Lindstrom, Lamont (Hg.): The Pacific Theater. Island representations of World War II. Pacific Islands Monograph Series 8. Honolulu 1989.

Beste Studie über die Folgen des Zweiten Weltkriegs für die Bewohner der Pazifikregion mit zahlreichen ausführlichen Detailuntersuchungen zu verschiedenen Inseln und Themen. Sie wurde herausgegeben von zwei Anthropologen, die seit den achtziger Jahren an der Aufarbeitung der Geschichte des Zweiten Weltkriegs im Pazifik aus Sicht der Kolonialiserten arbeiten.

Australien

Ball, Desmond (Hg.): Aborigines in the Defence of Australia. Australian National University Press. Sydney 1991.

Ausführliche Studie über Aborigines in den australischen Streitkräften und ihre Einsätze im Zweiten Weltkrieg.

Reynolds, Henry: With the White People. The Crucial Role of Aborigines in the Exploration and Development of Australia. Ringwood 1990.

Enthält ein Kapitel über die Aborigines, die als Black Troopers schon im 19. Jahrhundert Militär- und Polizeidienste für die Briten leisteten und damit die ersten Kolonialsoldaten Ozeaniens waren.

Hall, Robert A.: Fighters from the Fringe. Aborigines and Torres Strait Islanders Recall the Second World War. Canberra 1995.

Sieben ausführliche Porträts von Aborigines und Bewohnern der Inseln in der nordaustralischen Torres-Straße, die in verschiedenen militärischen Funktionen (z.B. als Frontsoldaten, Piloten oder Funker) am Zweiten Weltkrieg teilgenommen haben.

Hall, Robert A.: The Black Diggers. Aborigines and Torres Strait Islanders in the Second World War. Aboriginal Studies Press. Canberra 1997.

Die erste umfassende Studie über Einsätze und Status von Aborigines und Bewohnern der Inseln in der nordaustralischen Torres-Straße im Zweiten Weltkrieg.

Jackomos, Alick; Rowell, Darek: Forgotten Heroes. Aborigines at War from the Somme to Vietnam. South Melbourne 1993.

Die erste Publikation, in der Aborigines, von den Autoren interviewt, selbst von ihren Kriegseinsätzen mit den australischen Streitkräften erzählen: vom Ersten und Zweiten Weltkrieg bis zu den Kriegen in Korea und Vietnam.

Kartinyeri, Doreen: Ngarrindjeri Anzacs. Aboriginal Family History Project. South Australian Museum and Raukkan Council. Adelaide 1996.

Dokumentation über 21 Aborigine-Männer aus dem südaustralischen Reservat Raukkan, die am Ersten Weltkrieg teilnahmen.

Osborne, Elizabeth: Torres Strait Islander Women and the Pacific War. Aboriginal Studies Press. Canberra 1997.

Ausführliche Studie, basierend auf Interviews mit 150 Zeitzeuginnen, über die Folgen des Zweiten Weltkrieges für die Bewohnerinnen der Inseln in der nordaustralischen Torres-Straße.

Übergreifende Literatur

Birmingham Advisory and Support Service (Hg.): We also Served. A Memorial Gates Project. Education Pack. Birmingham 2003.

Reich illustriertes Material für den Unterricht über Veteranen des Zweiten Weltkriegs aus dem britischen Commonwealth von der Karibik über Ostafrika bis nach Indien und Nepal. Mit Begleittexten für Lehrer und Einzelporträts von Veteranen aus verschiedenen Kontinenten.

Höpp, Gerhard; Reinwald, Brigitte (Hg.): Fremdeinsätze. Afrikaner und Asiaten in europäischen Kriegen, 1914-1945. Berlin 2000.

Sammlung von Detailstudien unterschiedlicher Qualität über Kolonialsoldaten aus Afrika, dem Nahen Osten und Asien im Ersten und Zweiten Weltkrieg, die das Ergebnis einer Arbeitstagung des Zentrums Moderner Orient in Berlin darstellen.

Jennings, Eric T.: Vichy in the Tropics. Pétain's National Revolution in Madagascar, Guadeloupe and Indochina, 1940-1944. Stanford 2001.

Fallstudien über die Politik der Vichy-Administration in den französischen Kolonien von 1940 bis 1944 am Beispiel von Madagaskar, Guadeloupe und Indochina.

Lustiger, Arno: Zum Kampf auf Leben und Tod! Vom Widerstand der Juden 1933-1945. Köln 1994.

Standardwerk zum Widerstand der Juden gegen die nationalsozialistische Vernichtungspolitik mit zahlreichen biografischen Beispielen. Das Buch enthält jeweils ein Kapitel zu Nordafrika und Palästina sowie zu jüdischen Soldaten in den alliierten Armeen.

Somerville, Christopher: Our War. How the British Commonwealth fought the Second World War. London 1998.

Gut lesbarer, wenn auch teilweise mit heroischem Unterton geschriebener Überblick über die Beteiligung von Soldaten aus Ländern des britischen Commonwealth am Zweiten Weltkrieg, basierend auf zahlreichen Interviews, in denen auch Kolonialsoldaten aus verschiedenen Ländern aus ihrer Perspektive berichten.

Soyinka, Wole: Die Last des Erinnerns. Was Europa Afrika schuldet – und was Afrika sich selbst schuldet. Düsseldorf 2001.

Reflexionen des nigerianischen Nobelpreisträgers für Literatur über die historische Schuld Europas für Kolonialherrschaft und Sklavenhandel in Afrika sowie die daraus folgenden Konse-

quenzen in Form von Entschuldigungen und Entschädigungen, die sich auf die bislang weitgehend verdrängte Aufarbeitung der Folgen des Zweiten Weltkrieges für die Dritte Welt übertragen lassen.

Ausgewählte Filme

Africans in World War II

Regie: Barima Adu-Asamoah. Großbritannien 1995.

Die erste Dokumentation eines afrikanischen Filmemachers (der Regisseur stammt aus Ghana) über die Einsätze von Kolonialsoldaten aus Afrika und der Karibik an den Fronten des Zweiten Weltkriegs im Maghreb, in Europa und in Asien.

Alexandria ... warum?

Regie: Youssef Chahine. Ägypten 1978.

Spielfilm des bekanntesten ägyptischen Regisseurs über einen 18-jährigen arabischen Jungen, ein jüdisches Mädchen und einen britischen Soldaten in den Kriegsjahren, als die Einnahme der Hafenstadt Alexandria durch die Truppen der faschistischen Achsenmächte unmittelbar bevorzustehen scheint.

Ancien Combattant

Regie: Béatrice Jalbert. Frankreich 1991.

Surrealer Kurzfilm über einen afrikanischen Kriegsveteranen, der orientierungslos durch Paris irrt und dabei von Kriegsbildern verfolgt wird.

Angels of War

Regie: Andrew Pike, Hank Nelson und Gavin Daws.

Australien 1982.

Preisgekrönter Dokumentarfilm über die Folgen der erbitterten Schlachten zwischen Hunderttausenden japanischen und alliierten Soldaten in Neuguinea für die Bewohner der Insel – mit eindrucksvollen Berichten von Zeitzeugen.

Camp de Thiaroye

Regie: Ousmane Sembène. Senegal 1989.

Bewegender Spielfilm des bekanntesten senegalesischen Schriftstellers und Regisseurs über die reale Geschichte des Massakers, das die französischen Streitkräfte 1944 in der Kaserne von Thiaroye am Stadtrand von Dakar an revoltierenden westafrikanischen Kriegsheimkehrern verübten, die lediglich ihren ausstehenden Sold und ihre versprochenen Entlassungsprämien eingefordert hatten.

50 Years of Silence

Regie: Ned Lander, Carol Ruff and James Bradley.

Australien 1994.

Dokumentation über das Schicksal der Holländerin Jan Ruff-O'Herne, die zusammen mit anderen niederländischen Frauen in Indonesien von den japanischen Streitkräften als Zwangsprostituierte in Militärbordelle verschleppt wurde.

General, nous voilà

Regie: Alé Ossafi. Marokko 1997.

Dokumentation über afrikanische Kolonialsoldaten der französischen Armee und ihre vergeblichen Forderungen an ihre ehemaligen Befehlshaber nach finanziellen Hilfen und Pensionen. Der Titel erinnert an den faschistischen Propagandaspruch, mit dem die Gefolgsleute von Vichy ihrem Führer Philippe Pétain Gehorsam bezeugten: »General, wir folgen dir!«.

Les Tirailleurs d'ailleurs

Regie: Imunga Ivanga. Gabun 1996.

Dokumentation über vier Kriegsveteranen aus Gabun, darunter der Vater des Regisseurs, die ein halbes Jahrhundert nach ihren Fronteinsätzen gegen die deutsche Wehrmacht von ihren schmerzhaften Erinnerungen daran erzählen.

Nanjing 1937: Don't cry Nanjing

Regie: Wu Ziniu. China 1995.

Erster Dokumentarfilm eines chinesischen Regisseurs über das japanische Massaker in Nanking, der sowohl in China als auch in Japan erregte Diskussionen auslöste, weil die Kriegsverbrechen der Japaner an den Bewohnern der Stadt Jahrzehnte lang verschwiegen worden waren, um die wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder nicht zu beeinträchtigen.

Nazn Moksori 2 – Habitual Sadness

Regie: Byuhn Young-Joo. Korea 1997.

Der Titel dieses Dokumentarfilms bedeutet übersetzt »Leise Stimmen« und verweist auf die Verdrängung der Zwangsprostitution Hunderttausender Frauen durch die japanischen Truppen in Asien. Die betroffenen Frauen sprachen lange allenfalls »leise« untereinander darüber, weil sie gesellschaftliche Ächtung fürchten mussten. Erst Anfang der neunziger Jahre trat eine Gruppe koreanischer Frauen an die Öffentlichkeit, um die Massenvergewaltigungen anzuprangern und für Entschuldigungen und Entschädigungen zu demonstrieren. Der Film zeigt das mutige Engagement dieser Frauen und ihr Leben in einem selbst verwalteten Landhaus in Kwangju.

Da sich die Adressen von Filmverleiherern oft ändern, empfehlen wir, sich diese anhand der angegebenen Filmtitel aus dem Internet zu besorgen.

Noirs dans le Camps Nazis**Regie: Serge Bilé. Elfenbeinküste 1995.**

Dokumentation über afrikanische Partisanen, Widerstandskämpfer und Soldaten, die als Kriegsgefangene in deutschen Lagern inhaftiert waren.

Pagen in der Traumfabrik**Regie: Annette von Wangenheim. Deutschland 2002.**

Dokumentarfilm über die Situation schwarzer Deutscher, die im Nationalsozialismus als Komparsen für deutsche Kolonial- und Propagandafilme herhalten mussten.

Senso Daughters**Regie: Noriko Sekigushi. Australien 1990.**

Dokumentation über die Folgen der japanischen Invasion in Neuguinea, wo die Soldaten Jagd auf Frauen machten, die sie in ihren Militärbordellen, zum Beispiel in Rabaul, vergewaltigten.

Slaves of the Rising Sun**Interviews with Hong Kong Veterans****Produktion: Hong Kong Veterans Commemorative Association. Hongkong 2004.**

Augenzeugenberichte von (chinesischen) Veteranen aus der ehemaligen britischen Kronkolonie, die mit den Alliierten gegen die Japaner gekämpft haben.

Tasuma, Le feu**Regie: Sanou Kollo Daniel. Burkina Faso 2004.**

Spielfilm über einen westafrikanischen Kolonialsoldaten aus einem Bergdorf in Burkina Faso, der unter französischem Kommando an Kriegsfrenten in Indochina und Algerien zog, aber noch Jahrzehnte später vergeblich auf seine Pension wartet.

The Negro Soldier**Regie: Stuart Heisler. USA 1944.**

US-amerikanischer Propagandafilm, produziert unter Mitarbeit des Kriegsphotografen Frank Capra, der im Auftrag der Regierung in der von Rassentrennung geprägten Gesellschaft der USA Verständnis für die Einsätze afroamerikanischer Soldaten in den US-Streitkräften wecken sollte.

Tirailleurs Sénégalais du Niger**Regie: Thierry Dubois. Frankreich 2002.**

Kolonialsoldaten aus dem Niger, die für die Befreiung Frankreichs im Zweiten Weltkrieg ihr Leben aufs Spiel setzten, erzählen über ihre Fronteinsätze und über ihre ungleiche Behandlung und Entlohnung in der französischen Armee.

REGISTER

4. Indische Division 263
5. Indische Division 263
5. Marinedivision 157
28. (Maori)-Bataillon 377
81. Westafrikanische Division 22, 66f, 78
761. Panzerbataillon 156

A

Abbas, Ferhat 91, 101f
Abdel-Malek, Anour 209
Abderrahmane, Mohamed Ben 102
Abdullah, König von Jordanien 204
Abercorn 50
Abidjan 51, 93f
Aboulker 103
Abusch, Alexander 170
Accra 20, 69, 74, 119, 127, 130, 140
Aceh 280
Acre 165
Addis Abeba 56-64, 80, 89, 143
Adelaide 363
Adenauer, Konrad 35
Adua 56, 58
Advisory War Council 365
Adu-Asamoä, Barima 15
Afolabi, Alhaji 140
Africanistas 41
African Auxiliary Pioneer Corps 71f
African National Congress 128
Afrikakorps 48, 97, 141, 190-198, 204, 360, 376
Afrique Française du Nord 97
Afrique Occidentale Française 96
Agana 390f
Agat 391
Aguirre Cerda, Pedro 44
Ägypten 37, 40, 50, 62, 72, 79, 80f, 87, 89, 103,
105, 126, 133, 179, 180-209, 212, 374ff
Ahizi-Eliam, Guy 109
Aiwo 387
Ajevon, Mike 14, 15
Ajiji, Hadji Abundi 290
Akibasan Maru 384f
Aleppo 80
Alexandria 81, 88, 116, 187-192, 206, 376
Algerien 18, 19f, 52-54, 91-103, 131ff, 141, 198ff
Algier 14, 53, 97-108, 131, 141f
Ali, Monohor 264f
All-African People's Conference 20
Amaterasu 213, 248
Ambae 351, 353
Amerikanisch Samoa 344
Ami, Musa O. 289
Amman 179
Anécho 98
Angaur 389, 393
Angeles City 399
Angels of War 324f
Angi, Dennis 338f
Angimea, James 384ff
Angola 39, 133, 135
Angra Pequena 83
Anjo 370
Ankara 194
Annam 239f
Anthony, Seth 73f
Anthony, Robert 364
Antibolschewistische Legion 201
Anti-Fascist People's Freedom League 273
Antigua 174
Aotearoa 374-377
Apia 344, 419
Aquino, Benigno S. 29
Arab Higher Committee 184, 203
Arab Legion (Al-jeish al-arabi) 19, 181
Arab Legion Mechanized Regiment 204
Arakan 66
Arau, Ovivi 325
Argentinien 44, 160-172
Aringay 291
Arlington 157, 173
Aruba 162, 174
Askari 47f, 77, 116f, 125f
Assam 264, 271f
Asseghan, Adamu 58-61
Ateba Yene, Théodore 90, 93
Aung San 270-275, 301
Aung San Suu Kyi 270f, 301
Australian Aborigines' League 363
Australian Imperial Force 31, 362
Australian New Guinea Administrative Unit 321,
328
Australien War Memorial 16
Australien 9, 16, 22, 27, 30-33, 65, 75, 114, 119,
188, 214, 237, 251, 287, 290, 310-315, 320, 325,
330, 337ff, 343, 349ff, 357, 360-370, 373ff,
380, 388, 396, 399ff
Avila Camacho, Manuel 170, 171
Awolowo, Obafemi 128, 129
Azad Hind 256, 258
Azoren 283

B

Ba, Addi 105
 Ba, Yoro 94, 98, 109-113, 121
 Babeldaob 393
 Badoglio, Pietro 60
 Badu 372
 Bagdad 181, 186, 193-196, 199, 263
 Bahia 165f, 412
 Balanag, Alejandra 291
 Balanag, Juan Ugay 291
 Balfour, Arthur James 180
 Bali 277
 Balori, Jack 120
 Balsan 220, 223
 Bamako 51, 99, 113
 Banaba 8, 380-384
 Banda, Hastings 128f
 Bangkok 244-246, 274
 Banjul 64f
 Bannerth, Ernst 260
 Banning, Jan 281
 Banzai 288
 Baolo 337
 Bao Dai 239-243, 298
 Baptista, Fernando G. 164
 Bastiampillai, Bertram 264
 Bataan 15, 17, 286, 287
 Bataan Memorial Military Museum 289
 Bataillon du Pacifique 359-361
 Batavia 276, 277, 278, 279
 Bath, Titus 353
 Bathurst 367
 Battambang 246
 Batu Karyang 282
 Batu Puti 290
 Baudoin, Paul 240
 Bauer, Harold M. 350
 Bay, Mori 93
 Bayu, Assefa 59
 Ba Maw 255, 270-275
 Beattie, Rod 275, 417
 Beckford, Earl 174
 Bedor, Roman 397f
 Bedregal, Guillermo 164
 Begin, Menachim 187
 Beijing (s. auch Peking) 225
 Beirut 180, 185, 193, 196
 Belfort 361
 Belhouel 91
 Belo 165, 331f
 Belutschen 212, 261
 Bendjelloul, Mohammed 101f
 Bengalen 20, 261, 268, 269, 272, 274
 Beni-Saf 142
 Benjamin, Ernest F. 206
 Bennett, Bill 336f, 353, 394
 Ben Bella, Ahmed 109, 132
 Ben Gurion, David 180, 182, 208
 Beros, Bert 325
 Bethmann, Karl 152
 Bezerte 142
 Bhaiband 260
 Biara, Tabere 381
 Bielfeld, Ernst 37, 38
 Biènes 98
 Biharamulo 137
 Bikini-Atoll 400
 Bir Hakeim 360
 Bisig-Bakal ng Tagala 288
 Bisili, Alfred Alusasa 29f
 Bismarck, Otto von 83
 Bismarck-Archipel 35, 310, 312
 Black Diggers 364
 Black Renaissance 128
 Black Troopers 311
 Blaisdell, Kekuni 315, 316
 Blanchissement 11, 110
 Bloc Démocratique Sénégalais 130
 Bloody Ridge 338
 Blundell, Michael 79
 Bobo Diolasso 91, 93
 Boe, Esmeralda 224
 Bogese, George 337
 Boisson, Pierre 98
 Bokassa, Jean-Bedel 131
 Bolivien 163, 164, 171
 Bombay 67, 72, 127, 266, 267
 Bomber Three Base 352
 Bonabati, Tikaouti 380
 Bora-Bora 357
 Borneo 135, 140, 211, 248f, 277, 283
 Bose, Subhas Chandra 255-260, 269-274, 301
 Bosques, Gilberto 169f
 Bossuet 101
 Bougainville 18, 312, 330f, 336, 339, 347
 Boule, Pierre 276
 Bourgeot, Jacques 359

Bourguiba, Habib 201
 Brasilien 135, 160-171
 Bräutigam, Otto 65, 219, 235
 Brazzaville 101, 105f, 129, 133f
 Brimah, Aziz 68f, 73, 118f, 127
 Brisbane 365
 British Expeditionary Force 212
 British Phosphate Commissioners 314
 Brodie, G.F. 343f
 Buala 331f
 Buenos Aires 161, 171f
 Bukit Kajang 253
 Bulacan 28, 291
 Buna 322, 364
 Bundle, Merve 363f
 Burck, Francois 359
 Burma 11, 14f, 20-23, 65-78, 115-119, 127, 174,
 211, 215, 223, 242-249, 255-276, 281, 285,
 289, 301, 303f
 Burma National Army 273
 Burma Road 21, 264, 272
 Butler, Uriah 175

C

Cabreara, Escolastea 399
 Cairns 371
 Camara, Sidi 149
 Canberra 364, 374
 Canlubang 292
 Cao Dai 241, 298
 Capas 287
 Cape Corps 50, 79, 80, 84-87, 119
 Cárdenas, Lázaro 163, 169f
 Cargo cults 353
 Cartier, Raymond 322
 Carver Club 365
 Casablanca 93, 108, 169
 Casamance 139
 Castells 44
 Catroux, Georges 121, 196
 Celebes 277
 Central Communication Forum for East-Timore-
 se Ex-Romusha and Comfort Women 225
 Centre d'Expérimentation du Pacifique 402
 Ceúta 42
 Ceylon 76, 140, 197f, 211, 255, 261, 263f, 274,
 300
 Chalbi Wüste 60

Chalmers 383
 Chamberlain, Arthur Neville 319
 Champassak 246
 Chan, Kwan-Po 238
 Changwha, Choi (Sai Shoka) 215
 Chasseley 20, 95
 Cheah, Boon Kheng 249f, 252, 254
 Chemin-des-Dames 54
 Chen, Guanyu 227
 Comfort women 223, 225
 Cherbourg 371
 Cherki, Alice 100f, 131f
 Chiang Kai-shek 225, 242, 251f, 164, 272, 296ff, 303
 Chile 18, 44, 160f, 163, 171
 China 7, 10-14, 18f, 23, 36f, 48, 114, 124, 156, 211-254, 264, 272f, 286, 296-299, 303f, 370, 399
 Chindits 267
 Chindwin 69
 Ching, Charlie 252
 Chinweizu 21
 Chin Peng 254f
 Chippewa 157
 Chirac, Jacques 16, 123, 402
 Chiringa 67
 Chishti, Altaf Hussain 261
 Choi, Changwha 215
 Chongnyangni 222
 Chong Shan 232
 Choson Ilbo 216
 Choukri, Mohamed 42
 Christmas Island 401
 Chu, Shenxing 229
 Chun, Doo-Hwan 7, 216ff
 Chung, Ki-Young 7, 217f
 Churchill, Winston 6, 74, 103, 128, 136ff, 192, 269
 Chuschi 43
 Chuuk (s. auch Truk) 397
 Clark Air Base 286, 291, 399f
 Clinton, Bill 302f
 Clermont-Ferrand 170
 Cochinchina 239
 Cody, Joseph F. 374
 Collenberg, Rüdert von 169
 Colombo 264, 266
 Colony Labour Corps 378
 Commonwealth 50, 65, 80, 114, 189, 214, 276

Commonwealth War Graves Commission 276
 Conombo, Joseph Issoufou 14, 95, 99, 109ff
 Constantine 102f, 131
 Cook, Patrick 384
 Cook-Inseln 310, 312, 396
 Cooper, William 363
 Cope, Hugh 276
 Corregidor 287f
 Correio da Bahia 166
 Costi 116
 Cotabato 290, 417
 Côte d'Ivoire Chrétienne 90
 Cotonou 93
 Coulibaly, Lazare 113
 Cox-Halbinsel 367
 Crisostimo, Luis C. 390, 393
 Cristofini 97, 201
 Cruchaga Ossa, Miguel 161
 Cude, Thomas 387
 Cunnigham, John 98
 Curaçao 162, 174
 Curtin 368
 Curtis, Tony 157, 342
 Cyrenaica 81

D

d'Estaing, Valéry Giscard 122
 Dai Nippon Teikoku 278
 Dajani, Aref 183
 Dakar 50f, 72, 94, 98-113, 121, 147, 165
 Dalforce 252
 Damaskus 106, 180f, 186, 193, 196, 262
 Damingue, Joseph 50
 Darlan, François 103, 193
 Darwin 363, 366-368
 Daun kayu pahit 282
 Dayan, Moshe 196
 Debré, Michel 122
 Debruyser 141
 Decoux, Jean 240f
 Degoregore, Roy 383f, 387
 Delhi 256f, 265, 267, 269, 301
 Denuga, Florence 383f
 Derman, Aaron 208
 Deutsch-Arabische Lehrabteilung 199ff
 Desert Mobile Force 179, 204
 Detudamo 386, 387
 Deutsche Afrika-Schau 151

Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft 309
 de Andrade, Danilo 166, 167
 de Hauteclouque, Philipp Leclerc 108, 140f
 de Leon Guerrero, Antonio R. 390
 Diagne, Blaise 91
 Diallo, Bakary 52, 54
 Diallo, Bilali 99
 Dick, Alfie 314, 383, 387
 Diego Suarez 104f
 Dien Bien Phu 298f
 Dili 283
 Diop, Amadou 6, 122f
 Diouf, Ndemba 90
 Disangué 139
 Diti 328
 Ditiemba Silué 94, 109, 111
 Dittmer, George 375
 Dombrowski-Brigade 43
 Dominikanische Republik 114, 162
 Dong-A Ilbo 216
 Donner, William W. 341
 Douala 89, 134
 Double V Campaign 156
 Dronne, Raymon 134
 Drysdale River 369
 Dublon 385
 Duckett, Alfred 155
 Duke of Connaught's Own Baluchi Regiment 212
 Dulali 67
 Duna, Arthur 320f, 322
 Durban 72, 87, 88, 120, 134
 du Moulin de Labarthète, Henri 97

E

East African Military Labour Service 70f, 79
 Ebeye 398
 Eboué, Félix 105-107, 134
 Eckermann, Ali Cobby 374
 Efate 349-351
 Ehava, Félix 330
 Eisenhower, Dwight D. 293, 298
 El Alamein 80, 193, 204, 206
 El Agheila 81
 El Aricha 101
 Enewetak 389, 400
 Epinal 105, 263

Epp, Franz von 36
 Ermita 292
 Esau 379
 Escuadrón Aéreo 201 171
 Espiritu Santo 351-353, 379
 Établissements Français d'Océanie 355
 Ewa 383

F

Faanui 357
 Falailiva 381f
 Faleolo 344
 Falo, Perei 352f
 Fangataufa 402
 Fanon, Frantz 12, 131f
 Far Eastern Commission 303
 Faruk, König von Ägypten 186, 190-194
 Feng, Su Qiong (alias: Xiu, Ning) 253
 Ferraz, Bráulio 167
 Fiah, Erika 10, 137, 138
 Fidschi 8, 15, 310, 313, 334-348, 381, 396, 399-402
 Fiji Royal Naval Volunteer 401
 Finkelgruen, Peter 234ff
 Fischer, Martin 235
 Florenz 361, 377
 Florida 351
 Fonte 391
 Força Expeditionária Brasileira (FEB) 166-169
 Formosa 13, 213, 248, 286, 297
 Forowo, Lizzi 352
 Fort d'El-Tag 108
 Fort-Lamy 106
 Fowell, Derek 362
 Franco Bahamondo, Francisco 41-44, 149, 169
 Französisch-Äquatorial Afrika 37f, 133
 Französisch Polynesien 355-361, 402
 Free India (Azad Hind) 256, 258, 260
 Freeman Field 156
 Freetown 72, 98, 133
 Frühlingsinsel 389
 Frum, John 354f
 Fujiwara Kikan 277
 Funafuti 378-380

G

Gabouwa, Apad 383, 385

Gabun 16, 97, 106, 122, 133, 196
 Gafu, Isaac 335
 Galeano, Eduardo 159, 163f
 Gallipoli 362
 Gambia 49, 64-69, 99, 118, 133
 Gambia Legion 65
 Gandhi, Indira 301
 Gandhi, Mahatma 127, 255f, 262f, 270, 347
 Garawi 80
 Garba Tulla 79
 Garcia, Hector 173
 Gasa, Biuku 339-341
 Gates, Charles A. 155f
 Gaulle, Charles de 11, 14, 96-99, 103-110, 121f, 131, 140, 196, 199, 240, 298, 356-360
 Gavutu 331
 Gaytán, Juan 173
 Gaza 179, 203
 Gbehinto, Toffa 99
 Gegeo, David Welchman 394f
 Genfi II, Kofi 68
 Germanin 147, 152
 Germiston 89
 Ghailani, Raschid Ali al- 194-202, 258
 Ghana 74, 118, 127-129, 132f, 140
 Ghebray, Woldu 56
 Ghojoruru 332
 Giap, Vo Nguyen 297
 Gilbert-Inseln 342, 377-382, 396, 401
 Gilbert and Ellice Islands Labour Corps 379
 Gilges, Hilarius 151
 Gilmen, Oliver Tsitsikosaka 316
 Gioura, Derog 384
 Giyugun 251
 Giyutai 251
 Gizo 340
 Gojam 58
 Goebbels, Josef 17, 157, 187
 Gomez-Paraisa, Remedios 27ff
 Gold Coast Regiment 74, 119
 Gona 322
 González von Marées, Jorge 161
 Göring, Hermann 17, 151, 198
 Gorro 57
 Goto, Yusako 325
 Goularts, João 168
 Goule, Alotu 378
 Graf Spee 171f
 Grand Bassam 94
 Graziani, Rodolfo 56-58
 Grenada 175
 Grevkey, Carlos 149
 Grew, Josef C. 248
 Griechenland 32, 190, 199f, 263, 374-377
 Grin, Micha 152
 Grobba, Fritz 193-197, 200
 Groß-Ostasiatische Wohlstandssphäre 214
 Guadalcanal 17, 29ff, 319, 331-339, 350, 355
 Guam 13, 296, 310ff, 388-396, 400, 402
 Guangzhou 237
 Guderian, Heinz 147
 Guelma 131
 Guise, John 319
 Gurkhas 212, 247, 261, 267, 270, 298
 Gurrassu, Balambaras 64
 Guterres, Helena 224

H

Haadyai 300
 Habbaniya 195
 Haddah, Osman Kemal 195
 Hadj, Messali 52, 101, 183, 193, 198, 203, 208,
 Hadjerat M'Guil 101
 Haganah 182-185, 188, 196, 204-209
 Haifa 43, 184, 187, 196, 198, 205
 Haile Selassie 55f, 59-64, 174
 Hainan 237f, 248, 271
 Haiti 149, 162
 Hall, David 62
 Hall, Robert Anthony 364, 367, 369, 373
 Hamhung 219f
 Hamilton, John 22, 66, 68f, 72, 78,
 Hammond Island 372
 Han, Seong-Ju 218
 Hankou 227, 234
 Hanna, Milad 182
 Hansemann, Adolph von 309
 Harbin 232
 Hardillo, Buenafortuna Ugalde 292
 Harris, Agnes 383, 385
 Hartzenberg, Peter 80, 82, 86
 Harushima 389
 Hatta, Mohammad 279-281
 Hau'ofa, Epeli 403
 Hauck, Hans 152
 Hawaii 13, 17, 29, 174, 248, 310, 315-318, 334,
 343, 379, 396-402

Hayashi 390
 Hayes, Ira 157
 Hebala, Nathaniel 331, 333
 Heibl, Pater Alkuin 153
 Heiho 251, 271
 Helmuth, Paul 74f
 Henderson Air Field 335f, 338
 Herero 36, 48
 Hertzog, James 83f
 Hess, Rudolf 187
 Hintzelmann, Hans Heinz 236
 Hikueru 356
 Hirohito 224, 248, 272, 295, 304, 386
 Hiroshima 136, 233, 294f, 305f, 394, 400
 Hisato, Yoshimura 233
 Hitler, Adolf 9, 17, 20, 36-43, 61f, 81, 84, 103, 105, 125, 141, 150, 163f, 174, 184ff, 191-200, 206, 244, 258f, 285, 355f
 Ho Chi Minh 18, 241ff, 297ff
 Hodson, Arnold 69
 Hokkaido 217, 295
 Hongkong 15, 23, 87, 187, 211, 236ff, 248f, 277, 297, 305
 Honiara 331, 338-340, 377
 Honolulu 315-318
 Hope Vale Mission 369
 Horabin, Roshan 266f
 Hotarakittaya, Luang 246
 Houphouet-Boigny, Félix 130f
 Huanghe 226
 Huddleston, Harry 373
 Hukbalahap 27-29, 285-287, 290f, 294
 Hussein, Faisal Ibn 180f
 Hussein, Abdullah, König von Jordanien 180ff, 204
 Hussein, Bayume Mohamed 47f
 Hussein, Sherif, 180
 Hussein, Hadj Amin el- 19, 183-185, 192-208
 Hussein, Jamal 184
 Hwang, Kum-Ju 11, 219-223

I

Ifoge, Monique 352
 Ihetuan 36
 Imamura, Hitoshi 278
 Imphal 257
 Impraim, I. K. 73
 Indian Congress 262

Indian Independence League 256
 Indian National Army 256, 257, 273
 Indien 13, 16, 22, 49, 65f, 69, 75, 78ff 102, 114, 127, 143, 185, 187f, 197, 208, 211f, 214, 223, 237, 246, 250f, 255-274, 285, 300-303, 311, 347, 370
 Indische Legion 200, 258-260, 301
 Indonesien 11, 13, 20, 80, 140, 212-215, 223-248, 275-285, 289, 300, 304, 370
 Infanterie-Regiment 950 259
 Institut für Pazifikstudien 15, 345
 International Trade Union Committee of Negro Workers 150
 Internationale Brigaden 43f
 Intramuros 292
 Irak 20, 37, 43, 106, 181, 186-200, 202, 204, 209, 258, 263, 302, 388
 Iran 181, 188, 190, 194-202, 259
 Irgun 183, 185, 188, 208f
 Irokesen 157
 Iron Bottom Sound 8, 338
 Ishii Shiro 232
 Ishikawa, Tatzuko 227
 Island Command Base IV 351
 Ismailiya 75, 126
 Israel, Adrienne 127
 Israel, Willi 44
 Issawy, Mahmud 193
 Itote, Waruhiu 124, 128
 Iwamura, Shohachi 284
 Iwo Jima 17, 157, 393

J

Jabotinsky, Zeev 180
 Jackomos, Alick 362
 Jakarta 276, 282
 Jallow, Momadu 66f, 118
 Jamaika 13, 114, 162, 174f
 Jamali, Mahammad Fadhil al- 187
 Jannah, Kebba 66
 Jansen, Fasia 152, 153, 412
 Jaunde 9, 90, 93
 Jaurès, Jean 52
 Java 137, 175, 250, 263, 277-283
 Jelén, Veriano 168
 Jemen 37, 202
 Jewish Brigade Group 19, 206ff
 Jewish Legion 179f

Jiang, Jieshi (s. Chiang Kai-shek)
 Jirin 219, 220
 Jivevaneng 327
 Joaquin, Nick 293
 Johnson, Giff 399
 Johnson, Lucius 156
 Johnson, Lyndon B. 173f
 Jolo 290
 JoongAng Ilbo 225
 Jordanien 37
 José, Francisco Sionil 211, 286-289, 293ff
 José, Ricardo Trota 285-295
 Juba 116
 Justice for Filipino Veterans 303

K

Kabaw Tal 69
 Kabunare 381
 Kabylei 91f
 Kachin 272
 Kaggia, Bildad 70, 73-76, 116, 126-129
 Kaho'olawe 316
 Kairo 80, 88, 133, 187-193, 197, 202-204, 208, 376
 Kakembo, Robert 70, 128
 Kakoa, Ernest 351
 Kakotho, Daniel 113
 Kaladan 67
 Kalaunapa 349
 Kalkutta 67, 255, 269, 301
 Kambodscha 211, 239f, 245, 247, 299
 Kamra, Kandé 129
 Kanaté, Langassane 11, 99
 Kanchanaburi 274-276
 Kandé Kamra 129
 Kano 133
 Kapelis, John 324
 Kapstadt 67, 72, 119, 133
 Karen 272f, 274
 Karolinen 35, 312
 Kasahara 228
 Kassé, Maguýéy 147f
 Katanga 136
 Kateb, Yacine 131
 Kaukji, Fawzi al- 200, 208
 Kawasaki 217, 295
 Kaya 91
 Kayora, Nagassi 93

- Keating, Paul 388
 Kebba, Janneh 66
 Keenan, Joseph B. 233
 Keju, Darlene 399f
 Keke, Ludwig 386f
 Keko'olani-Raymond, Napua 316
 Kempeitai 238, 241, 243, 253, 280
 Kennedy, Donald Gilbert 336f
 Kennedy, John F. 339-341, 396
 Kennedy, Max 341
 Kennedy Island 340
 Kenyatta, Jomo 61, 128f
 Kenya African Union 117
 Kenya Armed Forces Comrades Association 113ff
 Keren 64
 Kerr, D.J. 328
 Khaliq, Ali Abd al- 43
 Khan, Muhammad Ayub 302
 Khan, Yahya 302
 Khana Ratsadon 244
 Kharrat, Edwar al- 189, 192f
 Khan, Muhammad Ayub 302
 Kharuo 333
 Khuang Aphaiwong 246f
 Kiatschou 214
 Kidanemariam, Te Mikael 59
 Kiesinger, Kurt Georg 186
 Kilundo, Jones 116
 Kimberley 82, 86f, 119
 Kimberleys 367f, 370
 Kim, Geung-Sok 217
 Kim, Hak-Sun 222f
 Kim, Il-Sung 295
 Kim, Tran Trong 242
 King's African Rifles 23, 49, 50, 63, 66, 69, 71-79
 Kioto 213, 295
 Kiribati 377, 396
 Kitti 392
 Ki-Zerbo, Joseph 125, 142, 144
 Klarsfeld, Beate 186
 Knight, Paul W. 342
 Knoller, Gabriel 207
 Knopp, Guido 17
 Ko, Tim-Keung 15, 23, 237
 Koiso, Kuniaki 280
 Kokoda Trail 323
 Kolombangara 30, 340
 Kolumbien 163, 171
 Kolumbus, Christoph 211
 Kom, Anton de 175f, 289
 Komet 314
 Konaré, Alpha Omar 113
 Kondé, Laqui 94
 Koné, Sama 93
 Konstantinopel 179f
 Korallensee 322, 334
 Korea 10, 18, 142, 213-223, 248, 286, 295, 302-305, 334, 385, 389, 391, 400
 Koror 389, 396
 Kosrae 389, 392, 397
 Kota Bharu 249
 Koufra 108
 Kountché, Seyni 131
 Kreta 32, 192f, 196, 375-377
 Kuba 44, 50, 162, 174, 208
 Kumana, Aaron 339-341
 Kumasi 140
 Kun 230
 Kunming 242
 Kuomintang 225, 298
 Kurtovitch, Ismet 358, 360
 Kwadwo Agyeman 99
 Kwae 276
 Kwajalein 398f
 Kwangsi 240f
 Kwetu 137
 Kyei, T.E. 140
 Kyzer, Frank David 80-82, 86
 KZ Bergen Belsen 208
 KZ Buchenwald 149f, 157
 KZ Dachau 149, 152
 KZ Mauthausen 149
 KZ Neuengamme 149, 152, 176
 KZ Oranienburg 176
 KZ Ravensbrück 149
 KZ Sachsenhausen 47
- L**
 L'Indigénat 358
 Laafai, Ituaso 381
 Labour Corps (Fidschi) 347
 Labour Corps (Gilbert- und Ellice-Inseln) 378f
 Labour Corps (Nigeria) 141
 Lackruga 352
 Lagos 67, 134
 Laguna 291
 Lambèse 101
 Lammers, Hans Heinrich 36
 Landman, Jim 284, 417
 Langabaea, Andrew 335
 Langsdorff, Hans 172
 Laos 211, 239, 240, 245, 247, 299
 Lapham, Robert 287, 417
 Las Palmas 41
 Latuihamallo, Peter 276, 279f
 Laurel, José P. 289, 292, 294
 Lautoka 346
 Laxmi, Swaminathan, 257
 La Concordia College 293
 La Union 291
 Leballo, Potlako 128
 Leclerc, Philipp 108, 140f
 Ledo Road 264
 Lee, Kuan Yew 300, 415
 Lefuka, Neli 378f
 Legion Condor 43
 Lekompta 393f
 Lelepa 350f
 Lemijkan 389
 Lemutu 381
 Lepowsky, Maria 322
 Lester, Yammi 401
 Lettow-Vorbeck, Paul von 47-50
 Leupena, Tupua 378
 Lexington 322
 Leyte 29
 Li, Shu-Fan 238
 Lia, Fe 146
 Libanon 106, 108, 148, 181, 190, 196f, 198, 205
 Libourne 121
 Libyen 13, 37, 55, 57, 62, 80, 103, 133, 184, 188-194, 205, 259, 263, 374
 Lielourou, Tuo 146
 Like Tiguhan Astatke Abate 58f
 Liliokalani 316
 Lima 163
 Limtiaco, Joaquin 391
 Lindstrom, Lamont 355
 Lissabon 135, 283
 Lloyd, George 188
 Lohamei Herut Israel 188
 Longmore, Cyril 368
 Longoria, Felix 173f
 Lon Nol 299
 Lopeti Senituli 402

Louis, Joe 359
 Lovett, Hannah 361f
 Loyauté-Inseln 357, 359
 Luckenwalde 147f
 Ludendorff, Erich 48, 54
 Luganville 352f
 Lujan, Rufo 391f
 Lungga 333f
 Luomala, Katherine 379
 Lustiger, Arno 43
 Luzon 28, 286, 287, 290
 Luzon Guerilla Armed Forces 287
 Lyon 95, 264, 361

M

Maasina Rule 353
 MacArthur, Douglas 27, 233, 286, 291, 294, 296,
 303, 318
 Machakos 50, 69, 113-115
 Madagaskar 38, 52, 67, 80, 94-97, 103-105, 116,
 122, 133, 151, 197, 255
 Madou 340
 Madras 78, 127, 268
 Maeda 281
 Maewo 352
 Mae Khlong 276
 Maher, Achmad 193
 Mahir, Ali 189f, 192
 Maiava, Josefa 396, 421
 Maisela, Solomon 87
 Makapili 288
 Makatea 357
 Malaita 331, 333, 335, 338, 395
 Malakka 250, 274
 Malate 292
 Malaya 125, 165, 187, 214, 223, 244-259, 262,
 275, 285, 289, 300, 303
 Malaysia 125, 223, 300
 Malden 401
 Malik, Adam 281
 Mallett, Louis 119f
 Malraux, André 43
 Mandalay 7, 264, 267, 274
 Mandana, Alvaro de Mandaña 310
 Mandel, Georges 92
 Mandschukuo 214f
 Mandschurei 13, 18, 214-216, 220, 225, 235, 245,
 248, 286, 295, 303
 Mangin, Charles 52
 Manila 14, 28, 285, 290-293, 302
 Manyo Maru 313
 Mao Tse-tung 225, 242, 251, 264, 296, 303
 Maori-Bataillon 263, 374-377
 Marakala 99
 Maralinga 401
 Marées, Jorge González von 161
 Marianen 14, 35, 310, 312, 392f, 398
 Maringe 333
 Marokko 41ff, 51, 59, 91, 100, 102, 133, 135, 138,
 198, 200
 Marques, Armando Veiga 168
 Marshall-Inseln 35, 384, 392, 397-400
 Martin, Gregory 48
 Martin, J. 367
 Martinello, Pedro 165
 Martinez, Daniel 319
 Masanobu, Tsuji 252
 Masila, Samuel 116
 Masri, Aziz Akli el- 191
 Massawa 55, 64, 76, 77
 Mastura, Adul Aziz 290
 Matevulu 352
 Matpi, William 328
 Mauritius 208
 Maurubi 284
 Mavea 351f
 Mazrui, Ali 124, 143f
 McBurney, William 149
 McCloy, John 303f
 McEwen, John 363
 McKenzie, Strangler 367
 McMillin, George 390
 McNeil, Preston 149
 Medem 393
 Meisinger, Josef 234
 Mekka 180f
 Mekong 241, 245, 247
 Melanesien 13, 310, 370
 Melbourne 33, 326, 365
 Mele 349
 Melrose, Robert 327
 Melville 367
 Mendy, Dominique 149
 Meneng 383
 Messimy, Adolphe 52
 Mexiko 44, 160, 163, 169, 170-173, 351
 Miami 351
 Michael, Theodor 150
 Midway-Inseln 343
 Mikronesien 13, 17, 214, 248, 308, 310, 312f, 341,
 379, 385, 388f, 392-399, 403
 Million Dollar Point 352f
 Mindanao 286-291
 Misiko 224
 Misima 322
 Mitsubishi 250, 305
 Mitsui 250
 Mitterand, François 402
 Miyazawa, Kiichi 224
 Moen 385
 Möhle, Heiko 47
 Molbarau 352
 Molukken 277
 Mombasa 72, 74, 133, 140
 Montese 168
 Montevideo 14, 44, 161, 171
 Monte Bello 401
 Monte Cassino 14, 133, 263, 377
 Monte Castello 167
 Montgomery, Bernard L. 81
 Montt Rivas, Gonzalo 161
 Mont d'Or 170
 Moodie, Peter 351
 Moore, Erskine 156, 369
 Moore River Native Settlement Camp 369
 Moreno, Claudio 101
 Mornington Island Mission 369
 Moros (Spanien) 41f
 Moros (Philippinen) 290
 Moruroa 402
 Moso 350
 Mossul 180, 187, 193, 195, 205
 Mou Chou 227
 Moulin de Lambarthète, Henri du 97
 Mpungushe Shange, Pios 120
 Muaro Sijunjung 282
 Mugweru, Mwaniki 117
 Mukden 232f
 Mulinge, Jackson 69
 Munda 29ff, 336, 340, 396
 Murphy, Robert 80, 103
 Mussolini, Benito 13, 37, 40, 55-63, 184, 189, 192,
 198, 200, 244, 256, 258
 Mveng, Engelbert 139, 140
 Mwanika, David 116
 Mwanthi, Samuel Rasila 68, 115

Mwanza 137
Myazawa Kiichi 224

N

N'Guetta, Edmond 147
Nabulsi, Fawzi 43
Naftali Botwin 43
Nagano 228
Nagasaki 136, 295, 304, 305, 306, 386, 394, 400
Nahon, Tua 110
Nairobi 76, 113-116, 118
Naisseline, Henri 360
Nam, Jon-Sun 240, 242
Nam Dong 240
Namble Silué 106
Nandi 346
Nanking 10, 20, 217, 225-231, 234, 237, 249, 251, 292
Nanumea 347, 378
Napoleon Bonaparte 50f
Nashashibi 183, 186
Natal 165, 262
National Association for the Advancement of Colored People 156
Native Auxiliary Corps 367
Native Military Corps 80, 85, 87
Native Police 311
Natsushima 389
Nauru 8, 35, 312-315, 383-388, 395f
Navajo Code Talkers 156f
Naviti 351
Nazengue, Tuo 111
Ndiaye, Malick 111-113
N'diaye, Oumar Gnalla 123
Ndumbe III, Kum'a 9, 18
Negro soldiers 155
Nehru, Jawaharlal 127, 255-257, 262, 270, 301, 347
Nemours 142
Neruda, Pablo 44, 161
Neue Hebriden 348, 359
Neuguinea 14, 17, 33, 35, 51, 277, 310-313, 319-331, 341, 343, 349, 351, 363, 370, 372, 377, 388, 395f
Neukaledonien 310-313, 343, 356-360, 396
Neuseeland 65, 119, 188, 263, 310-314, 330, 339, 343, 349, 351, 357, 360, 375, 380, 388, 396, 399

New Britain 319, 327, 330
New Georgia 29f, 336, 340, 346, 396
New Guinea Police Force 326
New Guinea Volunteer Rifles 326
New Hebrides Defence Force 349, 355
New Order 84
New York 135, 170, 187, 226, 351
Ngata, Apirana 375, 377
Ngatik 389f
Ngei, Paul 128
Nguyen Van Thieu 298
Ni 231
Niamey 51
Nibok 383
Nicolas, John 149
Nieden, Hermann 151
Nikunau 381
Nissan 324
Niue 396
Nivelles 54
Njie-Saidy; Isatou 64
Nkrumah, Kwame 61, 73, 119, 128f
Noonuccal, Oodgeroo 365f
Nordkorea 219, 225, 296, 304
Nordvietnam 20, 239-245, 298,
Northern Rhodesian Regiment 49
Nouar, Thomas 350, 354
Nouméa 357-361
Ntonga, Pie 90
Nuclear Free and Independent Pacific Conference 402
Nueva Ecija 291
Nukufetau 378
Nuno, Victor 119
Nutwood Downs Station 368

O

O'Brien, Pole 378
O'Loughlin, Kevin 363
Oahu 316, 317, 318
Okinawa 388, 393, 399
Olongapo 399
One, Charlie 367
Operation Crusader 81
Operation Torch 102f
Operation Sook Ching 252
Osmeña, Sergio 291, 292, 294
Ossewa Brandwag 84

Ostsamoa 345
Osttimor 8, 11, 23, 223ff, 283ff, 301
Ouagadougou 14, 25, 51,
Ouédraogo, Edouard Kouka 25f
Ouattara, Namongo 121
Ougoiba, Issa 51, 113, 122
Ould Kouider, Mohamed 95
Oussidhoum, Rabah 43
Owen Stanley Range 323, 325

P

Paassen, Pierre van 187, 191, 193, 195, 205
Pacific Islands Company 380
Pacific Islands Regiment 326-328, 330
Padang 280, 282
Padilla, Jeronimo 289
Padmore, George 150
Pago Pago 343, 345
Paillole, Paul 97
Paiyintne, Mongue 352
Pak, Su-Ryong 305
Pakistan 16, 79, 212, 258, 261, 301, 302
Palestine Battalion of the Buffs 204
Palestine Higher Executive 203
Palästina 7, 16, 19, 37, 43, 179-212, 263, 360ff
Palau 35, 310, 312, 385, 389, 392-398
Palmach 205
Palembang 278, 282
Palomo, Tony 390
Pampanga 28, 291, 294
Panacati 322
Panama 159, 174
Pangasinan 287, 291
Pankhurst, Richard 55, 57, 60, 63, 143
Pap, Abraham 327
Papau, Asina 325
Papeete 355, 356, 359, 360, 361, 402
Papen, Franz von 191
Papua 14, 17, 33, 35, 277, 310, 313, 319-330, 334, 341, 343, 365, 370, 392, 396, 402
Papuan Infantry Battalion 326, 327
Paraguay 160, 161
Paramaribo 175f
Parem 385
Park, Chung-Hee 47, 162, 236
Pasig 292
Pathanen 212, 261
Patriotic Burmese Forces 274

Pazifikbataillon 313, 359-361
 Pearl Harbor 8, 10, 29, 246, 249, 277, 286, 289,
 315-319, 321, 330, 343, 351, 357, 379, 388,
 390
 Pedro Martinello 165
 Pegu 417
 Peking 214, 225, 234, 297, 299
 Peleti, Samuel Paus 344f
 Penang 249, 253, 277
 Peñaranda, Enrique 164
 Pentecost 351
 Pereira, Fernando 402
 Perón, Juan Domingo 160
 Perth 369
 Peru 163
 Peta 280
 Pétaïn, Marschall Philippe 95-105, 240, 357
 Phalange Africaine 97, 201
 Phibun Songkram 7, 19, 244-247, 300
 Philippinen 10-19, 27, 137, 156, 159, 171, 173, 211,
 223, 249, 285-292, 302-304, 370, 388, 391,
 399f, 402
 Phineas, Herbert Samuel 344
 Phrayun Phamonmontri 244
 Phya Phahon 245
 Piekar, Jecheskel 43
 Pili, Fakatene
 Pinatubo 400
 Pingfan Station 232f
 Pires, Alfred 284
 Pirow, Oswald 84
 Pitcairn 396
 Pjöngjang 295
 Plugot Mahatz 205
 Platt, Jonas Mansfield 76
 Plaza de España 390
 Pohnpei 389, 392, 397
 Poiwi, Alphonse 358
 Polen 32, 37, 40, 43, 65, 93, 152, 189, 195, 203,
 208, 214, 245, 270, 356
 Pol Pot 299
 Polynesien 13, 310, 343, 355-361, 402,
 Ponape 312
 Pontso Koloko, Patience 120
 Porio, Yeo 146
 Porto Novo 99
 Port Moresby 321f, 326, 334, 377
 Port Pearce 363
 Port Suez 80

Port Vila 349f, 354f, 359
 Potsane, Simon 120
 Pridi Banomyong 247
 Prince of Wales 249
 Provence 16, 110, 361
 Prüfer, Curt 62
 Public Law 70, 301f
 Puerto Rico 162, 174
 Pusan 217f, 222

Q

Qasr-sin 116
 Quang Tri 243
 Queensland 311, 362, 364, 369, 371, 373
 Quezon, Manuel L. 29, 285, 287, 291
 Quintao, Paulo 284
 Quit India! 262

R

Rabaul 319ff, 326f, 336f, 381
 Rabin, Yitzhak 196
 Rademacher, Franz 38
 Radio Club Océanie 356
 Rahman Azzam, Abd al- 209
 Rahman, Tunku Abdul 209
 Rainbow Warrior 402
 Ramos, Benigno 288
 Ranavalona III. 103
 Rangun 246, 249, 267, 269, 271f, 274
 Rani of Jhansi Regiment 257
 Rassemblement Démocratique Africain 130
 Ravuvu, Asesela 15, 345-348
 Recham, Belkacem 92, 147
 Régiments d'Infanterie Coloniales Mixtes Séné-
 galais 94
 Reguema, Zongo 91
 Reinerová, Lenka 169
 Remeliik, Haruro 398
 Rendova 30, 340
 Renell 337
 Renn, Ludwig 170
 Repulse 249
 Rhee, Syngman 295
 Rhodesian African Rifles 66
 Ricarte, Artemio 288
 Richards, W.L. 343
 Rikardo, Lena Dehpit 392

Rio de Janeiro 14, 163, 165, 168
 Rives, Maurice 105
 Rizal 291
 Rockhampton 365
 Roh, Moo-Hyun 223
 Rokoratu, Pita 401
 Rom 55, 57, 197f, 201, 259, 361, 377, 417
 Rommel, Erwin 48, 67, 80f, 108, 190ff, 194, 205,
 260, 376
 Roosevelt, Franklin D. 103, 128, 136, 162f, 165,
 192, 248
 Rosencof, Mauricio 44
 Rossel 322
 Rote Armee 173, 194, 197, 198, 259, 295, 303
 Rothschild, Lord Lionel Walther 180
 Royal Africains 50
 Royal Air Force 139, 174, 265, 345
 Royal Commonwealth Ex-Servicemen League
 65, 113
 Royal Fiji Military Force 401
 Royal Fusiliers 180
 Royal Indian Army 261ff, 263, 267f, 272f, 301f
 Royal Military Academy 302
 Royal Papuan Constabulary 326
 Royal West African Frontier Force 49f, 66, 71,
 74, 118
 Ryan, Peter 323
 Ryckmans, Paul 136

S

Sabatino, Camilla 372
 Sabh, Ve 109
 Sabri, Hassan 191f
 Sacramento, Astrogildo 166
 Sadat, Anwar as- 191f
 Sadun 232
 Sahara 39, 43, 402
 Sahle, Amanuel 56
 Saibai 370
 Said, Nuri al- 195f
 Saidor 323
 Saipan 389f, 392-394
 Salamaua 327
 Salii, Lazarus 398
 Salomon-Inseln (Salomonen) 17f, 29-35, 56, 310,
 312, 319, 330-343-349, 351-354, 357ff, 377,
 379, 394ff
 Samarai 319

- Samid 275
 Samlawi 8, 281
 Samoa 35, 309f, 312f, 343-345, 379, 396
 Samurai 213
 Sanada 320f
 Sandbostel 176
 Sanguang 232
 Santa Fe 289
 Santa Isabel 331
 San Fernando 294
 San Francisco 304, 412
 São Paulo 165f
 Sapwuahfik Atoll 389
 Sarit Thanarat 300
 Sartre, Jean Paul 39
 Saud, Ibn 181, 186
 Saudi-Arabien 37, 181, 184, 186, 194, 202
 Saunders, Reg 31ff, 364
 Sautot, Henri 360
 Sawahlunto 282
 Sayaburi 246
 Scandariato, Gaspard 95
 Schäuble, Johann 161
 Schlesinger, James 396
 Schofield Barracks 317
 Sekongo 93
 Sembène, Ousmane 11, 112, 124, 131
 Senegal 11, 16, 50ff, 53, 72, 91-94, 99, 113, 121f, 130, 133
 Senesh, Hanna 206
 Senghor, Léopold 130
 Seni Pramot 247
 Seonchon 215
 Seoul 217-224, 295, 304
 Sergipe 165
 Seth, Anthony 74
 Sétif 102, 131
 Sexwale, Frank 128
 Shamir, Yitzhak 187
 Shan 228, 232
 Shange, Pios Mpungushe 88, 120
 Shanghai 226ff, 230, 234-237
 Shenyang 232
 Shigeto, Nagano 228
 Shijiazhuang 232
 Shimonoseki 217
 Shinozuka, Yoshio 232
 Shinto 215
 Shiroya, O.J.E. 124f
 Shoho 322
 Shonan 250
 Shortland-Inseln 330, 336
 Siam 213, 244-246
 Siamaimbo, Timothy 139
 Sidi Rezegh 80-82
 Sidun 232
 Siemsen, Peter 172
 Siem Reap 246
 Sihanouk 240, 299
 Sikaiana 341
 Silata, Walingai Patrick B. 321
 Silla, Sam 65
 Sillo, Martinus 87f
 Silué, Ditiemba, 94, 109, 111
 Silué, Nambale 106
 Silva, W.P.J. 265
 Silveira, Joel 167
 Sinclair, James 330
 Simla 265, 272
 Sine Saloum 98
 Singapur 87, 134, 211, 246, 248-259, 266, 274-280, 300, 320, 372, 383
 Singh, Mahindra Pujji 265
 Sisavang Vong 240
 Sithole, Ndabaningi 124
 Smit, D.L. 85
 Smuts, Jan Christian 50, 80-89, 120
 Soavinandriana 103, 104
 Sohn Kee-Chung 216
 Sokongo, Torna 93
 Solf, Wilhelm 48
 Sollum 376
 Solomon Islands Constabulary 334
 Solomon Islands Defence Force (SIDF) 337
 Solomon Islands Labour Corps 334-337
 Somalia 37, 49, 51, 133, 205
 Somaliland Scouts 66
 Somali Camel Corps 49
 Somme 16, 25, 362
 Sommerinsel 389
 Son Jan-To 306
 Son Kitei (Sohn Kee-Chung) 216, 241, 306
 Sondereinheit 731 7, 232, 233
 Sonderstab F 199f
 Sonko, Aja Ama 65
 Soro, Nanga, 108
 Soro, Somongo 147
 Soro, Tafolotien 12, 109f
 Sotutu, Usaia 347
 Souges 94
 South African Women's Auxiliary Services 85, 88
 South West African People's Organisation 128
 Soweto 120
 Sowjetunion 16, 38, 40, 44, 142, 163, 169, 194-197, 200, 202, 208f, 214, 226, 240, 258, 263f, 295, 303f, 399f
 Soyinka, Wole 20
 Spezialkommando Z 283f
 Spitfire 140f
 Springbok Legion 89
 Sri Lanka 16, 79, 212, 261
 SS Ash Crest 264
 SS Florence D 367
 SS Ormiston 371
 Steward-Island 341
 St. John's Ambulance Brigade 266
 St. Lucia 174
 Steer, George 63
 Steinberg, Lucien 103
 Stern Gang 188, 209
 Stevens, Paul 119
 Steward Island 341
 Strachan, Billy 174f
 Suharto 300f
 Suavana 333
 Subic Naval Base 399, 400
 Südafrika 16, 20, 39f, 49ff, 65, 67, 71-75, 80-89, 105, 119f, 125, 128, 133-136, 140, 143, 188, 214, 261f
 Südkorea 217, 223ff, 296, 304ff, 399
 Südvietnam 239, 241, 242, 298f, 304
 Sue, Nohorai 356
 Suez 55, 80, 116, 197
 Suezkanal 20, 55, 61, 67, 72, 81, 187, 192-194
 Sukarno, Achmed 279f, 281, 300
 Sukuna, Ratu 346
 Sulawesi 277
 Sumatra 248, 252, 255, 277, 279-283
 Sumprabum 272
 Sun, Ke 222, 223
 Sunapati 215, 280
 Surabaya 278
 Surinam 7, 164, 175f
 Suva 15, 345f
 Suzuki, Naomi 381
 Sy, Baba 106, 112

Sydney 310, 360, 380
 Sykes, Mark 180
 Syrien 106, 108, 148, 179ff, 190-205, 209, 263,
 360, 374

T

Tabek 254
 Tacloban 291
 Taegu 217
 Taher 91
 Tahiti 14, 310, 313, 355-361, 396, 402f
 Tai 391
 Taiwan 13, 213, 241, 248, 296f, 399
 Takarang, Harper 376
 Takoradi 72, 133
 Talukkuantan 282
 Tambacounda 139
 Tan Trung Lap 241
 Tananarive 104
 Tang Shengzhi 227
 Tanganjika 37, 49, 66, 70, 72, 75, 137f, 143
 Tanguiéta 93
 Tanna 349f, 354, 355
 Tansania 24, 35, 37, 47, 49, 63, 133, 135
 Tapioli 328
 Tarawa 378, 379, 385
 Tarlac 28, 287, 291
 Taruc, Luis 285-291, 293f
 Tatang, Juan 291
 Telukbayur 282
 Tenaru 334
 Tenno 213, 215, 334
 Teoheamoeva, Tehaamoana 361
 Teriierooiterai 360
 Tétouan 41f
 Te Ao Maohi 402, 420
 Thailand 15, 20, 23, 213, 215, 241-251, 256f, 271,
 274ff, 281, 300
 Thailand-Burma-Bahn 15, 274-276
 Thapa, Tilbahadur 267
 The Hump 264
 Thiaroye 111-113
 Thoma, Maura 385
 Thompson, Dudley 174
 Thomson, Donald 366f
 Three Rivers 173
 Thursday Island 371f
 Tianjin 225, 234

Timor 211, 223, 283f, 367
 Tinian 394, 420
 Tirailleurs Sénégalais 25, 51ff, 96, 106-110, 145
 Tobruk 71, 79-81, 86, 120, 190, 360
 Toer, Pramoedya Ananta 278-280
 Toivo Ja Toivo, Herman 128
 Tokelau 396
 Tokio 11, 213-219, 223ff, 228, 233f, 241, 245, 248-
 256, 271-274, 279, 283, 294f, 301, 304, 306,
 312, 377
 Tokugawa 213
 Toloas 389
 Tombalbaye, Francois 131
 Tonga 312, 396, 402
 Tongaka, Timothy 337
 Tongoa 349
 Torigoe 245
 Toromona, Roland 360f
 Torres Strait Battalion 373f
 Torres Strait Islanders 370-374
 Torres-Straße 370-374
 Totem Eins 401
 Totiw 385f
 Toulon 14, 110, 361
 Townsville 371
 Toye, Bakary 100
 Transjordanien 180f, 198, 202, 204, 209
 Trask, Haunani-Kay 317f, 418
 Trebak 42
 Trenker, Luis 147, 152
 Triest 377
 Trincomalee 266
 Trinidad 114, 150, 162, 174-176
 Triomphant 314, 315
 Tripolis 81, 198
 Trota 418
 Truk 385-389, 392f, 397
 Truman, Harry S. 157, 174, 296, 302
 Trumfeldor, Joseph 180
 Tschechoslowakei 40, 44, 356
 Tsingtau 312
 Tsitsi, Edwin 385f
 Tulagi 331, 337f
 Tulisaffe 294
 Tunduru 137
 Tunesien 53, 80, 97, 100, 102f, 108, 133, 141, 193,
 200ff, 360f, 374
 Tungulumanu 350
 Tunkara, Banta 67, 118

Tuo, Panafolo 94
 Tuo-Donatoho, Daouda 121, 146f
 Tuskegee 156
 Tutuba 351
 Tuvalu 378, 381, 396
 Tweed, George 391

U

Uhlenhuth, Paul 148
 Ulungura, Mathias 367
 UNESCO 143, 381
 Union Defence Force 66, 80, 85
 Union Minière de Haut-Katanga 135f
 United States Armed Forces in the Far East 286
 Upolu 344
 Urchs, Oswald 258
 Uruguay 7, 44, 140, 159, 160ff, 171ff
 US Naval Communications Station H. E. Holt 399
 USS Arizona 319
 USS Missouri 318
 U Hla Pe 275
 U Hla Tun 272
 U Nu 270f, 274, 301
 U Thet Thun 271, 274

V

Va'ad Zmani 182
 Vaitape 357
 Vanatinai 322
 Vanuatu 22, 311, 334, 343, 348-356, 396
 Vargas, Getulio 160, 165f, 168f
 Vella Lavella 30
 Venezuela 44, 135
 Verdun 54
 Versailles 35, 36, 313
 Vichy 11, 13, 19, 37, 40, 67, 69, 80, 96-112, 121,
 133ff, 141f, 148, 169, 191-201, 239, 240ff, 245,
 262f, 297, 357, 360
 Vietnam 16, 211, 240-243, 297-300, 362, 374, 400
 Viet Minh 242f, 297-299
 Vonavona-Lagune 29, 340
 Vosté, Johnny 149
 Vo Nguyen Giap 297
 Vouza, Jacob 338f, 353f, 394
 Vught 176
 Vunaitima 324

W

Waaka 376
 Wadi Halfa 116
 Waia, Saulo 370
 Waiben 371
 Waiko, John 321
 Wairosa, Isaia 346
 Walker, Kath 365
 Wallatina 401
 Wallis und Futuna 311, 343, 356f, 396
 Wandokai 324
 Wang Jingdi 232
 Wang Xuan 230, 232
 Warschau 234, 293
 Watson, Len 365
 Webb, Rene 175
 Weigelt, Kurt 38, 40
 Weizmann, Chaim 181
 Wela 389
 Wellington 79, 377
 Wendler, Ernesto 164
 Western Province 339f
 Westsahara 41f
 Westsamoa 312, 344
 Wha Chi 287
 Wiesel, Eli 150
 Wikiriwhi, Monty 376
 William, John 149, 328, 336, 341, 363
 Wilson, Woodrow 216
 Wingate, Orde 64
 Winckler, Henri 94
 Women's Royal Naval Service 266
 Wolff, Heinrich 183
 Woorabinda 369
 Wu Ziniu 228
 Wudun 232
 Wuhan 237

X

Xia, Ruirong 227f
 Xinhe 231
 Xiu, Ning 253

Y

Yacine, Kateb 131
 Yalu 296

Yamashita, Tomoyuki 254
 Yap 397f
 Yassine, Abderrahman 97
 Yasukawa, Yunosuke 245
 Yatabe, Yasukichi 245
 Yigal, Allon 209
 Young, Sir Mark 217f, 237
 Yubari 217
 Yunnan 240
 Yuwachon 244

Z

Zakari, Jamal 42
 Zamakoe 139
 Zamboanga 289
 Zijin 228
 Zion Battailon 179
 Zulficar, Samir 191
 Zypern 208

